

EVE CURIE

EINE FRAU
AN DER FRONT

STEINBERG VERLAG ZÜRICH

Originaltitel der amerikanischen Ausgabe

“JOURNEY AMONG WARRIORS”

Deutsche Übertragung von Rose Richter



Weibliche Kampfkraftersetzung – aus dem gleichnamigen Film

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1946 by Steinberg Verlag Zürich

Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

*Meiner Mutter, Marie Sklodowska Curie zugeeignet, deren
Geburtsort in Polen und deren letzte Ruhestätte in Frankreich,
beide in Feindesland lagen, als ich diese Reise zu den Soldaten
unseres Krieges unternahm.*

ERSTER TEIL

AFRIKA

1. Kapitel

NACH NIGERIA

Es war am Montag, den 10. November 1941, um fünf Uhr früh. Ich sass im Innern eines Übersee-Clippers der Pan American Airways auf dem La Guardia-Flugfeld in New York. In dem mächtigen Hydroplan brannte kein Licht. Er lag auf dem stillen Wasser wie ein verankertes Schiff. Ich war ganz allein und kauerte auf einem der Sitze, meinen Pelzmantel über den Knien. So wartete ich im Dunkel auf den Sonnenaufgang und auf den Abflug des Clippers.

Wie lange schon wollte ich diese Reise machen! Jetzt endlich war es so weit. Ich verliess für mehrere Monate New York und den Frieden von Amerika. Von diesem Montagmorgen an sollte ich, so schnell Flugzeuge, Schiffe, Eisenbahnzüge und Autos mich tragen konnten, den Schlachtfeldern dieser Erde zueilen und den Ländern, die sich in allen Weltteilen gegen die Achse erhoben hatten. Ich wusste nicht, wie weit ich würde Vordringen können und war mir klar darüber, dass ein einzelner Reisender nur einen winzigen Ausschnitt dieses weit verzweigten Konfliktes zu sehen bekommen konnte. Und doch wusste ich sehr wohl, warum ich reiste. Ich wollte den Zusammenschluss freier Menschen am Werke sehen, die sich langsam verbanden, um den grossen Freiheitskrieg dieser Welt durchzukämpfen. Ich wollte die Kampf-Mannschaft, die Anti-Achsen-Mannschaft kennen lernen und sie den Schraubstock immer fester anziehen sehen, der unseren Gegnern den Atem rauben sollte. Welches waren die wirklichen Beziehungen, welches die Bande der Solidarität, die diese vereint kämpfenden Alliierten verbanden? Und worin waren sie verschieden? Worin gingen sie auseinander? Was dachten und was sagten alle diese Kämpfer, die in unserem Lager litten und stritten... diese weissen, gelben, braunen und schwarzen Männer, die aus so vielen Lagern zusammengekommen waren? Wie sah dieses Lager der Freiheit aus, das sich vom tropischen Afrika bis nach Russland erstreckte und nach dem Fernen Osten über

Sand, Dreck und Schnee und in Hitze und Frost? All dem wollte ich auf den Grund zu kommen versuchen.

Augenblicklich zog sich eine ununterbrochene Kette von Anti-Achsen-Gebieten rund um die Erde... die einen im Kampf, die andern noch nicht. Vielleicht gelang es mir, dieser Kette entlang zu gleiten, so weit und so lautlos als möglich. Und vielleicht konnte ich dann, wenn ich von dieser Reise zurückkam, meinen Landsleuten, die in Frankreich unter deutschem Joch kämpften und litten, mit erneutem Vertrauen zuflüstern: «Ich habe an allen Fronten Millionen von Menschen gegen Hitler und seine Freunde kämpfen gesehen. Harret aus!... Wir holen euch aus dem Nazi-Kerker heraus ... Und Frankreich wird wieder auferstehen ... in einer freien Welt...»

Ich bin heute überhaupt nicht schlafen gegangen und habe die ganze Nacht auf dem Fussboden meines Hotelzimmers in Manhattan verbracht... kauern oder kniend, zwischen einer Wage und zwei Reisetaschen aus weichem Leinen. Von Zeit zu Zeit wog ich eine der Taschen ab und zog schnell ein paar Gegenstände heraus, die mir zu schwer erschienen. Von den vierundvierzig von der Panamerican gestatteten Pfunden blieben nach Abzug meiner Schreibmaschine nur mehr fünfunddreissig übrig. Und aus diesen fünfunddreissig wurden neunundzwanzig, als ich das Gewicht meiner Papiere, meiner Landkarten und des unentbehrlichen, dicken französisch-englischen Wörterbuches in Abzug brachte. Unentbehrlich deshalb, weil ich zum erstenmal im Leben Artikel direkt in englischer Sprache schreiben musste, als Kriegskorrespondentin zweier Zeitungs-Syndikate: des «Herald Tribune»- Syndikats in New York und der «Allied Newspapers» in London. Dieses Eindringen in die angelsächsische Presse, die beste Presse der Welt, war furchtbar aufregend für mich. Ich wollte auch zum erstenmal versuchen, ein Buch in englischer Sprache zu schreiben.

Neunundzwanzig Pfund... In der guten alten Zeit pflegte ich mehr Gepäck mitzunehmen, wenn ich über ein kurzes Weekend in die Normandie fuhr. Diesmal sollte ich mit neunundzwanzig Pfund mehrere Monate auskommen, in der glühenden Sonne Afrikas und Indiens und in Eis und Schnee des russischen Winters.

Ich hatte Wollstrümpfe eingepackt, Sweater, Handschuhe und Wollsachen, die ich in Moskau brauchen würde und drei Waschkleider und leichte Schuhe für die Tropen. Ausserdem

ein braunes Seidenkleid, ein Wollkostüm und Wollpantoffeln, Selbstverständlich keinen Hut: ein Netz genügte und ein als Turban gewickelter Schal. Meine Toilettegarnitur war die winzigste, die ich je besessen hatte.

Auf Wunsch des Arztes nahm ich auch eine kleine Hausapotheke mit. Ich fragte mich, was für eine Krankheit ich überhaupt noch bekommen konnte, nachdem ich eben erst gegen Typhus, Blattern, Cholera und Gelbes Fieber geimpft worden war.

Nur widerstrebend packte ich ein langes Abendkleid ein und im letzten Moment liess ich die dazugehörigen Schuhe und das passende Täschchen in New York zurück: sie waren zu schwer. Wozu überhaupt ein Abendkleid? Das einzig Wichtige – so dachte ich – waren feste Schuhe mit niedrigen Absätzen, das Whipcordkostüm und meine Schreibmaschine. Ich sollte erfahren, dass man, wenn man Schlachtfelder besuchen will, dazu unbedingt Abendkleider braucht.

Ich hatte mich in New York von niemandem verabschiedet, ausser von meinen amerikanischen Verlegern, die mir übrigens gemeinsam mit meinen englischen Verlegern das nötige Geld für diese Expedition zur Verfügung gestellt hatten... vom Direktor meiner Zeitung und von einigen nahen Freunden. Der erste Teil meiner Reise war ein Geheimnis. Ich hatte das Glück, an einem «historischen» Flug teilnehmen zu dürfen, dem ersten Clipperflug von den Vereinigten Staaten nach der Westküste Afrikas, via Brasilien und den Süd-Atlantik. Es war ein Probeflug: ohne Passagiere. Nur die Leute der Panamerican durften mitkommen und einige amerikanische Regierungsbeamte. Ich musste versprechen, in New York keiner lebenden Seele zu verraten, dass ich an diesem Flug teilnehmen würde. Erst später dann durfte ich darüber sprechen. Einer der Amerikaner, die mir den Platz auf dem Clipper verschafft hatten, sagte zu mir: «Wir bringen Sie nach Nigeria, wenn Sie wirklich hinfahren wollen, aber wenn Sie einmal dort sind, dann versuchen Sie zu vergessen, wie Sie hingekommen sind.» Ich befand mich daher etwa in der Situation eines blinden Passagiers, eines jener Menschen, auf die in allen Häfen die Polizei wartet.

Gegen vier Uhr früh hatte mich ein Taxi auf den La Guardia-Flugplatz gebracht, mitsamt meinen zwei Taschen und meiner Schreibmaschine. Meine schwersten Kleider, Sweater, Wollkostüm, mit Lammfell gefütterte Schuhe, hatte ich angezogen, um die Gepäckwage der Panamerican günstig zu stim-

men. Über den Arm trug ich – ein klassischer Trick aller Clipper-Reisenden – die drei Mäntel, die mich gegen jede Art von Klima schützen sollten: einen wasserdichten Staubmantel, einen Kamelhaarmantel und – für Russland – einen Mantel mit Zibetkatze gefüttert. Bei sehr grosser Kälte konnte ich alle drei übereinander anziehen. Das alles erwies sich später als sehr praktisch, aber im Augenblick konnte ich gar nicht lächerlicher aussehen. Ich fuhr gegen den Äquator und war für Alaska ausgerüstet.

Auf dem Flugplatz, in der Halle der Panamerican Airways (PAA.) irrten bereits etwa vierzig junge Amerikaner umher. Meine Reisegefährten: Piloten, Mechaniker und Ingenieure, welche die neue Panamerican-Linie zwischen der Goldküste und Khartum ausbauen und dem Verkehr übergeben sollten. Diese modernen, amerikanischen Pioniere, diese Pioniere mit Schwingen, suchten ihren Weg nicht in westlicher Richtung wie ihre Vorgänger im jungen Amerika. Sie drangen gegen Osten vor, um, im wahrsten Sinne des Wortes, der Freiheit neue Wege zu bahnen. Ihre Aufgabe sollte es sein, nach dem Nahen Orient, oder noch weiter, Kriegsmaterial und Flugzeuge für die englischen, russischen und chinesischen Streitkräfte zu befördern – eine ständige, lebenswichtige Verbindungslinie zwischen dem nicht kämpfenden Amerika und seinen kriegführenden Verbündeten zu schaffen und aufrecht zu erhalten.

Die vierzig jungen Leute schienen ihr grosses Abenteuer ganz unpathetisch anzusehen – auf echt amerikanische Art. Sie waren schläfrig, sie hatten Hunger, sie froren und hätten gerne so lange als möglich mit den hübschen Mädchen geplaudert, die mit auf den Flugplatz gekommen waren. Sie hatten ebensolche Angst wie ich, ihren Pass zu verlieren (einzelne waren noch nie aus Amerika herausgekommen) und fürchteten auch, dass ihr Gepäck zu schwer befunden werden könnte. Ich erkannte den singenden Dialekt der Südstaaten, Stimmen aus Texas und Kalifornien, Neuengland und dem Mittel-Westen. Diese Jungens, die aus allen Winkeln der Vereinigten Staaten hier zusammengekommen waren, flogen nach dem «Schwarzen Erdteil» ihrer Knabenbücher so ohne jegliche Erregung, als lägen Nigeria und die Goldküste an der nächsten Strassenecke.

Kurz nach fünf Uhr machte ein Beamter der Panamerican Airways mich darauf aufmerksam, dass Reporter erwartet würden und er beauftragt sei, mich sofort in den Clipper zu brin-

gen, vor allen andern Mitreisenden. Niemand von der Presse durfte mich zur Abfahrtszeit an Bord gehen sehen. Würde ich wohl so freundlich sein, bis zum Abflug im Innern des Clippers zu warten? Selbstverständlich «würde ich». Ich packte meine Sachen zusammen und ging. Wie wundervoll das alles war und wie unwirklich: das grosse Wasserflugzeug, das mich erwartete, die geschäftigen Mechaniker in ihren weissen Overalls, die metallblinkende Maschine im Scheinwerferlicht, das Dunkel, in das ich mich verkriechen konnte ... Von jetzt ab hatte ich nichts mehr zu tun als zu warten. Beim Morgenrauen wird das Flugzeug Amerika verlassen und meine Reise ihren Anfang nehmen.

Die ersten Strahlen des Tages drangen durch den Nebel. Rund und rot ging die Sonne auf. Das Wasser schimmerte rosig und silbern. Auf der Brücke, hinter den elf Männern der Besatzung in ihren schwarzen Uniformen, näherten sich die Reisenden. Sechs, zehn, zwölf Magnesiumblitze. Die Photographen machten Aufnahmen des «historischen» Abfluges. Die Reporter – meine Kollegen – zählten die sechsundfünfzig Personen, die an Bord gingen, die Mannschaft inbegriffen. Und ahnten nicht, dass es sechsundfünfzig waren plus eine Frau.

So ein Clipper ist gross. Immerhin, siebenundfünfzig Personen in einem Clipper sind eine ganze Menge: das Wasserflugzeug war gesteckt voll. Die jungen Amerikaner bemächtigten sich aller Sitze, machten es sich bequem und begannen unisono Gummi zu kauen, den der Stewart herumreichte. Sie waren sichtlich bereit, die ganze Welt zu zermalmen, wenn es darauf ankam. Einige von den Piloten und Mechanikern, anscheinend alte Kameraden, führten leise Fachgespräche. Hie und da drang ein Städtenamen an mein Ohr: Takoradi, Monrovia, Accra... Wo war Takoradi? Wo war Monrovia? Ich ahnte es bloss.

Unter uns piff lärmend das Wasser und wir flogen ab. New York, die Vereinigten Staaten versanken im kalten Nebel. Wir flogen dem Winter davon, gegen Süd-Osten. Fünf Stunden vergingen. Meine Reisegefährten schlummerten, lasen, gähnten, bewegten sich, langweilten sich, zogen ihre Röcke aus, zogen sie wieder an, dann legten sie sie endgültig ab und begannen über die Hitze zu klagen. Ihre Woll- und Gabardine-Anzüge – von meiner Wintersportausrüstung gar nicht zu reden – erwiesen sich als lächerlich unzweckmässig, je mehr wir uns den Bermuda-Inseln näherten. Ich zog meine Jacke

aus, dann einen meiner Sweater. Etwas ängstlich erkundigten wir uns beim Stewart, wann wir zu unserem Gepäck gelangen könnten, um uns umzukleiden. Er antwortete: «Morgen, in Brasilien.» Er zog die Vorhänge zu, damit wir, während wir langsam aufs ruhige Meer niedergingen, die Befestigungen der englischen Flugbasis nicht sehen konnten. Endlich öffnete sich die Türe des Clippers und wir durften an Land gehen. Die grüne Insel schmort in beklemmend weicher, feuchter Hitze. Ich betrachtete die sonnigen Hügel, die Nadelwälder, die weissen Villen, die an Ferien erinnerten und an Sommer-Trägheit. Wieso wirkte das alles nur so vertraut? Ach ja, ich wusste schon! Diese Hangars, die von Gehämmer widerhallten, diese halbnackten Mechaniker, welche getarnte Flugzeuge reparierten, diese englische, todernte Schildwache, die, Gewehr bei Fuss, die Landungsbrücke bewachte, diese Fliegerabwehr-Geschütze: das alles war ein Stück Europa. Das alles war Krieg. Fünf Stunden von New York.

Unsere Mittagsmahlzeit nahmen wir auf dem Flugplatz ein; dann stiegen wir wieder auf, und es ging weiter nach Porto Rico. Einige Amerikaner begannen Karten zu spielen. Ich erfuhr, dass nur ein kleiner Teil dieser jungen Piloten und Mechaniker dem Personal der Panamerican angehörte. Die meisten waren Militärflieger der amerikanischen Armee auf einem «sechsmonatigen Urlaub», um für eine «Privatgesellschaft» Kampfflugzeuge quer durch Afrika zu fliegen. Der Mann, der mich informierte, fügte hinzu: «Aber das muss geheim bleiben. Sie dürfen nicht vergessen: Amerika ist nicht im Krieg!»

Die beiden Funktionäre der Panamerican, die mit an Bord waren, Mr. John C. Leslie, Direktor des Atlantik-Dienstes und der Direktor – Stellvertreter und Chefingenieur Mr. Edward Mac Vitty, setzten sich zu mir. Selbstverständlich sprachen wir von der neuen afrikanischen Fluglinie. Am 18. August 1941 hatte Präsident Roosevelt kurz mitgeteilt, dass die Panamerican Airways innerhalb von neunzig Tagen in der Lage sein würden, Kriegsmaterial nach Khartum zu transportieren. Die Panamerican hielt den Termin pünktlich ein. In weniger als drei Monaten hatte sie eine Aufgabe bewältigt, die in Friedenszeiten Jahre in Anspruch genommen hätte. Es mussten zwei verschiedene Verkehrsdienste geschaffen werden: der Clipperverkehr von den Vereinigten Staaten nach Westafrika via Brasilien und der afrikanische Dienst mittels Landflugzeugen quer durch den Schwarzen Erdteil.

Ausser einem Transportdienst nach dem Sudan, den die Fluglinie zu besorgen hatte, sollte sie auch, gemeinsam mit den Engländern, Kampfflugzeuge nach dem Osten befördern.

Irgendeinmal im Herbst wurden zweihundert PAA.-Fachleute nach Afrika geschickt, denen bald weitere Techniker, Piloten und Landungsbeamte folgten. Inzwischen waren unzählige Dinge für die Ausstattung der neuen Flugbasen in USA. gekauft und verfrachtet worden. Unser augenblicklicher Probeflug, ein Vorläufer der geplanten täglichen Flüge über den Süd-Atlantik war eines der frühen Ergebnisse dieser Bemühungen. Er bedeutete einen Sieg Amerikas. John Leslie drückte es genauer aus: «Einen Sieg für das ganze Land, aber auch einen Sieg für die Privatunternehmungen. Die Panamerican Airways arbeiten wohl für die Regierung, das stimmt, sie sind aber vorläufig von ihr nicht übernommen worden. Was hier geleistet wurde, ist eine Tat Juan Trippes, und er ist mit Recht stolz darauf.»

Es war mir klar, dass, wenn man dem jungen Präsidenten der PAA., Juan Trippe, freie Hand liess, die neue Clipper-Linie kaum in Lagos und Nigeria und der afrikanische Dienst schwerlich in Khartum, Sudan, enden würde. Schon der Name unseres Clippers: «Cape-Town» wies deutlich genug darauf hin, welches die nächste Station des mächtigen fliegenden Schiffes sein mochte. Was die transafrikanische Linie anbelangte, so sollte sie später gegen Ägypten, Indien und den Malaischen Archipel ausgebaut werden, wo sie sich an die Linien der Panamerican anzuschliessen bestimmt war, welche bereits den Stillen Ozean überquerten. Mr. Mac Vitty sagte lachend zu mir: «Als Juan Trippe im Jahre 1927 die erste Linie der Panamerican Airways für den Postverkehr zwischen Key West in Florida und Havanna eröffnete, leistete sich unser Chefingenieur Andre Priester einen klassischen Ausspruch, den wir ständig zitieren: «Neunzig Meilen Wasser zu überfliegen, das ist keine Kleinigkeit!»

Ich war dem schweigsamen Juan Trippe mehrmals in New York begegnet. Dieser Mensch konnte den Gedanken einfach nicht ertragen, dass es einen Erdteil geben könnte, den die Flugzeuge der Panamerican nicht überflogen. Es war zweifellos sein Traum, die ganze Erde mit den Fäden der Panamerican zu umwinden und dann alle diese straffen Bänder hoch oben in einer flotten Kokarde zu vereinigen, so etwa wie ein Osterei. Voll Voraussicht bereitete Trippe alles für einen Welt-

krieg vor, indem er jetzt schon schuf, was ein solcher Krieg vor allem benötigte: schnelle Transportmöglichkeiten. Ich konnte mir nicht vorstellen, was ihn hätte hindern können, seine Flugzeuge sehr bald nach allen, von Amerikas Verbündeten kontrollierten Zentren der Welt zu entsenden. Ich ahnte nicht, dass während ich mich im Clipper «Cape-Town» so optimistischen Gedanken hingab, die Japaner ihre Überfälle auf Pearl Harbor, auf Wake und die Midway-Inseln vorbereiteten, die mit einem Schlage allen Handelsflügen über den Stillen Ozean ein Ende bereiten mussten.

Wir waren seit dem Morgengrauen unterwegs. Plötzlich – fast ohne Sonnenuntergang – wurde es Nacht. Unsere Körper waren müde und unsere Kleider zerdrückt. Ein Lichtviereck, das auf dem Wasser blinkte, dirigierte unser endloses Niedergehen bei San Juan, Porto Rico. Das Motorboot aus dem Hafen näherte sich unserem Clipper so vorsichtig tastend durch die dunkle Nacht, dass einer meiner Reisegeossen ziemlich laut die Bemerkung machte: «Der Pilot scheint Angst zu haben, den Anstrich zu zerkratzen.» Trotzdem wurden wir schliesslich an Land gebracht. Da waren wir nun wieder in einem friedlichen Lande, das aber immerhin hastige Anstalten für seine Verteidigung traf. Zu dieser späten Stunde konnte ich die gleichen Geräusche von Sägen und Hämmern wahrnehmen, die uns auf den Bermuda-Inseln begrüsst hatten und die ich mehr oder weniger auf allen Flugbasen wiederfinden sollte, meiner ganzen Reiseroute entlang, von den Vereinigten Staaten bis nach Burma.

Ein von einem kaffeebraunen Chauffeur gelenktes Taxi brachte Mr. Leslie, Mr. Mac Vitty und mich ins Hotel. In dem prunkvollen Speisesaal mit dem Blick aufs Meer spielte eine Jazzband einen Rumba für zwei, drei lässige Paare. Durch das offene Fenster sprühte eine brandende Welle geräuschvoll Schaum über unser Tischtuch. Nach dem Essen hatten wir gerade noch Zeit für eine Rundfahrt durch die schöne, dichtbevölkerte Stadt, in der Bildwerke Christoph Columbus darstellen und Schulen nach Lincoln benannt sind, wo die Leute nur spanisch reden, die amerikanische Flagge grüssen und von den Vereinigten Staaten als dem «Kontinent» sprechen. Auf dem Weg durch steile Gässchen, wo winzige Bäume und riesige Blumen wuchsen, kamen wir an katholischen Klöstern vorbei und an honigfarbenen Häusern mit Innenhöfen. In dem grossen, amerikanisch konventionellen Parla-

ment mit seinen weissen Säulen waren alle Fenster erleuchtet: der Senat und die Repräsentantenkammer hielten eine ausserordentliche Nachtsitzung ab. Wir konnten nicht widerstehen und gingen hinein. Aber wir verstanden nur wenig von den spanisch geführten Debatten der weiss gekleideten Senatoren. Wir konnten nur gerade entnehmen, dass es sich um Preisregulierungen handelte. Als wir zum Flughafen zurückkehrten, sasssen die PPA.-Boys bei Coca Cola auf einer Terrasse, wo es betäubend nach weissen Rosen duftete.

Um ein Uhr früh flogen wir ab und unser Clipper verwandelte sich in ein malerisches Camp zwischen Himmel und Erde. Für die allzu vielen Passagiere waren nicht genügend Schlafplätze vorhanden und die vierzig jungen Amerikaner wurden so gut es ging auf den Sitzen, unter den Sitzen, in den Gängen, im Gepäckraum und in einem der Waschräume untergebracht. Einige in Pyjamas, die andern in ihren Kleidern. Als sie um sechs Uhr früh erwachten und gähnend versuchten, sich zu rasieren, gab es ein ziemliches Durcheinander. Ich war beschämt, weil ich den Vorzug genossen hatte, in einem Bett schlafen zu dürfen.

Unsere Maschine hatte, während wir schliefen, die äusseren Verteidigungslinien des Panama-Kanals überflogen, die Antillenkette und ihren beunruhigend wunden Punkt: die von Vichy kontrollierte Insel Martinique. Nun sanken wir nach Trinidad hinab, wo die Engländer und auch die Amerikaner Flugbasen besaßen. Von oben gesehen, waren die bergigen, mit dunklen Bäumen bedeckten Inseln so schön wie etwa Maine in Nordamerika, dazu noch die Sonne, die unzähligen Vögel, der tropische Dschungel und die roten Hibiskusblüten, die Hindufrauen in ihren Saris, die uns auf unserem Weg ins Queens Park Hotel entgegenkamen . . . Nach dem Frühstück fuhren wir an einem Soldaten-Camp vorbei, vor dem amerikanische Schildwachen standen und wir entdeckten ein zweites fliegendes Schiff, das sich neben unserem Clipper auf dem stillen Wasser wiegte; es war eine englische Maschine, die eben von Nigeria angekommen war. Die beiden Flugzeuge ähnelten sich in der Form wie ein Ei dem andern, aber die Farbe war verschieden. Das unsere blitzte wie ein silberner Vogel, das andere war grün-braun getarnt. Man sah sofort, dass das eine ein Friedensflugzeug war und das andere ein Flugzeug im Krieg. Bevor wir einstiegen, überbrachte mir ein Beamter der PAA. Trinidad ein Kabel, das mir die Reser-

vierung eines Clippersitzes für nächsten Februar von Singapur nach San Francisco über den Stillen Ozean sicherte. Alles war in schönster Ordnung: so dachten wir wenigstens an jenem 11. November 1941.

Wieder der Ozean . . . dann die südamerikanische Küste und ein Meer von Bäumen: wir überflogen die Wälder von Guayana, wo die Natur viel zu mächtig und ungeheuerlich erschien, als dass der Mensch ihrer je Herr werden könnte. Keine Strassen und keine Häuser. Nur Hunderte von Kilometern Dschungel, unterbrochen von sich schlängelnden, schlammfarbenen Flüssen. Einzelne Bäume, mitten in der grünen Masse, waren dunkelrot. Einzelne hatten malvenfarbene Blüten an der Spitze. Wieder andere waren so riesengross, dass sie alle übrigen überragten wie ungeheure Kugeln. Grosse, weisse Vögel überflogen, weithin sichtbar, die endlosen Wälder. Ein Königreich der Wildnis.

Sonne, Flüsse, Vegetation, Tiere . . . sonst nichts. War es wahr . . . war es möglich, dass irgendwo drüben im Osten Menschen sich bekriegten? Ein Krieg zwischen Menschen, winzigen Menschen, war, verglichen mit dem was wir hier sahen, kaum höher zu werten als ein unangenehmer kleiner Zwischenfall. Der Urwald schien sehr wohl imstande, den ganzen Krieg einfach zu verschlingen und sich über ihm zu schliessen . . . Spurlos . . .

Wir erreichten das Delta des Amazonenstromes. Sumpfwasser durchsickerte die Wälder und überzog alles mit Moor und Moos. Ich entdeckte wilde Rinder, die über Lichtungen trabten und hier und dort vereinzelte Hütten, zu denen kein Weg zu führen schien. Ein kleiner Mann, namens Kevin Howard, Techniker der Panamerican, der mir gegenüber sass und seit früh ununterbrochen an grossen schwarzen Kalkulationsbüchern arbeitete, war von diesen Eingeborensiedlungen ungeheuer beeindruckt. Nun überflogen wir den hell-schlammfarbenen Amazonenstrom. Im Flugzeug wurde die Erregung allgemein. Der Fluss war so breit, dass der Clipper eine ganze Weile brauchte, um ihn zu überfliegen. Die Amerikaner konnten sich gar nicht fassen: «Oh boy!... ist das aber ein Fluss!...» Oder ganz einfach: «Gosh!» was völlige Sprachlosigkeit ausdrückte. Nachdem alles vorüber war, hörte ich Mr. Howard verträumt sagen: «Ja, aber wie stellen sie es nur an, sich zu verpflegen?... Ich meine die Leute dort unten, in ihren Hütten ...»

So erfuhr ich, dass Mr. Howard mit der Verproviantierung der neuen Panamerican Linie betraut war und dass seine schwarzen Bücher die Listen sämtlicher Artikel enthielten, die bisher aus den Vereinigten Staaten nach den afrikanischen Flugbasen geschickt worden waren. Howard war von seiner Aufgabe so erfüllt, dass er alles nur mehr mit den Augen des Verpflegungstechnikers zu sehen vermochte. Nun zerbrach er sich ganz ernstlich den Kopf über diese unbekanntenen und «nicht verpflegten» Bewohner der Hütten am Amazonasstrom . . . Ganz als gehörten sie mit zum wichtigsten Personal der Pan American Airways.

Wieder war es Nacht. Das Wasser glänzte im Scheinwerferlicht, als wir in Belem, im Para, der Mündung des Tocantinflusses niedergingen. Ein uraltes Segelboot zog langsam durch den gleissenden Strahl: die Silhouette einer versunkenen Welt. Wir gingen an Land und übergaben brasilianischen Beamten unsere Pässe. Wir befanden uns genau am Äquator ... in einem Dampfbad.

Es war unsere erste Nacht an Land, die einzige unserer ganzen Clipperreise. Das bedeutete eine kalte Dusche, ein weisses Kleid, ein mittelmässiges Abendessen in dem grossen Hotel, ein Glas Mineralwasser nach dem andern – ich konnte gar nicht genug bekommen – und einen Spaziergang durch die lärmende Strasse, wo Hunderte mässiger Brasilianer in weissen Anzügen auf den Terrassen sassen und den Mädchen nachschauten. Ich arbeitete die ganze Nacht in meinem Zimmer, während unter meinem Fenster eine kreischende Frauenstimme Tangos, Rumbas und alte amerikanische Foxtrottmelodien für die zahlreichen Gäste eines Nachtclubgartens sang. Der Morgen dämmerte, noch ehe ich ans Schlafengehen dachte. Um sechs Uhr früh trank ich unten im Frühstückszimmer Kaffee und ass Rühreier, Marmelade und süsse Papayas. Es waren schon viele Brasilianer da, trotz der frühen Stunde. Unter den hohen Bäumen des Platzes warteten Autos auf unsere Karawane. Es war Zeit, aufzubrechen. Werde ich je wieder hierher zurückkommen, nach Rio hinunterfahren und... endlich . . . Brasilien kennenlernen?

Unsere Gesellschaft war etwas kleiner geworden, wir hatten einige Mechaniker in Belem zurückgelassen, dafür aber sah sie viel besser aus. Denn nun waren alle mehr oder weniger im Tropendress. Wie eine Herde braver, weisser Schafe wurden wir zum Landungsplatz getrieben. Dann bestiegen wir den

Clipper und flogen über dürres, wüstenartiges Gebiet. Eine Küste wurde sichtbar: gelber Strand, blaues Meer, weisse Brandung. Das war die Spitze des südamerikanischen Dreiecks, der Afrika nächste Punkt: Natal.

Wir sanken im Kreisflug gegen den Rio Potengy hinunter. Auf seinem Ufer unterschied ich drei Flugplätze, drei getrennte Gebäudegruppen. Die alten Hangars der Air-France – die ersten, die je hier erbaut worden sind – standen leer und verlassen und vermoderten bereits. Etwas weiter weg lagen die Gebäude der Condor-Linie – brasilianische Konzession unter Nazikontrolle –, die mit ihren Junkers den Inlandverkehr besorgte. Eines ihrer Flugzeuge löste sich gerade vor unseren Augen vom Boden: Richtung Süden. Dann kam das Flugfeld der Pan American Airways.

Deutlich stieg angesichts dieser Ruine, dieses verfallenen Hangars der Air-France die ganze dramatische Situation vor mir auf. Infolge des Waffenstillstandes, infolge der temporären Abdankung Frankreichs, gehörten die französischen Fluglinien nach Südamerika mit einem Schlage der Vergangenheit an. Die jungen Franzosen, die für diese Linien gekämpft und ihr Leben gelassen hatten, waren vergebens gestorben und hatten vergebens gekämpft. Ein Franzose, Dieudonne Costes hatte als erster im Jahre 1928 mit einem Landflugzeug den Südatlantischen Ozean überflogen. Ein anderer Franzose, Jean Mermoz, eine der schönsten, romantischsten Gestalten der französischen Luftschiffahrt, hatte den gleichen Flug in einem Hydroplan gemacht. Später hatten Mermoz und seine kühnen Kameraden einen regelmässigen Luftpostdienst über den Ozean bis Chile unterhalten, auf alten Latecoere-Maschinen, deren sich heute kein Pilot bedienen würde, auch nicht für die kürzeste Reise. Im Laufe von zehn Jahren haben achtzig Franzosen, darunter Mermoz, auf der südamerikanischen Strecke ihr Leben geopfert. Alles vergebens. Die Hangars, die diese französischen Pioniere erbaut haben, vermodern nun an den Ufern des Rio Potengy.

Auf die gleiche Ursache war es zurückzuführen, dass die Vereinigten Staaten durch Vermittlung der Panamerican Airways nun diese Pionierarbeit vom Westen nach Osten noch einmal leisten mussten, von einer Basis zur andern, um eine neue Verkehrslinie nach dem Nahen Osten zu schaffen. Solange das französische Kolonialreich im Kriege war, blieb der Mittelmeerweg frei. Man brauchte keine transafrikanische

Verbindung. Meine Reisegefährten, die amerikanischen Piloten und Mechaniker, die nach den afrikanischen Sümpfen unterwegs waren, ahnten kaum, den engen Zusammenhang ihres Abenteuers mit dem Waffenstillstand in Compiögne.

Wir brachten es fertig, innerhalb einer einzigen Stunde doch etwas von Natal zu sehen: die Strassenbahnen, die mit Fahrgästen aller Farben so vollgepfropft waren, dass sie bis auf die Trittbretter hinaushingen, die Autos und die Esel, die auf den Strassen durcheinander wimmelten, die katholischen Kirchen, die kleinen Kaffeehäuser und ihre trägen Besucher, die von brasilianischen Soldaten in grünen Uniformen bewachten Baracken, die braunen, nackten Kinder, die in die Brandung tauchten, und auf den verschlafenen Flussufern die baufälligen Hütten aus Holz und Lehm, in denen die Fischer wohnten. Nach allen möglichen Formalitäten mit der brasilianischen Behörde verliessen wir die traurige Stadt, den schlammigen Fluss und den gelben Strand und nahmen Abschied von der westlichen Hemisphäre.

Ein Mechaniker der Panamerican war in Natal geblieben. Ausser der Mannschaft waren wir jetzt nur noch sechsunddreissig Passagiere, die allmählich miteinander bekannt wurden. Die amerikanischen Militärflieger «auf Urlaub» hatten strengen Schweigebefehl und machten kaum den Mund auf. Ein hoch gewachsener, leicht vorgebeugter, äusserst energischer Hauptmann C. A. Goyette schien ihr Vorgesetzter zu sein. Wohl der feinste Typus des Amerikaners, den es überhaupt gibt. Dann waren noch die beiden Administratoren der PAA. da, Mr. Leslie und Mr. Mac Vitty und die elf Mann der Besatzung unter dem Kommando eines grossen blonden Hauptmanns E. Gray. Und schliesslich die drei Herren der Civil Aeronautic Authority, die bei diesem Kontrollflug Washington repräsentierten.

Diese Männer, die wenig sprachen, waren sich zweifellos der symbolischen Bedeutung unserer Reise und deren Wichtigkeit in Bezug auf die Aussenorganisation des Krieges und die immer engere Zusammenarbeit Amerikas mit seinen im Kriege befindlichen Alliierten voll bewusst. Die Durchschnittspiloten und Techniker der PAA. hingegen, sahen in der neuen Fluglinie (und das mit Recht) hauptsächlich eine neue Etappe uer Panamerican auf dem Wege zum Monopol der Handels-transporte auf dem Luftwege um die ganze Welt. Ein junger Ingenieur von der Universität Kalifornien, mit dem ich mich

angefreundet hatte, erzählte mir, dass er diese Stellung in Afrika angenommen habe, weil sie eine «günstige Gelegenheit» sei. Was die Politik betreffe, könne er nicht verstehen, warum die Regierung der USA. sich gegen den Willen des Landes in einen Krieg mische, wo Amerika doch gar nicht bedroht sei.

Einer der Militärfieger warf brummend ein, dass die USA. Japan sofort angreifen müssten. Ironisch lachend antwortete der Ingenieur: «Krieg mit Japan? Was fällt Ihnen ein? . . . Das wäre nicht im Interesse unserer lieben Freunde, der Engländer. Die werden schon dazu schauen, dass da nichts passiert!» Einer der Administratoren der PAA., der sich auch in das Gespräch mischte, sah die Sache so: «Wir müssen den Engländern und den Russen beistehen und – krass gesprochen – die englische Flotte zu unserer eigenen Verteidigung mächtig erhalten. Das bedeutet, dass ein nicht im Kriege befindliches Amerika eine ungeheure Kriegsindustrie ins Leben rufen muss, und das ist in einer Demokratie praktisch unmöglich.» Als ich fragte: «Wenn Kriegsproduktion mit dem Friedenszustand eines Landes unvereinbar ist, was dann?» begleitete er eine hilflose Geste mit einem Seufzer: «Dann ... ja, das weiss ich nicht.»

Während all das und noch anderes mehr gesprochen wurde, überflog unser Clipper den südlichen Atlantischen Ozean. Die Nacht war mild und ereignislos. Gegen acht Uhr früh, am Donnerstag, den 13. November, versprühte der Stewart wie wild Insektentod über alle Passagiere, zum Schutz gegen Mückenstiche bei der Landung. Wir sanken auf den schlammigen Fluss von Bathurst in Britisch-Gambia hinab, nachdem wir unzählige rote Ziegeldächer überflogen hatten. Unsere erste Begegnung mit dem «wilden» Afrika war sehr zivilisiert. Englische Offiziere in khakifarbenen Shorts holten uns mit einem Motorboot ab. Alles war für unseren Empfang bereit: ein grossartiges Frühstück: Eier, Schinken, Wurst, Orangen-Marmelade, Brot, Butter und Tee, erwartete die «Amerikaner» in der Messe der RAF., einem kleinen Haus an der staubigen Strasse, wo kohlschwarze Negerboys in den Vorderräumen richtig arbeiteten, während andere Neger im sonnigen Hinterhof mit geballten Fäusten fest schliefen. Der Gedanke war richtig erschütternd, dass wir letzten Montag bei Morgengrauen noch in New York gewesen waren und heute, Donnerstag früh, unseren viermotorigen Boeing auf den stillen

Fluten eines afrikanischen Flusses schaukeln sahen, mit gehisstem Sternenbanner, mitten unter englischen Militärflugzeugen.

Wir blieben den Tag über in Bathurst. Bis auf einen Lunch mit dem Gouverneur, Sir Wilfred T. Southborn, in der Residenz, wo mich lebensgrosse Portraits des verstorbenen Königs George V. und der Königin Mary begrüßten – die ersten einer Serie ganz gleicher Portraits des Königs George V. und der Königin Mary, die ich im Laufe meiner ganzen Reise, von Gambia bis in den fernen Osten immer wieder zu sehen bekommen sollte – verbrachte ich die Zeit mit den «Free-French»-Delegierten von Bathurst, zwei jungen Leuten, Nocq und Col, die heiter und herzlich waren und überaus hilfsbereit. Sie hatten ein Bureau, einen Wagen, ein Haus, einen Koch und einen Badestrand – lauter nicht zu unterschätzende Dinge. Die Wände in ihrem Büro waren mit Plakaten und Landkarten dekoriert und mit Bildern des Generals de Gaulle und der Königin Elisabeth.

Wir fuhren im Auto bis zum Kap Saint Mary, in der Umgebung von Bathurst. Von hier konnten wir, über die schäumende Bucht hinweg, die flache Küste des von Vichy kontrollierten Kap Djinnak sehen. Ich erfuhr, dass nach dem Misserfolg der Engländer und der Gaullisten vor Dakar im September 1940, dieser angeblich schönste und geschützteste Hafen der Welt, nur hundertdreissig Kilometer von Gambia und zweitausendsiebenhundert Kilometer von der brasilianischen Küste, ständig befestigt wurde und nun ungeheuer stark sei.

Stundenlang fuhren wir über staubige Strassen zwischen Bathurst, den verschiedenen militärischen Camps und den Lehmhütten der Eingeborenen umher. Wir begegneten schwarzen Soldaten, weissen Soldaten, Negerinnen in geblühtem Kattun oder beinahe «ohne nichts», schliesslich Negern mit dem mohammedanischen Fez auf den Köpfen, in langen, blauen oder weissen Gewändern (den Bubus), alle mit aufgespannten weissen Regenschirmen. Ich gewöhnte mich an die metallische Steifheit der Palmen. Und wusste jetzt, wie ein Boabab aussieht. Ich widersprach energisch, als meine französischen Begleiter mich, wie jeden Neuling, zu überzeugen versuchten, dass Erdnüsse auf Bäumen wachsen. Am Abend bereitete der Koch der beiden Franzosen, ein Neger namens Alkali, der scheu war wie eine Gazelle, ein improvisiertes Diner für uns zu, das viel dazu beigetragen haben dürfte, Mr. Mac Vitty

und Mr Leslie von der Gerechtigkeit der französischen Sache zu überzeugen. Wir tranken sogar richtigen Rotwein, der von einem Schiffe stammte, das die Engländer kürzlich Vichy weggenommen hatten.

Um ein Uhr früh kehrten wir auf den Clipper zurück. Meine amerikanischen Reisegenossen waren nach einem langweiligen Tag sehr müde. Wir warteten lange in dem beklemmend heissen Flugzeug, ehe wir abflogen. Einige Militärfieger sprachen angeregt über ihre Trainingsmonate in Randolph-Field. Alles war wunderbar gewesen, bis auf die Disziplin: «Mein Gott, war das streng!» Einer der Piloten, der Fallschirmspringer transportiert hatte, erzählte uns faszinierende Geschichten von den verschiedenen Phasen des Trainings: «Wenn die Jungens zum erstenmal von einem Flugzeug abspringen >», sagte er, «sind sie nur darauf bedacht, alles genau so zu machen, wie sie es gelernt haben und fürchten sich gar nicht. Erst das zweite- oder drittemal packt sie manchmal die Angst... aber sie überwinden sie schnell. Wenn die Ausbildung zu Ende ist, sind sie alle an ihrem Platz und springen einer nach dem andern ab, ohne zu zögern.»

Jemand rief: «Ihr seid lange genug wach gesessen, ins Bett, Kinder!» Wir gingen alle schlafen und bald darauf flog der Clipper ab. Als ich am Freitag, den 14. November erwachte, flogen wir die afrikanische Küste entlang, immer hübsch drei Meilen vom Vichy-Gebiet entfernt. Hauptmann Gray lud mich in den grossen Kontrollraum im «obern Stockwerk» ein. Die beiden Piloten, der Radiomann, der Kontrolleur, der Steuermann, der Mann, der den Benzinverbrauch beobachtete und ein siebenter Mann, der alle Einzelheiten dieses Spezialfluges notierte, arbeiteten so ruhig, als sässen sie in einem Büro in einem New Yorker Wolkenkratzer. An der Wand fiel mir ein eingerahmter amtlicher Brief aus Washington auf, der besagte, dass dieses Flugzeug B-314 Eigentum der Regierung sei und die Panamerican die Bewilligung habe, sich seiner zu bedienen. Der Brief, der an die PAA. adressiert war, schloss mit: «Yours truly The United States of America», was soviel bedeutet wie «Hochachtungsvoll die Vereinigten Staaten».

Um vier Uhr nachmittags kamen wir nach Lagos in Nigeria. Anfangs fand ich mich in der komplizierten Topographie der Stadt nicht zurecht und konnte die Insel nicht vom Festland und die Lagune nicht vom Meer unterscheiden. In den Lagerhäusern bei den Werften ging es sehr laut und sehr lebhaft zu.

Überall waren Weisse und Schwarze an der Arbeit. Man teilte mir mit, dass in der Stadt nicht das winzigste Zimmer frei sei, selbst nicht für eine Nacht: die schwierigste Sache im «wilden Afrika» war die Wohnungsfrage.

Wir wurden bei unserer Ankunft von zwei PAA.-Leuten erwartet, Mr. John S. Yeomans, dem zweiten Direktor des afrikanischen Dienstes und dem jugoslawischen technischen Leiter George Craigher, der gemeinsam mit Franklin Gledhill die Verantwortung für den Ausbau der neuen Fluglinie auf seinen starken Schultern trug, und dem Direktor der englischen Fluglinien in Westafrika, Hauptmann Sorsbie. Ich verabschiedete mich von Mr. Leslie und Mr. Mac Vitty und von Hauptmann Gray und trennte mich vom Clipper «Cape-Town», der am nächsten Tag in Leopoldville in Belgisch-Kongo erwartet wurde. Eines der Landflugzeuge der PAA. flog in einigen Stunden nach Khartum und ich hätte es benützen können. Doch ich zog vor, stattdessen nach der Goldküste «zurückzukehren»... und mich noch ein wenig über die englisch-amerikanische Zusammenarbeit zu informieren. Ein Verwaltungsbeamter von Nigeria gab mir Unterkunft für die Nacht. Als ich mit ihm und seiner Frau bei Tisch sass, fand ich zum erstenmal neben meinem Trinkglas die obligate Fünfgrammtablette Chinin (gegen Malaria).

In dem grossen stillen Wohnzimmer drehten wir das Radio an, während draussen im Garten wie toll die Grillen zirpten. Als der Ansager meldete: «Hier spricht London . . .», vergrub die Hausfrau, die tagsüber im Chiffrierungsbureau arbeitete, ihren Kopf in beiden Händen, um konzentrierter zuhören zu können. Die «Ark-Royal» war versenkt worden, die Russen hielten sich an allen Fronten, der Neutralitäts-Akt war in Washington abgeändert worden, und in amerikanischen Fabriken, die Kriegsmaterial erzeugten, wurde wieder einmal gestreikt.

Ich zog mich bald in das Holzhäuschen im Garten zurück, in dem ich untergebracht worden war und wusch zwei Stunden lang meine Strümpfe, meine Wäsche und meine weissen Kleider, die der barfüssige Negerboy am Morgen plätten sollte. Am nächsten Tag, Samstag den 15. November, fuhr ich mit Hauptmann Sorsbie zum Flugplatz und sah unterwegs noch etwas von der Stadt. Die Eingeborenen gehörten einer weit edleren Rasse an als die von Bathurst: sie waren grösser, weniger verschlafen und ebenso schwarz. Auf den Strassen regelten schwarze Polizisten in herrlichen marineblau-weissen

Uniformen den Verkehr. Am Telegraphenamte arbeiteten schwarze Beamte und Herden von schwarzen Arbeitern füllten die Dampfer, welche den Hafverkehr zu den Docks jenseits der Lagune besorgten. Die Frauen der Eingeborenen trugen bunte Kattune um den Körper gewackelt, die Schultern blieben frei und derselbe Kattun bildete einen dicken Turban, mit einer Schleife vorn über der Stirne. Das meist blaue Material hob sich in der strahlenden Sonne wunderbar vom Grün der Palmen und von der dunklen Haut der Frauen ab.

Ich schaute in zwei, drei der Läden, wo es eine Menge zu kaufen gab, aber nichts, was man wirklich brauchen konnte. Dabei stiess ich auf die drei Regierungsbeamten aus Washington, die stolz eben erstandene Kissen und Taschen in einheimischer Lederarbeit nach Hause trugen. Auch meine anderen Reisegefährten, die Piloten und Mechaniker, denen ich auf dem Flugplatz begegnete, alle bereits in PAA.-Uniformen mit «Panamerican-Africa Limited» auf die sandfarbenen Hemden gestickt, waren mit «Andenken» beladen und spielten mit «Kannibalen»-Messern in Lederhülsen.

Während wir Orangensaft schlürften, landete ein PAA.-Douglas DC-3, von Amerikanern gelenkt, auf dem Flugfeld. Wir kletterten rasch hinein. Er kam aus Khartum und beförderte einige englische Flieger, die Kriegsflugzeuge nach Ägypten gebracht hatten, zurück an die Goldküste. So nahm die englisch-amerikanische Zusammenarbeit zufällig dicht vor meinen Augen sichtbare Gestalt an.

Mir standen im Ganzen zwei Tage für die Goldküste zur Verfügung. Die erste Station war ein Hafen «irgendwo in Afrika», wohin die in England und in Amerika gebauten Flugzeuge geschickt wurden, um dort zusammengestellt und ausprobiert zu werden. Es berührte mich ungeheuer, als ich die gleichen Eingeborenen, die mit solcher Grazie ihre schlanken Mahagoni-Kanoes durch die Brandung bugsierten, Kisten und Kisten mit modernen todbringenden Maschinen ausladen sah. Alle diese Kontraste waren sehr aufregend. Ich hatte Gelegenheit, am gleichen Abend gepflegte englische Häuser, primitive Negerhütten, Militärcamps und Flughangars zu sehen, das nette Speisezimmer eines englischen Fliegerkommandanten, das Landhaus der PAA.-Amerikaner, wo ein Grammophon Tanzmusik aus Texas spielte und die abgegrenzten Baracken, wo fünfundsiebzig polnische Flieger untergebracht waren, die den Transport der Flugzeuge quer durch

Afrika zu besorgen hatten. Als die Engländer mich mit den Landsleuten meiner Mutter in ihrer Sprache reden hörten, fragten sie mich, ob ich vielleicht wisse, wie man einen Polen davon abhalten könne, doppelt so schwer zu arbeiten, als seine Gesundheit es gestatte. Anscheinend vertrugen die Polen die Ruhe nicht, selbst wenn das Malariafieber sie schüttelte, und waren zu jeder Tages- und Nachtzeit zu einem neuen Flug quer durch Afrika bereit.

Langsam machte ich mir ein Bild von dem Kampf, den die Engländer und die Amerikaner in diesen sonnigen afrikanischen Sümpfen durchzukämpfen hatten, um die Kriegsflugzeuge so rasch als möglich nach den Fronten im Nahen Osten und in Russland zu befördern. Im Juli 1940 hatten die Engländer mit der Offensive begonnen. Gleich nach dem Falle Frankreichs wurden schnell achtzehn englische Flieger als erster Grundstock nach der Goldküste gebracht und sechshundert Neger hatten mit dem Bau der Werkstätten begonnen, wo RAF-Mechaniker in kürzester Zeit die ersten Schiffsladungen englischer und amerikanischer Maschinen zusammenzustellen vermochten. Heute, im Jahre 1941, war der Transport durch Afrika bereits eine anglo-amerikanische Angelegenheit. Der englische Anteil schloss Frachtschiffe, Kriegsschiffe, die RAF. und British Overseas Airway Corporation ein, die seit 1936 eine Luftlinie von Lagos nach Khartum auf Haviland-Doppeldeckern in Betrieb erhalten hatte und jetzt amerikanische Lockheeds verwendete. Die Amerikaner sorgten für Handelsschiffe und brachten den neuen PAA.-Afrika-Dienst. Von jetzt ab gingen bereits drei amerikanische und englische Transportflugzeuge wöchentlich nach beiden Richtungen von Khartum nach der Goldküste und zurück. Ab 15. Januar 1942 hoffte die PAA. auf der gleichen Strecke täglich zwei Flugzeuge in Betrieb erhalten zu können.

Ein polnischer Offizier, Gruppenhauptmann Izicki, schilderte mir, wie die Engländer und die Polen Kriegsflugzeuge in Konvois über Dschungel und Wüste transportiert hatten, nachdem die Maschinen zusammengesetzt und ausprobiert worden waren. Ein Bomber mit einem Piloten und einem Steuermann übernahm die Führung. Die andern Flugzeuge (Hurricanes und amerikanische Kampfflugzeuge), folgten ihnen einfach wie eine lärmende Schafherde dem Leithammel, ohne sich um die Richtung zu kümmern. Für diese Überlandflüge nahmen die Kampfflugzeuge Extra-Benzinreserven mit, um die manch-

mal achthundert Kilometer langen Etappen durchhalten zu können.

Ich verbrachte die Nacht im RAF.-Hospital – dem einzigen Haus, in dem ein Bett aufzutreiben war – und am nächsten Tag flog ich an einen andern Ort «irgendwo in Afrika», der aber ebenso gut «irgendwo in Amerika» hätte sein können, so amerikanisch wirkte er bereits: es war die PAA.-Flugbasis in Accra. Das Flugfeld und das Wohnviertel lagen einige Meilen vom Meere entfernt. Die Sonne, der Himmel, die rote Erde, der Wind und die Einsamkeit erinnerten mich an die verlassenen Gegenden von Texas. Und ich hörte auch viele warme Stimmen aus Texas in dem Gewimmel von zweihundertfünfzig jungen Amerikanern, die jetzt in dieser monotonen Hitze lebten. Der Leiter des Flugfeldes, der mich herumführte und mir die Hangars zeigte, hatte auch an der Universität Texas studiert. US.-Mechaniker reparierten einen der vier PAA.-Douglas-Apparate, die jetzt in Betrieb waren. Er zeigte mir die Lager Räume, in denen Reserve teile aus kalifornischen Fabriken sich anzuheufen begannen. Diese Gebäude gehörten zu einem englischen Zivil-Flugfeld, früher in Benützung der «British Overseas», das aber jetzt von der PAA. übernommen worden war. Einige Meter weiter bauten die Amerikaner am Hauptquartier ihres Afrikadienstes, ihrer wichtigsten Basis auf der ganzen transkontinentalen Strecke.

Ich war die erste weisse Frau, die dieses amerikanische «Camp» besuchte. Ich verbrachte dort einen wundervollen Tag mit John Yeomans, George Craigher und meinem Clippergenossen Kevin Howard, dem Verpflegungsmann, der für alle über Afrika verstreuten Flieger auf zwölf verschiedenen Flugbasen den Haushalt zu besorgen hatte. Die zwanzig niedrigen, grauen Gebäude, aus «sandcrete» (einer Mischung aus Beton und ungewaschenem Meersand) wurden im Laufe der letzten vier Monate mit Hilfe von eingeborenen Arbeitern von der nigerischen Behörde für die PAA. erbaut. Sie fassten dreihundert Menschen. «Aber das ist erst der Anfang», sagte Mr. Yeomans. «Wir werden bald vierzig Häuser haben oder mehr und sieben- bis achthundert Leute.»

Es war Sonntag. Obzwar die Arbeit im Camp nicht unterbrochen wurde, lag doch etwas Feiertägliches in der Luft. Die Amerikaner, die zu zweit oder zu dritt in kleinen Zimmern mit vergitterten Veranden wohnten, hatten ihr Bettzeug und ihre Kleider in Koffern herausgetragen und in der Sonne ausgebrei-

tet, um die Feuchtigkeit herauszubekommen. Ein schwarzer Friseur, der im Freien arbeitete, bediente langsam die endlose Schlange von halbnackten PAA.-Boys, die warteten, bis die Reihe an sie kam. Hämmer und Sägen und kohlschwarze Arbeiter mit dicken Lippen, deren «Mammies» sich in einer Art Zigeunerlager zusammenfanden, wo sie für ihre Männer auf Holzfeuern Reis kochten, waren an der Arbeit. In den Lagerhäusern waren hundertfünfundsiebzig Neger fest angestellt.

Mein Freund Mr. Howard zeigte mir stolz die Vorräte in den Magazinen, von denen wir im Clipper gesprochen hatten. Die Pan American Railways waren von der Voraussetzung ausgegangen, dass in Afrika überhaupt nichts zu haben war – kein Nagel, kein Stück Holz, kein Huhn, kein Pfund Mehl. Diese kostspielige Theorie, die später dann revidiert wurde, hatte in den USA. Leute wie Kevin Howard in einen Kauftaumel versetzt. Bisher waren drei überfüllte Frachtdampfer der Barter-Line angekommen, und was ich in diesem Camp zu sehen bekam, war nur ein kleiner Teil der Vorräte. Allerdings war das Quantum und die Mannigfaltigkeit der benötigten Gegenstände ungeheuerlich. Überall, wo die PAA. sich nicht bereits bestehender englischer Flugplätze bediente, mussten vollkommen neue Basen errichtet werden, mitten unter Palmen, Sümpfen und von Moskitos, Ameisen und Termiten verseuchtem Gebüsch. Das hiess Wege bahnen, Elektrizitätswerke, Radiostationen, Hangars, Werkstätten, Wohnbaracken und Lagerräume bauen; Wasser bohren, kanalisieren und filtrieren. Haushaltsgegenstände mussten aus Amerika geschickt werden: Röhren, Eisenwaren, Bretter, Betten, Wäsche – mehr als siebenhundert Artikel für die Wohnhäuser allein. Selbstverständlich Lastwagen und Benzin. Dann marschierten die elektrischen Küchen, Geschirrwaschmaschinen, Wasch- und Plättmaschinen und Kühlschränke auf. Und endlich die Lebensmittel: Mr. Howard hatte eine Serie von Standard-Menüs aufgestellt, für einen ganzen Monat, die von den Köchen je nach Bedarf durch Austausch variiert werden konnten. In den nächsten Monaten beabsichtigte der afrikanische Dienst 5'000 Kilogramm Kartoffeln, 18'000 Kilogramm Rindfleisch, 6'500 Kilogramm Butter, 19'000 Kilogramm Mehl zu konsumieren, abgesehen von tausend anderen Sachen. Das war Pionierarbeit – ja – aber Pionierarbeit 1941, mit Radios und elektrischen Kühlschränken: Stromlinie auch hier!

Von Mr. Howard geführt, wanderte ich durch die Lagerhäuser wo ich Hunderte von Tropenbetten und Matratzen zu sehen bekam, ganze Wände von Zigarettenkisten verschiedener Sorten, Pyramiden von Fleisch in Tonnen, Kisten mit Büchsengemüse, Bier, Zucker, Trockenmilch und Kaffee. Das alles machte mich sehr hungrig. Und kurz darauf sassen wir auch bereits im Cafeteria-Gebäude mit etwa zweihundertfünfzig PAA.-Boys bei Tisch. Die Atmosphäre war etwa die einer amerikanischen Universitäts-Mensa. Zwei freundliche junge Leute verstärkten noch dieses Gefühl, als sie zu meinem Tisch kamen, um mich zu begrüßen und mir zu erzählen, dass sie in Amerika meinen Vortrag über Radium gehört hätten.

Während des ausgezeichneten Mittagessens sprachen sich John Yeomans und George Craigher einigen Kummer vom Herzen. Beide waren Arbeitsfanatiker. Ich habe noch niemals Menschen gesehen, die von ihrer Aufgabe derart besessen gewesen wären und so ausser sich über die Schwierigkeiten, die sich ihnen in den Weg stellten. Yeomans, ein Neu-Engländer, sprach ruhig und eher gelassen, aber Craigher, ein grauhaariger Jugoslawe mit einem viereckigen Kinn, brennend schwarzen Augen und buschigen Brauen drückte seine Ansichten etwas explosiver aus. So verschieden diese Männer auch waren, sie hatten beide nur den einen Gedanken; fertig zu werden, so rasch und so tadellos wie nur möglich.

«Aber sehen Sie, da passiert dann Folgendes», sagte Yeomans: «Ich brauche zwanzig Transportflugzeuge für den Afrika-dienst. Und wieviele, glauben Sie, habe ich bis jetzt bekommen? ... Vier. Eines davon ist augenblicklich in Reparatur: macht drei. Sie würden zumindest annehmen, dass es sich um drei gleiche Flugzeuge handelt. Weit gefehlt! Man hat mir vier ganz verschiedene Typen geschickt, die irgendwo auf privaten Flugplätzen aufgelesen worden sind, so dass das Problem der Reserveteile völlig unlösbar wird. Sagen Sie mir, haben sie dort (damit meinte er Washington) überhaupt eine Ahnung, dass hier Krieg ist?»

Und ungeduldig fügte er hinzu: «Wir tun viel zu wenig, viel, viel zu wenig, um diesen Leuten zu helfen!»

«Mit diesen Leuten», meinte er die Engländer. Yeomans war nicht so sehr von der amerikanischen Aussenpolitik besessen als von rein praktischen Fragen: vor allem von der Arbeit, die geleistet werden musste. Er sah die Sache so: wenn die PAA. den Engländern den Transport durch Afrika abneh-

men konnte, die regelmässigen Flüge und die Lieferung der Kriegsflugzeuge, dann konnten die Engländer ihre Flugzeuge und ihre Flieger näher an die Front rücken. Und dazu war er da und wollte so lange in der afrikanischen Sonne rösten und schwitzen, bis er sein Ziel erreicht hatte. Weder er, noch die Männer um ihn herum zeigten besonderes Interesse an den politischen, ja selbst an den militärischen Ereignissen. Wichtig war einzig die Arbeit in diesem amerikanischen Camp. Man sprach beinahe überhaupt nicht vom Krieg. Zeitungsüberschriften riefen keinerlei Aufregungen hervor, ausser wenn sie die amerikanische Produktion betrafen. Ich will lieber nicht beschreiben, was für Explosionen ein Streik in einem US.-Flugzeugwerk in diesem Camp der Goldküste hervorrief, wo es von amerikanischen Fliegern wimmelte, die es nicht erwarten konnten zu fliegen und nicht genügend Maschinen hatten.

In Begleitung von John Yeomans besuchte ich den wichtigsten Mann auf Hunderte von Meilen im Umkreis: Brigadier W. H. A. Bishop, Befehlshaber der Britisch-Westafrikanischen Streitkräfte. Während der Stunde, die wir zu dritt im Hauptquartier verbrachten, hatte ich das Gefühl – das ich später bei gleichen Gelegenheiten oft bitter vermisste – mit einem sehr feinen Engländer und einem sehr feinen Amerikaner zusammen zu sein und sie wunderbar Zusammenarbeiten zu sehen. Bishop war ein noch junger Mann mit einem interessanten, scharf geschnittenen Gesicht und freundlichen blauen Augen. Zurzeit des französischen Zusammenbruchs war er Sekretär im Londoner Kriegskabinett. Im Februar 1941 wurde er an die afrikanische Westküste geschickt, um die Verteidigung der verschiedenen englischen Kolonien zu organisieren. Bataillone seiner westafrikanischen Negersoldaten exerzierten in den zahlreichen Camps an der Goldküste und in Nigeria. Einzelne hatten sich bereits im äthiopischen Feldzug bewährt.

Die PAA.-Leute bauten nun unter dem Schutze von General Bishops Truppen ihre transafrikanische Fluglinie auf langen Strecken, die fast durchwegs zum britischen Imperium gehören. Wenn ich auch nicht besonders «imperialistisch» orientiert bin und «britisch-imperialistisch» schon gar nicht, so konnte ich doch ermessen, was für einen Unterschied es im Ernstfälle in diesem Teil der Welt bedeutete, wenn man es mit einem befreundeten Land zu tun hatte und nicht mit einem feindlichen oder neutralen. Ich hätte mich gerne darüber mit einigen meiner «anti-imperialistischen» amerikanischen

Freunden ausgesprochen, ihnen gerne gesagt, dass der Tag kommen kann, wo die Amerikaner nur allzu froh sein werden, Millionen von Quadratkilometern englischen Imperiums zur Verfügung zu haben, um dort, auf englischem Boden, für die Freiheit, ja für die Existenz der Vereinigten Staaten kämpfen zu können.

Das waren an jenem 15. November 1941 allerdings nur meine persönlichen Betrachtungen, denn General Bishop erwähnte mit keinem Wort die Möglichkeit, dass Amerika in den Krieg eintreten könnte oder sollte. Er stellte keine einzige derartige Frage an mich, obzwar er wusste, dass ich geradeswegs von New York kam; nur einmal erwähnte er ganz kurz, dass die «Anwesenheit von Amerikanern in Afrika, selbst wenn die USA. dem Kriege fern blieben, Engländer und Amerikaner einander näher bringen müsste, was für die Zukunft von grossem Wert wäre.»

Diese an sich banale Feststellung wurde dadurch bemerkenswert, dass der General wirklich meinte, was er sagte.

So vorsichtig der General politische Themen berührte, so gesprächig wurde er, wenn er von militärischer Ausrüstung, Flugzeugen und Waffen sprach. Er hatte England in seiner ärgsten Zeit gesehen, im Augenblick der grössten Knappheit: nicht genügend Tanks, nicht genügend Flugabwehrkanonen, nicht genügend Munition, nicht genügend Uniformen. Er hatte das Problem von allen Gesichtspunkten aus studiert: erst in den Ministerien in London, und dann in den verlassenen Sümpfen Afrikas. Er sagte:

«Es ist arg genug, wenn man in einem Büro in London sitzen muss, zweierlei Listen vor sich: eine Liste des greifbaren Ausrüstungsmaterials und eine Liste des vom Heer angeforderten; und wenn man diese Listen kühl vergleichen und entscheiden muss, welche Artikel bei der Verteilung ‚vergessen‘ werden müssen. Aber noch viel ärger ist es, wenn man – so wie ich jetzt – mit den Männern Zusammenleben muss, die bei der Verteilung zu kurz gekommen sind. Wir haben junge Burschen hier, die an entfernten Posten stationiert sind, weit draussen im Busch. Dort müssen sie wochenlang bleiben. Für sie bedeutet die Ankunft moderner Ausrüstungsgegenstände, besonders wenn sie den Stempel ‚Made in USA.‘ tragen, ungeheuer viel. Sie gibt ihnen neuen Mut und den Glauben, dass unser Camp endlich nachholt, was seit 1939 so grausam verabsäumt wurde. Anständige Waffen, anständige Ausrüstung

bedeuten für ein Land im Krieg nicht Kraft allein. Sie sind auch die Vorbedingung für gute Stimmung in der Armee.»

Wir sprachen von den schrecklichen Tagen im Juni 1940, wo England buchstäblich mit leeren Händen kämpfte und in denen die Stimmung doch nicht versagte. General Bishop beschrieb uns eine Sitzung des Kriegskabinetts, derer beigewohnt hatte und an der Winston Churchill, der gerade aus Tours zurückgekehrt war, den bestürzten Ministern mitteilte, dass Frankreich im Begriffe sei, Hitler um einen Waffenstillstand zu bitten. Der Premier schilderte die Situation in den schwärzesten Farben. Militärisch wie politisch schien die Zukunft so düster wie noch nie. Und als er fertig war, schloss er mit leiser, fester Stimme: «Nun stehen wir Deutschland ganz isoliert gegenüber. Wir sind allein.» Totenstille folgte. Ich werde diesen Augenblick nie vergessen. Dann warf Churchill stolz den Kopf zurück und sah uns herausfordernd an: «So etwas wirkt belebend», sagte er.

Wir konnten nur wenig dazu bemerken, Yeomans und ich: er ein Amerikaner, ich eine Französin. Vielleicht beneideten wir diesen Offizier, der eine solche Geschichte von einem seiner Landsleute und von seinem Vaterland erzählen konnte.

Das Gespräch ging auf praktische Fragen über. Yeomans und Bishop einigten sich über verschiedenes Material, welches sich die Amerikaner der PAA. für einige Zeit von den Engländern ausborgen wollten und über Lastautos, welche die Engländer zeitweise von den Amerikanern zu entleihen wünschten. Dann verabschiedeten wir uns und fuhren zum Flugplatz.

Hauptmann Goyette, mein Reisegefährte vom Clipper, lenkte den Douglas DC, der uns nach Lagos zurückbrachte. Ich setzte mich neben ihn auf den Platz des zweiten Piloten. Eine Weile liess er mich die Maschine bedienen – wobei er selbstverständlich die Kontrolle nicht eine Sekunde verlor. Alles schien plötzlich so unwirklich: der Wunsch nach Afrika zu fahren und nun wirklich dort zu sein, die Möglichkeit die Goldküste zu besuchen, nur sechs Tage nach meiner Abreise von New York und nun der Versuch – der blosser Versuch – an der Küste von Dahomey ein Flugzeug allein zu lenken, die strahlende Sonne im Gesicht.

II. Kapitel

VIELE KILOMETER... NICHTS

Da das Flugzeug nach Khartum erst am nächsten Morgen abging, bot Hauptmann Sorsbie, der Leiter der «British Overseas in Africa», mir für die Nacht seine Gastfreundschaft an. Was aber keineswegs eine Ruhepause bedeutete. Ich kam langsam darauf, dass meine Tageseinteilung doch eine recht gedrängte war: die Reisen Tag und Nacht, die Untersuchungen, die ich anzustellen hatte, Besuche bei allen möglichen Leuten, das Schreiben von Artikeln, die dann in mehreren Exemplaren getippt werden mussten, der Kampf mit der Zensur, die Vorbereitungen für die Weiterreise, die Notizen für das Buch, das doch einmal geschrieben werden musste, dazu das Aus- und Einpacken, Wäschewaschen, Schuheputzen usw., das alles war ein Programm, das mit der Tatsache, dass die Tage nur aus vierundzwanzig Stunden bestanden, einfach unvereinbar schien. Ja, nicht einmal vierundzwanzig Stunden, denn da ich ständig der Sonne entgegenreiste, musste ich meine Uhr täglich vorrücken.

Meine Pläne waren darauf aufgebaut, so schnell als möglich vorwärts zu kommen. Was ich in den verschiedenen Ländern zu sehen bekam, konnte auf diese Weise zwar nur oberflächlich sein, aber doch möglichst «gleichzeitig». Ich wusste, dass Kriegskorrespondenten gewöhnlich anders zu arbeiten pflegten. Meist wies man einem Journalisten ein bestimmtes Gebiet zu, innerhalb dessen er alle Ereignisse genau zu verfolgen und zu beobachten hatte. Wenn so ein Reporter auch an manchen Tagen furchtbar gehetzt arbeiten musste, so glich sich sein sonstiges Leben doch mehr oder minder den Kriegereignissen dieses Sektors an und er war nicht Sklave einer starren Tageseinteilung. Was nun mich betraf, so gab es bei dem Tempo, mit dem ich reiste, nur eine Möglichkeit, mit meiner Arbeit fertig zu werden: ich musste bei Nacht arbeiten. Und das war bei dem ganz besonderen Klima, dessen Lagos sich erfreut, keine Kleinigkeit. Einen Grossteil meiner Energie musste ich

darauf verschwenden, der Sonne, der Hitze und der erschöpfenden Feuchtigkeit der Luft zu trotzen und mich gegen die Bisse der Moskitos und sonstigen Fliegen zu wehren.

Die Fliegen – winzig klein und zu Dutzenden – waren in jener Nacht in Lagos, während ich in der drückenden Schwüle meine Schreibmaschine bearbeitete, in der Offensive. Das schrille Grillengezirpe im Garten begleitete eintönig mein Tippen. Und auch das Summen des grossen Ventilators an der Zimmerdecke, den ich von Zeit zu Zeit abzustellen versuchte, weil er meine Papiere weg wehte. Aber ich musste ihn gleich wieder andrehen, um nicht zu ersticken. Gegen morgen wurde es endlich ein wenig kühler. Ich hörte Hufschläge und schaute hinaus. Hauptmann Sorsbie machte mit seiner Frau einen Morgenritt, bevor es heiss wurde und seine Arbeit begann. Als ich sie zurückkommen hörte, merkte ich, dass es schon sehr spät war. Es blieb mir vor Abgang des Flugzeuges gerade noch Zeit zu baden, zu packen, Abschied zu nehmen und zum Telegraphenamt zu eilen.

Ich hatte den Amerikanern «Auf Wiedersehen» gesagt: denn von jetzt an war auf meiner Afrikareise alles englisch: die Fluglinie (BOAC.), die Piloten, die Passagiere und – das Land. Nur unsere Maschine war noch amerikanisches Fabrikat. Es war recht eng in dem Lockheed Lodestar: zahlreiche Bündel und Reisetaschen türmten sich auf einigen der Sitze. Ein englischer Major, der neu ernannte Gouverneur von Zypern, Mr. C. C. Woolley, zwei Photographen der englischen Flotte und vier oder fünf andere Männer in Uniform waren meine Reisegefährten. Jeder tat in diesem Flugzeug, was ihm beliebte: nun gab es keine Stewarts mehr, die einem gesagt hätten, wann man die Sicherheitsgürtel umzunehmen hatte und die einem Kaugummi angeboten hätten. Sogar der Pilot, ein ungewöhnlich grosser und magerer Hauptmann Krauss, der auf sein blondes, keck nach oben gezwirbeltes Schnurrbärtchen sehr stolz schien, tat sich keinen Zwang an: er unterrichtete einen andern Engländer im Fliegen und der Erfolg war eine Reihe von Luftsprüngen und Stürzen, die von allen übrigen Passagieren ganz selbstverständlich hingenommen wurden.

Trotz der Fluglektion vorne am Steuer, die gute Resultate zu zeitigen schien, erreichten wir glücklich Kaduna, wo uns trockene Hitze empfing und gleissende Sonne, die den Augen weh tat. In dem kleinen BOAC.-Büro arbeiteten schwarze

Beamte. Es war mit Kisten und Körben vollgestopft, die auf die Beförderung tiefer ins Innere des Landes warteten. Es war eine richtige Transportlinie, wo Passagiere wie ich eher als lästig empfunden wurden. Bei diesen Flügen gegen Osten waren die Körbe das einzig Wichtige, weil sie Flugzeugbestandteile enthielten. Auf dem Rückweg gegen Westen war es Aufgabe der Fluglinie, die RAF.-Piloten, welche Jagdflugzeuge nach Ägypten gebracht hatten, an die atlantische Küste zurückzubefördern. Einer der Körbe, die in Kaduna warteten (und die wir dann auch mitnahmen), war an die «Free French» in Fort Lamy im Tschadgebiet adressiert. Ich bemerkte zum erstenmal, wie gut gewählt das Lothringerkreuz als französisches Zeichen war; nicht nur als Symbol, sondern aus rein praktischen Gründen: jeder Negerjunge konnte einen Pinsel nehmen, ihn in Farbe tauchen, auf so einen Korb ein christliches Kreuz malen, einen zweiten Querstrich hinzufügen, und das war alles: von dem Moment an gehörte das Gepäckstück de Gaulle.

Der Resident von Kaduna war auf dem Flugplatz erschienen, um seinen Kollegen im Zivildienst, Mr. Woolley, zu begrüßen. Plötzlich fühlte ich mich schrecklich einsam, mitten unter all den Engländern. Der Rahmen englischen Lebens ist ungeheuer weit – beinahe weltumfassend. Wo immer es sei, kann ein Engländer anderen Engländern begegnen, die seine Gedanken und seine Gewohnheiten und vielleicht selbst seine Vorurteile mit ihm teilen, die mit der gleichen ungewollten Affektation die gleiche Sprache sprechen, und überdies höchstwahrscheinlich auch einen seiner Vettern oder Schwäger kennen. Weder die Franzosen, noch selbst die Amerikaner verfügen über ein so ausgebreitetes Netz von hilfsbereiten Landsleuten. Ihre Einsamkeit beginnt meist im Augenblick, wo sie ihr Land verlassen oder noch ärger: wenn sie innerhalb ihres Landes den bestimmten Kreis verlassen, dem sie angehören.

Nach einer ermüdenden Nacht schlief ich im Flugzeug ein und erwachte erst, als wir die mauerumgürtete Stadt Kano erreichten, eine der ältesten, echt afrikanischen Städte des Kontinents. Oben in der Luft war es sehr kalt gewesen; als wir landeten, erwartete uns wieder die Hitze und ein leichter Harmattan, der Kehle und Lippen ausdörte. Der freundliche Resident, Mr. I. R. Patterson, der zwanzig Jahre in den Kolonien gearbeitet hatte und die Eingeborensprachen gut beherrschte, lud Mr. Woolley und mich in sein Haus ein. Sein

altes Auto brachte uns in die Stadt, quer durch gepflegte Maisfelder, auf denen sich bereits Schober türmten.

Es war gerade Markttag. Auf der Strasse wimmelte es von kleinen Eselchen, die Säcke voll Erdnüsse schleppten. Die Autobusse und Lastwagen der einheimischen Händler, die gekommen waren, um Nüsse einzukaufen, standen gedrängt auf einem Platz beisammen. Wir bahnten uns langsam den Weg, mitten durch die Menge schwarzer Mohammedaner in weissen Gewändern und flachen Fezs, schwarzer Frauen, die in herrliche selbstgewebte blaue Stoffe gehüllt waren und staubiger, nackter kleiner Negerkinder mit schimmernden Augen, die sich zusammenrotteten und uns stumm anstarrten, wo immer wir gerade halt machten. Die tiefroten Lehmhäuser der Eingeborenenstadt, die aus dem XV. Jahrhundert stammt, gemahnten in ihrem malerischen Zauber so sehr an afrikanische Legenden, dass es schwer war, sie für wirklich zu halten. An allen Ecken und Winkeln der Dächer ragten scharfe Spitzen gen Himmel und kompliziertes Schnitzwerk zierte die Türen. Alles war rauh, wild und kraftvoll . . . mit einem Wort: wundervoll. Nichtsdestoweniger war das grösste Ereignis innerhalb dieser altertümlichen «Dekoration» ein Fliegertag gewesen, an dem die RAF. akrobatische Kunststücke zum besten gegeben hatte. Die Eingeborenen betrachteten diese Darbietung als das aufregendste Ereignis ihres Lebens.

Wieviel wussten und was verstanden die Bewohner von Kano vom Krieg? Wer konnte das sagen? Einiges wenigstens stand fest. 1. Die westafrikanischen Neger, die sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatten, bewährten sich im Kampf sehr gut. 2. Diese Neger aus Britisch Nigeria oder aus dem französischen Kamerun (jetzt «Free French»), die sich noch an die deutsche Herrschaft erinnerten, hassten die Deutschen «als solche» und wollten nichts mehr von ihnen wissen. 3. Die gebildeten afrikanischen Neger waren sich darüber klar – weit klarer als die Araber – welche Gefahr Hitlers Rassen-theorie für alle Farbigen bedeutete. 4. Hier in Kano – nur gerade ein Detail, aber recht komisch – beschimpften einander die kleinen Kinder, die im Staub mit einander balgten, gegenseitig mit «Hitler». Ärger konnten sie einander nicht beschimpfen.

Spät am Abend – wir sassen auf der Terrasse der Residenz, umgeben von lila Klematis, rotem Hibiskus und Rosen – wurde der Emir von Kano gemeldet. Es war inzwischen bereits

Nacht geworden. Als der Mann, der über zwei Millionen mohammedanische Neger herrscht, langsam auf uns zuschritt, warf eine Lampe ihr goldenes Licht auf sein dunkles, lächelndes Gesicht, auf seinen Turban und auf sein majestätisch gerafftes weisses Gewand. Wir tauschten alle möglichen Höflichkeiten aus, bei denen Mr. Patterson als Dolmetsch fungierte. Dann nahmen wir wieder Platz. Der Resident beglückwünschte den Emir zum Mut seiner Untertanen, die als Freiwillige in Äthiopien gekämpft hatten und der Emir nahm das Kompliment mit einem würdigen Neigen des Kopfes zur Kenntnis. Ich erfuhr, dass die siegreichen Truppen nach ihrer Rückkehr nach Kano eine Parade abgehalten hatten, Seite an Seite mit der malerischen Leibwache des Emirs in ihren seltsamen rotgrünen Uniformen.

Man erklärte dem Emir, dass meine Eltern etwas entdeckt hätten, ein Ding namens Radium, das sehr wichtig für die Wissenschaft und besonders für die Medizin sei. Der schwarze Regent fasste seine höfliche Antwort so ab, dass man nicht wissen konnte, ob er schon je etwas von Radium gehört hatte oder nicht. Dann erzählte ich dem Emir ein wenig von meiner geplanten Fahrt zu den Kampfgebieten. Der Resident musste jedes Wort übersetzen. Ich erwähnte, dass ich noch vor einer Woche in New York gewesen sei und beschrieb die Clipper-Reise über den südlichen Atlantischen Ozean. Der Emir hörte zwar wohlwollend zu, schien aber unsere Begeisterung über die Schnelligkeit moderner Maschinen nicht zu teilen. Er blickte verträumt zum Sternenhimmel emporkam, dann sagte er:

«Als ich ein kleiner Junge war, wurde mir gesagt, auf der Suche nach Weisheit müssten wir nach China gehen und nicht weiter. Aber mit den amerikanischen Flugzeugen gibt es keinen Ort mehr, wohin man gehen und wo man bleiben könnte. Sie haben die Welt überall ganz gleich gemacht.»

Diese Worte fielen mir in den folgenden Tagen sehr oft ein, während die Flugzeuge mich in Windeseile quer über Afrika trugen. Das Seltsame an so einer Reise, wie ich sie machte, war, dass ich eine Menge sehen konnte, wenn ich mich energisch genug bemühte, dass ich aber ebensogut gar nichts hätte sehen können – gar nichts, das heisst «überall das gleiche»: Flugplätze, amerikanische Flugzeuge, Sonne und Wolken, wo immer ich hinkam. Es gehörte eine grosse Überwindung dazu, den Zauberkreis der himmlischen Höhen

zu durchbrechen, um Dörfer, Städte und Menschen zu entdecken.

Am Dienstag, den 18. November flogen wir den ganzen Tag über flaches, eintöniges Land. Hie und da unterschieden wir eine Gruppe von Lehmhäusern, ein von einer viereckigen Palisade beschütztes Dorf oder einen Pfad, den Karren und Lastwagen in der trockenen Jahreszeit benützen konnten. Kurz bevor wir Nigeria verliessen, landeten wir auf einem Flugplatz, den die Panamerican Airways demnächst als Unterkunft-Station einzurichten gedachten. Neger waren mit Strassenarbeiten beschäftigt. Einige halbnackte Schwarze, die Baumaterialien auf ihren Köpfen balancierten, schritten in scharf silhouettierter Reihe in der grellen Sonne zur Arbeitsstätte.

Während wir uns den Sümpfen des Tschadgebiets näherten – sie waren um diese Zeit beinahe ausgetrocknet –, sass ich vorne neben dem Hauptmann Krauss, unserem überlebensgrossen englischen Piloten. Er flog nun schon fünfzehn Monate diese Route hin und her: zwei Rundflüge im Monat. Er streifte flüchtig die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte: gleissende Sonne, glühende Hitze, mit Staub gemischter Harmattanwind, der die Kehlen der Menschen ebenso verdarb wie die Maschinen der Flugzeuge, so dass schliesslich alle husten mussten. Er sagte in seiner scheuen Art: «Natürlich ist immer ein zweiter Pilot da, der löst mich ab, wenn ich müde bin – und dann, sehen Sie, hier der automatische Antrieb . . . ? Der macht uns die Sache wirklich leicht. Wir können sprechen oder lesen – ja sogar schlafen, nur möglichst nicht beide gleichzeitig.»

Der Hauptmann erzählte mir, dass er für die nächste Zeit einen Kontroll-Flug vorhabe, um neue Routen auszuprobieren. Das täte er am liebsten. Die öden Gebiete ohne Städte und Flüsse, die auf der Karte als «sandiges Flachland ohne Wasser und Weide» bezeichnet waren, schienen ihn magnetisch anzu ziehen. Wir sprachen von Notlandungen im Busch und von der Regenzeit, während der die Fahrzeiten genau eingehalten werden mussten, trotz den zeitweise überschwemmten Flugfeldern. Ich fragte, ob es auf unserer augenblicklichen Strecke häufig Stürme gebe. «Oh schon!» antwortete der Hauptmann in seinem schönsten Englisch. «Das will ich meinen. Geradezu schandbare Gewitter gibt es hier manchmal.»

Wir überflogen den lehmigen Fluss Schari und landeten am Flugplatz des Fort Lamy in einer der trostlosesten Land-

schäften, die ich je gesehen habe. Um diese Jahreszeit war das Feld trocken, aber in der Regenperiode versank Fort Lamy bis zur Hälfte in Sumpf und war von der Umwelt beinahe abgeschnitten. Wir befanden uns nun im Tschadgebiet der «Free French». Einige wenige Kampfflugzeuge standen da, englische Marke, aber das Lothringerkreuz auf den Flügeln. Zum erstenmal während meiner ganzen Reise war ich zu Hause. Ich hatte französischen Boden unter den Füßen und um mich waren französische Soldaten. Einige der Männer, die in der glühenden Hitze arbeiteten, hatten im Juni 1940 den Rückzug unserer Armee mitgemacht und waren dann nach England entkommen. Nun bahnten sie sich verbissen den Weg zurück nach Hause in die Normandie und nach dem Burgund. Ein weiter Weg und viel Schweres lag noch vor ihnen.

Ich sprach mit de Gaulles Mechanikern und Unteroffizieren, die in dem glühend heißen Flugbüro arbeiteten, militärische Berichte abschickten und Telegramme chiffrierten. Ein sonnebräunter Hauptmann Noel war darunter, der in den Kolonien geboren war und drei Jahre in Französisch Afrika verbracht hatte. Er schilderte mir wie schwer man es in diesem Teil Afrikas mit der Verpflegung hatte und mit der Benzinbeschaffung. Er war glücklich, wenn er überhaupt Lastwagen verwenden konnte, ohne dass sie im Sand oder Dreck stecken blieben. Um fünfhundert Liter Flugzeugbenzin an entfernte Vorposten zu transportieren, musste er oft ebensoviel Autobenzin verbrauchen. Und häufig erwies sich auch das als unmöglich. Einzelne «Free French»-Posten, weit draussen in der Wüste, nahe der lybischen Grenze, mussten auf dem Luftwege mittels Fallschirmen verproviantiert werden.

Meine Landsleute dort unten in Afrika waren zurückhaltend, einsam, müde und still. Sie machten einen eigensinnigen, beinahe trotzigem Eindruck und waren sich klar darüber, dass in diesem Krieg jeder einzelne im Lager der Alliierten seine eigene Not und sein eigenes Leid für sich behalten musste. Unter den Männern aller Nationen, die Deutschland bekriegten, hatten sie vielleicht das härteste Los gezogen. Ein «Free French»-Mann war nicht nur den feindlichen Kugeln ausgesetzt. Ein «Free French»-Mann musste sich von den Kollaborationisten zu Tode verurteilen, verleumden und beschimpfen lassen, während seine Verbündeten ihn – bestenfalls – nicht beachteten. All das mussten sie tragen, ohne ihre Todes-

quäl mit jemandem teilen zu können. Denn niemand konnte ihr Leid wirklich verstehen. – Es interessierte übrigens auch niemanden.

Die Franzosen in Fort Lamy schreckten vor Gesprächen über Probleme zurück, die sie selbst ein für allemal ehrenvoll gelöst hatten. Sie sprachen nur über praktische Dinge, zwei Hauptpunkte betreffend: Wann wird die englische Offensive in Lybien beginnen, die ihnen gestatten wird, in Aktion zu treten? (Tatsächlich setzte die Offensive bald darauf ein) und wann werden die amerikanischen Flugzeuge ankommen und die amerikanische Ausrüstung? – Fragen, auf die ich keine Antwort wusste. Einige Monate später sollte ich erfahren, welche Rolle diese selben Männer im lybischen Krieg gespielt hatten. General Ledere, der Kommandant des berühmten Überfalls auf die Oase Kufra im März 1941, sollte im Februar und im März wieder gegen Süd-Lybien gehen und die Wüste tausend Kilometer von seiner Flugbasis entfernt bombardieren. Er sollte mehrere von den Italienern gehaltene befestigte Positionen erobern, ein feindliches Flugfeld zerstören, viele Gefangene und grosse Beute machen. Mein Freund, Hauptmann Noel – inzwischen war er Kommandant geworden – sollte während dieser Offensive die bretonische Schwadron der «Free French»-Flieger befehligen. Und schliesslich – im Januar 1943 – sollten General Leclercs motorisierte Kolonnen in einem neuerlichen kühnen Vorstoss quer durch die Wüste die Mittelmeerküste erreichen und den Kontakt mit der siegreichen englischen Achten Armee in Tripolis und mit den französischen nordafrikanischen Streitkräften des Generals Giraud herstellen.

Wieder ging es weiter. Während unsere Lockheed der Grenze des Sudan zustrebte, hoch über dem ausgedörrten Buschwerk des Tschadgebietes, dachte ich voll Stolz an die Rolle, welche die «Free French» bei der Schaffung dieses transafrikanischen Dienstes gespielt hatten. Ohne sie wäre diese Route gesperrt gewesen. Weder die Engländer noch die Amerikaner hätten ab 1941 quer durch Afrika Verpflegungstransporte durch die Luft zu organisieren vermocht. Mangin, einer der grössten französischen Generäle des ersten Weltkriegs hatte einmal gesagt: «Wer den Tschad besitzt, hat Afrika.» Somit hielt er den Tschad für das strategische Zentrum des Schwarzen Erdteiles. Wäre Französisch Äquatorial-Afrika (Tschad, Gabon, Ubangi-Schari, der mittlere Kongo und Kamerun) nach dem

Zusammenbruch Frankreichs unter Vichy-Kontrolle geblieben, statt sich General de Gaulle anzuschliessen, dann hätten die englischen Kolonien an der Westküste innerhalb eines Halbkreises von Vichy-Ge bieten völlig isoliert dagestanden und die Deutschen auf Kamerun, als ihre einstige Besitzung, Anspruch erheben können.

Es war bezeichnend, dass das erste geographisch grosse Gebiet des französischen Reiches, das die Kapitulation in Bordeaux nicht anerkannt und erklärt hatte, den Krieg fortsetzen zu wollen – das Tschad-Gebiet – dies unter der Führung eines farbigen Mannes getan hatte: des Gouverneurs Felix Ebouë. Ebouë war ein in Martinique geborener Neger, französischer Staatsbürger aus den Antillen, der in der französischen Republik, die von Rassenvorurteilen nichts wusste, zu hohen Ehren emporgestiegen war. In den Wochen nach dem Waffenstillstand hatte Felix Ebouë sich als besserer Patriot erwiesen als so mancher weisse Franzose. Er hatte den Vermittlern aus Vichy, die gekommen waren, um ihn «zur Vernunft zu bringen» energisch den Eintritt in den Tschad verwehrt und ihn im Einverständnis mit seinen Truppen, den weissen ebenso wie den schwarzen, als «Free French-Gebiet erklärt. Gouverneur Ebouë wurde daraufhin von General de Gaulle zum General-Gouverneur von Äquatorial-Afrika ernannt und herrschte nun über ein Land, das viermal so gross ist als Frankreich und über dreieinhalb Millionen Eingeborene und mehrere Tausend Weisse.

Der kühne Entschluss des Gouverneurs Ebouë im Jahre 1940 wird für immer eine strahlende, dem genialen Kolonialsystem der Franzosen entgegengebrachte Huldigung bleiben. Waren auch seitens der Franzosen manche Fehler und Versehen begangen worden, Rassenvorurteile hatten niemals das Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten vergiftet: die Kolonialpolitik der Republik hatte sich stets die Heranbildung von Bürgern zum Ziel gesetzt und nicht von Untertanen. Es war bezeichnend, dass kein Teil des französischen Reiches – nicht einmal die Gebiete unter Mandat wie Syrien und der Libanon, wo die französische Verwaltung früher grossen Schwierigkeiten begegnet war und fremde Propaganda eine grosse Rolle gespielt hatte – im Jahre 1941 das geringste gegen unser besiegtes Land unternommen oder daran gedacht hätte, ihm in den Rücken zu fallen. Nicht die winzigste Insel hatte um den Schutz einer anderen Grossmacht gebeten.

Einige Gebiete waren zu de Gaulle übergegangen. Andere waren Vichy treu geblieben. In beiden Fällen aber hatten unsere Kolonien spontan ihre Treue einem Etwas bewahrt, das sich «Frankreich» nannte . . . einer französischen Flagge, und wenn Indo-China unter japanisches Protektorat überging, dann hatte nicht das Volk es so gewollt, sondern es war das Ergebnis eines verräterischen, im Namen Petains abgeschlossenen Handels. Die französische Regierung hatte das Kolonialreich betrogen, das Kolonialreich aber war Frankreich treu geblieben.

Unser Flugzeug hatte den Tschad verlassen. In Al Djenein, wo wir landeten, war es furchtbar heiss. Der englische Direktor des Flugplatzes erlaubte nicht, dass wir in der Sonne stehen blieben. Er sagte: «Sie sind jetzt im Sudan, vergessen Sie das nicht ...» Ein Satz, der alles einzuschliessen schien, was über die Backofenhitze und den blendenden Sonnenglast gesagt werden konnte. RAF.-Mechaniker reparierten gerade ein italienisches Flugzeug, das während des abessinischen Feldzuges abgeschossen worden war. Es sollte als Transportflugzeug Verwendung finden. Als ich die Arbeiter fragte, wo sie die Ersatzteile hergenommen hätten, antworteten sie schlicht: «Von andern italienischen Flugzeugen, die wir ebenfalls abgeschossen haben.»

Englische Soldaten pflegten, wenn sie dieses Stück Welt beschreiben sollten, einfach zu sagen: «Miles and miles of nothing ...» Unzählige Meilen. . . nichts. Und es war beinahe so. Nach dem Sumpf und Busch des Tschad überflogen wir nun ein noch sandigeres, noch wüstenartigeres Land. An unserer Nachtstation El Fascher erwartete uns ein nettes Unterkunftshaus, wo wir es uns in kleinen Zellen hinter vergitterten Veranden bequem machten. Es gab selbstverständlich Tee – Tee erschien immer ganz automatisch, wo immer wir landeten. Jeder bekam eine Petroleumlampe und wurde ersucht – «bitte» – mit Wasser sparsam umzugehen, «denn es muss auf Eseln herbeigeschafft werden». Wir bekamen auch hektographierte Zettel mit «Anmerkungen für Reisende», welche die BOAC. herausgab. Es hiess darin:

«El Fascher, wo Sie sich eben befinden, ist die Hauptstadt und das Verwaltungszentrum von Darfur, einer der acht Provinzen des Anglo-Ägyptischen Sudans.

Sie befinden sich nicht auf britischem Gebiet, denn laut einem Abkommen aus dem Jahre 1899 wurde der Sudan

nach seiner Wiedereroberung durch Lord Kitcheners Expedition ein Kondominium mit der gemeinsamen Oberhoheit von Grossbritannien und Ägypten. Wenn Sie bei Provinz- oder Distrikts-Ämtern vorbeikommen sollten, werden Sie das durch die beiden Seite an Seite wehenden Flaggen versinnbildlicht sehen.»

Und an einer anderen Stelle: «WasserVorräte sind sehr knapp; das wird Ihnen vielleicht unangenehm sein, aber wenn Sie bedenken, dass viele Menschen in der Umgebung jeden Tropfen aus sechzig Meter tiefen Ziehbrunnen hervorholen und dann dreissig Kilometer weit nach Hause schleppen müssen und oft noch weiter, dann werden Sie gewiss Nachsicht üben und die Schwierigkeiten eines dürstenden Landes berücksichtigen.»

Meine grösste Schwierigkeit in diesem «dürstenden Lande» war die Tatsache, dass ich mir kein Bügeleisen verschaffen konnte, um mein Abendkleid zu plätten – passende Schuhe und Tasche besass ich ohnehin nicht –, denn ich sollte in der Residenz dinieren. Und daher war *ich* es, die um «Nachsicht» bitten musste und um die Erlaubnis, in meinem kurzen, zerdrückten Sportkleid erscheinen zu dürfen. Wir verbrachten einen stillen Abend in diesem Hause, das in den Zeiten vor 1916 dem oft recht schwierigen Sultan von Darfur gehört hatte. Die Flagge des Sultans war noch da, und auch seine Ebenholzeinrichtung mit seinem in Elfenbein inkrustierten Stammbaum. Im Speisezimmer hingen vier Innenbalkons von der Decke herunter, auf denen zur Augenweide des Sultans nackte Frauen zu stehen pfl egten.

Vor einigen Monaten hatte General de Gaulle auf dem Wege nach Kairo in diesem Hause diniert und ausser ihm noch viele andere Berühmtheiten. Das tägliche Leben von El Fascher und beinahe jeder afrikanischen Stadt mit einem Flugplatz an der transafrikanischen Strecke wurde durch eine neue Art von Leuten sehr belebt und oft auch sehr gestört, und zwar durch die sogenannten «Vorzugs-Passagiere» der Flugzeuge. Die Fluglinien hatten ständig für irgendeine wichtige Persönlichkeit zu sorgen, die in grösster Eile war. Amerikanische Generäle schossen durch Afrika und schossen wieder zurück, nachdem sie alles Nötige über den Irak in Erfahrung gebracht hatten. Die gastfreundlichen Residenten abseits liegender sudanesischer Distrikte konnten nie wissen, wer ihnen unerwartet ins Haus fallen würde – ein amerikanischer Gesandter, der König von Jugoslawien, ein griechischer General

oder ein Sowjet-Sachverständiger. Sie hielten ihre Gastzimmer und ihre Gästebücher ständig bereit . . . auf jeden Fall.

Das Radio berichtete von einer englischen Offensive in der Cyrenaika – das war am 18. November – und von der angeblichen Abberufung General Weygands von seinem Posten in Nordafrika. Grosse Dinge gingen vor sich, und ich war egoistisch genug, mir zu sagen: «Gerade der richtige Moment für Ägypten.»

Am liebsten hätte ich unsere Lockheed zu noch grösserer Eile angetrieben. Wir verliessen El Fascher am Mittwoch, den 19. November, bei Morgengrauen. Gegen zehn näherten wir uns Khartum. Vor uns lag der Nil, sandig und grau, richtig hässlich, zwischen fruchtbaren Ufern mit üppigem Grün auf dunkler, fetter Erde. Feuchter Boden und trockener Sand grenzten scharf aneinander. Auf dem Sand weideten Rinder – was konnten sie dort wohl finden? Ich vermochte nichts zu entdecken, was Tiere hätten fressen können. Im Augenblick der Landung streifte der scharfe Schatten unseres Flugzeuges auf der flachen Wüste die weisse Silhouette eines Arabers, der in weissem Burnus auf einem Kamele ritt.

An dieser Stelle strömen der Weisse und der Blaue Nil zusammen und zwischen die beiden breiten Flussarme gepresst, liegt die moderne Stadt Khartum, mit bewässerten Gärten, hohen Gebäuden und dem weissen Palast des Gouverneurs, auf den ich durch ein Gedränge von Autos, Lastwagen und langsam trabenden Kamelen zustrebte. Der Gouverneur, Sir Herbert Huddleston und Lady Huddleston gewährten mir Unterkunft in der feierlichen, von Wachen in englischer und ägyptischer Uniform behüteten Residenz, während ich alles für meine Weiterreise nach Kairo in die Wege leitete. Ich schlief zum erstenmal in einem Bett, seit ich New York verlassen hatte: an unseren bisherigen Rastplätzen hatte ich immer die ganzen Nächte durchgearbeitet. Frieden und tiefe Stille lagen über dem dunklen, schimmernden Palmengarten und auf meiner offenen Terrasse unter dem sternklaren Himmel. Ich konnte mich an diese Stille einfach nicht gewöhnen. So völlig benommen war ich noch vom Toben der Flugzeuge, die mich in nahezu ununterbrochener Hast von den Vereinigten Staaten nach dem Sudan getragen hatten.

Während des äthiopischen Feldzuges war der Krieg ziemlich nahe an Khartum herangerückt. Nun hatte er sich wieder

entfernt: im Brennpunkt des Interesses stand die englische Offensive in Libyen. Ich verbrachte meine Wartezeit in Gesellschaft junger englischer Offiziere und wanderte mit ihnen in den Bazaren herum, wo, wie in allen Bazaren, zudringliche Händler einem Silberarbeiten aufzuschwatzen versuchten, die man nicht brauchte, und sah anderen Offizieren zu, die im Sande Polo spielten. Einige meiner jungen Begleiter hatten im Jahre 1940 in Frankreich gekämpft und dann in Eritrea. Einer von ihnen war verwundet worden und noch nicht ganz hergestellt. Im Grossen Ganzen hatten sie – war das nicht eine Ironie? – ziemlich viel für die Italiener übrig, fanden nur gute Worte für die Bersaglieri, die «so gut kämpften» und für den Herzog von Aosta, der «so ein Heber Kerl» sei.

Am Freitag, den 21. November war die Sonne am Himmel noch ganz rot, als der BOAC.-Sunderland-Hydroplan abflog. Kaum ging die Sonne auf, warf mein arabischer Träger mein Gepäck in den Hla getönten Sand und begann sein Morgenbet zu verrichten. Wir liessen den Nil sehr bald hinter uns und flogen stundenlang über Wüste. Als wir den Fluss schliesslich wieder erreichten, gingen wir bei Wadi Haifa auf seine Fluten nieder. Während wir im Hotel frühstückten, hörten wir Radioberichte: die vordringenden englischen Truppen standen bereits zehn Meilen vor Tobruk. Den ganzen Vormittag flogen wir über bleiche Sandflächen hinweg, die bis auf einzelne Dünen, Felsen und Erdspalten völlig eintönig wirkten. Ganz plötzlich lag das untere Niltal vor uns. Wenn ich es von Himmelshöhen so vor mir liegen sah, konnte ich mit einemmal alles verstehen, was seit Jahrtausenden über dieses Fleckchen Erde geschrieben worden ist. Hier wundervolle üppige Fruchtbarkeit, da dürre Wüste . . . hier Leben, da Tod. Das ganze Tal fiel majestätisch gegen das Mittelmeer ab, gleich einem ungeheuren breiten Strom aus grüner Pflanzenüppigkeit und fetter schwarzer Erde, eingezwängt zwischen Ufer aus gelbem Sand. Der Fluss selbst, der Nil, der unzählige Boote mit gehissten dreieckigen Segeln auf seinem Rücken trug, schlängelte sich mitten durch das fruchtbare Tal. Der Boden wies geometrische Zeichnungen auf: grün, grau und schwarz – die von den Fellachen bebauten Felder –: der dürre Deltaschlamm und die bewässerte Erde. Haargenau die Farben und Zeichnungen der Stoffe und Kunstgegenstände des alten Ägypten. Das blasse Blau des Himmels und sein blauer Widerschein im Nil dämpften harmonisch die grün-schwarze Landschaft.

Die Pyramiden! Alle Passagiere drängten sich auf die linke Seite des Flugzeuges, um besser sehen zu können und brachten den Sunderland beinahe aus dem Gleichgewicht. Jedem Franzosen fielen selbstverständlich sofort Bonapartes berühmte Worte ein: «Soldaten, von der Spitze dieser Pyramiden bücken vier Jahrtausende auf euch herab ...» Ja, gewiss. Aber wir in unserem fliegenden Schiff hoch oben am Himmel blickten unsererseits auf die vierzig Jahrhunderte hinunter. Uns erschienen die Pyramiden wie Sandkuchen, die ein Riesenkind in der Wüste gebacken hatte und die zufällig noch keine Flut bisher wegzuschwemmen vermochte.

Und da war auch bereits Kairo, die ungeheure bräunlich-weiße Stadt mit einigen schönen Gebäuden in einem Meer von Hässlichkeit. Wir senkten uns auf das Wasser nieder. Ein «Free French»-Offizier, Hauptmann Filliol, erwartete mich bei der Werft. Er brachte mich zu Michael Wright, bei dem ich wohnen sollte. Wright, einer der klügsten, warmherzigsten und fleissigsten Engländer, denen ich je begegnet bin, war mehrere Jahre der englischen Gesandtschaft in Paris zugeteilt gewesen und nun Gesandtschafts-Sekretär in Kairo. Er hing leidenschaftlich an Frankreich und war seit dem Tage nach dem Waffenstillstand der tatkräftigste Freund der de Gaulle-Bewegung im Mittleren Osten gewesen und vor keiner Schwierigkeit zurückgeschreckt. Ich hoffe, dass ein befreites Frankreich eines Tages um den Vorzug bitten wird, Wright und keinen andern als englischen Gesandten in Paris begrüßen zu dürfen.

Es war ein Geschenk des Himmels, bei alten Freunden wohnen zu dürfen. In Esther Wrights Zimmer duftete es nach dem Lanvin-Parfum, das ich selbst in Frankreich jahrelang benützt hatte und das im Augenblick alle alten Erinnerungen aufleben liess . . . Es war beinahe nicht zu ertragen . . . die ganze Süsse des Friedens lag darin.

Ich gönnte mir zwei Stunden in der Stadt für ein Shampooing und eine Manicure und stellte fest, dass das Schönste in Kairo ja doch die Tatsache war, dass alle Manicuren und Verkäuferinnen in den Geschäften Französisch sprachen. Dann begann ich meine Reise an die lybische Front vorzubereiten. Das war keineswegs leicht: bisher hatte man noch keiner einzigen Frau, auch keiner Engländerin, gestattet, die Wüstenarmee zu besuchen. Zum Überfluss war ich gerade in einem sehr aufregenden Moment gekommen, gerade zu Beginn der grossen Offensive; und die Offiziere, mit denen ich sprach, schienen

nicht der Ansicht zu sein, dass meine Fahrt an die Front augenblicklich zu den wichtigsten Kriegsmassnahmen gehörte.

Während ich auf eine Änderung ihrer diesbezüglichen Einstellung wartete, hatte ich einige «aussertourliche» Gespräche mit dem Luft-Marschall A. W. Tedder, dem amerikanischen Gesandten Alexander C. Kirk, Sir Walter Monckton und dem englischen Minister Oliver Lyttleton. Ich dinierte mit Lady Lyttleton in ihrem Landhaus, nachdem glücklicherweise im Laufe des Tages alle Hindernisse, die sich zwischen mir und meiner Reise getürmt hatten, durch einen Telefonanruf aus dem Wege geräumt worden waren: Ich hatte um sieben Uhr abends erfahren, dass Major Randolph Churchill (Winston Churchills Sohn), am nächsten Morgen an die Front flog und mich mitnehmen wollte. Mr. Lyttleton sagte bei Tisch mit besonderem Nachdruck zu mir: «Hören Sie mir gut zu: Ich weiss *nichts* davon, dass Sie morgen in die Wüste fliegen. Ich bin über Ihre Pläne *nicht* orientiert. Ich habe es Ihnen *nicht* gestattet und Sie *niemals* dazu ermutigt.»

Ich war ihm sehr dankbar für diese nachsichtige Art, mir seine Missbilligung auszudrücken.

Die Offiziere und RAF.-Piloten, die auf dem Flugplatz in Kairo auf den Abflug des Militärtransportflugzeuges warteten – es war zeitlich früh, am Sonntag, den 23. November – schienen über alle Massen schockiert, als sie Major Churchill (zurzeit Leiter der Propaganda-Büros der Mittel-Ost-Armee) mit einer unbekanntenen Frau aus dem Auto steigen sahen und erst recht als sie erfuhren, dass diese Frau auch das Flugzeug zu benützen gedachte. Besonders ein ältlicher Oberst konnte einfach nicht darüber hinwegkommen. Aber als typische Engländer fragten die Offiziere mit keinem Wort, wer ich sei und was ich hier suche. Als sie sich klar wurden, dass ihre ärgsten Befürchtungen berechtigt waren, dass ich wirklich einstieg und dass man, als wir abgeflogen waren, ja doch nichts mehr dagegen tun konnte, hüllten sie sich in würdevolles Schweigen, sichtlich ausserstande zu fassen, wer der Kerl gewesen sein mochte, der *das* gestattet hatte. Das Ganze amüsierte Randolph Churchill über die Massen und er genoss entzückt seinen Schulbubensieg über die alten Zöpfe.

Kurz nachdem wir die überfüllte, frivole Stadt und den grünschwarzen Nil verlassen hatten, flogen wir wieder über eine vollkommen kahle Wüste, rechts von uns das Mittelmeer, das hier genau so blau war und genau so glatt wie einst, als

wir uns noch im Süden Frankreichs an seinem Strande faul in der Sonne räkeln durften.

Unsere Lockheed flog gegen Westen, immer in Sichtweite der Küste. Je weiter wir kamen, desto lebhafter wurde es unten in der sandigen Einöde. Ich brauchte nur aus dem Fenster zu schauen, um die Schwierigkeiten des Transportes durch die Wüste zu ermessen. «Lorries» bewegten sich in verstreuten Formationen vorwärts, unbesorgt um Strassen und Pfade. Jeder Wagen bahnte sich seinen eigenen Weg im Sand wie eine fleissige Ameise. Andere, schnellere «Lorries» benützten die Küstenstrasse. Parallel mit ihnen krochen beladene Eisenbahnzüge langsam auf der schmalen Schienenspur vorwärts. Ein grandioser Einbahn-Verkehr: alles strebte der Schlacht zu. So wie wir.

Auf dem Flugfeld von Bagusch, wo wir kurz Station machten, wimmelte es von Transportflugzeugen aller Art neben Kampfflugzeugen und Bombern englischen und amerikanischen Fabrikats. Letzte Modelle und altes Eisen, Quadrimotoren und Eindecker, den schnellsten Autos und Autobussen entsprechend, andererseits aber auch alten Fords und selbst Fahrrädern. Die Engländer hatten alles mobilisiert, was nur überhaupt fliegen konnte. Mr. Rüssel, ein junger RAF.-Pilot sagte zu mir: «Wir würden augenblicklich für den Transport allein zweihundert Flugzeuge brauchen.» Ich glaubte es ihm aufs Wort, wenn ich über uns am Himmel kleine, gelbe Übungsflugzeuge sah, alte Bombay-Transportflugzeuge und die «Lizies» (Lysanders), von denen man bestenfalls sagen konnte: «Wenn sie einmal oben sind, dann fallen sie nicht herunter.» «Eine Offensive», sagte Rüssel, «ist ein Prüfstein der leichten Beweglichkeit, nicht nur der Truppen und des Kriegsmaterials, sondern auch der RAF.-Basen selbst. Jeder und alles muss auf einen Wink sofort weiter können – möglichst nach vorwärts natürlich; Soldaten, Tanks, die RAF.-Stationen mit ihrem Landungspersonal und ihrer Ausrüstung: Benzin, Munition, Nahrungsmittel und . . . das kostbare Wasser. Hier noch mehr als überall sonst hängt der Erfolg in grösstem Masse von Faktoren ab, die nicht unmittelbar militärisch sind. Die Qualität administrativer Vorarbeiten kann einen Sieg entscheiden.»

Bisher war die Landschaft klar und deutlich gewesen und unsagbar einfach: blaues Meer, braungrauer Sand, blauer Himmel. Sonst nichts. Ein Kind hätte sie mit drei Wasserfarben seines Malkastens festzuhalten vermocht. Aber plötzlich änderte

sich das Wetter. Die Wüste grollte, so wie das Meer zu grollen pfllegt. Am Himmel zogen dicke Wolken auf. Windstöße wirbelten Himmel und Erde zu einer einzigen Staubwolke zusammen. Auf dem Flugfeld von Bagusch konnte ich die Flugzeuge kaum mehr aufsteigen und landen sehen . . . Ich fühlte mich in einem feindseligen Element völlig verloren. Für den aber, der die Wüste kannte, bedeutete das Ganze nichts weiter als einen alltäglichen Szenenwechsel, der die Operationen in keiner Weise beeinflusste.

Wir hielten an einem der «Verkehrsknoten», wo drei RAF-Offiziere gleich richtigen Stationschefs das Kommen und Gehen der Transportflugzeuge dieses Sektors kontrollierten. Ein drahtloses Feldtelefon verband sie mit anderen Flugplätzen, und die Qualifikationen und Bestimmungsorte der Flugzeuge, die in Bagusch landen und abfliegen sollten, waren auf einem schwarzen Brett verzeichnet. Einer der Offiziere lud uns in die anschließende «Bar» ein. Die RAF-Boys hatten sich hier einen richtigen Nachtclub eingerichtet, mit Stühlen aus grün und grau gestrichenen Kisten und Benzinfässern. Sogar Lämpchen waren da mit Schirmen aus Konservenbüchsen. Sandsäcke ersetzten die Kissen.

Wir wurden zu unserer Lockheed zurückgeholt und flogen sofort weiter. Es hatte in der Wüste stellenweise geregnet: der Sand war dunkler und glänzte ein wenig. Bald sahen wir auch die Bahngleise wieder, welche die Neuseeländer kürzlich um hundertzwanzig Kilometer verlängert hatten; um fünf Kilometer täglich. Wieder bemerkten wir Lastautos – es wurden ihrer immer mehr und mehr – die ins offene Land strebten. Sie legten etwa zwanzig Kilometer in der Stunde zurück, und zwar nur bei Tag. Bei Nacht war es schwieriger: da konnte es passieren, dass sie im Finstern in einem Loch stecken blieben oder gegen eine Telegraphenstange anrannten, die von den Genietruppen aufgerichtet worden war.

Am frühen Nachmittag landete unser Flugzeug dicht an der libyschen Grenze, auf einem Flugfeld, das sich kaum von dem rauhen, flachen Sandboden unterschied, der es umgab. Wir waren hier nur wenige hundert Meter vom Hauptquartier der in der Offensive begriffenen Achten Armee entfernt; kaum dreissig Kilometer weiter tobte die Schlacht. Wir stiegen aus, und die Lockheed setzte kurz darauf ihren Weg fort. Auf dem kleinen Flugplatz wartete ein Auto: aber nicht auf uns. Der Oberst, der mich so besonders misstrauisch betrachtete

hatte, stieg ein und fuhr davon. Einen Augenblick standen wir da . . . wir und unser Gepäck: ein armes, kleines Häufchen, mitten in der weiten Wüste. Nur hier und da verstreut ein paar «Lorries» und, winzig klein und ganz, ganz niedrig sandfarbene, vereinzelte Zelte. Vor genau vierzehn Tagen hatte ich New York verlassen und war ausgezogen, um den Krieg zu suchen. Hier in dieser kahlen, rauhen Einöde hatte ich ihn gefunden.

III. Kapitel

DIE LIBYSCHER WÜSTE

Die Cyrenaika schien wie geschaffen für einen motorisierten Krieg und für den gigantischen Kampf zweier Armeen von Tanks und Flugzeugen. Landeinwärts war die Wüste auf Hunderte von Quadratkilometern so flach wie ein Tennisplatz. Es gab schon ein paar felsige Stellen und auch ein paar lehmig weiche, aber im Grossen Ganzen konnten Tanks, Camions und Geschütze sich beinahe ohne jede Berücksichtigung gebahnter Wege nach allen Richtungen fortbewegen. Auch Flugzeuge konnten auf diesem ungeheuren Flugfeld landen und abfliegen, wo immer es ihnen beliebte. Ausser auf der Küstenlinie standen dem grossen Kriegsspiel zwischen England und der Achse keinerlei Hindernisse im Wege, weder Häuser, noch Dörfer, noch Gräben, noch Flüsse, noch Eingeborene oder endlose Flüchtlingskolonnen . . . Alles wickelte sich sozusagen im Leeren ab. Gleichsam ein weisser Bogen Papier, auf den ein Stück Geschichte geschrieben werden sollte. Blauer Himmel über blassem, glitzerndem Sand. Und in diesem Himmel und auf diesem Sand bekämpften einander Soldaten und Maschinen.

Als ich das Flugzeug in Kairo bestieg, waren die Engländer noch in der hochgespannten Stimmung aussergewöhnlicher Tage, und übergrosser Optimismus erfüllte ihre Herzen. Die alliierte Offensive war seit Monaten vorbereitet worden und entwickelte sich unter anscheinend günstigen Bedingungen. Churchill sagte in seiner Botschaft an die Achte Armee:

«Zum erstenmal werden die englischen Streitkräfte, reich ausgerüstet mit einer Fülle modernster Waffen aller Art, sich mit den Deutschen messen . . . Der Augenblick ist gekommen,

dem Feinde den schwersten Schlag zu versetzen, den er je erhalten hat: für den Endsieg, Freiheit und Vaterland. Möge die Wüstenarmee der Geschichte ein Blatt anreihen, das neben Bienenheim und Waterloo in Ehren bestehen kann ...»

Am Anfang schien alles gut zu gehen. Tatsache war, dass ein kühner Versuch, General Rommel gefangen zu nehmen, misslang. Die Geschichte ist bekannt: etwa fünfzig, für diesen Coup ausgewählte Männer landeten mittels Unterseeboot im feindlichen Gebiet, mit dem Auftrag, dem Afrikakorps seinen Befehlshaber zu entführen. Die Männer erfüllten ihre Mission mit bewundernswerter Bravour. Zwei Tage und zwei Nächte blieben sie in den Dünen versteckt; dann, in der Nacht des 17. November, drangen sie in das feindliche Lager und in das Haus, in dem Rommel untergebracht war. In jedem Raum erschossen oder verwundeten sie deutsche Stabsoffiziere . . . Nur Rommel war nicht da . . . Zum erstenmal hatte er Libyen verlassen und war gerade an diesem Tag in Italien. Die Überlebenden der Überfallsgruppe zogen sich zurück. Ihr Unterseeboot konnten sie nicht mehr erreichen und flüchteten in die Wüste, wo sie den deutschen Patrouillen so lange zu entkommen hofften, bis englische Detachments sie auffinden würden. Von den fünfzig Männern, die ausgezogen waren, kehrten nur zwei zurück.

Die bloße Tatsache, dass Rommel am 17. November abwesend war, zeigte deutlich, dass die an diesem Tage eröffnete englische Offensive die Deutschen völlig unvorbereitet traf. Das war ermutigend. Leise flüsterten die Engländer von einem zweiten Streich, den sie dem schlaunen Feinde gespielt hatten. Die englische Heeresleitung hatte im südlichen Kampfsektor eine starke Truppenkonzentration durchgeführt. Aber das war nur ein Scheinmanöver gewesen, um den Feind irrezuführen. Eine kleine Bluff-Attacke fand an dieser Stelle wirklich statt, während das Gros der englischen Streitkräfte im Sektor von Sidi Omar Richtung Sidi Rezegh und Tobruk losschlug.

Noch andere Gründe von bleibenderer Bedeutung sprachen für den Optimismus der Engländer. Sie wussten, dass die Achte Armee im Laufe dieses letzten Jahres eine ausgezeichnete Technik des Wüstenkrieges ausgearbeitet hatte. Sie bestand darin, Panzerkolonnen hinter die feindlichen Linien zu werfen, Panzerkolonnen, die ganz unabhängig und nur vom Kompass gelenkt operierten, während der Grossteil der alliierten Kräfte von der andern Seite die Einkreisung des Feindes übernahm.

Sie hatten auch volles Vertrauen in ihren Befehlshaber, den General Auchinleck, der für seinen Offensivgeist bekannt war. Und schliesslich traten sie, wie Churchill es gesagt hatte, dem Feinde diesmal so gerüstet gegenüber wie noch nie. Ihre Überlegenheit war nicht gerade erdrückend, aber zum erstenmal waren sie in der Lage, eine genügende Anzahl von Soldaten, Kanonen, Kriegswagen, Lastwagen und Flugzeugen aufzustellen. Die Deutschen hatten zwei Panzerdivisionen. Die Engländer ebenfalls. Und die RAF. war ständig verstärkt und vergrössert worden, ebensowohl was die Maschinen, als auch was deren bedienende Mannschaft betraf. Erstklassige Piloten, die auch an der Verteidigung Londons teilgenommen hatten, waren auf die Wüstengeschwader aufgeteilt worden, über das Rote Meer kamen Tausende von Lastautos, Kriegsmaterial aller Art und eine ganze Brigade leichter Tanks, Modell M-3 aus den Vereinigten Staaten. Amerikanische Flugzeuge, meist Tomahawks, nebst einigen wenigen fliegenden Festungen standen ebenfalls bereit. Die Engländer fühlten sich den Deutschen zu Lande gewachsen und in der Luft überlegen.

Trotz dieser ermutigenden Tatsachen merkte ich sofort, als ich in das weit vorgeschobene Hauptquartier kam, dass, wenn die Engländer die Deutschen auch überrascht hatten, die Deutschen nun ihrerseits wieder einmal so weit waren, die Engländer zu überraschen. Abermals erwies sich der Feind ein wenig stärker und ein wenig zäher als die Alliierten erwartet hatten. Rommels Aufenthalt in Italien währte nur gerade lange genug, um ihm das Leben zu retten. Zurückgekehrt parierte er die englische Attacke, ohne eine Minute zu verlieren. Im Bestreben, die deutschen Panzerdivisionen einzuschliessen, war General Auchinleck sehr kühn vorgegangen: schon am Morgen des 19. November war es englischen Kräften gelungen, Rommels führende Truppen zu umzingeln. Aber am gleichen Abend setzte bereits sein Gegenangriff ein. Es kam zu einem heftigen Tankgefecht, in dessen Verlauf eine grosse Anzahl der amerikanischen M-Dreier ausser Kampf gesetzt wurden. Diese M-Dreier waren ein Typ leichter Kampfwagen, mit nicht sehr weittragenden Geschützen und erwiesen sich besonders im Wüstenkampf als leicht besiegbar, ja, man kann sagen als völlig hilflos gegenüber den deutschen 18tönigen Mark-Dreiern.

Bis dahin war der Ton der offiziellen Communiqués gefährlich triumphierend gewesen. Nun kam der Augenblick, wo die

Situation als «unübersichtlich» bezeichnet wurde. Mein Aufenthalt in der Wüste lehrte mich, dass das Wort genau das ausdrückte, was es ausdrücken wollte: Verwirrung im wahren Sinne des Wortes. Soldaten, Tanks, Geschütze und Transportwagen verloren den Weg und fanden ihn wieder in diesem flachen Terrain, wo nichts leichter war, als sich zu verirren, da doch alle Wege so ganz gleich aussahen. Wie Schlachtschiffe im Kampf über das Meer rasen, jagten ganze Tankschlachten über den Sand. Stellenweise stiessen Panzereinheiten Auchinlecks mit denen Rommels zusammen und ein wütender Kampf entbrannte. Anderwärts wieder trafen sie einander überhaupt nicht. Die Panzerkolonnen «verfehlten» einander und gingen auf verschiedenen Sektoren des ungeheuren, öden Schlachtfeldes vor.

Als Randolph Churchill und ich im Fort Maddalena ankamen, wo sich gerade das Hauptquartier befand, trat aus dem Zelt des «Presse-Büros» ein schlanker, gut aussehender Offizier und begrüßte mich sehr herzlich: «Erinnern Sie sich nicht an mich?» fragte er. «Wir haben zusammen in Paris bei Vera M . . . diniert, sie hat uns damals Berge von Kaviar vorgesetzt ...» Ich erkannte Philipp Astley – jetzt Oberst Astley – den geschiedenen Mann der Filmschauspielerin Madeleine Carroll. Ich sollte noch wiederholt in der Wüste auf derart schmutzbedeckte, sonngebräunte Engländer stossen, die unter ihrer Kruste von Sand und Sch weiss kaum wieder zu erkennen waren und plötzlich eine kultivierte, leicht affektierte Stimme sagen hören: «Seit jenem Lunch im «Ritz» habe ich Sie nicht mehr gesehen ...» oder «seit dem Ball bei Daisy» . . . Irgendwie fühlte ich, dass das Ritz und auch der Kaviar und alle die künstlichen Lebensinhalte der Vorkriegszeit beiderseits des Kanals uns ganz logisch alle hierher gebracht hatten – in dieses kahle Land, wo die Stahlungeheuer, die die Deutschen seit Jahren systematisch gebaut und angehäuft hatten, uns nun ans Leben gingen.

Das Hauptquartier war nur einige hundert Meter vom Operationsgebiet der RAF-Jagdflugzeuge entfernt. Meinen ersten Nachmittag verbrachte ich draussen im kalten Wind und sah den Flugzeugformationen zu, welche kamen und gingen. Zwei Tankschlachten waren gerade im Gange, die eine bei Sidi Omar, etwa fünfunddreissig Kilometer nördlich und die andere südlich von Tobruk, wo die englischen Überfallskolonnen sich den Weg zu der belagerten Garnison zu bahnen versuchten. Für

Angriffe auf deutsche und italienische Truppen und Materialkonzentrationen bediente sich die RAF. von Flugzeugen begleiteter Blenheim-Bomber. Die Bomber-Basis lag irgendwo rückwärts. Sie flogen mit ungeheuren Crescendi und Decrescendi der Motoren über unseren Köpfen dahin, bald in der einen Richtung, bald in der andern. Die Jagdflugzeuge hingegen starteten dicht vor uns und wirbelten Wolken von Sand und Staub auf. Sie entfernten sich in geschlossenen Formationen, dann kehrten sie einzeln zurück. Das unterstrichene Rollen und Wiegen ihrer Maschinen bedeutete: Sieg! Einmal wurde der Lärm ganz besonders betäubend: ich zählte über meinem Kopf gleichzeitig vierzig englische Flugzeuge.

Es war ein unvergessliches Gefühl höchster Spannung, als ich so mitten in Sonne und Wind dastand und die RAF. in die Kampfhandlungen eingreifen sah. Ich starrte zu den Flugzeugen empor, solange bis mein Nacken schmerzte und meine Augen brannten. Ich verstand nichts von technischen Dingen und meine Eindrücke waren unmittelbar und einfach. Ich sagte mir: «So viele Flugzeuge sind am Himmel – lauter alliierte Flugzeuge – *unsere* Flugzeuge –. Wie so ganz anders sieht dieser Himmel aus, als zurzeit unserer Niederlage der Himmel über Frankreich. Dieser Himmel gleicht dem Himmel Englands, damals als England weiter kämpfte und siegte.»

Ich ging auf eine Gruppe von Piloten zu, die nach ihrer Landung in Staub und Sand aus ihren Hurricanes und Tomahawks sprangen. Maschinen und Besatzung glühten noch vom Feuer der Schlacht. Die Flugzeuge wiesen mehrfach Schrammen auf; einige davon rührten von feindlichen Kugeln her. Ich sah, dass ihre Geschütze und Maschinengewehre in Aktion gewesen waren. Die Männer schienen heiter und angeregt, aber auch müde und vielfach ausser Atem: wie Jockeys, die eben ein Rennen gewonnen haben. Ein junger Südafrikaner stellte sich vor: «Hier in Libyen bin ich Pilot; zu Hause in Rhodesien bin ich Farmer.» Der Gedanke, dass eine Frau eigens aus New York gekommen war, um sich über Flugzeuge zu informieren, amüsierte ihn ungeheuer. Er lachte: «Nur los . . . Wir werden Ihnen eine Menge Lügen erzählen – wieviele «Jerries» wir abgeschossen haben und was für Kerle wir sind ...» Und die Piloten begannen nun, mir ihre «Lügen» aufzutischen: von Luftkämpfen, von Maschinengewehrbestreichungen feindlicher Bodentruppen und wie sie deutsche Tanks «bestraft» und eine ganze Menge «Boches» erschossen hätten.

Ala ich die Piloten fragte, wie sie mit ihren Curtiaa Tomahawks zufrieden seien, sagte einer: «Sie sind ganz gut, aber was wir jetzt brauchen würden, das sind, Kittyhawks.» Ein anderer imitierte mit falsch-feierlicher Stimme einen Clown:

«Ich will Ihnen sagen, was wir brauchen: Kampfflieger; so viele Kampfflieger, dass man sie gar nicht zählen kann und doppelt so schnell müssten sie sein, als die, welche wir haben und mit doppelt so vielen Geschützen. Aber sie müssten genau so gut lenkbar und leicht sein wie die alten. Wenn wir diesen Typ bekommen, dann sind wir restlos zufrieden.» Während wir drei Tomahawks beobachteten, die blitzschnell und ganz gleichzeitig aufflogen, bemerkte der kleine Rhodesier in sarkastischem Ton, den aber seine begeistert strahlenden Augen Lügen strafte: «Das ist wenigstens ein aufregender Beruf! Da heisst es hinterher sein, wenn man seinen Gehalt verdienen will!»

Der Kommandant dieser mutigen Jungens war ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, Flieger-Commander P. G. Wykeham Barnes: ein blonder Erzengel mit weicher, ruhiger Stimme. Er hatte für jedes Geschwader das Ziel zu bestimmen und vor jedem Abflug die nötigen Anweisungen zu geben. Er selbst hatte vierzehn feindliche Flieger auf seinem Jagd-Tableau und war dreimal abgeschossen worden. Einmal musste er nach einem Fallschirmabsprung tagelang in der Wüste herumirren, bevor er aufgefunden wurde. Er setzte mir auseinander, dass die RAF. in Libyen die Luft beinahe vollkommen beherrsche und die Offensive der Deutschen unbedeutend sei. Auch er erwiderte auf die Frage, was für Flugzeuge er sich für seine Leute wünsche: «Sehr schnelle Maschinen und stark bewaffnet.»

Wir gingen auf dem Flugplatz auf und ab, immer durch Wolken von Staub, den die ständig ankommenden und abfliegenden Flugzeuge aufwirbelten. Plötzlich standen wir gegenüber, dem Korrespondenten der amerikanischen Zeitschrift «Colliers». Randolph Churchill erinnerte sich, dass er doch schliesslich als Vertreter der Presse und Propaganda hier war und schlug uns vor, hier, im Brennpunkt der Ereignisse gemeinsam eine Schallplatte zu sprechen, ein Interview zwischen Reynolds, den RAF.-Fliegern und mir, welches Kairo per Radio nach London weitergeben sollte.

Das Ganze war in wenigen Minuten arrangiert. Ein englischer und ein australischer Pilot, der Rhodesier, mit dem ich

eben gesprochen hatte und ein junger «Free French»-Mann kamen zu Wort. Noch selten war mir etwas derart peinlich gewesen. Ein heller Wahnsinn, als Zivilperson auf einem Schlachtfeld zu sprechen! Wie albern mussten die jungen Leute, die mitten im Kampfe standen, das finden und wie anmassend obendrein. Immerhin, wir taten der BBC. den Gefallen und machten die Schallplatte fertig; ich hatte später in Kairo Gelegenheit, sie zu hören. Reynolds war ausgezeichnet wie immer, die Piloten waren von bewundernswerter Schlichtheit und ich verpatzte alles durch mein befangenes, idiotisches Lachen. Aber von allen am besten waren doch die Flugzeuge: man konnte das dröhnende Heulen der Maschinen hoch oben am Himmel deutlich hören; manchmal übertönte es sogar unsere Stimmen. Kurz bevor wir mit der Schallplatte begannen, sah Churchill sich nach dem Flieger-Commander Wykeham Barnes um. Aber als der blonde Erzengel den Platten-Aufnahmeapparat erblickte, zog er sich schnell und lautlos zu seiner Arbeit zurück.

Bei Sonnenuntergang sagte ein englischer Offizier, der neben mir stand, ganz von ungefähr: «Da kommen die Franzosen.» Ein «Free French»-Geschwader von Blenheim-Bombern, jede Maschine mit einem Lothringer Kreuz am Flügel, flog herrlich geordnet neben einem britischen Geschwader über uns hinweg. Die Flieger kehrten nach getaner Arbeit zu ihren Stützpunkten zurück. Später hörten wir, dass sie alle ihre Aufgaben erfüllt und alle bezeichneten Zielpunkte getroffen hatten. Weil ich hoch oben am Himmel diese französischen Flugzeuge gesehen hatte, fühlte ich mich unten auf der Erde nicht mehr so allein.

Es wurde spät. Wir kehrten zu unserem Camp zurück, das im Sande beinahe unsichtbar war und verzehrten unser «Dinner» im Zelt des Obersten Astley, weil es das einzige war, das beleuchtet werden konnte. Wir bekamen Rauchfleisch, Büchsenlachs und Reispudding mit Orangenmarmelade. Wer arbeiten wollte, holte seine Schreibmaschine hervor, während die andern schwätzten. Die einen störte das Geklapper, die andern die Konversation. Zum erstenmal im Leben schrieb ich am «Tatort» selbst, umgeben von emsig tippenden Journalisten. Mit der Ängstlichkeit des Anfängers fragte ich mich, was wohl die andern schreiben mochten. Meine Kollegen waren alle sehr freundlich. Einer von ihnen, Andre Glarner vom «Exchange Telegraph» machte mir zwei vorschriftsmässige, grün-goldene Metall-Abzeichen mit der Aufschrift «Kriegskorrespondent»

zum Geschenk, die ich im Dienste immer tragen musste. Er war ein Franzose und ich hatte ihn seit Kriegsbeginn wiederholt getroffen. Immer unter aussergewöhnlichen Umständen: das erstmal an Bord des überfüllten englischen Frachtschiffes «Madura», das am Tage der französischen Kapitulation von Bordeaux nach Falmouth fuhr und später dann noch einmal, während des Bombardements von London.

Als besondere Begünstigung wurde mir der Rücksitz eines Militärautos zum Schlafen eingeräumt. Ich polsterte ihn mit einer Gummimatratze aus, die Michael Wright mir mitgegeben hatte. Im letzten Augenblick und trotz meines lebhaften Widerspruches, liess mir Randolph Churchill seinen herrlichen Hebron-Mantel aus weissem Lammfell, den er in Jerusalem gekauft hatte. Er leistete mir in der kalten Nacht sehr gute Dienste. Rund um mich krochen englische Soldaten in enge Sandgräben, um sich gegen die unglaubliche Kälte zu schützen. Rechts von meinem Wagen übernachteten etwa zehn Mann in einem Lastauto. Links standen zwei winzige Zelte für nur je eine Person. Sie waren so schmal und kurz, dass ich die Füsse der Offiziere, die darin schliefen, heraus schauen sah. Seltsamerweise begegnete ich diesen Offizieren bei Tag nicht, so dass ich nie erfuhr, wessen Füsse es gewesen waren.

Ein Wecker war hier überflüssig; gleich bei Morgengrauen flogen dicht neben mir lärmend einige Flugzeuge auf. Es waren die ersten Patrouillen der RAF., die sich bei Sonnenaufgang gegen sechs Uhr früh auf den Weg machten. Als ich im Schlaf die Petarden der anlaufenden Motoren hörte, in kurzen Intervallen immer von neuem, träumte ich, dass jemand heftig an meine Türe klopfte. Und so klang es auch, nur eben tausendmal stärker. Die Motoren erwärmten sich langsam und das Geräusch wurde regelmässiger. Endlich lösten sich die Jagdflieger los – einige Dutzend auf einmal – und flogen niedrig und laut heulend über meinem Kopf zu den feindlichen Stellungen hinüber. Es war Zeit, aufzustehen. Ich zog meine Slacks an, eine Bluse, einen Pullover und derbe Schuhe, dann machte ich mich auf die Suche nach einem Schälchen Wasser zum Waschen. In der Wüste ist Wasser das Allerkostbarste. Ich lernte mit Wasser umzugehen: die Technik der Wüste! Mit meinem Schälchen Wasser putzte ich mir erst die Zähne, dann wusch ich mir Gesicht und Hände damit. Ein englischer Soldat fragte höflich: «Darf ich Ihr Wasser benutzen?» Betreten reichte ich ihm das kleine Gefäss. Sein Inhalt wurde

zu mehreren andern solchen seifigen Abwässern in ein kleines Becken geschüttet und darin wusch man dann Socken und Taschentücher.

Nicht weit von meinem Auto brannte ein Feldfeuer und darüber hing ein Kessel. Ich trat näher und die Soldaten, die um das Feuer herum sassen, boten mir Tee an. Ein grosses Geschenk, denn auch für Tee braucht man Wasser. Sofort hörte ich auf zu frösteln und fühlte mich unsagbar wohl. Es war inzwischen beinahe sieben Uhr geworden, und die Sonne war an diesem klaren, frischen Morgen sehr angenehm. Mir war, als könnte ich in dieser klaren, trockenen Luft niemals krank werden: am liebsten hätte ich gepfiffen und gesungen . . . Meine Kollegen waren froh, mich so gut in Form zu sehen. Es fiel ihnen geradezu ein Stein vom Herzen, so sehr hatten sie sich vor der Belastung durch eine Frau gefürchtet. Nun sahen sie, dass Frauen in der Wüste auch nicht ärger waren als Männer, wenn es sich darum handelte im Sande zu leben. Er gab uns übrigens sehr bald, nachdem wir uns gewaschen hatten, allen das gleiche Aussehen. Der Wind bedeckte unsere Gesichter und unser Haar so vollkommen mit gelbem Staub, dass wir aussahen, als hätten wir uns für ein orientalisches Fest geschminkt.

Ich begab mich mit meiner Schreibmaschine zur Zensur in das Zelt der Presse. Dort fand ich ein Feldbett, auf das ich mich im Freien setzen konnte, um meinen Bericht zu tippen. Der Zensor, Hauptmann Stevens, der hier sein Hauptquartier hatte, wollte den Artikel sofort lesen, der dann gebührend gestempelt mit vielen andern in einen Postsack mit dem Aufdruck: «Dringend – geheim» wanderte. Und der Postsack wurde dann vom nächsten Flugzeug mitgenommen, das nach Bagusch oder Kairo abging.

Während ich schrieb, begannen die englischen Fliegerabwehrkanonen zu bellen. Erst war es ein unregelmässiges Geknatter, dann wurde das Feuer stärker. Leute, die «Bescheid wussten», behaupteten, dass deutsche Flieger über dem Camp seien. Wer von uns das Bombardement von London mitgemacht hatte, setzte sofort eine gesucht gleichgültige Miene auf. Aber dieser deutsche Luftangriff kam uns äusserst gelegen, da es sehr wenig zu berichten gab. Nun konnten wir uns alle wieder an unsere Maschinen setzen und unseren Kabeln ohne unwahr zu sein, Sätze hinzufügen, wie zum Beispiel: «WÄHREND BERICHT TIPPE DEUTSCHE FLUG-

ZEUGE ÜBER UNS. KANN UNTERBROCHENES DRÖHNEN ENGLISCHER ABWEHRGESCHÜTZE WAHRNEHMEN.» Von der Wüste gesehen, schien der Angriff nicht der Rede wert, aber irgendwie fühlten wir alle deutlich, dass London und New York gerade über diesen Zwischenfall dringendst Bericht wünschten. Nachdem das erledigt war, hörten wir eine Weile auf zu tippen, in die Luft zu schauen und den Abwehrkanonen zu lauschen und ergaben uns dem sehr ernstesten Geschäft, eine brennend heiße Frühstückswurst zu verzehren.

Trotzdem sprangen wir wie elektrisiert auf, als Randolph Churchill erschien, der gerade per Auto von dem Lastwagen zurückkehrte, in dem der oberste Befehlshaber amtierte. Churchill hatte mit den Generalstabsoffizieren gesprochen und brachte uns die neuesten Nachrichten. Auf einer mit Zellophan bedeckten Landkarte zeigte er uns die «beiläufige» Position des Feindes. Wieder sprach er von «unübersichtlichen Operationen». Ich sah die Journalisten besorgt die Köpfe schütteln.

Wir hatten in der Wüste nur zwei Möglichkeiten: entweder wir blieben im Hauptquartier, wo wir nichts zu sehen bekamen, oder wir näherten uns dem Kampfgebiet. Ein Presse Offizier, der der RAF zugeteilt war, machte den Vorschlag, einen Wagen zu nehmen und nachzusehen, was im Norden vorging. Gelang es uns, die Basis eines Erkundungsgeschwaders zu erreichen, dessen genaue Lage Houghton kannte, dann konnten wir dort aus erster Hand erfahren, wohin wir uns weiter begeben sollten, um Interessantes zu sehen. Richard Capell vom «Daily Telegraph» beschloss, uns zu begleiten und Virgil Pinkley von der «United Press» kam uns mit einem Lastauto nach. Wir fuhren in einem braun getarnten Militärauto, das derart von Sand überkrustet war, dass man durch die Scheiben kaum hinausschauen konnte. In einer Ecke hatten wir unsere Mäntel, Schreibmaschinen und Stahlhelme aufgetürmt. Wir nahmen auch Zwieback mit, ein wenig Wasser und ein sehr elegantes Silberflakon, das Randolph Churchill gehörte (mit eingraviertem Wappen, Initialen usw.) und das wir mit Whisky gefüllt hatten.

Die Wüste war nicht ganz so flach, wie ich geglaubt hatte: kaum waren wir losgefahren, flog unser Wagen im Schwung in die Höhe. Unsere Köpfe schlugen gegen das Dach und eine Feder war hin. Von da an wimmerte der Wagen unausgesetzt in einem quietschend metallischen Ton, wenn wir wie toll

über die Steine und Löcher des holprigen Terrains setzten. Wir stellten fest, dass die beste Technik darin bestand, unsere Körper völlig zu entspannen und sie den Sprüngen des Wagens folgen zu lassen, als hätten wir keine Knochen und keine Nerven im Leib. Von Zeit zu Zeit – das war natürlich herrlich – kamen wir an eine flache Stelle, über die wir hinglitten wie über Samt. Dann schöpften wir ein wenig Atem.

Bald hatten wir die libysche Grenze überschritten, den Draht, der «Mussolinis Stacheldraht» genannt wird. Es war eine Art Hecke aus Draht, etwa drei Meter breit, einen Meter hoch und dreihundert Kilometer lang, welche der libyschen Grenze entlang lief. Angeblich hatte Mussolini sie aufrichten lassen, um die Eingeborenen zu hindern, das italienische Gebiet zu verlassen und dadurch der Wohltaten des faschistischen Regimes verlustig zu gehen. Dieser Stacheldraht, der an mehreren Stellen durch weite Breschen unterbrochen und von Telegrafentangen markiert war, welche die Engländer aufgerichtet hatten, bedeutete als Wegweiser einen wahren Segen für Flieger, Tanks, Lastwagen und Truppen. Wer sich an den Stacheldraht hielt, in welcher Richtung immer, war nicht verloren.

Wir drangen tiefer in libysches Gebiet. Der Sand blieb immer fester am Gesicht kleben und trocknete die Kehle aus. Nach etwa einer Stunde entdeckten wir jenseits des Stacheldrahtes zwei grosse Camions, welche deutsche und italienische Gefangene transportierten. Sie hatten Halt gemacht, um zu rasten. Langsam folgten wir dem Stacheldraht bis zur nächsten Bresche, die uns einen Durchlass auf die andere Seite gestattete. Wir erreichten die Gefangenen gerade, als sie aus den Camions krochen, um ihre Beine ein wenig zu bewegen. Ich hatte bisher noch nie mit feindlichen Soldaten gesprochen. Die Bärte der entwaffneten Gefangenen waren mehrere Tage alt und ihre Uniformen verschwanden unter einer dicken Staubschicht. Es waren Infanteristen darunter und einige Flieger; in streng getrennten Gruppen. Und jede dieser Gruppen hatte sich instinktiv nochmals zweigeteilt, hier die Deutschen, da die Italiener. Ein Blick genügte, um zu sehen, dass diese unzertrennlichen Verbündeten kein Wort miteinander wechselten.

Als die kleinen schwarzen Italiener uns erblickten, ging ein Lächeln über ihre Züge. Ich will nicht behaupten, dass sie besondere Sympathie für uns empfanden. Aber sie waren

müde, sie langweilten sich und sehnten sich danach, endlich mit einem Menschen ein paar Worte sprechen zu können. Ihre Partner kamen hiefür nicht in Frage. Die hochgewachsenen Deutschen hingegen taten den Mund nicht auf. Sie trotzten. Leise wechselten sie hie und da ein paar Worte unter sich, aber ihre Gesichter blieben undurchdringlich. Sie trugen helle, blassgrüne Uniformen, die sich für die Wüste sehr gut eigneten. Die blauen Röcke der Italiener hingegen waren dick und schwer.

Schon nach wenigen Minuten waren wir mitten im Gespräch mit den italienischen Gefangenen. Diese gedrungenen Burschen mit den braungebrannten Gesichtern kamen aus Süditalien. Lebhaft gestikulierend erzählten sie uns in einem Kauderwelsch aus zwei bis drei Sprachen von ihren Familien und ihren Berufen. Sie gaben uns zu verstehen, dass sie Durst hätten und brachten auf alle mögliche Weise ihre Kriegsmüdigkeit zum Ausdruck. Bei der ersten Gelegenheit zeigte mir einer von ihnen eine kleine Photographie seiner Frau. Keiner der Italiener schien sich durch seine Gefangennahme beschämt oder erniedrigt zu fühlen: es war nun einmal geschehen, was konnte man tun? Es hatte gar keinen Sinn, sich über solche kleine Kriegszwischenfälle aufzuregen. Ich fragte einen der Italiener, warum er keine Schuhe an den Füßen habe. Statt mir irgend etwas Rührendes zu erzählen, um mein Mitleid zu erregen, brach er in schallendes Gelächter aus: «Mein Gott, als die Engländer angriffen, bin ich so schnell davongelaufen, dass ich meine Schuhe verlor!» Er schien das für einen sehr guten Witz zu halten und wollte nur wissen, wann der Krieg zu Ende sei. Sonst interessierte ihn gar nichts.

Wir trennten uns von den Infanteristen, ohne uns den deutschen «Feldgrauen» zu nähern . . . fast hätte ich gesagt, ohne es zu «wagen», uns ihnen zu nähern . . . und gingen zu den Piloten hinüber. Ein deutscher Feldwebel, namens Günther Hillert, geboren in Breslau, erkundigte sich eilig, wie er nach Kairo gebracht werden würde: ob mittels Flugzeug, worauf er ein Anrecht habe. Richard Cape 11 erwiderte, dass wir darüber nichts wüssten, aber dass das einzig verfügbare Transportmittel ein Lastauto sein dürfte oder bestenfalls die Eisenbahn. Der Feldwebel war sichtlich verstimmt. Er sagte: «In Deutschland transportieren wir die RAF.-Gefangenen immer mittels Flugzeug, und da ihrer so viele sind, ist das lästig genug.» Er schilderte uns mit allen Einzelheiten, wie er abge-

schossen worden war und benützte die Gelegenheit, die Modelle des RAF. zu kritisieren: «Die Spitfires sind nicht schlecht, aber dafür die Hurricanes! Miserabel und langsam!» Er schien die Unglücklichen zu bedauern, die gezwungen waren, sich ihrer zu bedienen, obzwar diese Unglücklichen ihn gerade gefangengenommen hatten. In verbindlichem Ton bemerkte Capell, dass es schliesslich jedem passieren könne, gefangen genommen zu werden, dass dies mehr oder weniger Glückssache sei. Beleidigt warf der Deutsche den Kopf zurück und fragte hochmütig: «Was meinen Sie mit GZwc&s-Sache?»

Ich sprach auch noch mit einem andern deutschen Flieger, einem grossen, blonden, etwa vierundzwanzigjährigen jungen Menschen. Er hatte an der Eroberung meiner Heimat teilgenommen und sprach ein wenig französisch. Mit leiser, höflicher Stimme zählte er die Städte auf, in die er als Sieger einmarschiert war und als Zeuge der Verzweiflung und Ratlosigkeit meiner Landsleute: Reims, Châteaudun . . . Ich fragte ihn, wie lange seiner Ansicht nach der Krieg noch dauern würde, worauf er sofort antwortete: «Sie glauben, dass die Engländer den Krieg gewinnen werden . . . aber ich glaube, dass Deutschland siegen wird.» Dann fügte er französisch hinzu: «C'est la guerre!»

Ich hatte ihm gesagt, dass ich Französin sei. Er schien erstaunt, aber äusserte sich dazu in keiner Weise. Wir sprachen von anderen Dingen, von seiner Heimatstadt, von der Verpflegung der englischen Gefangenen und von den Vereinigten Staaten. Als ich Amerikas verstärktes Hervortreten als Unterstützer Englands und Russlands erwähnte, schien er interessiert, stellte aber keinerlei Fragen. Plötzlich, ich war schon im Begriffe zu gehen, nachdem ich mich von ihm verabschiedet hatte, wandte er sich mit strengem Gesicht an mich, als müsste nun doch heraus, was er die ganze Zeit mühsam unterdrückt hatte:

«Darf ich fragen, was Marschall Petain zu einer Französin sagen würde, die es mit den Engländern hält? Er wäre nicht sehr entzückt, nehme ich an.»

Ich erklärte ihm ruhig, dass viele Franzosen – zu denen auch ich gehörte – den Waffenstillstand von Compiögne nicht anerkannten und sich bis zum Tage des Sieges als im Kriege mit Deutschland betrachteten. Und dass diese Leute sich die «Fran^{ais} Libres» – die «Freien Franzosen» nannten. Vielleicht habe er schon von ihnen gehört . . .

Anscheinend nicht. Und wenn er von ihnen gehört hatte, so sagte er es nicht. Überdies wünschte er die Konversation sichtlich nicht weiter fortzusetzen. Ich passte nicht in sein Weltbild . . . Ich war eine Gegnerin der Neuen Ordnung: ich existierte nicht für ihn.

Wäre nach den Juniereignissen 1940 der Krieg zu Ende gewesen, dann würde dieser vierundzwanzigjährige junge Mensch mit dem ausdruckslosen, eiskalten Gesicht nun in Deutschland leben oder gar in Paris, hochzufrieden mit dem nazisierten Europa, dieser höchsten Verwirklichung des pangermanischen Traumes. Aber England hatte die Waffen nicht gestreckt und der deutsche Pilot war nun ein Gefangener der Engländer. Darum war er aber noch lange nicht müde und hatte gute Lehren für jeden bereit, der sie hören wollte. Um mich noch strenger zu verurteilen, holte er sich einen Mann zu Hilfe, den er als Verbündeten betrachtete und dessen Ansichten daher in seinen Augen unantastbar waren: den Herrn von Vichy . . . einen französischen Marschall.

Viele Monate später, als ich wieder in New York war, sollte ich an diesen deutschen Flieger zurückdenken, der so siegesgewiss gewesen war und so fest an Hitlers Stern geglaubt hatte. Die Abendblätter berichteten von einem grossen Luftangriff auf Deutschland. Und mir fiel ein Wort ein, das damals der deutsche Gefangene in der Wüste ausgesprochen hatte. Dieses Wort war der Name einer Stadt. Ich hatte den Nazi gefragt, wo er zu Hause sei, und er hatte mit seiner rauhen, feindseligen Stimme zu antworten geruht: «in Köln».

Wir legten noch weitere fünfzehn Kilometer zurück, dann näherten wir uns dem Kampfgebiet. Wir waren nicht mitten in der Schlacht – das gewiss nicht – aber weit davon waren wir auch nicht. Von Zeit zu Zeit begegneten wir Lastautos oder Panzerwagen voll englischer Soldaten, die sich seit Tagen weder rasiert, noch gewaschen, noch umgekleidet hatten und streng genommen seit Beginn der Offensive nicht Zeit gefunden hatten zu schlafen. Ihre Bärte waren rauh und struppig und ihre Uniformen schmutzig und zerrissen. Ihre Gesichter und ihre Schuhe waren von einer Sandkruste bedeckt, und ihre Augen schmerzten von der gleissenden Sonne. Welcher Unterschied, wenn man sie mit ihren arroganten deutschen Gegnern verglich! Sie dachten nicht daran zu prahlen – überdies war zum Prahlen auch noch gar kein Grund – aber auf ihren müden Gesichtern konnte man ihren unerschütterlichen Entschluss

lesen, die Nazis zu schlagen und wenn es zwanzig Jahre dauern sollte. Heldenhafte Geduld sprach aus diesen Zügen. Das waren die einfachen Leute, die Durchschnitts-Engländer, die mit ihrem Blut für die blinde Vorkriegspolitik Englands bezahlen mussten, für seinen Mangel an Bereitschaft und seine unfassbare Nachsicht gegenüber dem Dritten Reich. Ohne zu murren, zahlte Tommy Atkins die Rechnung. Zwei lange Jahre war er nun schon im Krieg. Er wusste, dass der Krieg in dieser ersten Phase nichts anderes sein konnte als eine Reihe von Verschleppungsaktionen. England musste seine Armee erst von Grund auf schaffen und aufbauen: seit der Niederlage Frankreichs hatte es nie genug Soldaten und Material gehabt, um seine weit verzweigten Grenzen zu verteidigen.

Wir kamen zwei bärtigen Burschen zu Hilfe, deren Camion in der Wüste stecken geblieben war; ein Schrapnellsplitter hatte ihren Reifen die Luft ausgeblasen. Sie kamen aus der Schlacht, die wenige Kilometer weiter vorn noch immer tobte. Die Verluste auf beiden Seiten seien gross, berichteten unsere Freunde. Der eine kam aus dem Irischen Freistaat, der andere aus Lancashire. Der Irländer war rothaarig, hatte sehr blaue Augen und sein Gesicht war von der Sonne gerötet. Gleich beim ersten Treffen – erzählte er – hatten die Engländer achtzig deutsche Tanks zerstört und selbst fünfzig verloren. Die feindlichen Kampfwagen waren ungeachtet des englischen Sperrfeuers geradenwegs mitten in die Batterien vorgegangen und hatten einige Verwirrung hervorgerufen. Unsere beiden Soldaten konnten ihren Wagen aus dem Tohuwabohu retten, waren aber kurz darauf stecken geblieben. Inzwischen hatte die Abteilung der «Royal Horse Artillery», der sie angehörten, die Stellung gewechselt und sie konnten sie nicht wiederfinden. Seit vierundzwanzig Stunden hatten sie nichts gegessen.

Diese Männer waren seit 1939 bei jedem Feldzug mit dabei gewesen. Sie hatten in Frankreich gekämpft – und sich aus Frankreich zurückgezogen. Sie hatten in Griechenland gekämpft: wieder ein Rückzug. Dann kam die Hölle von Kreta, ohne einen einzigen alliierten Kampfflieger, der sie vor den deutschen Bombern geschützt hätte. Und nun waren sie in Libyen . . . endlich in der Offensive. Aber sie sahen jetzt schon, dass auch diese wieder nur ein Versuch war, durch die deutschen Linien durchzubrechen und noch immer nicht *der* grosse Vormarsch, der Rommel den Todesstoss versetzen musste. Es

hatte eine Zeit gegeben, wo Neville Chamberlain das berühmte Wort gesprochen hatte: «Try, try, try again!» Diesmal versuchte England wirklich alles, aber nicht mehr um Hitler gut zu stimmen, sondern um mit ihm ein Ende zu machen. Es sollte eine lange Arbeit sein. Und mehr als ein Jahr musste noch vergehen, ehe der General Bernard Montgomery an der Spitze seiner Achten Armee siegreich gegen Tripolis marschierte.

Der Ire bemerkte: «Jedesmal wenn wir in den Kampf gehen, sage ich mir: «Das sind dieselben Deutschen, die mich aus Dünkirchen fliehen gesehen haben; dieselben, die mich zwangen, Kreta zu evakuieren. Sie haben mich das erstmal geschlagen und dann noch einmal. Jetzt ist es aber genug. *Genug!* Jetzt muss ich *sie* davonlaufen sehen. Am liebsten ins Meer...!»

Plötzlich wurden seine blauen Augen ganz schüchtern . . . als fürchtete er, zuviel gesprochen zu haben. Als hätte er zu deutlich durchblicken lassen, wie übergenuget er von «strategischen» Rückzügen hatte. Gleichsam entschuldigend fügte er hinzu: «Zum Schluss werden wir sie ja doch besiegen, und das ist die Hauptsache, nicht wahr?» Nun waren aber die beiden Soldaten an der Reihe zu fragen. Sie erkundigten sich, ob wir glaubten, dass sie bald irgend einem Wagen begegnen würden, der ihnen Reifen geben konnte. Auch wollten sie wissen, in welcher Richtung sie ihre berittene Artillerie suchen sollten.

Wir gaben ihnen Büchsenlachs, und sie gaben uns ein wenig Wasser. Jedesmal, wenn wir im Laufe des Tages jemandem in der Sandwüste begegneten, wurden sofort Güter getauscht: Wasser gegen Lebensmittel, Zwieback gegen Benzin oder ein Reservereifen gegen einige Rationen Rauchfleisch. Diese staubbedeckten Menschen, die nun schon so lange ein mehr als primitives Leben führten, hatten darum die traditionelle englische Höflichkeit nicht verlernt. Die Tauschgeschäfte waren immer von freundlichen Sätzen begleitet: «Sind Sie auch sicher, dass Sie es entbehren können?...» «Das ist zu liebenswürdig von Ihnen ...» Sie verabschiedeten sich immer mit vielen guten Wünschen.

Nun waren wir bereits weit von Mussolinis Stacheldraht entfernt und suchten unseren Weg durch vollkommene Wildnis. Vergebens schauten wir nach der einsamen Flugbasis aus, von der Houghton, der unsere Expedition leitete, anfangs gesprochen hatte. Aber wir konnten sie nicht finden. Der Wagen warf und schüttelte uns durch- und gegeneinander: es war das gleiche Gefühl wie mitten in einem argen Gedränge. Dabei

konnten wir gar nicht einsamer sein. Wir hatten nichts zu essen – unseren Lachs hatten wir weggeschenkt. Wir knabberten einige Stückchen Kommisszwieback und ich zog Churchills Whiskyflasche heraus. Der Zwieback schmeckte genau so wie das teure Zeug, das die amerikanischen Frauen statt Brot zu essen pflegten, wenn sie Abmagerungskuren machten.

Houghton sah nicht sehr vergnügt aus – und man konnte leicht erraten warum. Das Ganze war nicht gerade erfreulich. Alle, denen wir begegneten, ob mit oder ohne Wagen, erzählten die gleiche Geschichte wie der Ire mit dem roten Bart: «Es hat eine Tankschlacht stattgefunden. Die Deutschen haben unsere Linien durchbrochen. Und wir haben in dem Durcheinander den Weg verloren.» Und alle ausnahmslos fragten uns, wie sie zu ihren verschwundenen Truppenkörper zurück gelangen könnten. Wir wussten gar nichts: wir hatten uns auch verirrt.

Wir schwammen gegen den Strom. Statt einzelner Lastautos kamen uns nun ganze Züge von «Lomes» voll Ausrüstungsmaterial und Soldaten entgegen, die sie in Eile evakuierten. Ein Offizier, den *wir* nach dem Weg fragten, hatte die tolle Idee, aus seinem Militärauto zu springen und uns einen Revolver entgegen zu halten. Erst müssten wir uns ausweisen, bevor wir Informationen verlangen dürften. Und das taten wir. Das Ganze kam so plötzlich, dass wir lachen mussten; aber die Vorsicht des Offiziers war in hohem Masse gerechtfertigt. In der Wüste war es keineswegs immer gesagt, dass ein englischer Wagen Engländer transportieren musste und ein deutsches Lastauto nur Deutsche. Lastwagen, Tanks und Autos wurden genommen, verloren, wiedergenommen und wechselten sehr oft den Besitzer. Auch das gehörte mit zu der von den Communi-ques so oft erwähnten «unübersichtlichen Lage».

Wir schwenkten nach rechts, wieder auf den Stacheldraht zu. Wenigstens waren wir sicher, uns nicht wieder zu verirren. Wir begegneten Trupps von Südafrikanern, dann einigen Ambulanzen und Lastwagen der RAF. Alles zog gegen Süden. Und schliesslich mussten wir uns sagen, dass die Flugbasis, die wir suchten, zweifellos auch evakuiert worden war. Nun stutzte Houghton und wollte nicht weiter fahren. Als er in der Ferne dicken Rauch wahrnahm, der nur von gebombten Benzintanks herrühren konnte, die Feuer gefangen hatten, gab er dem Chauffeur Befehl, nach Maddalena zurückzukehren. Unser Protest liess ihn kalt. Es war das erstemal, dass er in der Wüste

für eine Frau die Verantwortung trug und an einem «solchen Tag» wollte er nichts riskieren.

Nun fuhren wir in entgegengesetzter Richtung. Bei Sonnen-Untergang stiessen wir auf Infanteristen, die neben der Hurricane eines RAF.-Fliegers standen, der zu einer Notlandung gezwungen gewesen war. Wieder hörten wir das gleiche Lied: «Ich war auf einem Streifflug, um Truppenkonzentrationen zu beschliessen. Und habe dabei die Richtung verloren. Wo bin ich nun wirklich?» Der fremde Akzent des Fliegers schien mir vertraut. Ich fragte ihn polnisch nach seiner Nationalität. Und er war wirklich ein Pole. Ich hatte noch nie einen Menschen derart perplex gesehen, erstens überhaupt einer Frau in der Wüste zu begegnen, zweitens sich polnisch von ihr ansprechen zu hören und drittens zu erfahren, dass sie Marie Skłodowska Curies Tochter sei. Er sagte zu mir: «Denken Sie . . . ich habe erst ganz kürzlich in Bagdad Ihr Buch gelesen . . . In russischer Übersetzung!» Ich hörte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal von einer russischen Ausgabe der Biographie meiner Mutter, aber ich ging nicht weiter darauf ein. Die Soldaten um uns herum folgten unserer polnischen Unterhaltung etwas ungeduldig. Besonders die Infanteristen wollten die Hurricane so schnell als möglich los werden, denn sie scheuten vor der Verantwortung zurück, falls der Feind Vordringen sollte.

Eben zog ein Hurricane-Geschwader über den Himmel. Houghton gab dem Polen den Befehl, diesen Flugzeugen bis zu ihrer Basis zu folgen, wo immer sie sein mochte. Hastig verliess uns der Pole, schwang sich in sein kleines Flugzeug und flog ab. Wir sahen ihn rasch aufsteigen und merkten, wie ungeheuer er sich anstrengte, die andern einzuholen. Über uns wurden die Flugzeuge nun immer zahlreicher. Zu Dutzenden kehrten sie aus der Schlacht zurück, allein oder in Gruppen, ganz ungeordnet. Wir fühlten, dass der Tag sehr hart für sie gewesen sein musste und dass sie alle sehr müde waren. Einige flogen langsamer und blieben hinter ihren Kameraden zurück, als hinkten sie.

Als es bereits dunkel war, stolperte unser Wagen, der schon ohnehin den ganzen Tag gequitscht und gewimmert hatte, in ein Loch und versetzte uns den ärgsten Stoss, den wir bisher abbekommen hatten. Wir schrien alle auf, denn wir hatten uns tüchtig angestossen; aber niemand war ernstlich verletzt – bis auf Churchills Whiskyflasche: sie wurde von einer Schreibmaschine beinahe plattgedrückt.

In Maddalena erwartete uns eine Überraschung. In unserer Abwesenheit war gepackt und alles für eine Evakuierung vorbereitet worden. Es war Befehl gekommen, bereit zu sein, innerhalb einer halben Stunde auf brechen zu können. Der Grund: eine deutsch-italienische Tankkolonne war in unserer Richtung unterwegs. Die feindlichen Tanks waren gesichtet worden, als sie gerade den Stacheldraht überquerten. Obzwar sie sehr rasch vorgingen, waren sie doch noch recht weit entfernt. Augenblicklich blieb uns nichts zu tun übrig, als zu warten. Die Journalisten um mich herum hielten leise Beratungen ab. Ich konnte sie in der Dunkelheit nicht erkennen, aber was sie sagten, klang sehr pessimistisch.

Am Morgen vorher war alles in die Wege geleitet worden, mir einen Besuch beim Luft-Vizemarschall Sir Arthur Coningham, dem Befehlshaber der RAF. in der Libyschen Wüste, zu ermöglichen. Ich fragte, ob die Verabredung angesichts der veränderten Umstände annulliert worden sei, aber dem war nicht so. Es blieb dabei und Randolph Churchill begleitete mich zu dem getarnten Lastwagen des Vizemarschalls. Ein hochgewachsener dunkelhaariger Offizier bat uns, weiter zu kommen. Es war Coningham selbst, der mit sechsundvierzig Jahren so jung aussah wie sein jüngster Pilot. Er hatte einen Wollswear an und keinen Rock. Sein Gesicht war sympathisch und voll Leben. Die heranrückende deutsche Panzerkolonne schien den Befehlshaber der RAF. nicht im geringsten zu beunruhigen, und er begann uns sein «Heim» zu zeigen, das tatsächlich den Inbegriff des Komforts darstellte: ausser einem Schreibtisch standen noch eine kleine Bar da und ein rotes Kanapee.

Während der Vizemarschall Drinks mischte, sprachen wir statt von der strategischen Situation in Libyen ausschliesslich von den Vereinigten Staaten, aus denen ich gerade kam. Coningham konnte es nicht erwarten, immer mehr amerikanische Flugzeuge zur Verstärkung der RAF. im Nahen Osten ankommen zu sehen. Der Vizemarschall sprach von dem Vorteil möglicher Standardisierung der für den Nahen Orient bestimmten Flugzeuge und von der Notwendigkeit, sie sehr rasch zu transportieren. Er sagte: «Über die Qualität amerikanischen Flugmaterials ist kein Wort zu verlieren. Es ist erstklassig. Was wir aber noch brauchen, sind Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit der Produktion. Und nicht nur der Produktion, auch des Transports zu den Schlachtfeldern. Die Hauptschwierigkeit

in Afrika besteht darin, dass wir drei bis vier Wochen brauchen, um einen zerstörten Apparat zu ersetzen, Rommel hingegen hat seine Apparate aus Deutschland innerhalb von ebenso vielen Tagen.»

Die Antworten, die ich dem Vizemarschall geben konnte, dürften nicht besonders treffend gewesen sein, denn die Anwesenheit eines zweiten Offiziers schüchterte mich in höchstem Masse ein. Es war ein athletisch gebauter, sonngebräunter Mann mit hellblondem Haar und blauen Augen, der neben mir sass, ohne den Mund aufzumachen. Ich erstarrte einfach vor Schüchternheit. Auch Randolph Churchill wurde plötzlich mäuschenstill in Gegenwart dieses Menschen und rührte sich nicht, was nur jemand zu beurteilen weiss, der den turbulenten Sohn des Premiers kennt. Der schweigsame Offizier war niemand Geringerer als der oberste Befehlshaber der englischen Streitkräfte im Nahen Osten, General Sir Claude John Aire Auchinleck, der eben erst in den Wagen des Vizemarschalls hineingeschlüpft war. Als Coningham uns bekannt machte, verlor der General seine Zeit nicht mit Fragen, wieso ich hier sei und wer mir die Bewilligung erteilt habe, die Achte Armee zu besuchen, trotz der formellen Verordnung, die den Frauen den Aufenthalt in der Wüste streng verbot. Er leerte still sein Glas und folgte oder folgte nicht unserem Gespräch. Ich glaube, er wartete geduldig auf mein Weggehen, um mit Coningham von ernstern Dingen reden zu können. Ich wagte nicht, ihn wegen der bewussten feindlichen Tankkolonne zu fragen, derentwegen wir so plötzlich einpacken mussten. Der oberste Befehlshaber erwähnte sie aber schliesslich selbst und sagte ganz ruhig:

«Der Feind macht einen verzweifelten Versuch, aber er wird nicht weit kommen. Dieser Panzerkolonne wird sehr bald die Munition ausgehen, davon bin ich überzeugt.»

Die Art, wie er gesagt hatte «davon bin ich überzeugt», gab mir plötzlich meine volle Ruhe wieder. Wenn Auchinleck die dreissig, vierzig feindlichen Tanks, die auf uns zustrebten, nicht ernst nahm, warum sollte dann ich mir Sorgen machen? Was nachher noch gesprochen wurde, war ganz banal, und ich verabschiedete mich kurz darauf. Später sollte ich erfahren, dass der General nichts so sehr gewünscht haben mochte, als dass ich mich möglichst rasch empfahl, denn sein unerwarteter Besuch bei Coningham hatte einen sehr dringenden und ernstern Grund. An eben diesem Abend hatte General Auchinleck be-

schlossen, seinen guten Freund, Generalleutnant Cunningham seines Amtes zu entheben und statt seiner dem General Ritchie das Kommando der Achten Armee anzuvertrauen. Auch dieser musste einige Monate später gehen, als Rommels grosse Offensive einsetzte. Und kurz darauf traf zur allgemeinen Überraschung Auchinleck auf Wunsch Winston Churchills das gleiche Schicksal. Auchinleck war also an jenem Abend zu Luftvizemarschall Coningham gekommen, um ihm die Ernennung Ritchies mitzuteilen. (Welch ein Durcheinander gleichklingender Namen: Coningham – Cunningham, die nicht verwechselt werden dürfen.) Diese Reorganisation des Kommandos war nur eine Bestätigung der aus den letzten Kämpfen gezogenen Lehren: dass nämlich die Deutschen stärker waren, als die Engländer angenommen hatten. Die Achte Armee musste sich mit Geduld wappnen und «try, try, try again», bis zu ihrem triumphalen Vorstoss nach Tunis im Jahre 1943.

Wir kehrten zum Presse- und Zensurzelt zurück. Der vorbereitete plötzliche Aufbruch hatte sich sehr ungünstig auf die Verpflegungs- und Beleuchtungsverhältnisse ausgewirkt. Alles war stockdunkel. Oberst Astley sagte mir, dass ich draussen auf dem Tisch Rauchfleisch, ein Stückchen Käse und etwas Brot finden würde. Ich tastete nach etwas Essbarem und fand es schliesslich. Becher waren keine da, und wir tranken alle aus der gleichen Whiskyflasche. Um Wasser zu bitten, war sinnlos – ja es hätte sogar taktlos gewirkt – denn im Hauptquartier war Wasser viel rarer als Alkohol. Der Befehl «innerhalb einer halben Stunde marschbereit zu sein», war nicht eingetroffen, und das einzig Vernünftige, das ich tun konnte war, schlafen zu gehen. Der letzte Schock dieses Tages erwartete mich, als ich den Wagen erreichte, in dem ich die vorige Nacht verbracht hatte: die Gummimatratze, die Michael Wright gehörte, war gestohlen worden: von jemandem, der sie wirklich brauchte, will ich hoffen.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, versammelten wir uns um die zellophangeschützte Landkarte und warteten gespannt auf Nachrichten. Anscheinend hatte «unsere» Tankkolonne plötzlich eine Schwenkung gemacht und sich in einer Wolke von Staub und Sand von uns wegbewegt. Und nun erhielten andere Camps in andern Sektoren der Wüste den Befehl «sich bereit zu halten, innerhalb einer halben Stunde zu evakuieren», weil diese wandernden feindlichen Tanks unterwegs waren.

Das Ganze wirkte wie ein gigantisches Versteckenspiel. Randolph Churchill sagte, dass angeblich mehrere Kriegskorrespondenten von den Deutschen gefangen genommen worden seien und auch ein Trupp Südafrikaner. Später wurde bestätigt, dass sich unter den Gefangenen auch Harold Denny von den «New York Times» befand.

Der Kommandant eines RAF.-Geschwaders, der mit General Auchinleck gesprochen hatte, fasste die Situation folgendermassen zusammen: «Der oberste Befehlshaber hat absolutes Vertrauen, aber keine Ahnung, wo seine Truppen sind.» Ein lapidarer Satz, der den Charakter des Wüstenkrieges auf das Exakteste ausdrückte, eines Krieges ohne Front, der im Leeren geführt wurde, wo ein Truppenkörper nach dem andern verschwand und wieder auftauchte, und wo ein Vormarsch von einigen Kilometern ebenso wenig bedeutete wie ein ebenso grosser Rückzug. Wichtig war nur der Entschluss, den Feind unausgesetzt zu schlagen und die Quantität und Qualität des Materials, über das man verfügte.

Nach der kalten Nacht war es plötzlich sehr warm geworden. Mit Randolph Churchill und Rüssel Hill von der «Herald Tribune» fuhr ich zur nächsten RAF.-Station, Geschwader 112, wo ich einige der jungen Leute wiederfand, denen ich bei meiner Ankunft zwei Tagen vorher begegnet war. Einige Australier waren da, der Rhodesier, der Franzose, ein Neuseeländer und ein amerikanischer Freiwilliger namens Christie aus Rochester, New York. Ein blonder Junge mit einem lieben kindlichen Lächeln und sonngebräuntem Gesicht. Von Beruf war er Geschäftsreisender. Er hatte eine Zeitlang in Nova Scotia gelebt und sich im Jahre 1940 in Kanada zur RAF. gemeldet. Er erzählte mir, dass ihm das Leben bei den Fliegern sehr gefalle, und dass er sich mit seinen englischen Kameraden ausgezeichnet vertrage. «Nur ist es manchmal schwer, ihre Sprache zu verstehen», sagte er. Dabei erinnerte ich mich an den Direktor-Stellvertreter der Panamerican, John Yeomans, der mir einmal zugeflüstert hatte: «Das Schwerste hier ist die Sprache. Wenn ein Amerikaner aus Chicago mit einem Engländer aus Manchester telefoniert und das Telefon zum Überfluss noch von einem Neger aus Nigeria bedient wird, dann kommt etwas Schreckliches heraus.»

Die Piloten des Geschwaders 112 räkelteten sich in der Sonne. Sie hatten feindliches Reservematerial in niedrigem Flug bestrichen und rasteten nun eine Stunde. Sie luden uns zum

Lunch ein. Gerade als wir uns zu Tisch setzten, tauchte plötzlich aus dem Nichts ein Sergeant namens Burney auf, der seit drei Tagen als vermisst gemeldet war. Sein Flugzeug musste nach einem Kampf auf feindlichem Gebiet notlanden. Der RAF.-Offizier, der das Geschwader kommandierte, hatte versucht, in der Nähe zu landen, um ihn aufzunehmen. Und bei diesem Versuch war sein eigener Tomahawk gebrauchsunfähig geworden. Den beiden Männern blieb nichts anderes übrig als zu Fuss zurückzuwandern, ständig in Gefahr, von den Italienern entdeckt zu werden. Burney hatte fünfzig Kilometer in elf Stunden zurückgelegt.

Seine Kameraden wussten sich vor Freude nicht zu fassen und trugen ihn im Triumph auf ihren Schultern durch das Lager. Man fühlte, wie besorgt sie um ihn gewesen waren. Immerhin bekamen die englische Selbstbeherrschung und der englische Humor bald wieder die Oberhand. Sein Offizier und er waren in der Wüste zwei verirrtten Engländern begegnet, mit denen sie dann einen Teil des Rückweges gemeinsam gemacht hatten. Der Kommandant des Geschwaders, ein kleiner muskulöser Mann mit kohlschwarzen Augen, bemerkte dazu mit einem Gefühl der Erleichterung: «Da konntet ihr also wenigstens Poker spielen.» Worauf Burney betrübt den Kopf schüttelte: «Leider nicht, wir hatten keine Karten.» «Schade», schloss der Kommandant voll Mitgefühl das Gespräch. Und das war das Ende von Burneys Heldenepos.

Er setzte sich einfach mit uns zu Tisch, als ob nichts gewesen wäre. Wir hatten Büchsenlachs, Käse, Pfirsichkompott und zwei Luxusgänge: Schweinspastete und einen glasierten Kuchen, den eine Fliegerstation im Hinterland per Flugzeug geschickt hatte. Ein kleiner Zettel lag dabei, mit Bleistift in ungelinker Schrift auf liniertem Papier mit vielen Fettflecken: «An den Kommandanten der 112. Schwadron. Die besten Wünsche von den Köchen der Offiziersmesse.»

Das einzig Schlechte bei diesem Lunch war wie gewöhnlich das Wasser. Einer der Piloten beschrieb es ziemlich genau: «Es schmeckt derart nach Benzin, dass ich nicht wage, ein Streichholz anzuzünden, wenn ich es trinke.» Er hielt sich lieber an den Whisky, den Randolph Churchill mitgebracht hatte.

Ich wüsste nicht zu sagen, warum ich mich an diesem Tage, während die Situation so wirr war, absolut sicher fühlte, obzwar sich gerade dieser Tag für die Engländer mehr als un-

günstig gestaltete. Aber ich sass hier in der Sonne, mitten unter jungen Piloten und lachte mit ihnen über jeden dummen Witz und nahm an ihren kindlichen Gesprächen so vergnügt teil wie sie selbst. Vielleicht stellte ich nur wieder einmal die alte Tatsache fest, dass im Krieg immer die Besten zufällig an der Front sind, entweder weil sie darum gebeten hatten, oder weil sie nicht darum gebeten hatten, *nicht* hingeschickt zu werden. Vier Stunden von der trägen, deprimierenden Stadt Kairo entfernt hatte ich die tapfersten Männer Englands und des Imperiums wiedergefunden.

Ich war im Laufe der letzten beiden Jahre vielen Fliegern der RAF. begegnet. Während des Blitzkrieges in England hatte ich oft die Flugplätze um London besucht und stundenlang mit den jungen Piloten gesprochen, die den Himmel über uns verteidigten. Einmal war ich einen ganzen Tag und eine ganze Nacht auf einer der RAF.-Stationen der englischen Provinz geblieben, von denen aus die grossen Wellington-Bomber zum Flug über Berlin starteten. Ich hatte gesehen wie sich die schweren, schwarz getarnten Flugzeuge auf dem dunklen Flugfeld versammelt hatten und dann vom gedämpften Licht des Signalturms geleitet, aufgebrochen waren. Um vier oder fünf Uhr früh sah ich dann dieselben Wellingtons – nicht mehr ganz so zahlreich – aus Deutschland zurückkehren.

Die RAF.-Flieger, mit denen ich nun in der Libyschen Wüste beim Lunch sass, hatten noch vor einer Stunde ihr Leben aufs Spiel gesetzt und waren bereit, in einer halben Stunde das gefährliche Spiel hoch oben am Himmel fortzusetzen. Dabei war Gefahr so ziemlich das Letzte, wovon sie zu sprechen wünschten. Ihr Mut ging nur sie allein an, er war ihr Beruf und ihr Geheimnis. Selbst im Tode, wenn sie je fallen sollten, blieben sie anonym, bis auf den obligaten Wortlaut des offiziellen Communiquös: «So und so viele Flugzeuge sind von ihrer Mission nicht zurückgekehrt.» Dann wurden die Maschinen genannt, die Namen der Besatzung aber blieben geheim. Was die RAF. betrifft, so war dieser Krieg nicht wie anno 1914 der Kampf eines Dutzends hervorragender bekannter Flugheroen, die das ganze Land anbetete. Diesmal war es ein bescheidener, mörderischer Krieg, der Krieg Tausender namenloser Helden.

Wenn ich von diesen jungen Leuten herzlich aufgenommen werden wollte – sie waren um so viel jünger als ich! – dann

musste ich sorgfältig vor ihnen verbergen, wie unsagbar klein ich mich neben ihnen fühlte. Ich musste mich genau so an ihre Spielregeln halten und ebenso ruhig, sorglos und heiter erscheinen wie sie selbst.

IV. Kapitel

KAIRO UND PEARL HARBOR

Bei meiner Rückkehr nach Kairo – nicht für lange – war ich «die einzige Frau, die die Libysche Wüste besucht hat». Bald sollte ich nurmehr «die erste» sein, denn andere Journalistinnen schickten nach mir aus der Wüste ihre Berichte nach Hause und Krankenpflegerinnen und Wagenlenkerinnen verbrachten später mehrere Monate mit den freifranzösischen Streitkräften in der Cyrenaika. Diese Frauen kamen wirklich ins Gefecht und waren wirklich in Gefahr.

Mein Stundenplan konnte nicht gedrängter sein. Ich hatte gerade noch Zeit, ein Bad zu nehmen, mein Haar zu waschen, das vom vielen Sand ganz klebrig geworden war und einige Stunden zu schlafen. Gleich am nächsten Morgen musste ich Kairo wieder verlassen, um einen Hafen am Roten Meer zu besuchen, wo das für die Truppen im Nahen Orient bestimmte amerikanische und englische Kriegsmaterial ankam. Damit sollte ich wieder einen Präzedenzfall schaffen, denn es war bisher noch nicht vorgekommen, dass man in diesem Winkel der Erde einer Frau den Zutritt zu einem amerikanischen Transportschiff gestattet hätte.

Ich hatte gebeten, mich um sechs Uhr früh zu wecken, wahrscheinlich war es geschehen, aber ich musste wohl wieder eingeschlafen sein, so müde war ich. Ich lag noch im Bett, als Hauptmann St. John Plevins mich um sieben Uhr früh abholte. Der hochgewachsene, lustige Engländer sollte mich bei meiner Expedition ans Rote Meer begleiten. Ich kleidete mich Hals über Kopf an, stürzte beinahe die Treppe hinunter und sass bald darauf in einem grossen Wagen, der mit der grössten Geschwindigkeit die wohlbewachte Strasse entlang flitzte, welche Kairo mit der Gegend um den Suezkanal verbindet. Wir wurden von einer Wache nach der andern ange-

halten und sahen ein Soldatencamp nach dem andern. Dann kamen wir auch an einem seltsamen Golfplatz ohne «greens» vorbei: auf diesem Golfplatz wuchs auch nicht ein Halmchen Gras. «Sand-Golf» nannte es Hauptmann Plevins, den man in Kairo nur unter dem Namen «Jupiter» kannte und fügte hinzu, dass alle Engländer verrückt seien: «Nur Narren können sogar im Sand Golf spielen.» Er wiederholte sichtlich selbstzufrieden: «Wir Engländer *sind* verrückte Leute» und versuchte, mich davon zu überzeugen, indem er nun auf der schnurgeraden, eintönigen Strasse ein noch tollereres Tempo einschlug.

Es waren noch keine achtzehn Stunden vergangen, seit ich Libyen verlassen hatte. Dort drüben raste die Schlacht am Himmel und auf der Erde; alliierte Soldaten und Offiziere kämpften staubbedeckt gegen einen mächtigen, kühnen Feind . . . Welcher Kontrast, verglichen mit der geraden, eintönigen Strasse, von der aus ich bereits das Rote Meer so ruhig daliegen sah wie einen Teich. Am Hafen erwartete uns ein grosser Konvoi von Schiffen, die eben von England über das Kap Tausende englischer und südafrikanischer Soldaten herübergebracht hatten. Viele trainierten bereits an Land, während andere das Ausrüstungsmaterial ausluden und sortierten oder neben grossen, sandfarbenen Zelten ihre Mahlzeiten kochten. In einiger Entfernung von dem graugetarnten Konvoi lagen zwei leicht rostige, schwarz-rote amerikanische Handelsschiffe, zwei dunkle Klumpen zwischen einem strahlend blauen Himmel und einem wie Seide schimmernden strahlend blauen Meer. Ich brauchte mir nur diese Schiffe anzusehen, die hier verankert lagen und hatte den Schlüssel zu der ganzen libyschen Situation: Alles drehte sich um den Nachschub, der aus England und aus dem Imperium kam und um die Waffen und Lebensmittelsendungen aus Grossbritannien und den Vereinigten Staaten.

Der Beschluss, den Präsident Roosevelt am 1. April 1941 drüben in seinem Weissen Haus gefasst hatte und demzufolge das Rote Meer fürderhin für amerikanische Handelsschiffe offen war, hatte dieses Gebiet grundlegend verändert. Das erste Schiff aus den USA. war, beladen mit M-3-Tanks, am 4. Juli eingelaufen. Dutzende weiterer Schiffe folgten und brachten Tanks, Lastautos, Lebensmittel und Munition. Allein mehrere Tausende von Lastwagen waren bereits von den US.-Frachtschiffen abgeladen worden. Auf der ägyptischen Seite

hatten daraufhin Werften, Lagerhäuser und Werkstätten errichtet werden müssen. «Wir haben tatsächlich mit nichts begonnen», sagte Hauptmann Plevins. «Das einzige, was uns zur Verfügung stand, war ein verfallener alter Kai, der längst nicht mehr in Benützung war; aber Sie hätten ihn nach ein paar Tagen sehen sollen, gleich nach Präsident Roosevelts Beschluss! Das war plötzlich ein Leben! Die amerikanischen Transporte waren angekündigt und alles musste für ihren Empfang vorbereitet sein . . . Wir liessen Arbeiter kommen und Maschinen ... Es war ein richtiger Turm von Babel. Aber wir haben es geschafft.»

Wir fuhren – immer per Auto – die Küste entlang, kamen an stark riechenden Ölraffinerien vorbei und an verstreuten Flugabwehrposten, bis wir schliesslich die neue Werft erreichten. Ein Hauptmann Nethersoll von den «Royal Engineers», der das Ausladen und Zusammensetzen des US.-Kriegsmaterials zu überwachen hatte, empfing uns. Dieser handfeste Genieoffizier war ein grossartiger Mensch, der während der Expedition nach Kreta die Evakuierung geleitet und dreizehn Schiffe, trotz den ununterbrochenen Tiefflugangriffen der deutschen Stukas, vollgeladen hatte. Als wir den Damm entlang gingen, murmelte er: «Meine Kriegsziele sind sehr einfach: ich will zu meiner Frau zurück. Da wir aber vorher Hitler schlagen müssen, wird das noch eine Weile dauern.»

Ein kleines Schleppboot, das auch aus Amerika stammte, brachte uns zu einem der amerikanischen Frachtschiffe. Während der kurzen Überfahrt warf ich einen Blick auf die reglosen Schiffe aller Grössen, die hier verankert lagen. Ich wurde dabei auf alte Freunde aufmerksam gemacht: die «Mauretania», die nun auch ein grau gestrichenes Transportschiff geworden war, die «New Amsterdam» und die riesige «Georgie», aus der dünne Rauchsäulen aufstiegen. Irgend etwas auf dem Schiff brannte! . . . «Das kommt von Zeit zu Zeit vor», wurde mir gesagt. Wir kletterten in das rot-schwarze Frachtschiff, der Luckenbach Steamship Company in Brooklyn. Es war von Kähnen und schwimmenden Kränen umgeben. Das Ausladen war in vollem Gange.

Bevor der Kapitän uns herumführte, lud er uns mit echt amerikanischer Gastfreundschaft zu einem Frühstück in seine Kajüte ein. Man servierte Kaffee, Brot, Butter und Käse. Dieser Kommandant, Mac Namara, ein sonnegebräunter Mann

mit einem kahlen Kopf, stammte aus Belfast. Nachdem er amerikanischer Staatsbürger geworden war, lebte er viele Jahre in Seattle, an der Küste des Stillen Ozeans. Er fuhr lange zwischen Seattle und New York via Panamakanal hin und her. Inzwischen war seine Route länger geworden und er pendelte zwischen New York und dem Nahen Osten. Diesmal war er mit seinen fünfundvierzig Mann Besatzung fünfundfünfzig Tage unterwegs gewesen.

«Und was haben wir alles mitgebracht!» sagte er lächelnd. «Alles – der Schiffsraum, das Ober- und Unterdeck und das Zwischendeck natürlich auch – war gesteckt voll mit Lastautos, Traktoren, Truppen und Ersatzteilen, Düngemitteln und Bier in Dosen. Vier Stockwerke verschieden grosser Kisten waren auf Deck aufgetürmt. Die zwölf Flugzeuge, die wir mithatten, haben wir in einem anderen Hafen abgeliefert. Als wir New York verliessen, kam einer meiner Offiziere zu mir und fragte: «Sollen wir tatsächlich dieses Schiff über den Ozean bringen und rund um Afrika? . . . Mit dieser Belastung?» «Gewiss», sagte ich. «O. K. Kapitän», antwortet« er, «aber die Verantwortung überlasse ich gerne Ihnen ...»

Wir tranken unseren Kaffee aus und stiegen auf Deck. Der ungeheure Bauch des Schiffes klappte weit, und Kräne arbeiteten fieberhaft mit ohrenbetäubendem Lärm. Englische Offiziere waren für das Ausladen verantwortlich und auch die Arbeiter waren ausschliesslich Engländer. Sie arbeiteten mit Rekordgeschwindigkeit, um das Schiff möglichst kurze Zeit auf Kriegsgebiet zurückzuhalten: es wurden täglich tausend Tonnen ausgeladen. Der Kapitän Mac Namara gedachte genau eine Woche nach seiner Ankunft in Ägypten wieder nach Amerika zurückzufahren.

Ich sah dem Verladen über eine Stunde lang zu. Verschlüge mit Chevrolet- und Ford-Bestandteilen tanzten zur Musik quiet-schender Kranketten hoch oben in der Luft. Eine Kiste nach der andern wurde in die flachen Boote hinuntergelassen, die sie an Land brachten; sie verwandelten sich dann in die gleichen Lastwagen, die ich in der Libyschen Wüste gesehen hatte, wo sie mit der grössten Geschwindigkeit Nachschub, Lebensmittel und Munition zuführen mussten. Mac Namara, der neben mir stand, sagte stolz: «Wir arbeiten nicht schlecht für die Demokratie? Wie?» . . . Seine Bemerkung überraschte mich. Ich fand sie hier sehr ungewöhnlich – so banal sie in New York geklungen hätte. Es war das erstemal, seit ich Ame-

rika verlassen hatte, dass ich das Wort «Demokratie» hörte. Es kam aus dem Munde eines Amerikaners.

Wir begaben uns nach einer anderen Seite des Schiffes. Der Kapitän schrie warnend: «Achtung! Frisch gestrichen!» Ich sah mich um. Ein Mann malte eine Ecke an Deck mit grauer Farbe an.

«Wozu das?» fragte ich.

«Nun», antwortete der Kapitän, «noch vor wenigen Monaten glaubten wir, dass es genüge, wenn wir grosse amerikanische Flaggen auf unsere Schiffe malten. Und wenn wir sie am 4. Juli festlich beleuchteten. Das schien aber nicht zu klappen. Der «Steel-Seafarer», der vergangenen September von einem Flugzeug gebombt und versenkt worden ist, war weiss gestrichen – verstehen Sie? Weiss!... und trug eine Flagge, so gross wie Amerika. Soviel Glanz brauche ich nicht. Ich bin mit einem grauen Anstrich ganz zufrieden und reise gern unbemerkt.»

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: «Dies ist auch die letzte Überfahrt, die wir unbewaffnet machen. Wenn wir das nächstemal herkommen werden, dann haben wir bereits Kanonen. Mir wird wohler zumute sein, glauben Sie mir. Mit grellen Farben und wehenden Fahnen spielt man mit Hitler nicht Verstecken.»

Der Kapitän erzählte auch, dass dasselbe Schiff schon im ersten Weltkrieg Truppen und Kriegsmaterial über den Atlantischen Ozean transportiert habe. Einmal war es neun Stunden lang von einem deutschen Unterseeboot attackiert worden, aber es war ihm gelungen, zu entfliehen und Le Havre zu erreichen. Mein irisch-amerikanischer Freund war jetzt auf ähnliche Abenteuer gefasst und sah ihnen ruhig entgegen. Ich fragte ihn, was er von der technischen Hilfe der Engländer halte. Er antwortete: «Sie leisten ausgezeichnete Arbeit. Wissen Sie, es dauert lange, bis man einen Engländer aufgeweckt hat, aber wenn es einem gelingt, dann *ist* er wach.» War es nicht seltsam, dass fast immer, wenn von den Alliierten die Rede war oder doch zumindest von den Demokratien in Friedenszeiten, das Wort «schlafen» und «aufwecken» fiel. Das Bild, das man immer vor sich sah, war das eines ungeheuren Schlafsaales, in dem jedes Land sich schön warm zugedeckt räkelte und gähnte: «Wie spät ist es denn? Muss ich wirklich aufstehen?»

Das zweite Schiff, das ich besichtigte, der «Syros» von der Lykes Brothers Steamship Company in Galveston, war während

des ersten Weltkriegs innerhalb von sechs Wochen in Eile für den Transportdienst gebaut worden. Jemand klopfte auf Holz: «Es hätte schon das letztmal versenkt werden sollen, aber es hat sich um einen Krieg verspätet ...» Der grauhaarige Kapitän William Zeiss hatte den weichen Tonfall von Louisiana. Auch er wollte mir von der Gastfreundschaft der amerikanischen Handelsmarine einen Beweis geben. Er überschüttete mich geradezu mit unzähligen Zigarettenpäckchen aller Sorten, nachdem ich mich verzweifelt gegen alle die guten Sachen gewehrt hatte, die er uns zu essen und zu trinken geben wollte. Und er sagte immer wieder: «Bitte geben Sie diese Zigaretten einigen der englischen Jungens drüben in der Wüste. *Bitte* vergessen Sie nicht, ihnen zu sagen, dass die amerikanische Handelsmarine sie ihnen schickt.»

Wir kehrten ans Ufer zurück, auf die lärmendste Werft und zu den geräuschvollsten Werkstätten, die ich je gesehen und gehört hatte. Den grössten Lärm aber machten nicht so sehr die Maschinen als die arabischen Arbeiter. Wahrscheinlich können die Araber nicht arbeiten, ohne zu schreien. Jedemal, wenn einer der fahrbaren Krane wieder eine Kiste mit einem halbfertigen Lastauto oder Traktor am Boden absetzte, stürzte heulend eine Horde zerlumpter arabischer Arbeiter mit wehenden Turbans herbei. Die Araber zerrissen mit teuflischer Behendigkeit die Verschlüge und schrien einander in toller Aufregung gegenseitig Befehle zu. Wenige Minuten später stand die amerikanische Maschine in der blendenden Sonne und sah aus wie ein Ungeheuer aus blitzendem Metall.

Die Lastautos und Wagen, die in Verschlügen angekommen waren, verliessen die Werkstätte gebrauchsfähig. In einer modernen Benzinstation wurden sie mit Wasser, öl und Benzin gefüllt, bevor sie abgingen. Ich betrachtete ein wenig besorgt eine lange Reihe funkelnagelneuer Lastwagen, die ein schönes Ziel für deutsche Bomben darstellten. Kapitän Nethersoll beantwortete meine nicht gestellte Frage: «Keine Sorge! Nie bleibt eine Maschine länger als einige Stunden hier stehen, wenn sie einmal zusammengesetzt ist. Sobald die Wagen fertig sind: weg mit ihnen! Vor vier Uhr nachmittags ist alles, was Räder hat unterwegs und verschwindet gegen Westen.»

Wir hatten noch Zeit, nach Suez hinüberzufahren. Eine kleine, banale Stadt, die in unerträglich grellem Licht brütete, mit vielen französischen Namen und Inschriften auf den

Strassen. Schliesslich kamen wir zum französischen Club in Fort Tefwik. Hier standen wir nun an dem flachen, geraden Kanal, den ein Franzose erbaut hatte und der kein einziges französisches Schiff mehr trug. Wie schmal er war! Nur hundert Meter zwischen den Bojen und etwas breiter von Ufer zu Ufer. Wie leicht wäre es für die Deutschen gewesen, ihn an irgendeiner Stelle zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer – eine Entfernung von 160 Kilometern – zu zerstören. Aber davor hüteten sie sich, denn sie hofften, sich seiner einmal selbst bedienen zu können.

Der Himmel über Suez war blassblau, und das glatte Meer spiegelte den gleichen blauen Himmelston wieder. Gegen Abend wurde der Himmel grün; ein strahlender Sonnenuntergang tauchte die Ataquahügel in lila. Einen kurzen Augenblick, während wir zum Nil zurückfuhren, lag die Landschaft nackt und rein vor uns wie in biblischen Zeiten. Die im Sande verstreuten Zelte der Soldatencamps waren im Schatten der sinkenden Nacht verschwommen.

Am nächsten Tag führte ich zur Abwechslung das typische Leben von Kairo: ein Lunch in der englischen Gesandtschaft, mit Sir Miles Lampson, ein Tee beim Freien Frankreich und ein Dinner im «Shepherd»- Hotel. Das sollte nun so weiter gehen – aber in der Früh konnte ich mein Bett nicht verlassen, ohne ohnmächtig zu werden. Ich hatte 40 Grad Fieber, aber trotz Fieber war mir nicht heiss; im Gegenteil, ich fror fürchterlich. Diagnose des Arztes: ein böser Fall von Malaria, die ich mir zehn Tage zuvor durch einen Moskitobiss geholt hatte. Esther Wright, bei der ich wohnte, ging ans Telephon und sagte das Frühstück mit dem Baron de Benoist ab, dem Präsidenten des «Free French-Comitees» in Ägypten, und – gegen meinen Willen – auch einen Empfang, den die «Free French» für den Nachmittag mir zu Ehren vorbereitet hatten. Dann verständigte sie den amerikanischen Gesandten Air. Kirk, dass ich nicht zum Dinner kommen konnte . . . Mit meinem gesellschaftlichen Leben in Kairo war es zu Ende. Dann bestellte sie telefonisch eine Pflegerin.

Der erste, der mich zwei Stunden später in meinem Zimmer besuchte, war General Georges Catroux, der delegierte «Free French»- General in der Levante. Ich kann mich gar nicht richtig erinnern, was er sagte oder was ich sagte. Ich war zu krank. Ich weiss nur, wie sehr es mich rührte, dass er sofort gekommen war, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Ich müsse zumindest eine Woche im Bett bleiben, sagte der Arzt. Das bedeutete eine furchtbare Verzögerung meiner Reise. Und meinen Freunden Wright konnte ich wirklich keinen schlimmeren Streich spielen, als bei ihnen krank zu werden. Sie bestanden die Probe mit Glanz und tobten, wenn ich davon sprach, in ein Hospital übersiedeln zu wollen. Wir alle, sie und ich, lebten von nun an in einer Schreckensangst vor der Diktatur der Krankenschwester, die in meinem Zimmer ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte und deren Hauptbeschäftigung darin bestand, mich mit einem ungeheuren Wortschwall davon zu überzeugen, dass ich sehr krank sei; und das war ich auch. Malaria war wie ein Reflex der verschiedenen Klimata von Afrika im menschlichen Körper: die Wüstenhitze in der Mittagssonne löste die eisige Temperatur der nächtlichen Wüste ab und die warme Feuchtigkeit von Westafrika fehlte auch nicht. Ich fiel von einer Phase in die andere, von der Hitze in die Kälte, von kaltem Schauer in Schweiß. Am meisten wehrte ich mich gegen die komplizierten Medikamente, die mich seekrank machten, und von den zwanzig Gramm Chinin täglich war ich ganz betäubt.

Nun verfolgte ich den Krieg von meinem Zimmer aus. Die ersten Nachrichten pflegte ich früh gegen sieben Uhr zu bekommen, wenn einer der beiden Wrights, Michael oder seine Frau, mir die Morgenzeitung brachte. Um diese frühe Stunde ging Esther Wright bereits ins Spital, wo sie als Hilfsschwester arbeitete und Michael begab sich in die Gesandtschaft, die er bis spät abends nicht mehr verließ. Die Nachrichten aus Libyen waren nicht besonders gut. Man schien sich mit einem augenblicklich aussichtslosen Kampfe zwischen Auchinleck und Rommel abgefunden zu haben. In dem ungeheuren, leeren Gebiet, das sich von Ägypten bis Tripolis erstreckt, hörten die beiden Generäle nicht auf, vorzugehen und wieder zurück, einander zu schlagen, einander zu verfolgen, ohne irgendwelche entscheidenden Resultate zu erzwingen. So sollte es nun weitergehen bis zu dem – nahen oder fernen – Zeitpunkt, wo die Engländer stark genug sein würden, Rommel und seine Armee ein für allemal aus Afrika hinauszujagen.

Fast täglich besuchten mich Freunde, Offiziere und Soldaten, die einen kurzen Urlaub in Kairo verbrachten. Sie sassen eine Weile an meinem Bett und erzählten mir den neuesten Wüstenklatsch. Meist waren es Engländer, Freie Franzosen und Polen. Jeder sprach seine Sprache. Sie illustrierten auf das

deutlichste die Verschiedenheit der Elemente, aus denen sich hier die Reihen der Alliierten zusammensetzten.

Einer meiner Gäste war Corniglion Molinier, ein Held des letzten Krieges, der mehr als 5'000 Flugstunden zu verzeichnen hatte. Der kleine, brünette, übersprudelnd lebendige Kommandant Edouard Corniglion Molinier war jetzt Befehlshaber der Gruppe «Lorraine» der «Free French»-Flieger. Er erzählte mir von den «Free French»-Bombern, die von ihm befehligt, in der Wüste kämpften – es waren die Bienheims mit dem Lothringerkreuz auf den Flügeln, die wiederholt das Fort Maddalena überflogen hatten, während ich dort war. Diese Gruppe entstand durch Zusammenziehung zweier Geschwader de Gaulles, deren eines schon am abessinischen Feldzug teilgenommen hatte und das andere an der ersten libyschen Offensive im Jahre 1940. Die Mannschaft war im Herbst 1941 in Damaskus gesammelt und im Libanon frisch ausgerüstet und ausgebildet worden. Mit einiger Mühe hatte man auch das nötige Landungspersonal zusammengebracht, darunter französische, syrische und libanesische Mechaniker. Als schliesslich alles bereit war, wurde die Gruppe «Lorraine» am 12. November 1941 in die Wüste geschickt, gerade im Augenblick der Offensive. Die Gruppe, die in zwei fliegende Schwadronen, «Metz und «Nancy», untergeteilt worden war, umfasste 450 Mann, darunter 64 Flieger. Die französischen Bomber arbeiteten mit zwei englischen Gruppen gemeinsam, unter dem Oberbefehl eines englischen Offiziers.

Seit Beginn der November-Operationen hatte die Gruppe «Lorraine» mehr als vierzig Attacken durchgekämpft und dabei nur ein einziges Flugzeug eingebüsst. Sie hatte Panzerzüge bombardiert, Munitionslager, Truppenkolonnen und vor allem Verpflegungsdepots. Aber der schönste Tag bis jetzt war der 21. November gewesen. Die französischen Piloten hatten die Aufgabe bekommen, eine etwa hundert Wagen starke deutsche Panzerkolonne anzugreifen. Von den achtzehn Flugzeugen, die dabei gewesen waren, konnten siebzehn Volltreffer verzeichnen. Der Kommandant Molinier erzählte von einem seltsamen Gespräch zwischen einem «Free French»-Mann der Gruppe Lorraine, einem Elsässer und einem deutschen Gefangenen. Der Feldwebel war starr, als er hörte, dass es Franzosen gab, die noch immer auf Seite der Engländer kämpften. Dr. Goebbels schien in seinen Propagandareden an das deutsche Volk die Existenz des Freien Frankreich nie erwähnt zu haben.

Der Feldwebel wiederholte ein um das anderemal ganz langsam: «Aber ich verstehe nicht . . . Ganz Europa kämpft gegen die Bolschewiken, und die Franzosen kämpfen auch mit uns . . . Ihr könnt doch nicht auf beiden Seiten kämpfen ...» Der Elsässer, der Deutsch sprach, versuchte dem Mann klar zu machen, dass die von Paris an die russische Front entsandte sogenannte «Antibolschewistische Legion» aus kaum mehr als einigen Hundert Söldnern bestand. Dann sprach er von der kleinen Armee, die de Gaulle nach dem Waffenstillstand geschaffen hatte. Auch das konnte der Deutsche nicht verstehen: «Ja, aber *warum* tut ihr das?» Der Elsässer sagte: «Um der Ehre willen.» Der Deutsche Liess nicht locker: «Aber *warum*? Aus welchem Grunde? Ihr hattet einen Waffenstillstand. Ihr hattet das Glück, in Frieden leben zu können. War das nicht genug? Wie konntet ihr eigenmächtig den Krieg fortsetzen? Ich war glücklich, dass ich für mein Vaterland kämpfen durfte und ich glaube an den Sieg Deutschlands. Aber wenn ich Befehl bekäme, die Waffen niederzulegen, ich würde es tun.»

«Befehl «... das war das Zauberwort, das die beiden Männer abgrundtief trennte: den Deutschen und den Freien Franzosen. Der Deutsche konnte, wenn er Befehl bekam, sehr mutig sein, aber war es mit den Befehlen zu Ende, dann war es auch mit ihm zu Ende. Der Elsässer hingegen hatte sein Land auf Befehl verteidigt, solange er diese Befehle tatsächlich bekommen hatte. Aber als es mit den Befehlen von oben zu Ende war, hatte der Freie Franzose ganz allein seine Wahl zu treffen vermocht. Er wusste, wofür er sein Leben opferte und gab sich seinen schlichten Befehl nun selbst: «Ich werde für Frankreichs Freiheit kämpfen, bis zum Schluss!»

Nach den Franzosen kamen noch andere Gäste, mit denen ich Englisch sprach oder polnisch, wenn gerade Landsleute meiner Mutter mich besuchten, Offiziere der polnischen Armee oder der polnische Gesandte in Kairo, Zazulinski, den alle seine Freunde nur «Zazu» nannten. Polnische Soldaten waren schon zu Beginn des Jahres 1940 in diesem Erdenwinkel aufgetaucht. Einzelne waren nach der Invasion der Deutschen über Rumänien, Griechenland und die Türkei aus Polen geflüchtet. Andere, die bis nach Frankreich gekommen waren, hatte man über das Mittelmeer nach Syrien geschickt, wo bald eine polnische Brigade beisammen gewesen war. Man hatte die Polen mit französischen Uniformen und Waffen ausgerüstet und ihre

Kavallerie bekam arabische Pferde. Die Polen warteten ungeduldig auf den Tag einer Offensive, an der sie teilnehmen konnten.

Als Frankreich fiel, sassen die Polen in einem von Vichy kontrollierten Gebiete fest. Sie boten alles auf, um hinausgelassen zu werden. Nach langen Kontroversen mit dem französischen General Mittelhauser gestattete man ihnen schliesslich die Überschreitung der Grenze von Palästina, mit Waffen, Munition und Pferden. Und im September 1940 hielt die polnische Karpathenbrigade bereits ihre erste Truppenrevue in Palästina ab. Einen Monat später wurden die Polen nach Ägypten transferiert und der Verteidigung von Alexandria zugeteilt.

Die Situation der Polen während der ersten libyschen Offensive war eigenartig, denn die Polen waren nicht offiziell im Krieg mit Italien. Das war der Grund, warum man die Polen nicht sofort an die Front schickte. Aber dieses Zaudern währte nicht lange. Anfangs 1941 bereits nahmen polnische Einheiten an Wüstenoperationen teil. Im August wurde die Karpathenbrigade, die ursprünglich in den Bergen des Balkans kämpfen sollte, nach Tobruk geschickt, wo sie seither ständig im Feuer stand. Ihr Kommandant war General Kopanski.

Das Erstaunlichste dabei war nicht der traditionelle, auf der ganzen Welt bekannte Mut der Polen im Kampfe. Das Erstaunlichste war die Atmosphäre, die diese Soldaten mit ihrer Kultur, Religion und Sprache um sich herum schufen. In Alexandria gab es ein polnisches Spital mit polnischen Ärzten und Pflegerinnen, die plötzlich da waren, kein Mensch wusste wieso. Die polnische Sprache verbreitete sich über ganz Palästina und gehörte nun dort zu den gebräuchlichsten.

Und immer mehr Polen tauchten im Nahen Osten auf, einzeln und zu zweien oder dreien. Und aus allen Weltgegenden. Einige waren aus China gekommen, andere aus Amerika. Immer wieder entkamen welche aus den Konzentrationslagern Europas. Da war ein Mann aus Krakau, der im Jahre 1939 von Polen nach Frankreich geflohen war, über die Karpathen, Ungarn und Italien. Er war nach Norwegen geschickt worden, um dort zu kämpfen, dann war er zurückgekommen und hatte Frankreich verteidigt. Dabei war er gefangen genommen worden. Nach dem französischen Waffenstillstand war er wieder entkommen, hatte abermals ganz Europa durchwandert, ohne gefasst zu werden und konnte sogar heimlich seine Familie in

Polen besuchen. Aber statt unter deutscher Herrschaft zu Hause zu bleiben, war er wieder über den Balkan und den Nahen Osten entkommen. Jetzt war er in Tobruk.

In Kairo erzählten alle Polen besonders gern folgende Geschichte: «Nehmt einen Polen und einen Sack. Steckt den Polen in den Sack. Schliesst den Sack und versiegelt ihn. Verschnürt das Ganze mit einem festen Strick. Und den Knoten versiegelt wieder. Dann geht weg. Wenn ihr wiederkommt, werdet ihr den Sack wieder finden, Schnur und Siegel, alles intakt. Aber der Pole ist weg.»

Es fing an, mir besser zu gehen. Als erstes Zeichen der Genesung verliess uns die Pflegerin. Ich sagte: «Uff!» und fühlte mich bereits beinahe gesund, so glücklich war ich, wieder mein Zimmer für mich allein zu haben. Das bedeutete nämlich, dass ich auf meiner Schreibmaschine tippen konnte, soviel ich wollte, ohne ständig eine aufreizend sanfte Stimme sagen hören zu müssen: «Sie sollten nicht arbeiten» . . . wo doch genau das Gegenteil wahr war. Ich sollte nicht nur arbeiten, ich *musste*, denn zu dem Zweck war ich in Kairo. Ich schluckte zwar noch immer Chinin, aber begann doch langsam aufzustehen. Ich konnte mich kaum auf den Füßen halten – es war, als hätte man meine Beine mit denen einer uralten Frau vertauscht.

Meine Krankheit hatte mich um vieles gebracht, das ich in Ägypten hatte sehen wollen: vor allem Ägypten selbst: das Ägypten der Ägypter. Das tat mir schon darum besonders leid, weil in diesem Lande Französisch die gebräuchlichste Sprache ist und weil die Ägypter sich für alles Französische ungeheuer interessieren. Ich wollte mit einer Menge von Leuten Zusammenkommen und sah schliesslich keinen Menschen. Ägypten sollte für mich ein unbekanntes Land bleiben – wie im Grunde für beinahe alle Fremden, die der Krieg nach Ägypten verschlagen hatte.

Zu mir drangen nur gerade die Tagesgespräche. Kairo war zweifellos ein Paradies des Klatsches, und die Gerüchte schlichen in der Stadt von Haus zu Haus und auf dem Nil von einer Danabieh zur andern. Der junge König Faruk zum Beispiel liebte angeblich die Italiener zu sehr und die Engländer zu wenig... Alle Leute, vom ärmsten Fellachen bis zum reichsten Pascha hörten mehr als notwendig interessiert dem Achsen-Rundfunk zu . . . Keiner in Ägypten wollte vom Krieg etwas

wissen, aber alle verdienten Geld an ihm . . . Jeder, der einen Tarbusch trug, lachte angeblich Tränen, wenn die Engländer in der Wüste zurückgehen mussten, aber derselbe Mann wurde totenbleich, wenn der Rückzug eine deutsche Invasion anzukündigen drohte ... Die grösste Freude hätte den Ägyptern sichtlich folgende Lösung bereitet: der Endsieg der Engländer, errungen nach möglichst vielen Niederlagen und Erniedrigungen.

Die Alliierten hatten auf ägyptischem Gebiet ein kompliziertes militärisches System organisiert, an dessen Durchführung unglaublich mannigfaltige Elemente teilnahmen, die aus allen Winkeln der Erde zusammengekommen waren. Unter diesem gigantischen Überbau lebte ein halb neutral gebliebenes Land, das mit dem Kriege schmollte, an ihm verdiente und sich vor ihm fürchtete. Kairo ass gut, amüsierte sich ausgezeichnet und verscheuchte seine Unruhe mit beruhigenden Gedanken: «Ich werde bestimmt nicht gebombt werden. Wer sollte es wagen, eine heilige Stadt des Islams anzugreifen?» Bildlich gesprochen stellte Ägypten augenblicklich eine Art Pyramide dar: an der Spitze eine Schicht zäher, alliierter Kämpfer und darunter ausschliesslich Ägypter, die dem Kampf fernstanden. Ein nicht allzu festes Gebäude, errichtet auf der juristischen Unterlage des anglo-ägyptischen Allianz Vertrages von 1936, dessen siebente Klausel voraussah, dass im Kriegs-fälle der König von Ägypten «seine Häfen, Flugplätze und alle übrigen Transport- und Kommunikationsmittel» Grossbritannien zur Verfügung zu stellen hatte. Und eben das tat der König nun. Ob er es gerne tat, das war wieder eine andere Frage.

Als ich mich zum erstenmal wohl genug fühlte, um auszugehen, bat ich eine ägyptische Freundin, mich aus dem «europäischen Kairo» und von der ewigen Terrasse des «Shepherd»-Hotels möglichst weit weg zu führen. Erst fuhren wir durch moderne Strassen, in denen es von Militärautos wimmelte; dann viel langsamer durch holprige, enge Gässchen, wo wir uns durch das Gedränge der Araber nur schwer den Weg bahnten: Wir waren ständig dicht umringt von Strassenhändlern, schwarz verschleierten Frauen, streitenden Kindern, Eseln, Karren und Kamelen. Endlich erreichten wir die alte Moschee von Ibn Tulun, die um einen viereckigen Innenhof herum gebaut ist. Die Sonne tauchte die tausendjährigen Säulchen in Licht und spielte im Schnitzwerk der Fenster. Der Lärm der Stadt folgte uns bis hierher, aber gedämpft und gleichsam veredelt. Es klang beinahe wie fernes Meeresrauschen. Von hier

wirkte das Geschrei von Kairo nicht mehr so schrill. Und von der Höhe des Minarets, auf das ich nicht ohne Mühe hinaufklimm, sah die Stadt zu unseren Füßen auch nicht mehr so gewöhnlich aus. Goldener Staub hüllte sie ein, verwischte die Konturen und versteckte, was an ihr hässlich war. Über den Häusern zeichneten die Minarets ihre Pfeile auf den Hintergrund des Himmels. Plötzlich lag über allem tiefer Friede. Als gäbe es keinen Krieg, als hätte es nie einen Krieg gegeben und als könnte es nie einen Krieg geben, in alle Ewigkeit.

Montag, den 8. Dezember um sieben Uhr früh klopfte Michael Wright erregt an meine Türe: «Japan hat die Hawaiiischen Inseln angegriffen. Grosse Verluste der Amerikaner.» Von dem Augenblick an warteten wir ununterbrochen auf Nachrichten. Wir taten überhaupt nichts anderes. Verzweifelt schüttelte ich den alten Radio-Apparat im Wohnzimmer, um doch *etwas* aus ihm herauszubekommen. Ich machte die interessante Erfahrung, dass Verblüffung ein Dauerzustand sein kann: um sieben Uhr abends war ich noch genau so erschüttert wie um sieben Uhr früh, als die Nachricht von der Attacke auf Pearl Harbor wie eine Bombe hereingeplatzt war. Allen andern erging es an diesem Tag genau so. Alle standen sozusagen mit offenem Munde da. Es hatte keinen Sinn, Leute um Nachrichten anzufragen, die sie von mir erwarteten und deren ganzes Vokabular sich auf zwei Worte beschränkte: «fantastisch» und «unglaublich!» Die einzigen, die etwas zu sagen hatten, waren die Amerikaner selbst. Die wenigen amerikanischen Freunde, mit denen ich sprach, meist Journalisten oder Diplomaten, waren völlig ausser sich. Aber alle reagierten auf die Nachricht in gleicher Weise: «Es ist ein harter Schlag, aber gerade den haben wir gebraucht. Jetzt werden wir endlich aufwachen!»

Die Würfel waren nun gefallen. Sogar die Vereinigten Staaten selbst – *selbst* – das ferne Amerika, waren vom Feinde brutal in den Konflikt hineingeschleudert worden, so wie *er* es wollte und zu dem von *ihm* gewählten Zeitpunkt. Die Vereinigten Staaten traten in den Krieg durch die Hintertür der Niederlage und der Erniedrigung ein. Sie waren genau so überfallen worden wie Belgien und Holland, wie Norwegen, Griechenland, Albanien, Polen, Äthiopien, Russland und China; genau so wie alle andern Staaten, ob gross ob klein, ob schwach oder stark. Und wie alle andern Nationen musste sich nun auch Amerika nicht nur für ein Ideal schlagen, nicht nur für ein

Prinzip, sondern ganz einfach, weil es ihm ans Leben ging. Die Japaner hatten im Osten genau so rücksichtslos und selbstsicher angegriffen wie die Deutschen im Westen, und mit der gleichen Verachtung der «zivilisierten» Streitkräfte, die ihren fanatischen Truppen gegenüber standen. Der Krieg im Stillen Ozean setzte genau wie der europäische Krieg mit einer fürchterlichen Katastrophe ein und mit tragischen Verlusten an Menschenleben, Flugzeugen und Schiffen.

Als wir, die Wrights und ich, am Abend des 9. Dezember im Radio hörten, dass «feindliche Bomber» zwei Flugstunden von New York gesichtet worden seien, begannen wir zu glauben, dass das Ganze einfach ein verstiegenes, makabres Hörspiel von Orson Welles sei und der Ansager gleich melden würde: «Sie hörten soeben den Sketch: , Kriegsphantasie bezahlt von der Brauerei XY . . . Hier spricht die Rundfunkstation so und so.» Tatsächlich waren viele der verkündeten Nachrichten Ausgeburten der Phantasie: der Luftangriff auf New York zum Beispiel war ein falsches Gerücht. Aber Pearl Harbor blieb furchtbare, bitterste Wahrheit.

Ich hatte schon vor der Katastrophe für Mittwoch, den 10. Dezember eine Fahrt nach Alexandria vorbereitet. Der Fregattenkapitän Grant von der englischen Marine holte mich um halb acht Uhr früh mit seinem Wagen ab. Wir durchquerten zuerst die grossartige militärische Zone des Nildeltas, an Flugfeldern, Stacheldraht, Lastautos und Zelten vorbei. An einer Stelle lagen indische Truppen, an einer andern Neuseeländer. In der frühen Morgenstunde exerzierten Engländer, Südafrikaner und Sudanesen in der Nähe ihrer Camps. Wir kamen an einem ganzen Bataillon vorbei, das im Laufschrift auf der Strasse seine Morgenübungen machte. Aus wieviel verschiedenen Ländern waren diese Männer hier zusammengekommen? Wie vielen verschiedenen Religionen gehörten sie an? Wie vielerlei Arten der Verpflegung mussten vorgesehen werden, um ihrem Geschmack und ihren Traditionen zu entsprechen? Einfach unvorstellbar!

Auf der Strasse hasteten Camions, Autos und Panzerwagen der Front zu. Hinter Alexandria benützten sie die Küstenstrasse Richtung Marsa Matruh zur libyschen Grenze. Beschädigte Tanks kamen, von Lastautos geschleppt, in entgegengesetzter Richtung an uns vorbei. Dieser dichte Verkehr wirbelte Wolken gelben Sandes auf, in dem plötzlich ein einsamer Araber sichtbar wurde, der genau wie vor 2'000 Jahren auf

einem Esel ritt oder auf einem jener störrischen Kamele, die mich mit ihren dicken, schweren Lippen und ihren schmachtenden Augen jedesmal von neuem an ein paar manirierte alte Damen aus meinem Bekanntenkreis erinnerten.

Wir machten im «Half-Way-House» Station – auf halbem Wege, wie der Name besagt, und tranken eine Tasse Kaffee. Dann fuhren wir rasch weiter. Bevor wir die Küste erreichten, durchquerten wir noch die salzigen Sümpfe, die in der Morgensonne märchenhaft malvenblaue Töne annahmen. Bis jetzt hatte nichts die starre Monotonie der kerzengeraden Strasse unterbrochen. Nun schlängelte sie sich zwischen Steinbrüchen hindurch, bevor sie die Vororte von «Alex» erreichte, wo es stark nach Gerberlohe roch. Das Gedränge auf der Strasse war einfach unwahrscheinlich: Piccadilly plus Fifth Avenue plus Staub. Und auf den Strassen statt Limousinen und Taxis ein Gewirr von schwer mit Kriegsmaterial beladenen Lastwagen und beschädigten Tanks. Der erste Blick aufs Meer belehrte mich, dass der Verkehr auf dem Wasser mindestens ebenso dicht war wie auf dem Lande. Hunderte von Schiffen lagen da, gross und winzig, neu und alt, für Friedens- und für Kriegsgebrauch. Das seltsamste Gemisch von Motorbooten, unbenützten weissen Yachten, kleinen Segelbooten und mächtigen getarnten Kriegsschiffen.

Wir kamen am Sommerpalast des Königs vorbei und landeten im Yachtclub. An Wänden und Türen klebten alle möglichen Friedensplakate, mit Anweisungen für Segelregatten. Die Männer die jetzt herkamen, um zwischendurch einmal auf der Terrasse einen Whisky zu trinken, waren «Yachtmen» anderer Art. Für ihre Wettkämpfe mit italienischen Schiffen draussen im Meer hatten die englischen Seeleute andere, kühnere Regeln aufgestellt, die der Fregattenkapitän Grant zusammenfasste: «Bei den Operationen zur See, die seit dem Fall Frankreichs im Mittelmeer stattgefunden haben, konnten wir uns in diesem Kampfgebiet nicht von Ziffern und von der relativen Stärke der englischen und der italienischen Flotte beeindrucken lassen. Zwischen zwei Möglichkeiten wählten wir systematisch immer die gefährlichere, denn wir rechneten mit der Tatsache, dass die Italiener wohl gute Kriegsschiffe besaßen, aber dass ihnen nicht darum zu tun war, sie aufs Spiel zu setzen. Und fast immer haben wir mit diesem Vabanquespiel recht behalten.»

In einem Motorboot machten wir bei heftigem Wind eine Rundfahrt um den Hafen, zwischen Segelbooten und Yachten

hindurch zu den verankerten Kriegsschiffen, deren Namen ich niemals drucken lassen durfte: schnelle Zerstörer waren darunter, «hundert Prozent Stromlinie», komplizierte, wuchtige Kriegsschiffe und schlanke Unterseeboote. Viele waren von Geschützen, Torpedos oder Bomben getroffen worden. Eines oder das andere, das aus der Ferne tadellos aussah, war in Wirklichkeit schwer beschädigt und konnte bestenfalls erst in einigen Monaten wieder in Betrieb kommen. Unweit von uns dampfte ein kleines Schiff davon: ein Spitalschiff, das nach Tobruk abging. Ein englischer Seeoffizier, der uns begleitete, sagte: «Es war der Mühe wert, Tobruk zu halten. Für die Marine allerdings war es ein teurer Spass.»

Nur über acht Schiffe im Hafen von Alexandria hätte ich schreiben dürfen, soviel ich wollte. Auch ihre Namen durfte ich nennen. Das waren die französischen Schiffe, die seit dem Waffenstillstand im Jahre 1940 laut den, zwischen dem englischen Admiral Sir Andrew Browne Cunningham und dem französischen Kommandanten Rene Emile Godefroy festgesetzten Bestimmungen in Ägypten interniert bleiben sollten. Mir war elend zumute, als unser Boot sich dem 23'000 Tonnen-Schlachtschiff «Lorraine» näherte, das ganz allein dalag, abseits von allen andern. Während die englischen Kriegsschiffe Narben von Kämpfen auf hoher See aufwiesen, sahen die französischen Schiffe wie neu aus. Sie hatten sich ja auch seit dem Waffenstillstand nicht von der Stelle gerührt. Ein fürchterlicher Anblick! Im Winde flatterte die Trikolore und auf den schön sauberen Schiffen standen in goldenen Lettern die Worte: «HONNEUR-PATRIE.» Ehre und Vaterland. Da lag die gewaltige «Lorraine», das Unterseeboot «Protee», die Zerstörer «Basque», «Fortune», «Forbin» und schliesslich die vier 10'000-Tonnen-Kreuzer «Suffren», «Tourville», «Duquesne», «Duguay-Trouin». Sie waren nach grossen französischen Seeleuten benannt, die nicht gewohnt gewesen waren, müssig im Hafen zu liegen, wenn in Reichweite ihrer Kanonen der Krieg tobte.

Ein französischer Offizier ging mit langen Schritten auf Deck seines Schiffes auf und ab. Von eben diesem Schiffe sagte einer der Engländer: «Das hier, glaube ich, ginge bestimmt mit uns, man müsste ihm nur einen kleinen Stoss geben.» Gewiss; aber wer sollte das tun? Die Engländer gewiss nicht. Sie waren – zu jener Zeit – höchst zufrieden mit ihrem Abkommen mit Admiral Godefroy, der «ein so feiner Kerl war . . . wirk-

lich ein Gentleman». (Sie sollten nicht immer so einverstanden bleiben.) Um ihre Schiffe de Gaulle zu übergeben, dazu hätten die internierten Offiziere «Rebellen» gegen Vichy werden müssen. Konnte ein Seeoffizier ein «Rebell» werden? Die «Royal-Navy»-Offiziere zögerten mit dem «ja». Ihre gemässigte, höfliche Einstellung zu dem Falle Godefroy warf neues Licht auf das Drama der französischen Flotte. Tausende unserer Marine-Offiziere haben mit ihren Kollegen jenseits des Kanals viel Gemeinsames: sie sind im Respekt der gleichen Prinzipien aufgewachsen und teilen den Sinn der Engländer für Disziplin und Tradition. Tiefe Gründe hatten viele von ihnen abgehalten, sich gegen die Verhaltensmassregeln aufzulehnen, die ihnen Admiral Darlan nach dem Waffenstillstand diktiert hatte, trotzdem diese Regeln dem Interesse und der Ehre Frankreichs zuwiderhiefen. Für jeden Offizier, ob Englisch oder französisch, ist die Marine eine Art religiöser Orden, innerhalb dessen Insubordination beinahe undenkbar ist.

Ich erzählte trotzdem meinen Begleitern von einigen «Rebellen», die ich kannte – von meinen Freunden in der Frei-Französischen Flotte, von denen auch einige unter Admiral Godefroy gedient hatten. Hauptmann Philippe Auboyneau (später Konteradmiral Auboyneau, Kommandant der «Fighting-French»-Flotte) war während der Verhandlungen in Alexandria der Verbindungsoffizier zwischen Admiral Godefroy und Admiral Cunningham gewesen und hatte sich dann sofort de Gaulle angeschlossen. In einem Hafen im Süden Englands, während des Blitzkriegs 1940, hatte ich ihn, seine Offiziere und seine Mannschaft an Bord des «Triomphant» besucht, des schnellsten Zerstörers der Welt, den er damals befehligte.

Bei der gleichen Gelegenheit hatte ich mit einem jungen Offizier von der «Trouville» gesprochen, ebenfalls einem von Godefroys Kreuzern. Nach dem Waffenstillstand war der junge Mann mit einem seiner Vorgesetzten, zwei Matrosen und anderen Offizieren und Leuten der Mannschaft anderer Einheiten, die sich ihnen anschlossen, in Ismailia an Bord eines englischen Schiffes gegangen und hatten zweieinhalb Monate gebraucht, um nach England zu gelangen. Sie mussten ganz Afrika umschiffen, rund ums Kap, und fünfmal das Schiff wechseln. Schliesslich waren sie doch nach London gelangt – sechs Offiziere und dreissig Mann – und hatten sich sofort den Streitkräften de Gaulles angeschlossen.

Das Gespräch über die französische Flotte wurde bei Tisch fortgesetzt. Wir waren sieben Personen: fünf hohe Offiziere, mein Begleiter Kommandant Grant und ich. Jetzt erst sah ich, wie eng die französischen und englischen Kriegsschiffe und Unterseeboote zu Beginn des Krieges zusammengearbeitet und Flottenbasen geteilt hatten – häufig sogar unter einem gemeinsamen Kommandanten. Die Engländer konnten diese Zusammenarbeit nicht vergessen und sprachen offen ihre Bewunderung und Freundschaft für einige ihrer französischen Kollegen aus. Einer der älteren Offiziere sagte: «Ich bin fest überzeugt, dass der Tag kommen wird, wo die französische Flotte wieder Seite an Seite mit uns gegen die Deutschen kämpfen wird.»

Ich äusserte mich nicht dazu. Ich konnte einfach nicht. Ich fühlte, dass diese Engländer seeüsch über das Furchtbare hinweggekommen waren, das die französische Kapitulation England zugefügt hatte. Aber ich wusste nicht, ob die französischen Seeoffiziere, die jetzt im Dienste von Vichy standen, über den schweren Schock hinweggekommen konnten, den Englands Überfall auf ihre hilflose Flotte in Oran ihnen gegeben hatte. Weder meine Gastgeber noch ich ahnten damals, dass unsere schönsten Schiffe einsam zugrunde gehen sollten, durch jenen verzweifelten, heldenhaften Selbstmord im Kriegshafen von Toulon.

Wir sprachen auch von den Kämpfen in Libyen, bei denen die Mittelmeerflotte eine ebenso grosse Rolle spielte wie Tanks und Flugzeuge, aber wo die englische Flotte hilflos gewesen wäre, hätten nicht genügend Flugzeuge sie gedeckt. Die Aufgabe der Flotte von Alexandria war eine zweifache: sie musste den deutschen und italienischen Verstärkungen den Zugang zur afrikanischen Küste verwehren und musste unter grosser Gefahr Rüstungsmaterial nach Tobruk schaffen.

Hiebei arbeiteten die RAF. und die Flottenflugzeuge mit den Kriegsschiffen Hand in Hand und Malta erwies sich als lebenswichtigste Flugbasis. Jeder Flugzeugtyp hatte eine ganz bestimmte Aufgabe: die Erkundungsflugzeuge entdeckten die feindlichen Konvois auf dem Meer, die Kampfflugzeuge schützten die Kriegsschiffe vor Luftangriffen und die Torpedoflieger griffen die italienischen Schiffe direkt an. Die Resultate waren zufriedenstellend, aber – wie einer der Offiziere sich ausdrückte – im Kampf zur See könne man nur bis zu einer gewissen Grenze kommen und nicht weiter. Das Mittelmeer sei

ein «recht grosses Meer». Die «Royal Navy» halte zwar viele italienische Schiffe an, aber einigen gelinge es eben doch, Rommel zu erreichen.

Die augenblickliche Wüstenoffensive hatte den englischen Zerstörern welche die Nachschubschiffe eskortierten viel Extrarbeit gebracht. Aber die Flotte war immer bereit, ein Übriges zu tun. Erst vor wenigen Tagen hatte ein Zerstörer sich plötzlich «gelangweilt» und konnte der Versuchung nicht widerstehen, in einen vom Feinde besetzten Hafen einzudringen, ihn wie toll zu beschiessen und sich wieder davon zu machen: alles ohne Befehl. Der Offizier, der mir die Sache erzählte, fügte nachsichtig hinzu: «Der Mannschaft hat es ungeheuren Spass gemacht.»

Derselbe Offizier setzte uns auch von den japanischen Überfällen auf amerikanische Besitzungen im Stillen Ozean in Kenntnis. Er hatte gerade durchs Radio die Rede des Präsidenten Roosevelt gehört und war sichtlich erschüttert. Ich konnte ermessen, was der Name Franklin D. Roosevelt für diese Engländer bedeutete. Sie bewunderten den Präsidenten nicht nur als Staatsmann und als amerikanischen Patrioten, sondern auch als einen Mann, der die See liebte und kannte. Einer der hohen Offiziere, der mit uns frühstückte, war bei der ersten Begegnung Churchills und Roosevelts auf hoher See dagegewesen, die durch die «Atlantic Charta» gekennzeichnet war. Er erzählte mir, wie beeindruckt er nicht nur vom Präsidenten, sondern auch von der Mannschaft und den Offizieren der amerikanischen Kriegsschiffe gewesen sei. Er nannte sie «wunderbare Menschen in jeder Hinsicht: physisch und psychisch».

Nachmittags war ich in Alexandria mit drei Unterseeboot-Kommandanten beisammen: Raw, Brown und Woods. Kommandant Raw hatte die Verantwortung für alle Unterseebootoperationen in diesem Sektor. Wir trafen einander auf der Terrasse des Yacht-Klubs und unsere Unterhaltung kam sehr schwer in Gang. Es waren scheue, schweigsame Menschen. In wenigen schlichten, allzu schlichten Worten schilderten sie mir ihr ungewöhnliches Leben unter Wasser. Wenn sie in einer Mission unterwegs waren, verband sie nicht einmal ein Radio mit der Küste, um das strenge Geheimnis ihrer Unternehmungen zu wahren. Diese Abgeschnittenheit währte bis zu einundzwanzig Tagen; wenn man länger als einundzwanzig Tage nichts von ihnen höre, könne man sie als erledigt betrachten.

Wie Nachtarbeiter in Fabriken schbief die «Sub»-Mannschaft oft bei Tag, während das Boot sich langsam unter Wasser fortbewegte und bei Nacht arbeitete sie. Diese Männer lebten bis vierundzwanzig Stunden in der gleichen Luft, ohne sie erneuern zu können. Sie sahen auch nicht viel: das Periskop konnte nur hie und da für wenige Sekunden benützt werden. «Diese Unterseeboote sind gar keine so einfache Sache», sagte der Engländer. Wenn sie ein Schiff auf fünf bis sechs Kilometer Entfernung torpedierten, dann war es reine Glückssache, wenn das Torpedo und das Schiff einander trafen – aber manchmal war es doch der Fall. Das ärgste daran war, vertikale Zweifüssler zu sein, die auf vertikalen Treppen ständig mit andern vertikalen Zweifüsslern auf diesem engen Raum zusammenstiessen. Einer der Offiziere erklärte mit einer Grimasse: «Manchmal muss ich einfach an Land zurück: nur weil ich meinen ersten Offizier einfach nicht mehr sehen kann. Er ist immer da und ich kann ihm nicht ausweichen.» Zufällig war dieser erste Offizier sein bester Freund.

Dann erzählte mir Kommandant Woods ganz nebenbei, was er bei Messina erlebt hatte. Er sah sich plötzlich von zehn italienischen Kriegsschiffen umgeben, die ihn aufs Korn nahmen und mit Unterseebomben beschossen. Mehr als zweihundert – um genau zu sein: zweihundertzwanzig – dieser Bomben explodierten unter Wasser. Einzelne so nahe, dass das Unterseeboot fünf bis sechs Meter in die Höhe geschleudert wurde und der ganze Rumpf zitterte. Die Mannschaft hielt auf bewundernswerte Weise durch, und das Unterseeboot erreichte unversehrt seine Basis. «Aber heiss wurde uns schon dabei», fügte der Kommandant hinzu. Ich fragte ihn: «Was haben Sie in dieser langen Zeit gemacht, so ganz allein mit den zehn italienischen Kriegsschiffen über dem Kopf?» Er lächelte nur: «Ich machte mich angriffsbereit.»

Es war Zeit, zu gehen. Erst fuhren wir die Kais entlang, an banalen, sandfarbenen Häusern vorbei. Sie erinnerten an ein zweitklassiges Seebad, an eine Art südliches Ostende, das von den Bombardements kaum berührt worden war. Der einzige Unterschied war die fieberhafte Atmosphäre der Flottenbasis, die sich überall fühlbar machte. Auf der Rückfahrt nach Kairo schief ich im Auto ein. Als ich erwachte, war es Nacht und wir näherten uns den Pyramiden. Die Strasse entlang schimmerte mattes Licht aus den kleinen konischen Zelten der Soldatencamps. Über den tausendjährigen Bauwerken,

deren geometrische Gebilde sich deutlich vom Himmel abhoben, zeichneten die auseinanderstrebenden bläulichen Strahlenbündel der Scheinwerfer eine zweite Pyramide von geisterhafter Durchsichtigkeit in die Nacht.

Der Wagen hielt vor dem Hause meiner Freunde Wright, und Kommandant Grant begleitete mich, um einen Whisky mit uns zu trinken. Mitten unter den vielen Blumen des Salons erwartete uns Esther Wright:

«Michael hat von der Gesandtschaft angerufen. Wir haben bei Singapore die «Prince of Wales» und die «Repulse» verloren.»

Grant stiess leise hervor: «Das kann nicht wahr sein. Wir haben doch in Alexandria mit so vielen See-Offizieren gesprochen. Sie wussten nichts davon. Esther aber sagte: «Trotzdem ist es wahr. Die Bestätigung ist eben eingetroffen.»

Ich sah wie der Seeoffizier weiss wurde – alle Farbe, alles Leben waren aus seinem Gesicht gewichen.

So standen wir da, wir drei und dachten nicht einmal daran, uns zu setzen. Während dieser Minuten völliger Erstarrung streifte mein Blick die Züge des englischen Seemannes und der jungen englischen Frau. Und mir wurde klar, was ein Panzerkreuzer für die Flotte bedeutete – und die englische Flotte für England und die ganze Welt. Eine Einheit von 35'000 Tonnen zu verlieren hatte weit tiefgehendere Konsequenzen als der Verlust einer Stadt oder einer Provinz. Die Zerstörung dieser beiden gepanzerten Riesen hatte genügt, um dem Kriege im Osten eine völlig andere Wendung zu geben.

ZWEITER TEIL

DER NAHE OSTEN

V. Kapitel

DIE FREIEN FRANZOSEN IN DER LEVANTE

Das ägyptische Flugzeug der «Misr» glänzte grün und weiss. Ohne jegliche Tarnung. Denn Ägypten war nicht im Kriege. Wir überflogen bei Morgengrauen erst Sanddünen, die sich hoben und senkten wie Meereswogen, dann das grün-schwarz gestreifte Delta des Nils. Die ersten Sonnenstrahlen verscheuchten den weissen Nebeldunst. Unzählige Kanäle und Gräben, Sümpfe und halb überschwemmte Felder glitzerten mit tausend Lichtern. Langsam, langsam drang das Wasser ins Land und überflutete es.

Da lag nun das Mittelmeer – und Port Said: eine viereckige Insel, mit modernen Häusern zwischen Salzmarschen und weisser Meeresbrandung. Und da war auch der Suez-Kanal: ein schmaler Wasserstreifen, der sich kerzengerade nach Süden zog; merkwürdigerweise sah er nicht so sehr wie ein in die Erde gegrabener Kanal aus, sondern eher wie etwas über den Boden Erhabenes. An der Mündung des Kanals lagen die Fischerboote von Port Fuad. Etwas südlicher war El Kantara, der tausendjährige Rastpunkt der Karawanen auf der Strasse von Palästina nach Ägypten: die Stelle, an der die Flucht der Heiligen Familie begann.

Wir hatten Afrika verlassen und waren nach Asien gekommen, ohne dessen gewahr zu werden. Die Brandung blieb nach wie vor die gleiche, die Küste aber veränderte schnell ihren Charakter. Hie und da zeichnete eine vereinzelte Palme einen dunklen Punkt in die weisse, hügelige Wüste. Einige bebaute Felder tauchten auf – dann kamen die reichen Orangenhaine Palästinas. Die jüdischen Siedler hatten aus diesem dürren Boden quellende Üppigkeit hervorgezaubert. Alles in ihrem viel umstrittenen Asyl war wunderbar heiter und grün. Nahe der alten Stadt Jaffa, die einst von Bonaparte erobert worden war, lag das moderne Tel Aviv: als hätten amerikanische Architekten es über Nacht wie Pilze aus dem Boden gezaubert.

Ein kurzer Aufenthalt in Lydda, wo es regnete. Aber ein starker Wind verjagte die Wolken sehr rasch. Die Sonne stand wieder am tiefblauen Himmel, als wir die Berge des Libanon erreichten. Endlich Berge! Seit meiner Abreise aus den Vereinigten Staaten hatte ich nichts gesehen als flache Erdteile und flache Meere. Welche Wonne, endlich in ein Land zu kommen, das das Meer überragte, ein Land, das sich türmte und Formen annahm! Die Berge reichten jetzt beinahe bis ans Mittelmeer. Zwischen der Brandung und den felsigen Hügeln, die von alten Dörfchen gekrönt waren, blieb gerade Raum genug für die Zelte eines australischen Soldatencamps. Saint-Jean-d'Acre, die Stadt, durch welche die Geister der beiden streitbaren Kreuzritter Philippe Auguste und Richard Löwenherz irren, lag kaum hinter uns und schon wurden die phönizischen Städte Tyrus und Sidon sichtbar. Das Flugzeug senkte sich nach Beirut hinunter, dessen weisse Häuser sich auf den Lehnen der nackten Hügel staffeln. Wir landeten. Die Luft war frisch und bewegt. Alles leuchtete in strahlendem Licht: das Meer, das Land und die Stadt.

General Catroux' Sohn holte mich mit einem zweiten Offizier vom Flughafen ab. Nach Erledigung der Zollformalitäten fuhren wir zu der grossen Villa, wo General Catroux abstieg, wenn er in Beirut zu tun hatte: die mächtige offizielle Residenz war während den Kämpfen gegen die Vichy-Truppen des Generals Dentz von englischen Bomben getroffen worden und noch in Reparatur. Catroux, dessen voller Titel «Oberster Befehlshaber, Delegierter General des Freien Frankreich in der Levante» lautete, hatte augenblicklich seinen ständigen Wohnort in Damaskus, in Syrien. Er war nur dienstlich für einige Stunden nach Beirut gekommen und kehrte am Nachmittag wieder nach Damaskus zurück. Er hatte es so eingerichtet, dass ich mit ihm fahren und in der Residenz in Syrien absteigen konnte.

Nach einem stillen Mittagessen mit einigen französischen Freunden ging ich in den Strassen von Beirut spazieren, während General Catroux einer offiziellen Zeremonie beiwohnte. Der Libanon war nun eine unabhängige Republik und libanesisch-polizistische Uniformen regelten den Verkehr, aber trotzdem war das Ganze noch so französisch, dass ich mich heimisch fühlte. In allen Läden, Strassen und Gebäuden sah man französische Aufschriften. Französische Soldaten und Offiziere gingen in der Sonne spazieren, genau so, wie sie es in der glei-

chen Mittelmeerbeleuchtung in der ersten besten kleinen Stadt Südfrankreichs auch getan hätten.

Plötzlich kam mir mit unerträglicher Heftigkeit zum Bewusstsein, wie jammervoll einsam und unglücklich ich mich seit jenem Juni 1940 gefühlt hatte, an dem ich den Boden Frankreichs verlassen musste. Gewiss, ich hatte, von Freunden und Verbündeten umgeben, in Ländern gelebt, die ich liebte. Aber zwischen meiner Heimat und mir lag weit mehr als der Ozean. Gleich einem hartnäckigen körperlichen Schmerz quälte der Schock und die Demütigung unserer Niederlage Tausende von Franzosen, die im Exil lebten wie ich. Die empörenden Nachrichten aus Vichy, das Bewusstsein, dass unsere Landsleute in den beiden Zonen so furchtbare Entbehnungen und Gefahren erdulden mussten und die Trennung von unseren Familien, mit denen wir völlig ausser Kontakt waren und denen wir in keiner Weise zu helfen vermochten, waren ständig blutende Wunden, die nicht heilen konnten, bevor Frankreich wieder frei war.

Aber hier in Beirut schien dieser dumpfe Schmerz und diese ständige Angst ein wenig von mir abzufallen. Hier konnte ich mit Offizieren Französisch sprechen, mit Männern aus meiner Heimat, keinen Flüchtlingen, keinen Heimatlosen, ganz einfach mit Soldaten, die ihre Pflicht taten, als hätte es nie eine Niederlage gegeben. Die anscheinend «normale» Atmosphäre, die sie durch ihr ruhiges, diszipliniertes Benehmen schufen, war genau das, was ich seit mehr als anderthalb Jahren so sehr vermisst hatte. Als ein französisches Trompetensignal uns verkündete, dass General Catroux in die Residenz zurückkehrte, als der nicht mehr junge Offizier aus seinem Wagen stieg und die Schildwachen ihre Gewehre präsentierten, gab mir diese alltägliche Zeremonie, so bedeutungslos sie auch war, ein ganz merkwürdiges Gefühl der Erleichterung und des inneren Friedens. Einmal wird doch der Tag kommen, wo das furchtbare Tohuwabohu der Welt ein Ende finden wird. Und ich werde ein Frankreich Wiedersehen, in dem Freiheit, Würde und Ordnung herrschen werden.

Der 11. Dezember war für mich ein glücklicher Tag. Ich liebte Catroux' ganzes Wesen und die Art, wie er seinen Offizieren und auch mir begegnete. Die so durchaus französische, überlegene Art seines Verstandes beglückte mich. Nichts war ihm fremd, was Frankreich und das französische Imperium betraf. Und er hatte Verständnis für die Menschen. Als Admi-

nistrator und als Soldat hatte er in seinem Leben schon die höchsten Posten bekleidet: Vielleicht war in seiner alten Gewohnheit, zu befehlen, der Grund für die gemässigte, man möchte sagen liebenswürdige Art zu suchen, mit der er seine Autorität geltend zu machen verstand, ohne stark aufzutragen. Er war ein wirklich demokratisch gesinnter Offizier, ein höchst kultivierter Verwalter der Kolonien und ein Politiker der zugleich ein «anständiger» Mensch war. Catroux respektierte Traditionen, so wie er alles Zivilisierte respektierte, aber er wusste auch mit ihnen zu brechen, wenn es darauf ankam: nach dem Waffenstillstand im Jahre 1940 hatte Catroux, der damals Gouverneur von Indochina war, der Regierung Marschall Petains mitgeteilt, dass er unbedingt für die Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland in den französischen Kolonien sei. Der Marschall entthob ihn daraufhin sehr bald von seinem Posten und Admiral Decoux, Befehlshaber der Flotte im Fernen Osten wurde sein Nachfolger. Worauf Catroux sich nach London begab. In der militärischen Hierarchie stand er als General über Charles de Gaulle. Er war auch älter als er. Was ihn aber nicht hinderte, sich dem jungen Divisionsgeneral de Gaulle zur Verfügung zu stellen.

Die beiden Männer hatten einander vor fünfundzwanzig Jahren während des ersten Weltkriegs in der deutschen Festung Magdeburg kennen gelernt. Beide hatten mehrere Fluchtversuche gemacht – alle vergeblich. Um Catroux zu «erziehen», hatten die Deutschen ihn drei Monate lang in eine stockfinstere Zelle gesperrt. Heute, fünfundzwanzig Jahre später, war Catroux noch immer nicht «erzogen» und hatte noch immer nicht gelernt, sich den Deutschen unterzuordnen, selbst wenn sich diese Unterordnung diesmal «Collaboration» zu nennen beliebte.

Mein Gepäck und meine Schreibmaschine wurden im Wagen des Generals verstaut. Wir brachen beinahe sofort auf, um noch am Abend in Damaskus zu sein. Während das Auto die ersten Hügel emporklomm, sprachen wir nur wenig. Catroux schien jedes Dorf und jede Lehmhütte zu kennen. Lange noch konnten wir Beirut und das Meer hinter uns liegen sehen, hinter uns und unter uns, denn die Strasse wand sich immer höher durch die Felsen. Es wurde sehr kalt; grosse Schneeflecken wurden auf den braunen Abhängen sichtbar. In der Dämmerung wanden sich die Serpentina des Weges höher und höher. Dann, als es dunkel wurde, senkte sich die Strasse gegen

Syrien. Als unser Wagen mit dem im Winde flatternden Fähnchen sich der Residenz näherte, hörte ich abermals das fröhliche Trompetensignal, französische Clairons, die diesmal durch die älteste Stadt der Welt hallten: durch Damaskus.

Im Erdgeschoss der Residenz arbeiteten in mehreren beleuchteten Räumen Offiziere. Über dem Salon im ersten Stock, in dem Madame Catroux mich begrüßte, schwebte der leise, süsse Duft von Tuberosen, den ich in Pariser Wohnungen immer so sehr geliebt hatte. Ich vergass bewusst eine Weile, dass ich eine Journalistin war und Kriegskorrespondentin auf einer beruflichen Reise. Der Reporter gönnte sich einen Feiertag und gestattete der bescheidenen Französin einige frohe Tage in einem herrlichen Land in Gesellschaft von Franzosen, die in den Reihen der FFL kämpften.

Wenige Stunden in den Strassen von Damaskus brachten mir zum Bewusstsein, wie himmelschreiend wenig ich von seiner fünf- und vierzig Jahrhunderte alten Geschichte wusste, von der Herrschaft der Aramäer, der Araber, der Türken und noch einiger anderer Völker. Ein Derwischkloster im türkischen Stil, die Ruinen eleganter korinthischer Säulen, die über die Bazare hinwegschauten und das schlanke Minarett der Omniad-Moschee standen dicht nebeneinander. Ich entdeckte auch einige blau-grüne arabische Kacheln und die Reste grün-schwarzer ägyptischer Mosaiken. Das alles bewies mir, dass man, um die komplizierte Geschichte von Damaskus zu verstehen, mit seiner Frühzeit anfangen müsste. Aber das war zu viel verlangt und ich gab es auf. Ich begnügte mich damit, Damaskus zu bewundern, ohne es zu verstehen.

Es war herrlich, im Freien vor einem alten Gasthof zu sitzen, auf einer sandigen Anhöhe über der Stadt und im kalten Sonnenschein und Wind einen türkischen Kaffee zu bestellen. Zu meinen Füßen lag Damaskus mit seinen dreihundert Minaretts und unzähligen Kuppeln, gleich einem Teppichbeet aus schlanken Blüten und schweren runden Früchten aus Stein. Dahinter, im Tal, gingen arabische Bauern, Kamele und Esel zwischen ölbäumen und Aprikosenstämmchen ruhig ihres Weges. In diesem Tal – so heisst es – weigerte sich Mohammed, zu rasten, «weil er ins Paradies nur *einmal* eingehen dürfe». Dieser kleine Gasthof am Hügel und die Strasse, die zu ihm führte, gehörten zum traditionellen Spaziergang der Damaszener. Es war gerade Freitag – der Sonntag der Mohammedaner. Die schwarz gekleideten Männer mit ihren

Fez auf dem Kopf sassen an groben Holztischen und spielten Schach oder Dame, während die Frauen in Gruppen in der Sonne sassen und den goldenen Sonnenuntergang betrachteten. Einige der Männer spielten mit den Bernsteinperlen ihrer Rosenkränze. Als der Abend niedersank, riefen die fernen Stimmen der Muezzins die Gläubigen zum Gebet.

Ich kehrte in die Stadt zurück. Es war ein grosses Vergnügen, in den arabischen Bazaren umherzuschlendern, zwischen Bergen getrockneter Früchte, Kuchen, Bonbons, Pan-toffeln, antiquarischer arabischer und französischer Bücher – und dann zur Abwechslung im europäischen Viertel mit seinen modernen Schaufenstern. An der Türe eines herrlichen, arabischen Palastes konnte man lesen: «Universitö de Paris, Institut Fran[^]ais». Ich trat ein und fand einen Innengarten, in dem französische Blumen wuchsen: Veilchen, Margeriten und Rosen. Ein französischer Gelehrter, der im Institut wohnte, lud mich zum Tee ein. Wir sassen im Garten, neben einem flachen kleinen Labyrinth aus gehöhltem Stein. Es diente einem Spiel, das darin bestand, das Labyrinth mit fliessendem Wasser zu füllen, in die Mitte ein Rosenblatt zu legen und zu wetten, welchen Weg durch die Kanälchen es einschlagen würde. Australische Soldaten spielten dieses Spiel angeblich stundenlang. Auch ein rauher Australier war also nicht gefeit gegen den trägen, verträumten Rhythmus des Orients.

Was ging in den Mauern dieser Jahrhunderte alten Stadt vor? Zweifellos verbargen sich unter der heiteren Ruhe von Damaskus gefährliche Wirbel. In Syrien gab es fünf verschiedene Arten von Mohammedanern und eine Minorität von siebenerlei christlichen Kirchen. Alle diese religiösen Gruppen bekämpften einander gegenseitig, und die fremden Mächte, die sich für die arabische Welt interessierten – man kann ruhig sagen *alle* fremden Mächte – waren wieder ihrerseits Syrien betreffend verschiedener Meinung, was einen der Haupttrümpfe in diesem Pokerspiel mit dem Islam darstellte. Dazu kam noch, dass der Krieg seit der Besetzung drei verschiedene Arten von Soldaten nach der Levante gebracht hatte: die Freien Franzosen, die Engländer und die Australier, zu denen später noch die Polen hinzukamen. Wenn es unter diesen Umständen in Syrien zu keinerlei Wirren gekommen wäre, so hätte man das als Wunder bezeichnen müssen, ein Wunder, das zumindest zwei der bereitwilligen «Protektoren des Islam», Hitler und Mussolini, niemals zugelassen hätten.

Radio Bari, die italienische Station in arabischer Sprache, erzählte den Syrern sowie allen Mohammedanern im Nahen Osten seit Monaten ununterbrochen, wer ihre wahren Freunde seien. Auch Naziagenten hatten in Syrien mit Geld und Versprechungen nicht gespart, während die Vichy-Leute sich blind und taub stellten. Hitler musste gewisse Araber – zumindest aus der Ferne – faszinieren, schon deshalb, weil er ein Antisemit war wie sie und wie sie die brutale Kraft anbetete.

Die neugebackene Unabhängigkeit konnte nicht von heute auf morgen die Auswirkungen eines verzweifelten Chauvinismus aus der Welt schaffen, ebensowenig wie die von der Achsenpropaganda geschürten Rassen- und Religionsrivalitäten. Syrien und Libanon begannen ihre Karrieren als unabhängige Staaten in einer der Gefahrenzonen des Krieges unter alliierter, militärischer Besetzung und unter verschiedentlichen ökonomischen, politischen und administrativen Schwierigkeiten: für neugeborene Staaten keine leichte Sache. Eine gewisse Unzufriedenheit musste zum Durchbruch kommen, nicht nur unter den syrischen Extremisten, sondern auch in englischen Kreisen. Während des Weltkrieges hatten die Engländer die unglückliche Gewohnheit angenommen, Syrien gleichzeitig zwei verschiedenen Personen zu versprechen (dem Gross-Scherif von Mekka, Hussein, laut Mac Mahons Korrespondenz im Jahre 1915 und Frankreich durch das Sykes-Picot-Abkommen im Jahre 1916) und waren nun sehr verstimmt, dass sie Syrien jetzt niemandem mehr versprechen konnten. Gespräche mit syrischen Persönlichkeiten gestatteten mir trotzdem die Annahme, dass die Beziehungen zwischen den Syrern und den Alliierten sich ständig bessern mussten, aus dem einfachen Grunde, weil die neuen Grundlagen durchaus gerecht waren. Die Syrer und die Libanesen forderten ihre Unabhängigkeit. Sie erhielten sie von Frankreich, dem Lande, das nach dem Wortlaut des Völkerbundes das Recht hatte, sie ihnen zu geben und das sie ihnen wiederholt versprochen hatte. Darum konnte der neue Präsident der syrischen Republik, der Scheik Taggedin el Hassani am Tage der Unabhängigkeitserklärung zu General Catroux sagen:

«Der Kampf, den Sie für den ewigen Ruhm Frankreichs kämpfen, lässt Sie nicht das syrische Volk vergessen. Ihrer Tradition als Völkerbefreier treu, haben Sie uns mit Ihren eigenen Händen die Unabhängigkeit gegeben, nach der wir

schon so lange strebten. Sie haben abermals den feierlichen Beweis erbracht, dass Frankreich grossmütig geblieben ist als Befreier der Völker und Verwirklicher ihrer nationalen Bestrebungen. Es lebe ein freies, unabhängiges Syrien! Es lebe Frankreich!»

Das waren «offizielle» Worte, die Präsident Taggedin aber herzlich wiederholte, als er mich in Damaskus empfing. Das erste, was er zu mir sagte, als ich von syrischen Offizieren in funkelnagelneuen Uniformen zu ihm vorgelassen wurde, war: «Kein Land, weder Syrien, noch die Vereinigten Staaten, noch selbst Deutschland könnten ohne Frankreich existieren.» Der Scheik äusserte sich offen über die Macht deutscher Propaganda im Nahen Osten. Er fasste die Situation folgendermassen zusammen: «Hitler hat den Mohammedanern in Syrien ständig Unabhängigkeit und Suprematie in der Levante versprochen. Durch die Errichtung der Republik Syrien haben das Freie Frankreich und England die Wirkung der Nazi-propaganda auf die Hälfte herabgedrückt.» Syriens Stellung im Kriege umriss er ganz scharf: «Wir sind und bleiben die Verbündeten der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens und des Freien Frankreich sowie aller Länder, welche die Achse bekämpfen.»

Dann fügte er mit einem breiten Lächeln über seinem dicken, freundlichen Gesicht hinzu: «Es ist ein grosses Glück, dass gerade General Catroux der Mann ist, mit dem wir versuchen sollen, unsere Schwierigkeiten zu bereinigen. Er ist der Sache gewachsen. Alles was er hier erreicht, wird sich auch nach Nordafrika auswirken, wo er ebenso bekannt ist wie in der Levante.»

Tatsächlich hatte Catroux' Werdegang ihn gerade durch seine Mannigfaltigkeit wunderbar für einen Weltkrieg vorbereitet. Als junger Offizier war er in der Zeit vor 1914 in Indo-China, Algier und Marokko stationiert gewesen. Er hatte den Weltkrieg an der Somme-Front mitgemacht und wurde viermal ausgezeichnet und einmal verwundet, bevor er in Gefangenschaft geriet. Nach dem Krieg war er unter Gouraud Gouverneur von Damaskus: er zeichnete sich unter Lyautey in Marokko aus, kommandierte die algerische Armee und wurde schliesslich zum Generalgouverneur von Indo-China ernannt. Er kannte in Syrien und im Libanon jedes Dorf und einen grossen Teil von Nordafrika. Während seiner afrikanischen Feldzüge war er der Waffenbruder eines zweiten französischen

Patrioten gewesen, der zurzeit, als die Franzosen sich der Sache der Alliierten anschlossen, eine grosse Rolle spielen sollte: dieser Mann war General Giraud.

Catroux hatte augenblicklich in Syrien ebensowohl eine administrative wie eine militärische Aufgabe zu erfüllen. Gemeinsam mit den syrischen und libanesischen Behörden und mit denen Englands hatte er Preis- und Lebensmittelprobleme der neuen Republiken zu lösen, die nun auch dem «Sterling-Block» angehörten. Dazu kamen die Entscheidungen in zwischenstaatlich syrisch-libanesischen Fragen, die ein französisches Privileg blieben. Französisch war zufällig die einzige Sprache, welche sowohl Syrer als Libanesen neben ihrer eigenen Sprache beherrschten. Ein witziger Syrer sagte lächelnd zu mir: «Es stimmt, dass die Syrer und die Franzosen oft streiten; aber unsere Freunde übersehen hier einen wichtigen Umstand: wir streiten französisch! Und das ist etwas wert, verstehen Sie! Nur mit Franzosen können wir zugleich streiten und verstehen. Solche Debatten sind unbezahlbar!»

Vom streng militärischen Standpunkt ist die Levante für die Freien Franzosen ausserordentlich wichtig, nicht nur als strategischer Punkt, sondern auch als Trainingsbasis für diejenigen unserer Landsleute im Nahen Osten, welche den Kampf der Kapitulation vorgezogen haben. Was General de Gaulle, der Kommandant aller Freien Franzosen, auf den britischen Inseln getan hatte, um seine militärische Legion aufzustellen, was General Eboue im Tschadgebiet geleistet hatte und General Sicö in Äquatorialafrika, das haben in diesem Teil der Welt Männer wie General Catroux, General de Larminat, General Legentilhomme, General Collet und General König durchgeführt, dieser eigensinnige Elsässer, der im Frühling 1942 durch seine heroische Verteidigung von Bir Hacheim in Libyen berühmt werden sollte.

Ich besuchte die Truppen in Damaskus, vor allem die marokkanischen Spahis. Die meisten von ihnen waren schon früher in Syrien stationiert gewesen und nach dem Waffenstillstand zu den Alliierten übergegangen. Einige Züge waren beritten, andere motorisiert – wenn auch die Ausrüstung recht spärlich schien. Die Spahis hatten ein paar Panzerwagen und konnten es nicht erwarten, sie in Libyen gegen die Deutschen und die Italiener in Anwendung zu bringen.

Der Unteroffizier, der mir die Kaserne zeigte, war knapp zwanzig Jahre alt. Er hatte ein regelmässiges, lächelndes Kin-

dergesicht. Er gehörte zu jenen Jungens, die sich am ersten Tag sofort stellen, um sich fröhlich gleich im ersten Gefecht erschiessen zu lassen. Eine Stunde lang unterhielt ich mich in einem kühlen Zimmer mit höheren Offizieren. Es waren durchwegs für den Kampf geschaffene Berufssoldaten, die ihr Leben dem Heer geweiht hatten. Keiner von ihnen war Zeuge unserer Niederlage gewesen, keiner hatte den Zusammenbruch unserer Truppen gesehen. Keiner von ihnen hatte flüchten müssen. Die Kapitulation Frankreichs hatte sie in einem friedlichen Lande überrascht, ihre Regimenter waren intakt, ihre Leute hatten noch keinen einzigen Schuss abgegeben, während jenseits des Mittelmeeres Frankreich besiegt auf den Knien lag.

Jeder einzelne dieser Patrioten hatte mit dem unfassbaren, furchtbaren Ereignis auf seine Art fertig werden müssen. Der Kommandant J., ein grosser, schöner Offizier aus der Bretagne, mit einem eigensinnigen Gesicht, der mit der Armee Weygands im Nahen Osten gewesen war, hatte es fertig gebracht, kurz nach dem Waffenstillstand über die syrische Grenze zu General de Gaulle zu gelangen. «Ich bat in Aleppo, wo ich stationiert war, um Urlaub», sagte er. «Dann benützte ich den Zug bis zur Endstation und an der heikelsten Stelle, dicht an der Grenze, halfen mir zwei französische Wachsoldaten.» Sein Kamerad Hauptmann B. hatte es nicht so leicht gehabt. Er war aus dem von Vichy kontrollierten Syrien auf einem Frachtschiff nach Palästina entkommen, musste sich aber die ganze Zeit in einem Benzinfass versteckt halten.

Ein anderer Offizier – Hauptmann Folliot – war von Zypern gekommen, wo er das Marine-Infanterie-Bataillon befehligte, das die Franzosen den Engländern bei Kriegsbeginn «geliehen» hatten, um die Garnison zu verstärken. Im Juni 1940 hatten die 800 Franzosen, die nun seit zehn Monaten auf der Insel mit ihren englischen Kameraden trainierten, sich einstimmig geweigert, nach Beirut zurückzukehren, trotzdem sie den Befehl erhalten hatten, und beschlossen, englische Verbündete zu bleiben. Bevor die englische Garnison Zypern verliess, hatte sie den «Rebellen» ihre einzige Fahne, den Union Jack zum Geschenk gemacht, um sie zu ehren. Bald darauf waren auch die französischen Matrosen nach Ägypten versetzt worden. Dieses Marine-Infanterie-Bataillon wurde zur Kerntruppe der Freien Französischen Streitkräfte im Nahen Osten. Bereits im August 1940 hatte General Sir Archibald Wavell diese Männer bei einer Parade in Ismailia gemustert. Sie nah-

men am ersten libyschen Feldzug teil und kämpften später mit ungeheurer Bravour in Erythräa.

Die französischen Offiziere, mit denen ich in Damaskus sprach, unterstrichen die tiefen Auswirkungen von General Weygands Anschluss an Vichy nach dem Waffenstillstand. Tiefe Auswirkungen, nicht nur im Nahen Osten, sondern im ganzen Kolonialreich. Sein Gehorsam hatte die über 100'000 Mann starke Armee in Syrien, die «Weygand-Armee» «neutralisiert». Und genau so demoralisierend wirkte Weygands Vorgehen auch in Nordafrika, wo es durch Einschüchterung der Truppen jeglichen Widerspruchsgeist zerbrach. Einer der Spahi-Kommandanten, der Weygand gut gekannt hatte, sagte: «Die grosse Mehrheit der Soldaten und Offiziere in Afrika und im Nahen Osten wäre zweifellos mit Weygand gegangen, wenn er nur den Mut gehabt hätte, der Achse in den Kolonien die Stirn zu bieten – wo man von de Gaulle im Jahre 1940 noch nahezu nichts wusste.»

Zwischen der Rolle Pötains und der Rolle Weygands ist ein gewisser Parallelismus unverkennbar. Die Ernennung Marschall Petains zum «Staatsoberhaupt» hatte zur Verwirrung der Geister wesentlich beigetragen und die Franzosen eine Zeitlang zum Einverständnis mit dem Waffenstillstand verleitet, dessen härteste Klauseln man vor ihnen geheim hielt. Und der Anschluss des Generals Weygand an den Marschall war einer der Haupt-Coups, bestimmt, das Kolonialreich ausserhalb des Krieges zu halten, weg von den Alliierten und weg von England. Ob die beiden französischen Befehlshaber nun freiwillig oder gezwungen gehandelt hatten, das war eine rein akademische Frage. General Weygand konnte wenigstens nicht als prodeutsch bezeichnet werden: jedenfalls hielten es die Deutschen für geraten, ihn seines Postens als Befehlshaber der nordafrikanischen Armee zu entheben, bevor sie gegen Libyen zogen; und im November 1942; als sie in die sogenannte «unbesetzte» Zone einrückten, nahmen sie ihn fest und schickten ihn nach Deutschland. Beachtenswert ist die Geschicklichkeit, mit der Hitler sich der grossen Namen Pötain und Weygand bediente... solange er sie brauchen konnte. Gerade das «Zögern» und die «empörte Abwehr» welche die beiden Offiziere angeblich an den Tag legten – Gefühle, welche geschickt ins Scheinwerferlicht der Propaganda gestellt wurden – machten es Deutschland möglich, der ganzen Welt und vor allem den Vereinigten Staaten, die Legende vom sogenannten «Wider -

stand» der Vichy-Leute aufzuschwatzen. Wieso ist die Welt nur in diese Falle gegangen? Aus diesem gigantischen Missverständnis, das doch seit dem 18. Juni 1940 jedem, der den Fall der Reynaud-Regierung mitgemacht hatte, sonnenklar war, hatten die Nazis ungeheure materielle und sonstige Vorteile gezogen.

In einem kleinen Kaffeehaus in Damaskus, das in eine Soldaten-Kantine umgewandelt worden war, die ich mit Madame Catroux besuchte, sprach ich mit einigen jungen Leuten des frisch ausgebildeten FF.-Fallschirm-Korps. Die meisten kamen aus der Bretagne. Einige waren nicht einmal zwanzig Jahre alt, einer sogar nur achtzehn. Auf Befehl ihres Kommandanten, Hauptmann V. bildeten sie um uns ein Carre, um mich zu begrüßen. Ich war furchtbar verlegen, aber auch tief gerührt, ob der Ehre, die sie mir erwiesen. Ich hätte am liebsten mit jedem einzelnen der Jungens ausführlich gesprochen. Aber ich wagte es jetzt nicht mehr, weil ich nicht alle ändern warten lassen wollte.

Trotzdem war es sehr schön – wenigstens empfand ich es so – und die Zeit verflog sehr rasch. Die jungen Leute waren gesprächig und hatten eine sehr offene Art, sich zu äussern. Wir mussten sehr oft herzlich lachen. Was jeder einzelne von seiner Flucht aus Frankreich nach dem Waffenstillstand erzählte, war faszinierend. Einige waren aus der Bretagne und aus der Normandie in Fischerbooten nach England entkommen und die Details, die sie erwähnten, waren für mich doppelt ergreifend, weil ich die meisten Orte, an denen sich all das abgespielt hatte, so genau kannte. Andere erzählten von gefährlichen Überfahrten auf polnischen Schiffen von Südfrankreich nach England. Einer der jungen Leute war aus einem deutschen Gefangenenlager in das besetzte Frankreich gelangt, hatte ganz Frankreich zu Fuss durchwandert, bis nach Marseille, und von dort war er über Nordafrika abermals entkommen.

Hauptmann V. erzählte mir, wie er in England seine Freiwilligen aufgelesen hatte, einen hier, einen dort. Die Jungens hatten sich im Grunde zweimal freiwillig gemeldet: erst, als sie sich de Gaulle anschlossen und dann, als sie sich um diese besonders gefährliche Kriegsdienstleistung bewarben. Offiziell hiessen sie «Chasseurs parachutistes» – Fallschirmjäger – und waren sichtlich stolz darauf. Dabei aber äusserst bescheiden. Sie baten auf das Energischste, keinerlei Reklame für sie zu machen. Sie wollten nicht erwähnt werden, solange sie nicht im Feuer waren und sich bewährt hatten.

Einige Monate später begegnete ich einem englischen Freund, dem Hauptmann Fitzroy Maclean, der sich auch zur Fallschirmtruppe gemeldet hatte – zur englischen allerdings – und der, weiss Gott wieso, in Ägypten mit eben diesen französischen jungen Leuten im gleichen Trainingscamp gewesen war. Aus der Art, wie er zu mir sagte: «Wir konnten gar nicht besser miteinander auskommen; ich habe mit ihnen eine himmlische Zeit verlebt» (bei Fallschirmspringern ist das ja auch die richtige Bezeichnung) – entnahm ich, dass Maclean nicht nur gelernt hatte, mit einem Fallschirm abzuspringen, sondern dass er auch in den wenigen Wochen, die er mit meinen Landsleuten beisammen war, die Freien Franzosen lieben und achten gelernt hatte.

Samstag, den 13. Dezember. General Catroux fuhr für einen Tag nach Beirut. Er nahm mich mit, und ich konnte dem neuen Präsidenten der Republik Libanon, Alfred Naccache einen Besuch abstatten. Ich lernte in ihm einen sehr vornehmen Anwalt und Staatsbeamten kennen. Sein Gesicht war schmal, ausdrucksvoll und lebendig. Wie die meisten Libanesen gehörte auch er der christlichen Religion an. Seine Einstellung zu Frankreich war bemerkenswert verschieden vom Realismus der Syrer. Ich fühlte bei ihm eine echte Zuneigung zu unserem Land, das seit undenklichen Zeiten der Vorkämpfer der Christenheit im Nahen Osten gewesen war und, wenn es not tat, auch der Verteidiger der christlichen Bevölkerung gegen mohammedanische Übergriffe.

Naccache schilderte mir die Bestürzung seiner Landsleute als Frankreich sich ergab. Er sagte:

«Ich habe in Beirut Leute gekannt, die buchstäblich krank waren und tagelang ihre Häuser nicht verlassen wollten, so sehr hatte der Fall Frankreichs sie erschüttert. Ich habe alte Männer weinen gesehen wie Kinder. Sehen Sie, die wenigsten Aussenstehenden machen sich vom wahren Charakter der Beziehungen zwischen Frankreich und dem Libanon einen Begriff. Ihre politischen und Handelsbeziehungen sind lange nicht so wichtig wie ihre gemeinsamen Ideale, die bis auf die Kreuzzüge zurückreichen. Frankreich ist für uns nicht nur eine moderne Grossmacht mit ihren Qualitäten, Ehrgeizen und gegebenenfalls auch Schwächen. Es ist für uns etwas ganz Grosses, das ein militärischer Zusammenbruch nicht zerstören kann. Gewiss, auch uns kann Frankreich enttäuschen, das schon – aber nur wie einen Freunde enttäuschen können, von denen

wir eine sehr hohe Meinung hatten und von denen wir nur Gutes und Edles erwarteten. Für das Volk des Libanon, das sich hauptsächlich aus christlichen Maroniten zusammensetzt und ganz unter dem Einfluss französischer Kultur steht, bleibt Frankreich vor allem das Land der Kreuzzüge, der Männer, die sich für das Heilige Grab geschlagen haben. Wir wollten unsere politische Unabhängigkeit haben und sind glücklich, dass das Freie Frankreich sie uns gegeben hat. Aber wie immer der Allianz- und Freundschaftsvertrag aussehen mag, den wir später einmal mit Ihrem Volke schliessen werden, er wird nie deutlich genug die eine schlichte Tatsache zum Ausdruck bringen können, welche ungeheure Notwendigkeit Frankreichs Freundschaft für uns ist und bleibt.»

Wie tief der Libanon von französischen Ideen und französischer Kultur durchsetzt ist, konnte ich beurteilen, als ich in Beirut der Eröffnung einer Gemäldeausstellung in einem Gebäude beiwohnte, das sich «Ausstellungshalle des Parlaments des Libanon» nannte. Präsident Naccache und General Catroux patronisierten die Ausstellung gemeinsam; sie war eines der ersten offiziellen gesellschaftlichen Ereignisse des freien Libanon. Der Erfolg war gross: viele Hände wurden gedrückt und viele Blitzlichtaufnahmen gemacht. Die Journalisten des Libanon waren emsig wie Bienen. Unter den vier- bis fünfhundert Personen, die die Säle füllten, war kaum einer, der nicht fließend Französisch sprach. In den guten Familien des Libanon ist es Tradition, die Kinder zur Erziehung französischen Schulen anzuvertrauen: Lyzeen oder Klöstern. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass auch die Missionare zwei verschiedenen Lagern angehörten: die einen de Gaulle, die andern Vichy. Im Grossen Ganzen standen die Jesuiten hinter dem Marschall, während die streitbareren Dominikaner überzeugte Anhänger des Freien Frankreich waren.

Am gleichen Tag besuchte ich die Baracken und Camps von Beirut, wo die Soldaten de Gaulles exerzierten. Im Freien, im prallen Sonnenschein wurden die Tanks und Panzerwagen repariert, die den Vichytruppen weggenommen worden waren. Nicht alle, die hier arbeiteten, waren schon immer Gaullisten gewesen. Einige hatten während des letzten Feldzuges für Vichy gekämpft, es aber später vorgezogen, sich den Freien Franzosen anzuschliessen. Ein Leutnant, der Frankreich nach Beginn der syrischen Feindseligkeiten verlassen hatte, erzählte mir, dass die Bevölkerung den Truppen, die von Vichy gegen

die Engländer und gegen die Gaullisten geschickt wurden, alles eher als freundlich begegnet war: stellenweise hatte man die Züge, die Truppenverstärkungen nach dem Nahen Osten transportierten, sogar mit Steinen beworfen. Der Wortlaut der verbrecherischen Propaganda im Lager des Generals Dentz, mit der die Truppen bombardiert wurden, um sie zum Kampfe gegen die Alliierten anzufeuern, ist folgender: «Seit Juni 1940 beschuldigen die Angelsachsen die französische Armee der Feigheit. Hier ist die Gelegenheit, die Engländer und die ganze Welt vom Gegenteil zu überzeugen.»

Ich hielt mich einige Stunden in den Büros auf und auch in den Reparaturwerkstätten, Kantinen, Erholungsräumen und Küchen, wo es ausgezeichnet nach «echtem» frischgebackenem französischem Weissbrot roch. Kommandanten, einfache Soldaten und auch die Köche, alle sagten das gleiche. Genau wie die Franzosen in Damaskus konnten auch sie es nicht erwarten, endlich an die libysche Front geschickt zu werden und lebten in der kindischen Angst, zu spät zu kommen, das heisst *nach* der Offensive.

Der Kommandant Savet – der zugleich Offizier und Dominikaner war – befahl das erste Bataillon der Marineinfanterie. Mit rührender, tief ergriffener Stimme sagte er zu mir:

«Das Schicksal hat es gewollt, dass unsere Soldaten, die vor dem Zusammenbruch einer der grössten Armeen der Welt, der Armee Frankreichs, angehört haben, jetzt nur mehr ein kleines Häuflein von Kämpfern sind: die Legion des Freien Frankreich. Dieser tragische Umsturz und die bösen Kontraste, die er mit sich bringt, gehen nicht ohne schweres Leid und bittere Demütigungen für uns ab. Jedesmal wenn modernes Kriegsmaterial aus Amerika oder England ankommt, wird es unter die Alliierten aufgeteilt. Die Freien Franzosen gehen oft leer aus, weil für alle nicht genug da ist. Wir hatten wochenlang nicht einmal genug Material für das tägliche Training, von richtigem Kriegsmaterial gar nicht zu reden. Ich denke nicht daran, bösen Willen dahinter zu suchen, die Folgen aber waren jedenfalls verheerend. Unsere Leute von der FF.-Legion sind keine Durchschnittssoldaten, die in jedem ersten besten Krieg einfach ihre Pflicht tun. Sie sind heroische Bebellern, die ganz individuell und unter Einsetzung ihres Lebens, trotz Befehl des Marschalls, die Waffen nicht niedergelegt haben. Sie können sich leicht vorstellen, was in diesen Männern vorgeht, wenn

die Alliierten ihnen die Waffen nicht geben, die sie brauchen, um gegen den Feind loszuziehen.»

Der Kommandant Savet sollte wenigstens einen Teil der Waffen bekommen, die er sich so sehnlich wünschte und sollte sie auch mit seinen Soldaten auf dem Schlachtfeld ausprobieren . . . Allerdings nicht ohne den vollen Preis dafür zu bezahlen: Er fiel wenige Monate später in der Schlacht bei Bir Hacheim.

Seit meiner Ankunft in der Levante konnte ich von früh bis abends mit französischen Offizieren und Soldaten sprechen. Ich war ganz berauscht von dem Glück, das alte Frankreich wiederzufinden, an dem ich nie gezweifelt hatte. Ich blickte wieder in französische Gesichter, ich sonnte mich in französischem Lächeln und ich hörte seit langem wieder die Dialekte meiner Heimat: die langsame Sprechweise der Bretagne, den bestimmten Tonfall der Lorraine, die heitere, bunte Sprache des Südens und die Stimmen von Paris, die so unbeschreiblich «nebenbei» mittels weniger, mit Komik geladener geistvoller Worte selbst die tragischste Situation zu umreißen verstehen! Das waren die Männer, die seit Jahrhunderten Frankreich nie verraten haben und in Stunden der Gefahr immer da waren, um es mit dem Einsatz ihres Lebens zu schützen. Sie gehörten allen Schichten und Ständen an. Während ich mit ihnen sprach, sah ich deutlich den Bauernhof, den Laden, das Haus, die Fabrik und die kleine Wohnung vor mir, in der ihr Leben sich abgespielt hatte und wo heute eine Familie auf sie wartete, die zwar kein Brot hatte, dafür aber Mut. Sie waren beinahe überschwänglich in ihrer ironischen Redseligkeit, blieben dabei aber immer ergreifend bescheiden. Ihr Opfer, das anonym zu bleiben wünschte, erstrahlte in kostbarer Reinheit. Von Politik, persönlichem Ehrgeiz und dem Wunsche, eine Rolle zu spielen, wussten sie nichts.

Diese Soldaten und Unteroffiziere, diese Matrosen und Mechaniker, diese kleinen Leute aus Frankreich waren es, die der Idee der Freien Franzosen ihre tiefe Bedeutung und Würde verliehen. Sie waren de Gaulles Elite-Garde. Sie wollten für ihr Vaterland kämpfen und sterben, das war alles. Jeder einzelne von ihnen hätte, ohne ein Wort zu ändern, jenen berühmten Brief geschrieben haben können, den der Korporal Joliclerc im Jahre 1794 an seine Mutter gerichtet hatte. Joliclerc war ein kleiner Bauernjunge aus dem Jura, ein Soldat des Jahres II, der Frankreich gegen den eindringenden Feind verteidigen half. Er hatte keine Schuhe, er hatte Hunger, aber er schrieb:

«Meine liebe Mutter, wenn ich weiss, dass du dich über mein Schicksal kränkst, so tut mir das sehr weh, mehr weh als alles Übel, das ich erdulde und du bringst mich zum Weinen. Du solltest dich lieber freuen und glücklich sein! Entweder wirst du mich mit Ruhm bedeckt heimkehren sehen oder du wirst einen Sohn haben, der würdig war, sich Franzose zu nennen und der für sein Vaterland zu sterben wusste . . . Wenn das Vaterland uns zu seiner Verteidigung ruft, dann müssen wir ihm zu Hilfe eilen, so schnell, wie ich früher zu einer guten Mahlzeit lief... Unser Leben, unser Besitz, unsere Fähigkeiten und wir selbst sind nicht unser Eigentum: sie gehören der Nation, sie gehören dem Vaterland. Wir sehen hier dem sicheren Tode entgegen ... aber ich erwarte ihn ruhigen Herzens...»

Und eben das war General de Gaulles Grösse, dass er mitten in der Panik und Verwirrung unseres grauenhaften Zusammenbruches den Glauben nicht verlor, dass Frankreich auch heute Tausende, ja Millionen solcher Joliclercs besass. Und zu diesen Männern hatte er am 19. Juni 1940 gesprochen:

«Angesichts der Verwirrung der Gemüter in Frankreich, angesichts der Auflösung einer dem Feinde versklavten Regierung, angesichts der Unmöglichkeit, unseren Regierungsapparat in Anwendung zu bringen, übernehme ich es, ich, General de Gaulle, als Soldat und französischer General, im Namen Frankreichs zu euch zu sprechen.

Ich erkläre hiemit feierlich im Namen Frankreichs:

Jeder Franzose, der noch Waffen trägt, hat die heilige Pflicht den Widerstand fortzusetzen.

Die Waffen niederzulegen, eine militärische Stellung zu räumen, welches Stück französischen Bodens immer dem Feinde zu überlassen, wäre ein Verbrechen gegen das Vaterland.

. . . Soldaten Frankreichs, wo immer ihr seid, erhebt euch!»

Die strenge Disziplin in den syrischen und libyschen Camps erinnerte mich durch den krassen Gegensatz an den Sommer 1940. Ich dachte an jene erschöpften, empörten Männer, die ich in kleinen Gruppen in England landen sah, nachdem sie unter den tragischsten Umständen aus Frankreich geflohen waren. Viele von ihnen waren fest entschlossen gewesen, den Kampf fortzusetzen, wo immer, wie immer. Gewiss hätten sie die Möglichkeit gefunden, sich zu schlagen, auch wenn

General de Gaulle nicht gesprochen hätte. Aber was wäre ohne den General aus ihnen geworden? Auf wievielen verschiedenen Fronten, in wievielen fremden Heeren wären diese Patrioten heute verstreut? Wieviele verschiedene Uniformen würden sie tragen? Wie würden sie unter Enttäuschungen und Einsamkeit leiden? Das war Charles de Gaulles Tat, dass er jedem Franzosen, er mochte Soldat sein oder Zivilist, die Möglichkeit gegeben hatte, den Krieg als Franzose fortzusetzen und unter französischem Kommando. Schon am Tage, an dem unsere grosse Armee auseinanderfiel, bildete de Gaulle bereits den Kern einer neuen. Dank ihm, hat Frankreich auch nicht einen einzigen Tag zu kämpfen aufgehört.

Während der ersten Monate in England hatte General de Gaulle seinen ganzen Stoizismus nötig, um durchzuhalten. Es fehlte ihm nicht an Enttäuschungen. Anfangs hatte de Gaulle gehofft, dem schicksalsschweren Mechanismus der französischen Kapitulation Einhalt gebieten zu können. Er hatte gehofft, die Kolonien, die Flotte und was von unserer Armee noch übrig war, für den Widerstand zu gewinnen. Damit war er gescheitert. Statt Hunderttausenden von Männern, auf die er zählen zu können glaubte, standen de Gaulle im Jahre 1940 nur einige Tausend Soldaten aller Waffengattungen zur Seite. Alle, die ihn damals in London gesehen haben, werden die Haltung nie vergessen, die der General in diesen finstersten Stunden unserer Geschichte bewahrte. Niemals streifte ihn auch nur der Gedanke, den Kampf aufzugeben. In diesem einsamen England, das die ganze Welt verloren glaubte, bildete dieser einsame, schweigsame Offizier völlig unbeirrt Tag für Tag seine Handvoll Freiwillige aus.

Ich sah de Gaulle noch in Aldershot vor mir, am 25. August 1940, als unsere Soldaten zum erstenmal vor König George VI. Revue passierten. Es war ein kleines, herzerreissendes Defilee. Beim Klange französischer Militärmärsche gingen der junge englische Herrscher und der junge französische General die dünnen Reihen unbewaffneter Soldaten ab. Wir Franzosen, die der Zeremonie beiwohnten, erinnerten uns an ein anderes Defilee. An Versailles, zwei Jahre zurück, als 50'000 Soldaten der französischen Armee unter Hochrufen unserer Landsleute an König George vorbeimarschiert waren. Der Kontrast zwischen Versailles und Aldershot war beinahe nicht zu ertragen. Aber de Gaulle, der hochaufgerichtet auf dem Exerzier-

platz von Aldershot stand, benahm sich genau so, als liesse er das mächtigste Heer der Welt Revue passieren. Er wusste sehr wohl, dass eines der bedeutendsten Heere vor ihm stand, das unser Land je sein eigen genannt hatte . . . ein Heer, das den grossen Namen Frankreichs zu retten bestimmt war.

Die Leute sagen: «Man hat es nicht leicht mit de Gaulle». Das ist wahr. Er hatte eine herausfordernde, arrogante Art, Recht zu behalten. Wenn auch! Hatte er nicht Recht? Was er im Juni 1940 geleistet hatte, das war nur ein Mensch seines Kalibers imstande. Nur ein so schwieriger Charakter, nur ein so fanatischer Patriot konnte es wagen, mit der fundamentalen Tradition der Armee, dem Respekt vor dem Rang zu brechen. Man weiss, was für einen aktiven Offizier die Hierarchie und die beiden untrennbaren Begriffe: Ehre und Disziplin bedeuten. Als de Gaulle sich entscheiden musste, als er die Disziplin beiseite schob, um die Ehre zu retten, bedurfte es seiner ganzen Leidenschaftlichkeit und der ganzen Freiheit seines scharfen Geistes, der sich schon seit Jahren gegen die veralteten Begriffe des französischen Generalstabs aufgelehnt hatte. Es war nicht «leicht» für einen Mann, der kurz vor dem Waffenstillstand noch ein schlichter Oberst gewesen war, sich gegen jenen alten Helden zu erheben, der für die Franzosen zum Symbol geworden war: gegen den Marschall Pötain. Und es war ebenso wenig «leicht», sich in einer Rundfunkrede in mehr als deutlichen Worten an dieses «Symbol» zu wenden und mit prophetischer Genauigkeit die jämmerliche Karriere des «Staatsoberhauptes» Petain vorauszusagen:

«... Gestützt auf die ruhmreichen Dienste, die Sie während des letzten Krieges geleistet haben, nahmen Sie nun die Verantwortung auf sich, den Feind um Waffenstillstand zu bitten . . .

Sie hielten jegliche Verlängerung des Widerstandes im Kolonialreich für sinnlos. Und gingen über die Hilfe, die unser Verbündeter, das Britische Imperium, uns leistet und weiter leisten wird, verächtlich hinweg. Sie verzichteten im vorhin-ein auf die Unterstützung, die das ungeheure Amerika uns anbot. Sie hielten sich für verloren und warfen die Karten weg, und wir mussten unsere Taschen ausleeren, als hätten wir keinen Trumpf mehr in der Hand. Das konnte nur das Ergebnis einer tiefen Mutlosigkeit sein und einer morosen Skepsis, die auch an der Auflösung der besten Streitkräfte im Lande die Hauptschuld tragen.

Und im gleichen Atemzug, Herr Marschall, fordern Sie das ausgelieferte, ausgeplünderte und versklavte Frankreich auf, seine Arbeit wieder aufzunehmen, neu aufzubauen und aus den Ruinen aufzuerstehen. Aber in welcher Atmosphäre, mit welchen Mitteln und im Namen wessen erwarten Sie, dass es unter dem deutschen Kommissstiefel und dem italienischen Salonschuh wieder auferstehen soll?

Ja, Frankreich wird wieder auferstehen. Es wird in Freiheit auferstehen. Und im Sieg. In den Kolonien, auf der ganzen Welt, ja selbst hier im Lande, schliessen sich Kämpfer zusammen und machen sich bereit. Und der Tag wird kommen, an dem unsere fern von der Heimat geschmiedeten, aber scharf geschliffenen Waffen sich denen unserer Verbündeten anschliessen werden und vielleicht anderen auch noch . . . um siegreich in die Heimat zurückzukehren. Dann werden wir Frankreich wieder aufleben sehen ...»

Wie kraftvoll wehrte sich de Gaulle und mit welcher verzweifelter Energie schwamm er gegen den Strom, mitten durch die Sturmflut des französischen Zusammenbruches, die ihn zeitweise zu ersticken drohte. Wenn der General im Juli 1940 um sich blickte, fand er wenig Grund zur Freude: ganz Frankreich war durch den Waffenstillstand wie gelähmt und durch die Unterschrift, welche die Regierung Petains Hitler gegeben hatte. Der Zahl nach waren die Freien Franzosen herzlich unbedeutend. Und überall auf der ganzen Welt, ausser in England, war die Stimmung der Anti-Achsenländer unter Null. In dieser Atmosphäre und während die Vichy-Regierung für den zu erwartenden Sieg der Achse ihre eigenen Vorkehrungen traf, hielt General de Gaulle den Moment für gekommen, mit dem englischen Premier-Minister einen Vertrag für den «Siegestag der Verbündeten» zu schliessen. Winston Churchill zögerte nicht, einem beinahe unbekanntem französischen Offizier Englands Wort zu geben. Als de Gaulle am 7. August 1940 Downing Street verliess, mit dem Memorandum in der Tasche, welches den Status der Freien Franzosen festlegte, hatte er das Bewusstsein, für Frankreichs Zukunft gute Arbeit geleistet zu haben. Zu dem Memorandum hatte der Premier-Ministor eine eigenhändig geschriebene Erklärung hinzugefügt:

«Ich erkläre, dass die Regierung Seiner Majestät entschlossen ist, sich am Tage nach dem Siege der Alliierten für die Restau-

ration Frankreichs in seiner ganzen Grösse und Unabhängigkeit zu verbürgen.»

Und damals war es nicht de Gaulles eiserner Wille allein, der ihm so viel Entschlossenheit gab. (Paul Reynaud hat von ihm gesagt: «Dieser de Gaulle ist der einzige, der Charakter hat. Er hat sogar verflucht viel Charakter!») Vor allem war es sein klarer Blick für den bisherigen, augenblicklichen und zukünftigen Verlauf des Krieges. Die Niederlage, die so vielen andern überraschend kam, hatte diesen Techniker nicht überrascht, der seit Jahren schon unseren mit Blindheit geschlagenen Generalstab auf die Fehler unserer militärischen Organisation aufmerksam machte. Seit 1934 hatte de Gaulle eigentlich nichts anderes getan als vor diesem vernichtenden Zusammenbruch zu warnen. Er kannte seit langem unsere schwachen Stellen, und eben deshalb wusste er auch sofort die genauen Grenzen der französischen Katastrophe abzusehen. Während die ganze Welt an Frankreich verzweifelte, blieb General de Gaulle der festen Überzeugung, dass unsere Soldaten sich wieder so gut schlagen würden wie eh und je, man musste ihnen nur moderne Waffen geben und entschlossene Führer.

Und so wie er sich Frankreich betreffend nicht getäuscht hatte, war er sich auch sofort über den Umfang dieses zweiten Weltkrieges klar: Schon im Juni 1940 entwarf er vor den verblüfften Augen der Franzosen ein Zukunftsbild und nannte ihnen die Gründe, die sie zu den besten Hoffnungen berechtigten:

«Dieser Krieg ist durch die Schlacht in Frankreich nicht entschieden worden. Dieser Krieg ist ein Weltkrieg. Alle unsere Fehler, alle Rückschläge und alle Leiden können an der Tatsache nichts ändern, dass in der Welt alles Nötige vorhanden ist, um unsere Feinde eines Tages zu zerschmettern. Heute sind wir mit Maschinen besiegt worden, in der Zukunft können wir mit Supermaschinen siegen. Hier liegt das Schicksal « der Welt. Dieselben Bedingungen des Krieges, die uns heute mit 5'000 Flugzeugen und 6'000 Panzerwagen geschlagen haben, können uns mit 20'000 Panzerwagen und 20'000 Flugzeugen morgen den Sieg bringen.

Die Ehre, der gesunde Menschenverstand, das Interesse des Vaterlandes fordern von allen Freien Franzosen die Fortsetzung des Kampfes, wo immer sie sein mögen und wie immer sie können.»

Inzwischen befestigte sich der französische Widerstand im Innern. In den beiden Zonen hatten sich bisher vereinzelte und zerstreute Untergrundorganisationen vereinigt, um ein festes Netz disziplinierter Rebellen zu bilden. Den Führern dieser Untergrundbewegungen gelang es, mit de Gaulle in Kontakt zu kommen; geheime Zusammenkünfte fanden statt, an denen die Kämpfer im Innern und auch die ausserhalb der Grenzen teilnahmen. General de Gaulle konnte im Juni 1942 stolz sagen:

«Wir haben den härtesten Weg gewählt, aber auch den geschicktesten: nämlich den geraden. Ich für meinen Teil bin bereit, ohne die geringste Abänderung alles, was wir seit dem 19. Juni 1940 getan und gesagt haben, -wieder zu tun und wieder zu sagen ... In der verzweifelten Lage, in der Frankreich sich befindet, gibt es keine Kompromisse und keine Vergleiche . . . Was wäre aus unserem Vaterland geworden, wenn Jeanne d'Arc, Danton oder Clémenceau zu Kompromissen bereit gewesen wären? Vom Zusammenbruch zum Sieg ist der gerade Weg der kürzeste, aber auch der sicherste.»

Nun stand nicht nur eine kleine Armee unter der Führung des Generals, sondern auch ein grosses Reich. Dadurch wurde der Soldat de Gaulle auch zum Landes Verweser. Und auch hier lehnte er jeglichen Kompromiss und jeden Vergleich energisch ab. Auf Befehl dieses Offiziers, der aus einer traditionstreuen konservativen katholischen Familie der Provinz stammte, traten sofort in den Ländern, die zum Freien Frankreich gehörten, die Gesetze der Republik wieder in Kraft. Sogar in Madagaskar, einer Insel, die grösser war als Frankreich und die, bevor die Alliierten sie befreit hatten, zwei Jahre lang Vichy ausgeliefert gewesen war. De Gaulle hatte erfasst, dass es für die Franzosen, welche die Kapitulation nicht zur Kenntnis genommen hatten und den Kampf fortsetzten, auch die Nebenprodukte der Kapitulation nicht gab, nämlich Marschall Petains Einrichtung des sogenannten «Französischen Staates». Und auch das erfasste der General, dass es in keinem Lande möglich war, sich ausschliesslich auf die Weisheit von einzelnen Individuen zu verlassen: Selbst wenn es sich nur um eine provisorische Regierung handelte, durfte sich diese nur im Rahmen streng demokratischer Prinzipien bewegen. Diese gerechte und menschliche

Auffassung gestattete den französischen Patrioten unsere von der direkten oder indirekten Herrschaft der Deutschen befreiten Gebiete zu verwalten, indem sie sich auf die Gesetze unserer Konstitution stützten, bis zu dem Tage, wo das ganze französische Volk in der Lage sein würde, seine Regierungsform frei zu wählen.

Mehrere Bataillone der Freien Franzosen befanden sich zur Zeit in Beirut. Es waren durchwegs schwarze Truppen, die sich ausschliesslich aus Freiwilligen rekrutierten, lauter schönen Menschen, aus Neu-Kaledonien und den Gesellschaftsinseln und Negern aus Äquatorial-Afrika. Die Soldaten aus Brazzaville bereiteten mir eine Überraschung: Als ich ihr Quartier betrat, spielte eine ausschliesslich aus Eingeborenen bestehende Kapelle den Lothringer Marsch. Da standen sie im Kasernenhof in der glühenden Sonne, etwa zwanzig Musiker, so schwarz, dass einem das Herz lachte . . . Die Bläser übertönten alles. Sie spielten grossartig. Der Dirigent, ein Weissler, sagte, dass seine Musiker keine Noten lesen könnten. Sie mussten alles auswendig lernen. Und er fügte hinzu: «Sie müssen aber das betreffende Stück immer von Anfang bis zu Ende spielen, denn wenn man sie unterbricht, wissen sie die Stelle nicht und müssen von vorne anfangen.»

Während meines ganzen Besuches hörten sie nicht auf zu spielen. Von der festlichen Musik herbeigelockt, näherten sich Hunderte von Schwarzen. Einige standen im Hof, die andern schauten aus den Kasernenfenstern. In allen Stockwerken sah ich ihre lächelnden schwarzen Kindergesichter mit den leuchtenden Augen. Sie wurden von einem aktiven französischen Offizier, dem Kommandanten Delange, befehligt, dessen feines, sonngebräuntes, wie Leder gegerbtes Gesicht von vielen Jahren Kolonialdienst erzählte. Man kann sich nichts Erschütternderes denken als seine Beschreibung der Kapitulation in Bordeaux, von Brazzaville aus gesehen. Im Juni 1940, erzählte er mir, waren mehrere Häuptlinge der Eingeborenen ganz spontan bei den weissen Beamten und Offizieren erschienen, um sich mit ihren Stämmen als Mitkämpfer gegen Deutschland anzubieten. Der Gedanke, dass die Kolonie Hitler ausgeliefert werden könnte, erfüllte sie mit Angst und Empörung.

Der Kommandant Delange kannte seine Leute sehr genau. Für ihn war jedes schwarze Gesicht höchst ausdrucksvoll und einmalig. Er kannte jeden einzelnen seiner Leute und liebte

sie alle. Als wir bei den Schwarzen stehen blieben, um mit ihnen zu sprechen, fragte er keinen einzigen, wo er zu Hause sei und was für einen Beruf er habe. Stattdessen erzählte er selbst mir die Geschichte des Soldaten, mit dem wir gerade sprachen, und zwar in seiner Gegenwart. Der junge Mann strahlte vor Stolz. Wir kamen unter anderem zu einem hochgewachsenen Neger in Uniform, und Delange sagte zu mir: «Ich möchte Ihnen den Sohn einer besonders vornehmen Familie des Senegals vorstellen.» Ich glaube nicht, dass es viele weisse Offiziere auf der Welt gibt, die einen schwarzen Unteroffizier auf diese Art vorstellen würden. Der Soldat, um den es sich handelte, war ein Diagne, und diesen Namen kannte wirklich jeder. Einer seiner Angehörigen war Mitglied der französischen Deputiertenkammer. Der grosse Senegalese sprach ganz gut französisch und erzählte mir, wie sich im Jahre 1940 kollaborationistische Beamte an ihn und andere vornehme Neger herangemacht hätten, um sie dazu zu bewegen, ihren Einfluss auf die Eingeborenen dahin geltend zu machen, der deutschen Propaganda nicht feindselig gegenüber zu stehen. Mein Unteroffizier, ebenso wie seine Freunde, lehnte es ab. Das Bataillon, dem er angehörte und das damals in Brazzaville stand, schloss sich unter dem Kommando seiner weissen Offiziere General de Gaulle an. Zum Schluss sagte der junge Diagne: «Meine Familie hat immer schon an Seite der Franzosen gegen die Deutschen gekämpft. Einige meiner Vorfahren sind auf den Schlachtfeldern von Frankreich gefallen und ruhen in französischer Erde. Ich wünsche mir nur eines: Ebenfalls an Seite der Franzosen gegen Deutschland kämpfen zu dürfen.»

Noch am gleichen Abend, während unser Wagen den endlosen Windungen der Bergstrasse folgte, die uns nach Syrien zurückführte, sprach ich mit General Catroux von den Franzosen, die ich in Beirut gesehen hatte. Jeder einzelne war bereit, weiter zu kämpfen und sollte es Jahre dauern.

Es war nur wenige Monate her, seit dieselben Offiziere, dieselben Soldaten einen ganz andern Kampf auszukämpfen hatten, der für unsere Landsleute ein schwerer Alptraum war. Um Syrien und Libanon von der Vichy-Herrschaft zu befreien, mussten Franzosen gegen Franzosen kämpfen. Ich war damals weit weg und dieser Bruderkampf brachte mich zur Verzweiflung. Ich fragte mich, ob diese Katastrophe wirklich unvermeidlich gewesen sei: Wenn ich mit dabei wäre, würde ich auf Franzosen schiessen? Instinktiv gab ich

mir selbst die Antwort: Nein, ich würde nicht schiessen, ich könnte einfach nicht.

Ernst erklärte mir General Catroux in seiner ruhigen, bestimmten Art, warum die Engländer und die Freien Franzosen im Jahre 1940 angreifen mussten:

«Erinnern Sie sich an die damalige militärische Situation», sagte er. «Die Engländer hatten gerade Griechenland und Kreta evakuiert. Die deutschen Flieger – es waren ihrer im ganzen etwa sechshundert – bedienten sich nach wie vor der syrischen Flugfelder auf dem Wege nach dem Irak, wo die Rachid- und Gailani-Leute einen Aufstand gegen die Engländer angezettelt hatten. Die deutsche Propaganda bearbeitete die ganze Levante unter der Leitung eines gefährlichen Naziagenten, Herrn von Hentig. Er kam am 11. Januar 1941 nach Beirut; im Einverständnis mit Vichy leistete er seither ununterbrochen ausgezeichnete Arbeit. Wir konnten nicht ruhig zuschauen und den Feind langsam ganz Syrien unter seinen Einfluss bringen lassen. Diese Gebiete beherrschen in grossem Ausmasse den ganzen Mittel-Osten. Sie bilden die beste strategische Verteidigungslinie gegen jeglichen deutschen Überfall von Norden her – über die Türkei oder die Insel Zypern – den Euphrat und die syrischen Berge entlang. Der Widerstand, den andere Franzosen uns entgegensetzten, brachte uns in eine sehr schmerzliche Situation; aber wir hatten keine Wahl. Die Besetzung Syriens und des Libanon war angesichts der Verteidigungsvorkehrungen Deutschlands einfach unvermeidlich.»

Ich erfuhr auch, dass General Catroux gleich von Anbeginn beschlossen hatte, den Männern die an diesem Feldzug teilnahmen, keinerlei Auszeichnungen und Beförderungen zu bewilligen. Im Freien Frankreich gab es keine Belobungen für Waffentaten gegen andere Franzosen. General Catroux war überzeugt, dass auch keiner seiner Leute unter diesen Umständen darauf Anspruch erhob. Er hatte ausserdem angeordnet, dass auf den Friedhöfen, auf denen die Toten beider Lager bestattet wurden, gleiche Kreuze mit den gleichen Inschriften alle französischen Gräber bezeichnen sollten.

Bevor ich Syrien verliess, besuchte ich einen solchen Friedhof in der Umgebung von Damaskus. Wessen Augen könnten angesichts dieser frischen Gräber trocken bleiben? Ich war allein und um mich tiefe Stille. Da lagen sie nun – Seite an Seite – die einen, die sich für Vichy geschlagen hatten und die andern,

die für ein Freies Frankreich ins Feld gezogen waren. Der Tod hatte sie versöhnt. Und auf jedem der Kreuze standen die gleichen schlichten Worte, die seit so vielen Jahren schon bei unseren Offizieren und bei unseren Soldaten, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind, Wache gehalten haben:

Gestorben für Frankreich

VI. Kapitel

DREHSCHLEIBE... TEHERAN

Als wir in Jerusalem ankamen, war es finstere Nacht. Der Chauffeur fand in der streng verdunkelten Stadt nur sehr schwer den Weg zum «Government House», in welchem der englische High Commissioner für Palästina residierte. Erst nach acht Uhr passierten wir endlich die wohlbewachten Gitter des hohen Gebäudes. Als wir ankamen, waren Sir Harold und Lady Mac Michael gerade mit zwölf Gästen bei Tisch: die Damen in grossen Abendkleidern, die Herren im Smoking. In diesen vornehmen Speisesaal hielt ich nun meinen nicht sehr rühmlichen Einzug. Ich hatte mein ewiges, karriertes Kostüm an, das gerade an diesem Abend noch zerdrückter und staubiger war als sonst. Auch der arge Schnupfen, den ich mir unterwegs geholt hatte, machte die Sache nicht besser. Mein Gesicht war aufgedunsen und meine Nase ganz rot.

General Catroux hatte mir für die Fahrt von Damaskus nach Jerusalem ein Auto zur Verfügung gestellt und einen seiner Adjutanten zur Begleitung gegeben. Wir waren sechs Stunden unterwegs. Erst auf den kahlen Plateaux von Süd-Syrien, dann durch die Hügel des Jordan-Tales; weit und breit kein Baum und kein Haus. Dann fuhren wir dem Meer von Galiläa entlang bis zu einem grossen Dorf, das nicht anders aussah als die meisten Dörfer in Palästina: über einander gestaffelte, viereckige Häuschen, steinfarben und mit flachen Dächern. Aber es trug einen unvergesslichen Namen: dieses Dorf hiess Nazareth. Das Bewusstsein, sozusagen durch das Alte und das Neue Testament zu reisen, machte mich merkwürdig immun gegen die Landschaft selbst. Ich wusste

nicht, ob sie schön war oder banal. Das einzige was zählte, waren die grossen Schatten, die sie durchgeisterten.

Doch fehlte es Palästina landschaftlich gewiss nicht an Grösse. Durch seine Herbheit und sogar durch seine kahle Dürre wurde es zum idealen Hintergrund für die grossen biblischen Dramen, die sich hier abgespielt haben. Die unendlich zart konturierten Landschaften waren erstaunlich leer; an der Spitze eines kahlen Hügels stand ein winziges Dörfchen; an einem Abhang grüntem mattsilbern einige Olbäume; auf der Strasse schritt einsam ein Beduine mit wehendem Schleier ... Und leise, leise betraten noch andere Personen die Bühne; und wandelten über die gleichen Hügel und auf den gleichen Strassen: Salomo . . . Herodes . . . Jesus . . .

Bevor ich nach dem Irak und nach Persien weiterflog, blieb mir gerade Zeit genug, um im gastfreundlichen Hause Sir Harold MacMichaels meinen Schnupfen auszukurieren und eine kleine Rundfahrt in die Umgebung zu machen. Vom Palais des High Comissioners hatte man einen herrlichen Blick auf die weit über dürre Hügel gebreitete Stadt. Ich sah sie auch noch von einer andern Seite wieder, umgeben von ihrer hohen Mauer, als ich im Garten von Gethsemane unter verkrüppelten ölbäumen eine kurze Rast machte, neben einem uralten Franziskanermönch, der Französisch sprach. Auch hier sahen die Augen nicht nur das, was wirklich da war: eine restaurierte Mauer und eine modernisierte Stadt. Was vor ihnen lag, waren zwanzig Jahrhunderte Geschichte, deren ganze Wucht man erdrückend fühlt, wenn man in Betlehem die Reste der Säulen Konstantins betrachtet und die winzige Tür, die durch eine dicke Steinmauer in die der Geburt des Heilands geweihte Kirche führt. In diese Türe und in die Alabastersäulen der Kirche hatten normannische Kreuzfahrer krumme Kreuzchen geritzt. Symbole, so rührend naiv wie die verschlungenen Initialen, die Kinder und Liebespaare zum Zeichen ewiger Treue in Baumrinden zu schneiden pflegen.

Im Dunkel der stillen Krypta, an der Stelle, an der Jesus zur Welt gekommen sein soll, kniete man ganz instinktiv nieder: man mochte gläubig sein oder nicht. Und wenn man dann der Lehren Christi gedachte, die so ungeheuer machtvoll waren und doch so machtlos, dann erfasste einen bittere Verzweiflung; man hätte sich am liebsten tieftraurig mit ihm ausgesprochen: «Du hast uns Güte gelehrt und Vergebung, und doch haben die abscheulichen, unverbesserlichen Menschen

seit zwanzig Jahrhunderten nicht aufgehört, gausam zu sein und voll Hass. Die Gottesfürchtigen haben ebensowenig nach den Gesetzen der christlichen Lehre gelebt und geherrscht wie die Ungläubigen. Und nun sieh, wohin wir gekommen sind: noch nie war es ärger um uns bestellt.»

Nicht Stunden, kaum Minuten blieben mir für einen Blick auf den Ölberg, auf die modernen Gebäude der hebräischen Universität und auf das Tote Meer, das vierhundert Meter unter dem Meeresspiegel in der grellen Sonne vor mir lag. Am nächsten Morgen schaffte ich mein Gepäck ins Hotel «König David», ein komfortables, englisch geführtes Haus. Von hier ging der Autobus zum Flugplatz von Lydda ab. Mit der Welt von heute hatte ich auch den Krieg wiedergefunden. Die Korridore des Hotels, die prunkvolle Halle und auch die Speisesäle waren voll von tadellos rasierten englischen Offizieren, deren Stiefel und Riemenzeug nur so blitzten.

Felsige Hügel zu beiden Seiten der Strasse, mit kleinen Dörfern auf den stufenförmigen Terrassen, Olivenhaine, Bäumchen in langen Röcken, über dem Haar anmutige Madonnenschleier, dann der dunkle Boden der Lydda-Ebene, heitere Orangenbäume, Bauernmädchen mit Steinkrügen auf den Köpfen, dann das wilde Durcheinander eines arabischen Marktes mit Ziegen, Schafen, Kamelen, Eseln und Menschen, alles zu einem wilden Knäuel geballt.

Wir näherten uns dem Flugplatz. Das Flugzeug war eben aus Ägypten angekommen und dicht besetzt mit englischen und polnischen Offizieren, unter denen ich einen alten Freund erkannte: Fitzroy Maclean, jenen jungen englischen Deputierten, der jetzt als Hauptmann der Armee angehörte. Ich war ihm in London und in Kairo oft begegnet. Es war derselbe Maclean, der später als Freiwilliger in der Fallschirmtruppe mit meinen französischen Freunden trainieren sollte.

Drei Stunden lang überflogen wir die flache Wüste von Transjordanien und dem Irak, auf der die begehrliehen Blicke aller Länder ruhten, die an Ölnappheit litten. Gerade unter uns lag die wichtige Pipeline, welche die Ölfelder von Kirkuk mit dem Hafen von Haifa am Mittelmeer verband. Dattelbäume wurden sichtbar, die in den grauen Sümpfen an den Ufern der Euphratwindungen besonders gut gedeihen. Wir landeten in Habaniya, einer der grössten englischen Flugbasen im Nahen Osten. Nicht nur Jagdflugzeuge, Bomber und Transportflugzeuge hielten hier, auch die grossen Wasser-

flugzeuge der British Overseas Airways machten auf dem Wege nach Indien, Singapore und Australien in Habaniya Halt. Der «Landungssee» für Wasserflugzeuge konnte mit seinen sandigen Dünen gar nicht idealer sein.

Der Passagierzustrom in der Richtung gegen Persien war von unglaublicher Dichte. Ich schenkte der erregten Unterhaltung zwischen einem der Flugplatzfunktionäre und unserem Piloten keine grosse Aufmerksamkeit, bis zu dem Moment, wo ich bemerkte, dass man mein Gepäck aus dem Flugzeug auszuladen begann. Die Erklärung liess nicht auf sich warten. Heute sei ein schlechter Tag, wurde mir gesagt. Zu viele offizielle Persönlichkeiten, die heute unbedingt nach Teheran mussten, warteten auf das Flugzeug. Ich gehörte nicht dazu. Man setzte mich also schön freundlich vor die Türe des Flugzeuges, und ich war verurteilt, die Nacht in Habaniya zu verbringen. Dadurch kam der polnische Vizekonsul in Istanbul noch zurecht nach Teheran, um dort den General Sikorski auf seiner Rückreise aus Moskau zu treffen. Der Schuldige – das heisst der Vizekonsul – küsste mir sehr galant die Hand und entschuldigte sich tausendmal, gab aber deswegen sein Prioritätsrecht nicht auf. Das Flugzeug, *mein* Flugzeug, löste sich in einer dichten Staubwolke vom Boden. Da stand ich nun, mitten im Sand und neben mir zwei englische Offiziere, die mein beschämendes Schicksal teilten. Auch sie hatte man in dem Flugzeug nicht haben wollen.

Bagdad war nur etwa hundert Kilometer weit entfernt: knapp zwei Autostunden. Die schönste Gelegenheit, diese Märchenstadt kennen zu lernen. Ich versuchte, alle meine Kräfte für diesen Ausflug zu sammeln, musste aber schliesslich verzichten. Ich hatte zu starkes Fieber, auch mein Schnupfen wollte noch immer nicht weichen. Ich hatte es meiner grossen Müdigkeit zu verdanken, dass die banal-moderne Hauptstadt des Irak meiner Phantasie erhalten blieb und ich von ihr auch weiterhin als der Zauberstadt der Kalifen, Harun Al Raschids und Tausendundeiner Nacht träumen konnte.

Statt Ausflüge zu machen, setzte ich mich in meiner kleinen Zelle im BOAC.-Unterkunftshaus an die Schreibmaschine. Ein unangenehm riechendes Petroleumöfchen heizte den Raum. Später dann ging ich mit drei Artillerieoffizieren in die «Messe», um etwas zu essen: der eine war ein Schotte, der zweite ein Südafrikaner und der dritte ein Engländer, der in einem indischen Regiment diente. Sie hatten in der syrischen Kampagne

gegen die Vichytruppen gekämpft und waren jetzt dem Flughafen von Habaniya zugeteilt. Wir versuchten den ganzen Abend einem uralten Radio Nachrichten zu entlocken. Hie und da gelang es uns, ein paar Berichte zu fangen, die nur schwach aus endlosen atmosphärischen Störungen herauszuhören waren. In Libyen stand alles gut, auch in Russland, weniger gut ging es im Fernen Osten.

Am nächsten Morgen machte ich zwischen den Zelten eines indischen Regiments einen Spaziergang durch die Dünen. Hier in Habaniya hatte im Mai 1941 der Irak-Aufstand seinen Höhepunkt erreicht. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass diese 15'000 mit ihren Kanonen und ihren Gewehren in den Dünen verschanzten Rebellen die der Zahl nach schwache und dem feindlichen Feuer direkt ausgesetzte britische Garnison ernstlich gefährden konnte. Ich sollte noch viel von diesem schneidigen Pro-Nazi-Coup hören, der es, was Spannung betraf, mit jedem Detektivroman aufnehmen konnte . . . und auch von den dazugehörigen Bösewichtern: Sayid Raschid el Gailani, einem raffinierten Politiker, der einer strenggläubigen mohammedanischen Familie entstammte; dem Grossmufti von Jerusalem, der nichts anderes zu tun zu haben schien als den Alliierten Unannehmlichkeiten zu bereiten, vier faschistischen Generälen des Irak und last not least den unvermeidlichen Hitleragenten, dem Doktor Grobba und Herrn von Hentig.

Hitler – der zu jener Zeit anderweitig beschäftigt war – hatte seine Freunde im Irak natürlich betrogen: Er hatte ihnen Hilfe versprochen und auch Unterstützung geschickt, aber zu wenig und zu spät, um den Aufstand erfolgreich zu gestalten. Etwas hatte bei der Synchronisierung: Deutschland-Irak nicht geklappt. Nach einigen Wochen lebhafter Kämpfe bekamen die Engländer die Oberhand, dank den Generälen Wavell und Auchinleck, die schleunigst Verstärkungen nach Habaniya und Basra sandten. Die Führer der Aufständischen flüchteten nach Iran, während der arabische Staat Irak, der nach dem ersten Weltkrieg von den Engländern seine Unabhängigkeit erhalten hatte, offiziell wieder so weit alliiertenfreundlich wurde, als es unter der Führung eines gegen die Achse eingestellten Premierministers unvermeidlich war.

Die Beamten der British Overseas erinnerten sich noch sehr lebhaft an die Kämpfe bei Habaniya, während deren das Haus, in dem ich heute schlief, nicht nur ständig dem feindlichen

Feuer ausgesetzt gewesen war, sondern auch den Kugeln der einheimischen Truppen und den Bomben der deutschen Flugzeuge aus Syrien, die dicht neben dem Gebäude einschlugen. Schliesslich hatten die Aufständischen das Haus geplündert und vollkommen zerstört. Einer der Flugplatz-Beamten, ein gebürtiger Assyrer erzählte mir, dass er und einige seiner Kameraden von Raschid el Gailani gefangen genommen worden waren. Man hatte je zwei mit dicken Stricken aneinander gebunden und wollte sie bereits an Ort und Stelle erschiessen. Dann hatte man sie aber doch nur in ein Konzentrationslager bei Bagdad geschickt, wo sie bis zur Niederschlagung des Aufstandes geblieben waren.

So sehr probritisch sich der junge Assyrer auch gebärdete, hielt er mir doch einen kleinen Vortrag darüber, dass die Verbündeten nach dem siegreichen Kriegsende den Assyrern unbedingt ihre Unabhängigkeit geben müssten. Ich muss gestehen, dass ich bis dahin noch nie etwas von einem assyrischen Nationalismus gehört hatte, der neben dem panarabischen und neben dem des Irak eigene Wege gegangen wäre. Ich hatte gedacht, dass es damit vor 25 Jahrhunderten, zur Zeit Ninives, zu Ende gewesen sei; ich war völlig sprachlos und vermochte mir unter assyrischem «Lebensraum» nicht das geringste vorzustellen.

Gegen Mittag an jenem 17. September landete ein aus Teheran kommendes Flugzeug in Habaniya und nahm uns drei arme Hinterbliebene vom Vortag mit. Los! Wir stiegen etwa 5'000 Meter hoch in dicke, flockige Wattenwolken. Von Zeit zu Zeit tat sich in der weissen Wand ein Fenster auf und gestattete uns einen Blick auf die schneebedeckten Berggipfel von Iran. Unsere Ohren sausten. Als wir langsam, langsam auf das braune Wüstenland niedersanken, waren wir alle taub. Es hatte von oben wie ein runzliger, erfrorener Apfel ausgesehen, aber als wir näherkamen, glätteten sich die Runzeln wie durch Zauber und vor uns lag eine mit Dörfern reich gesegnete Ebene: jedes Dorf von gut bewässerten Feldern umgeben und auf einer Seite von den hohen, weissen Bergen des Elbrus geschützt. Wir näherten uns Teheran.

Es war genau eine Woche her, seit ich Kairo verlassen hatte. Nichts hätte die Verbesserung der strategischen Position der Alliierten im Nahen Osten deutlicher zu illustrieren vermocht als die blosser Möglichkeit dieser Luftreise von Kairo nach Persien. Ich hatte diese ganze Strecke in alliierten Flugzeugen

zurückzulegen vermocht, über Syrien, Palästina und den Irak. Vor kaum sieben Monaten wäre diese Strecke für mein Flugzeug gesperrt gewesen: Beirut war damals noch unter der Kontrolle von Vichy. In Habaniya lauerten die Rebellen Raschid el Gailanis hinter den Dünen. Und selbst in Teheran hätte die Ankunft eines alliierten Flugzeuges die Aufmerksamkeit der zahllosen Achsen-Agenten erregt, die damals dort noch völlig ungehindert ihr Unwesen trieben.

Heute aber waren im ganzen Nahen Osten die Aktien der Verbündeten hochgestiegen. Die alliierte Offensive in Libyen, die Besetzung Syriens durch die Engländer und die Freien Franzosen, der englisch-russische Einmarsch in Iran, der mit der Ausweisung deutscher Nationalisten und der zwangsweisen Abdankung des alten Reza Schah Pahlevi zu Gunsten seines beeinflussbareren Sohnes Mohammed Reza Pahlevi endete, das alles gehörte mit zu einem von langer Hand vorbereiteten Kriegsplane. Von Libyen bis Indien stand eine lückenlose Front zur Offensive und Defensive bereit. Der direkte Kontakt mit der Türkei und Russland war aufrecht erhalten. Während meiner ganzen Reise, von der libyschen Grenze bis zum Tal des Tigris, hatte ich vom Flugzeug aus die blassen Flecken der englischen Zelte gesehen, die im Sande sassen wie Pilze. Als diese Pilze verschwanden, wusste ich, dass ich mich den russischen Camps im nördlichen Iran näherte. So konnte ich Glied für Glied die lange Kette aus Truppen und Kriegsmaterial verfolgen, welche die Verbündeten immer fester und enger um die Nazis zusammenzogen.

Die überfüllte Stadt Teheran trug den Stempel dreier ganz bestimmter Ereignisse. Das erste, das sich über die letzten fünfzehn Jahre erstreckte, war die drastische Modernisierung des Iran durch seinen letzten autokratischen Herrscher, Reza Schah Pahlevi. Das zweite, das nur wenige Monate zurücklag, war das halb zwangsweise Umschwenken der Politik Irans zu den Alliierten. Und das dritte war die Bedeutung, welche die Hauptstadt von Iran als Verkehrsknoten an der Pforte zu Sowjetrußland gewonnen hatte. Diese grossen Veränderungen im Leben des Landes waren so jäh vor sich gegangen, dass sich die Iranier, wenigstens hatte ich diesen Eindruck, von ihnen noch nicht ganz zu erholen vermocht hatten.

Gewiss, Teheran ist eine «moderne Grosstadt» geworden, wie die Reisehandbücher sich auszudrücken pflegen, das heisst, alles Malerische musste verschwinden und stattdessen erhoben

sich überall grossartige Gebäude im modernen Stil der Zwanzigerjahre. Aber so bestrebt der alte Schah auch gewesen war, die Stadt mit Gebäuden im «westlichen» Stil zu schmücken, bis zu einer anständigen Kanalisation hatten seine Bestrebungen doch nicht gereicht, und das Trinkwasser rieselte noch immer durch die gleichen Rinnen zwischen Strasse und Gehsteig. Ferner hatte der Schah in seinem Bemühen, mit alten Bräuchen zu brechen, seine Untertanen gezwungen, europäische Kleider zu tragen. Den Frauen waren die Schleier verboten. Man konnte ihm keinen Vorwurf daraus machen, aber was dabei herauskam, war fürchterlich. Der Iran hatte eine grosse Säuberung durchgemacht, aber mit dem alten Schmutz dürfte auch viel von seiner alten, orientalischen Würde und ein Teil jenes Reizes verloren gegangen sein, der dem Lande früher seine Vornehmheit gegeben hatte. Eines schönen Morgens waren die Iranier als Europäer aufgewacht. Aber sie schienen sich in ihren traurigen Konfektionsanzügen keineswegs sonderlich wohl zu fühlen.

Die Veränderungen, die direkt mit dem Krieg zusammenhängen, waren noch im Werden, als ich in Teheran ankam. In wenigen Tagen sollte das englisch-russisch-iranische Allianzabkommen der Nationalversammlung, Majilis genannt, zur Unterschrift vorgelegt werden. Den Vertretern von Iran blieb keine grosse Wahl, da die Russen in Kasvin sassen und die Engländer in Dizful und in Aliuaz. Und nachdem sie in die Vertragsbedingungen Einsicht genommen hatten, rieben sie sich noch lange die Augen, um ganz sicher zu sein, dass sie nicht träumten. Sie konnten es einfach nicht fassen, dass die Russen und die Engländer, für die seit dem XVII. Jahrhundert Persien immer der ärgste Zankapfel gewesen war, nun plötzlich, statt einander wie bisher bitter zu bekämpfen, militärisch gemeinsame Sache gemacht hatten. Das war ein arger Schlag, denn sie mussten, wenn auch vielleicht nur für eine begrenzte Zeit, die traditionelle iranische Politik aufgeben: die Engländer gegen die Russen auszuspielen und die Russen gegen die Engländer.

Als ich ankam, war ausser im «Darband»-Hotel nirgends ein Zimmer zu haben: dieses Hotel lag mehrere Kilometer von der Stadt entfernt, am Fusse der Berge. Autobusse und Taxis gab es nicht, und das Telephon war ausser Betrieb. Das erste, was ich jeden Morgen zu tun hatte, war den englischen oder polnischen Offizier ausfindig zu machen, der mich in seinem Wagen nach der Stadt mitnehmen konnte. Hatte ich einmal

einen der sonnigen Boulevards der Stadt erreicht, dann konnte ich mich entweder meiner Beine bedienen oder einem jener Fiaker winken, deren Kutscher in Trinkgeldfragen weit besser Bescheid wussten als im Stadtplan.

Glücklicherweise lagen die britische und die Sowjetgesandtschaft nahe beisammen. Ihre grossen Parks waren von hohen, imposanten Mauern umgeben. Um mir einen Platz im Flugzeug nach der Sowjetunion zu sichern, musste ich endlos und immer wieder kreuz und quer durch die schmutzig-nassen Alleen dieser Gärten irren, von einem Amtsgebäude zum andern. Theoretisch verkehrte jede Woche ein russisches Flugzeug zwischen Kuibyschew, Baku und Teheran. Aber die Engländer hielten nicht viel von diesem sagenhaften Vehikel, das oft wochenlang nicht zu sehen war.

Die Russen schienen weniger skeptisch. Zum erstenmal im Leben überschritt ich die Schwelle einer UdSSR.-Gesandtschaft, und der misstrauische Blick, mit dem der einfach gekleidete Türhüter mich empfing, hob meinen Mut keineswegs. Es entwickelte sich ein langes Telefongespräch zwischen dem Mann an der Türe und einem unsichtbaren Beamten; schliesslich wurde ich bis zum Hauptgebäude eskortiert, wo mich zu meiner Überraschung ein ausserordentlich liebenswürdiger Legationsrat empfing, Herr Iwanoff, der gut Französisch sprach und dem meine geplante Russlandreise sehr sympathisch zu sein schien. Zweifellos hatte er meine Person betreffend bereits Instruktionen erhalten. Er prüfte schnell mein Sowjetvisum, das in Washington ausgestellt war und versprach mir einen Platz im nächsten Flugzeug. Ich glaubte zu verstehen, dass besagtes Flugzeug in «zwei bis drei» Tagen fällig sei; aber ich sollte einem verteufelten Grinsen begegnen, als ich meinen Freunden am Abend triumphierend die gute Nachricht überbrachte.

Die Zweifler sollten Recht behalten. Aus den drei Tagen wurden drei Wochen. Da ich noch immer an «Fahrpläne» glaubte und zu einem bestimmten Datum wieder in den Vereinigten Staaten zu sein gedachte, wo eine Vortragstournee mich erwartete, wuchs meine Ungeduld von Tag zu Tag, was die russischen Beamten aber völlig kalt zu lassen schien. Annähernd alle 48 Stunden stattete ich Herrn Iwanoff einen Besuch ab, um mich nach meinen Reiseaussichten zu erkundigen. Er antwortete mir mit einem Lächeln, das gar nichts ausdrückte und auch die begleitende Handbewegung war nicht

sehr aufschlussreich: «Das Flugzeug aus Baku wird vielleicht kommen ... sicher ist es nicht. Aber ich hoffe, es kommt.» Dann bot er mir Tee an.

Ich hatte einige längere Gespräche mit diesem sympathischen Russen, dessen ruhige Art mir sehr angenehm war, und er gab mir ausgezeichnete Ratschläge für meine Reise durch die UdSSR. Unter anderem machte ich die Beobachtung, dass ein Sowjetfunktionär selbst auf die verblüffendsten Fragen immer eine präzise Antwort bei der Hand hat. Als Herr Iwanoff mir einmal mit rührendem Stolz den Text eines russischen Kommuniqués voll guter Nachrichten vom Kriegsschauplatz übersetzte, fragte ich ihn:

«Sie haben Ihre Regierungsform in den ersten Jahren – vor Stalin – auf die Internationale aufgebaut. Und für diese Internationale haben Sie in der ganzen Welt Propaganda gemacht. Aber jetzt müssen Sie doch zugeben, nicht wahr, dass der Nationalismus und der russische Patriotismus es sind, die Ihr Land retten!»

Die Antwort Herrn Iwanoffs kam auf der Stelle, als habe er sie vorbereitet. Was er sagte, entbehrte nicht einer gewissen Feierlichkeit:

«Karl Marx hat einmal gesagt, das Proletariat habe kein Vaterland. Zurzeit, als er das sagte, war es wahr. Aber seither ist das russische Proletariat der Herr und Besitzer von Sowjetrussland geworden. Wir haben daher das Recht auf eine neue Art von Patriotismus erworben, der einem Lande gilt, das wirklich uns gehört. Und aus dem gleichen Grunde ist die UdSSR, nicht nur das Vaterland unserer eigenen Arbeiter. Sie ist geistig das Vaterland aller Arbeiter der Welt.»

Ein Wort Lenins gestattete ihm, noch genauer zu sein:

«Es gibt drei Arten von Krieg: den imperialistischen, den nationalen und den revolutionären. Wir betrachten die beiden letzteren als gerecht, den ersten als völlig ungesetzmässig. Seit Hitler die UdSSR, angegriffen hat, führen wir gegen ihn einen nationalen Krieg.»

Über das diplomatische Milieu in Teheran liesse sich eine Tragikomödie schreiben. In diesem fernen Lande bildeten die Vertreter der verbündeten Länder einen engen Kreis, der sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzte. Je nachdem, ob ich mich bei den russischen Diplomaten erkundigte, die in ihrem einsamen, traurigen Park wie in einer Einsiedelei leb-

ten oder bei dem englischen Gesandten, dem gelehrten, schüchternen und besonders liebenswürdigen Sir Reader Bullard oder bei dem gastfreundlichen Gesandten der Vereinigten Staaten, Mr. Louis G. Dreyfus, oder ob ich mit dem überlebhaften türkischen Gesandten sprach oder mit einem der polnischen Diplomaten, jeder von ihnen gab mir eine grundverschiedene Schilderung der Kriegslage. Das einzig Ermutigende blieb nur, dass diese so grundverschiedenen Menschen immerhin imstande waren, auf die eine oder die andere Art nutzbringend für die gemeinsame Sache zu arbeiten.

Sehr aufgemuntert wurde ich durch ein Gespräch mit dem polnischen Premier, General Sikorski, der eben auf dem Wege nach London aus Moskau kam. Ohne die ungeheuren Schwierigkeiten der russisch-polnischen Beziehungen zu unterschätzen, blickte General Sikorski nach einem Gespräch mit Stalin eher vertrauensvoll in die Zukunft. Er hoffte, dass Polen und die UdSSR, von nun an aufrichtig und ohne Hintergedanken Seite an Seite kämpfen könnten. Er vergass darum nicht die Vergangenheit – wie könnte er auch? – aber diese Vergangenheit durfte sich nicht lähmend auf das Wichtigste auswirken: auf den Krieg gegen die Deutschen.

Es wimmelte von Sachverständigen in Teheran: Öl-Sachverständigen, Flugzeug-Sachverständigen, Automobil-Sachverständigen, Strassenbau- und Eisenbahn-Sachverständigen. Die meisten befassten sich mit dem brennend wichtigen Problem der raschen Versorgung Sowjetrusslands mit Kriegsmaterial. Mit Arbeit schwer überlastete Männer wie die englischen Generäle Alexander Fraser und Sir Godfrey Rhodes oder der amerikanische General Wheeler standen tagelang über grosse Landkarten gebeugt: mit ihren scharf gespitzten Bleistiften schienen sie irgend ein geheimnisvolles, faszinierendes Spiel zu spielen, bei dem man sehr vorsichtig sein musste, um nicht in irgend eine unvorhergesehene Falle zu geraten. Eine der Hauptschwierigkeiten bestand darin, dass die Bahnen in den verschiedenen Gebieten von Iran und Irak verschiedenspurig waren und auch nicht miteinander verbunden. Die berühmte transiranische Bahn war normalspurig, die Strecke von Bagdad nach Basra war schmalspurig und sollte in Indien gebaute Waggons benützen; die Strecke von Bagdad nach Mossul war wieder normalspurig, wohingegen man von Täbris in Persien Russland nur auf einer breitspurigen Linie erreichen konnte. Unsere «Verbündeten» im Irak und Iran mussten sich könig-

lich amüsieren, wenn sie sahen, welch harte Nüsse ihr kompliziertes Eisenbahnsystem den tüchtigsten Technikern der alliierten Länder zu knacken gab.

Die Engländer, Russen und Amerikaner waren damit beschäftigt, den täglichen Weitertransport von drei- bis vier-tausend Tonnen Kriegsmaterial zu organisieren, das auf dem Seewege im Persischen Golf – Bender Schapur und Buschir in Iran, Basra im Irak und in anderen im Bau befindlichen Häfen eintraf. Basra am Chatt-el'Arab war ein verhältnismässig gut ausgestatteter Hafen, aber die versandeten und sumpfigen Häfen von Bender Schapur und Buschir gehörten zu jenen, welche man mit «grauenhaft» zu bezeichnen pflegt. Viel Gutes konnte man auch von Bender Schah und Pahlevi, den nördlichen Häfen am Kaspischen Meer nicht sagen, deren sich in der guten Jahreszeit die russischen Frachtschiffe bedienen sollten, um einen Teil des von den Alliierten gelieferten Kriegsmaterials nach Astrachan zu befördern. Überall, im Norden ebenso wie im Süden, wurde gegraben und gebaggert und neue Dämme entstanden, um Platz für immer mehr Schiffe zu schaffen und das Ausladen zu erleichtern.

Den Technikern, die für das englische und amerikanische Kriegsmaterial, das für Russland bestimmt war, die Verantwortung trugen, standen auch mehrere Landwege zur Verfügung, aber keiner war gut. Eine in Basra im Irak gelandete Schiffsladung konnte per Bahn bis nach Khanikin und Erbil gebracht werden, doch in Bagdad wechselte die Schienen weite. Von Khanikin und Erbil konnte man das Material per Lastauto über die Berge bis Täbris (das alte persische Tauris) schleppen, wo die breitspurige russische Bahn begann. Vom iranischen Hafen Buschir war der Transport ausschliesslich Lastautos auf sehr schlechten Strassen vorbehalten. Wurde der Hafen von Bender Schapur benützt, dann besorgte die transiranische Bahn den Transport, entweder bis zum Kaspischen Meer oder nach Teheran, wo Lastautos die Ladung nach Täbris weiter beförderten. Noch eine Möglichkeit: man konnte das Material auch per Bahn nur bis Dizful bringen, wo Lastautos es übernahmen, um auf der kurzen Gebirgsstrecke die Eisenbahn nicht zu überlasten. Die Situation sollte sich dank zweier neuer Faktoren bald wesentlich bessern, vor allem wurde eine neue Bahnlinie gebaut, welche Ahuaz im südlichen Iran mit Khoram Schah am Chatt-el'Arab zu verbinden bestimmt war: das schuf eine neue Möglichkeit, den Persischen Golf per Bahn

zu erreichen. Die zweite Verbesserung der Situation war die im Bau begriffene nördliche Linie Teheran-Täbris. Bis Sendjen waren die Schienen bereits gelegt.

Die Hauptader des Transportnetzes nach Russland war selbstverständlich die transiranische Bahn, welche den Persischen Golf mit dem Kaspischen Meer verband. Die Benützung dieser Linie wurde durch den Gedankengang, der seiner Konstruktion zugrunde gelegen hatte, nicht gerade gefördert. Reza Schah war auch hier seinem unbeugsamen Isolationismus treu geblieben und hatte die Strecke so anlegen lassen, dass weder die Russen noch die Engländer sich ihrer bedienen konnten. So hoffte er wenigstens. Der alte Schah hatte sich auch geweigert, seine Bahn an irgendeine andere bestehende Bahnstrecke anzuschliessen. Dieses Spielzeug hatte ihn einige 150 Millionen Dollar gekostet – nebenbei gesagt war die Konstruktion der transiranischen Bahn ganz hervorragend – und freute ihn schon deshalb ganz besonders, weil sie völlig seiner eigenen Phantasie entsprungen war, ohne irgendwelchen fremden Einfluss.

Aber nun war es mit dem Spass zu Ende. Der Schah hatte keine Macht mehr und die Verbündeten arbeiteten in Iran angestrengt am Ausbau eines weiten, für den Krieg ungeheuer wichtigen Verkehrsnetzes. Sie bezogen aus den Vereinigten Staaten und aus England Lokomotiven, rollendes Material, Lastwagen, Pneumatiks, Schläuche und Ersatzteile. Sie verbesserten die alten Strassen, bauten neue Bahnstrecken und Kurven und errichteten Wasserenthärtungsanlagen zur Schonung der Lokomotiven. Seufzend sagte ein englischer Ingenieur zu mir: «In Persien ist das Wasser nass; aber das ist so ziemlich alles, was man von ihm sagen kann. In einer industrialisierten Welt macht ein derart hartes Wasser einem das Leben sehr schwer.»

Die schönste Geschichte erzählten die Engländer von irgend einer Bahn in Indien, unweit der Grenze von Iran. Bevor Russland in den Krieg eintrat, wurden auf dieser Strecke die Schienen weggerissen, man brauchte sie anderwärts und vielleicht war es auch als irgendeine Art Schutz gegen Russland gedacht, das damals durch seinen Vertrag mit Hitler verbunden war. Jetzt baute man diese Strecke in aller Eile von neuem, um Kriegsmaterial an die russische Front schaffen zu können.

Iran war nur ein einzelnes, allerdings besonders krasses Beispiel für die ausserordentlichen Schwierigkeiten, denen die

Alliierten in diesem immer weiter um sich greifenden Konflikt begegneten. Der Krieg erinnerte an ein Geschäftsunternehmen, das an immer neuen, fernen Plätzen eine Filiale um die andere errichtet: die Achse musste an immer neuen Fronten bekämpft werden. Und stets war das Transportproblem das wichtigste. Seit 1939 hatten die Engländer auf diesem Gebiete Ungeheures geleistet. Trotz der feindlichen Unterseeboote waren ihre Schiffe ständig unterwegs, und in den von England kontrollierten Gebieten hatten sie überall ein bewundernswertes Verkehrs-System geschaffen, in welchem Eisenbahnen, Strassen und Lufttransporte exakt zusammenarbeiteten. Eine gigantische Aufgabe, bei der man ständig auf Unerwartetes gefasst sein musste: plötzliche Ereignisse, wie der Zusammenbruch Frankreichs oder der Eintritt Russlands in den Krieg, zwangen die Engländer zur völligen Umarbeitung ihrer Fahrpläne von einem Tag auf den andern und zur Eröffnung neuer, bisher unbenützter Verkehrswege. Auch der Ausbruch der Feindseligkeiten im Stillen Ozean brachte ganz neue Probleme. Die Vereinigten Staaten, welche auf diesem Gebiete sehr bald die führende Rolle spielen sollten, hatten sich bisher nur mit ihren transatlantischen Clippers und mit der transafrikanischen Luftlinie beteiligt; seit der Abänderung des Neutralitätsgesetzes hatten sie auch begonnen, für die Verbündeten bestimmtes Kriegsmaterial auf ihren eigenen Schiffen zu verfrachten. Die Russen und die Chinesen leisteten Wunder, um ihre durch den Krieg zerstörten Verkehrslinien im Innern ihrer Länder aufrecht zu erhalten, aber konnten zum Weltverkehrsnetz, für das in erster Linie die Angelsachsen verantwortlich waren, kaum etwas beitragen.

Die Zufälle der Geographie, im Verein mit denen des Krieges, hatten Iran plötzlich zu einer der grossen Drehscheiben des Weltverkehrsnetzes gemacht. Dabei war dieses bisher so isolierte Land für diese Mission weiss Gott nicht vorbereitet. Vorläufig klappte noch nichts wirklich reibungslos. Plötzliche Stockungen hemmten nicht nur Bahnen, Schifffahrt und Luftschifffahrt, auch Telegraph, Telephon und Post waren nicht gefeit gegen diese Schwierigkeiten. Ich musste sehr froh sein, wenn Kabel aus New York mich bereits nach acht bis zehn Tagen erreichten. In den Büros der verschiedenen Gesandtschaften häuften sich die Säcke mit «abgehender» diplomatischer Post. Alle diese «dringenden» Mitteilungen warteten mit mir auf das legendäre Flugzeug aus Kuibyschew.

Der Dezember ging zur Neige. Von früh bis abends wurden in der englischen Gesandtschaft Weihnachtsgesänge geprobt. In den Antiquitätengeschäften von Teheran wimmelte es von Amerikanern und Polen, die Weihnachtseinkäufe machten. Sie hatten die Wahl zwischen schönen Brokaten, Gegenständen aus Jade, persischem Email und schwerem Silberschmuck, alles zu irrsinnigen Preisen. In den Delikatessengeschäften begegneten die gleichen Leute einander wieder vor einer Reihe grosser Dosen mit Kaviar. Schwarzhaarige iranische Offiziere in auffallend senfgelben Uniformen mischten sich im Strassengedrange unter die Fremden und beobachteten sie scharf. Diese dekadenten Söhne eines einst grossen Volkes hatten sich noch nicht an die Besetzung durch die Verbündeten zu gewöhnen vermocht. Sie versuchten, hochmütige Mienen aufzusetzen, aber man sah auf den ersten Blick, wie tief gedemütigt sie sich fühlten.

In den Kinos wurden russische und armenische Filme gespielt und einige französische Vorkriegsfilme. Die französische Zeitung «Journal de Teheran» brachte Ankündigungen der Nachtlokale, welche spezielle Feiertagsprogramme vorbereiteten, mit Zigeunermusik und Jazz-Bands, von denen eine sich «The jolly Boys» nannte. Englische Offiziere standen gelangweilt in den Bars herum und fragten sich, welche der blonden Schönen am Nebentisch wohl eine deutsche Spionin sein mochte, die man bei der letzten Razzia übersehen hatte. Ein- bis zweimal der Woche trafen sich im Hotel «Darband» Fremde und Iranier bei einem Tanztee. Hie und da konnte man das auffallend schöne Profil einer Perserin mit grossen Augen und unwahrscheinlich langen Wimpern bewundern; sie trug fast immer die Kopie eines alten Pariser Hutmodelles. Der eifersüchtige Gatte war auch nicht weit. Reza Schah Pahlevi hatte in Persien mit vielem aufgeräumt, aber mit der traditionellen Eifersucht der orientalischen Ehemänner anscheinend nicht.

Eine ganze Anzahl von Persern aus guten Familien waren mit Französisinnen verheiratet. Sie hatten in Paris studiert und ausser ihrem Diplom auch eine junge Gattin mit nach Hause gebracht. Manchmal war es schwer, zu erraten, wer von den beiden in Frankreich geboren war, der Mann oder die Frau. Alle kultivierten Iranier sprachen wunderbar französisch, sie mochten mit Pariserinnen verheiratet sein oder nicht. So wie in Ägypten, im Libanon und in Syrien sah ich auch hier wieder wie ungeheuer weit – über Länder und Meere – die franzö-

sische Kultur reichte. Dieser Einfluss hatte kaum etwas mit den wirtschaftlichen und politischen Beziehungen oder irgendwelchen «imperialistischen» Bestrebungen zu tun. Grossbritannien war sehr mächtig in Iran, schon deshalb, weil die Engländer die Ölfelder im Süden kontrollierten; trotzdem – oder soll ich sagen, «gerade deshalb?» – liebte man England nicht. Russland, das seit Jahrhunderten begehrt nach den nördlichen Provinzen hinübergeschielt hatte, flösste den Persern panische Angst ein. Hitler-Deutschland hatte nur allzu viele Anhänger unter den mohammedanischen Iranern, die sich von allem, was Macht und Erfolg hiess, nur allzu leicht verführen liessen: die Schaufenster von Teheran waren voll von pharmazeutischen Artikeln, photographischen Apparaten, Öfen, Lampen und elektrischen Artikeln deutscher Herkunft. Trotzdem hörte ich während meines ganzen Aufenthaltes in Persien kein deutsches Wort. Blieb nur noch Frankreich. Es war fern und seine Macht in diesen Gebieten selbst vor dem Zusammenbruch schien kaum der Rede wert. Trotzdem hatten die iranischen Familien nach wie vor und Jahr für Jahr ihre Kinder in französische Schulen geschickt. In Teheran allein waren deren vier: zwei katholische, eine jüdische und eine konfessionslose. Wenn von Frankreich die Rede war, hörte ich immer wieder die gleichen begeisterten Worte: «Frankreich bedeutet jedem Perser eine zweite Heimat; dieses Land kann nicht sterben!»

Der Vertreter des französischen Nationalkomitees, Andre Godard, der seit langem die Ausgrabungsarbeiten in Iran leitete, war auch Direktor des Museums von Teheran. Er sagte:

«In Iran gibt es viele französische Gelehrte von Rang: Lehrer, Priester, Ärzte und Künstler. Ihre Arbeit hat mit Politik nicht das geringste zu tun. Es ist von grösster Wichtigkeit, dass sie hier bleiben, um uns das Vertrauen der Iranier zu erhalten. Gewiss müssen wir vor allem alle unsere Kräfte in den Dienst der Alliierten und der Freien Franzosen stellen; aber es gehört mit zu unserer Mission, dafür zu sorgen, dass der Name Frankreichs von der Kultur und dem Fortschritt in Iran untrennbar bleibt.»

Monsieur Godard kannte Persien so gut wie Frankreich. Er fand sich ohne die geringste Unsicherheit in den Irrwegen seiner tausendjährigen Geschichte zurecht. Die zwei Stunden, die ich mit ihm im Museum von Teheran verbrachte, lehrten mich Persien besser kennen als dicke Bücher über seine kom-

plizierten Dynastien. Die herrlichen Goldtäfelchen Darius des Grossen, mit ihren Inschriften in drei Sprachen, die Fragmente der in der schwarzen Stadt Persepolis aufgefundenen Skulpturen – riesengrosse, menschliche und tierische Gestalten waren in glänzend schwarzen Stein geschnitten – beschworen die gewaltige Erinnerung an jene fernen Jahrhunderte herauf, in denen das Perserreich sich noch vom Mittelmeer bis an die Ufer des Indus erstreckte.

Die Tage vergingen. Nun war ich schon einige Zeit in Teheran und hatte noch nicht mit den politischen und journalistischen Kreisen von Iran Fühlung genommen. Nur ich allein war schuld daran. Denn ich hatte, als ich New York verliess, etwas in Asien ungeheuer Wichtiges mitzunehmen vergessen, nämlich Visitenkarten. Gleich nach meiner Ankunft waren meine Freunde zum Graveur gestürzt, um diese unverzeihliche Unterlassungssünde wieder gut zu machen. Die Anfertigung der Karten dauerte vierzehn Tage und aus diesem lächerlichen Grunde musste ich zwei Wochen lang gegen die Regeln persischer Höflichkeit verstossen, weil ich nicht in der Lage war, den wichtigsten Persönlichkeiten von Teheran in der vorgeschriebenen Weise anzudeuten, dass ich von ihnen empfangen zu werden wünschte.

Meine neuen Karten wirkten Wunder, so hässlich sie auch waren. Mit zauberhafter Geschwindigkeit veranstalteten die Journalisten von Teheran mir zu Ehren einen ausserordentlich herzlichen Empfangsabend. Er fand in einem von Spiegeln blitzenden Klublokal statt, und ich lernte dort ausser meinen Kollegen den Premierminister von Iran Ali Fourangi kennen, dann die meisten Mitglieder der Regierung, die Gesandten der Sowjets und der Türkei, den englischen, amerikanischen und polnischen Minister und schliesslich die Delegierten des Freien Frankreich. Meinen Visitenkarten hatte ich auch Einladungen in die Häuser mehrerer alliiertenfreundlicher Perser zu verdanken, die mich mit ihren Frauen und Kindern bekannt machten. Meine neuen Freunde schilderten mir lebhaft die Zustände in Teheran vor der anglo-russischen Besetzung; sie sprachen lange von der unglaublich nachhaltigen Rolle, welche in mohammedanischen Kreisen deutsche wirtschaftliche Tüchtigkeit, deutsches Geld und deutsche Radiopropaganda spielten.

In diesem Lande, wo die Etikette kein leerer Begriff war, wagte ich mir die Schwierigkeiten gar nicht vorzustellen, die

ich zu überwinden haben würde, um vom neuen Beherrscher von Iran, Schah Mohammed Pahlevi empfangen zu werden. Wieviele Regeln des Protokolles würde ich diesmal wieder verletzen? Und siehe da, gerade zu dem jungen Herrscher drang ich am leichtesten vor. Der Zufall wollte es, dass der Schah einen Schweizer zum Freunde hatte, einen Herrn Perron, mit dem er beinahe täglich auf die Jagd ging oder Skitouren machte. Seine Fürsprache verschaffte mir die Audienz sofort. Für diesen Anlass wollte ich mich nun doch möglichst elegant zu machen versuchen. Statt eines Hutes wand ich einen Wollschal als Turban um den Kopf; mein einziges Strassenkleid liess ich endlich richtig ausbügeln; und zum Schluss zerrte ich noch so fest ich konnte an meinen Sporthandschuhen herum, damit sie etwas länger erschienen. Es war ein Versuch; Erfolg war es keiner.

Befand ich mich wirklich im Herzen eines Märchenlandes? War es wirklich der Schah von Persien, der mich empfing? Die Audienz fand in einem banalen Büro statt, wie es ihrer in New York Hunderte gibt. Der Palast des jungen Herrschers war eines jener ultramodernen Gebäude, die Pahlevi, der Erste, erbaut hatte, der unbedingt glatte Wände haben wollte und indirekte Beleuchtung. Ein seltsamer Ort, dem nur der junge Monarch einige Poesie verlieh. Ich wurde ihm vom Zeremonienmeister vorgestellt, einem grossen, schlanken jungen Mann in blassgrüner Uniform. Schah Mohammed war zweiundzwanzig Jahre alt, hatte schwarzes, gewelltes Haar und buschige Brauen. Seine sehr dunklen, ausdrucksvollen und stolzen Augen beleuchteten ein schönes Gesicht mit klaren Zügen und einer leicht geschwungenen Nase. In dieser übertrieben modernen Umgebung bewahrte der junge persische Herrscher die Anmut jener Fürsten des Orients, von denen ich als Kind in meinen Märchenbüchern gelesen hatte.

Auch er gehörte zu den Persern, die fliessend Französisch sprachen. Seine leise Stimme klang manchmal ein wenig zögernd. Es kam vor, dass er einen Satz nicht zu Ende sprach, als hielte er es nicht für geraten, sich über etwas, was ihm naheging, ganz auszusprechen. Mohammed Reza hatte Schweres durchlebt. Die Ereignisse, die ihn unerwartet auf den berühmten Pfauenthron erhoben hatten, bedeuteten für den jungen Herrscher eine ernste Prüfung. Vor zwanzig Jahren, im Jahre 1921, hatte sein Vater, Reza Schah Pahlevi, der zu Beginn seiner Karriere nur ein schlichter persischer Kosakenoberst gewesen

war, das Reich durch einen Staatsstreich an sich gerissen und sich den Titel «Seine Kaiserliche Majestät Schah in Schah (König der Könige), Schatten des Allmächtigen, Vizekönig Gottes und Zentrum der Welt» beigelegt. Aber im September 1941 musste Reza Schah das Land in aller Eile verlassen und sich auf eine einsame Reise nach der Insel Mauritius begeben, die man ihm als Zwangsaufenthalt zugewiesen hatte. Am gleichen Tage folgte sein Sohn ihm auf den Thron nach und leistete seinen Schwur, während Teheran von britischen und russischen Truppen besetzt wurde. Für einen jungen Mann, der in Gstaad in der Schweiz ruhig seinen Studien gelebt hatte und dann im Schatten seines herrischen Vaters beinahe unsichtbar gewesen war, konnte diese Art, zur Macht zu gelangen, nicht sehr angenehm sein.

Gleich zu Beginn unserer Unterhaltung stellte er, sichtlich bewegt, eine verblüffende Frage an mich: «Was sagt man in der Welt dazu, dass wir uns nicht gewehrt haben?» Er spielte auf die Truppen von Iran an, die der anglo-russischen Besetzung keinen Widerstand geleistet hatten. Was immer ich darauf antworten mochte: es war gewiss falsch. Darum zog ich es vor, aufrichtig zu sein:

«Ich kann Ihnen nicht ganz unparteiisch sagen, wie andere über die Besetzung Irans denken. Dazu bin ich selbst viel zu sehr voreingenommen. In meinem eigenen Land, in Frankreich, sind augenblicklich die Deutschen. Und ich würde weiss Gott was darum geben, wenn statt des Feindes die Alliierten meine Heimat provisorisch so besetzen würden, wie sie jetzt den Norden und den Süden von Iran besetzt halten.»

Wie befreit von einem geheimen Gefühl der Demütigung, ging der Schah eifrig auf meine Worte ein:

«Das war auch der Grund, warum wir uns mit dem augenblicklichen Abkommen einverstanden erklärt und den Allianzvertrag mit Grossbritannien und Russland geschlossen haben. Wir wollten Iran das Schicksal der von Hitler eroberten Länder ersparen.»

Von jetzt an sprach der Schah sehr klug und viel unbefangener über die Verhältnisse in Iran, Frankreich, England, Russland und den Vereinigten Staaten, und immer wieder kam er auf den Punkt zurück, der ihm besonders nahe ging: die Notwendigkeit eines festen Zusammenstehens der Nationen in Zeiten der Gefahr und intensiver internationaler Zusammenarbeit zu allen Zeiten. Er gab der Hoffnung Ausdruck, dass

die Alliierten auch nach dem Kriege verbunden bleiben und eine vernünftige Weltpolitik machen würden, die kleineren Staaten wie Iran zum Vorbild dienen könne. Mohammed Reza stellte einige Fragen über den Präsidenten Roosevelt an mich, mit dem ich wenige Wochen vor meiner Abreise im Weissen Hause gesprochen hatte und gab dem Wunsche Ausdruck, die Beziehungen zwischen Iran und den Vereinigten Staaten zu vertiefen. Als von Amerika die Rede war, sprach der Schah mit seiner weichen, schüchternen Stimme das Wort «Demokratie» aus – ein Wort, an das er noch nicht so ganz gewöhnt schien. Es lag etwas Erschütterndes in dem Kontrast zwischen den Prinzipien, die von den grossen Demokratien täglich proklamiert werden und der tatsächlichen Situation gewisser Länder, die ihnen lauschen. Der vornehme, junge Mann, der jetzt über Iran herrschte, schien ehrlich von dem Liberalismus angezogen, dessen Symbol Amerika war. Aber seine Klugheit musste ihm sagen, dass sein Land, dessen Bevölkerung zur Hälfte aus Analphabeten bestand und das allzu lange feigen und verbrecherischen Politikern ausgeliefert gewesen war, noch lange nicht reif war, sich im Rahmen einer Demokratie selbst zu regieren. Das dürfte auch der Grund gewesen sein, warum der junge Schah trotz des Lobes, das er der amerikanischen Republik zollte, doch auch sehr anerkennend von der starken Hand sprach, mit der sein Vater die Iranier geführt hatte. Mit seltener Bescheidenheit schien er der Ansicht zu sein, dass in der augenblicklichen gefährlichen Situation Pahlevi, der Erste, weit besser über dieses Volk geherrscht haben würde, das ihn fürchtete wie das Feuer: aber die Alliierten hätten ihn erst dazu bringen müssen, mit seiner nazifreundlichen Clique zu brechen, und sich ihnen anzuschliessen.

Ich gehörte nicht gerade zu den begeisterten Anhängern des entthronten Schahs, der sich radikaler Reform-Methoden bedient und die ärgerliche Angewohnheit gehabt hatte, Leuten, die ihm nicht passten, einen Fusstritt zu geben. Aber die Art, mit der sein Sohn ihn verteidigte, gefiel mir sehr. Er kannte den Charakter und die Vorurteile seines Vorgängers ganz genau und hatte manchen Streit mit seinem Vater auszufechten gehabt. Aber darum liebte er den alten Mann nicht minder und bekam jedesmal einen roten Kopf, wenn von ihm die Rede war.

Als der Schah sich erhob, um die Audienz zu beenden, erschien der Zeremonienmeister und führte mich in einen anderen

Raum des Palastes, in welchem Tee serviert wurde. Eine junge Frau erwartete mich dort. Ihr rundes Kindergesicht war sorgfältig geschminkt und ihr rotbraunes Haar nach der neuesten amerikanischen Mode frisiert. Sie trug ein hellblaues Pariser Jersey-Kleid, und ihre winzigen Füße steckten in komplizierten Sandalen aus der Werkstatt eines Schweizer Schusters.

Die Königin Fahzia von Persien war genau zwanzig Jahre alt. Sie war die Schwester des Königs Faruk von Ägypten und hatte ihren Gatten erst nach der Verlobung kennen gelernt. In Teheran galt die junge Ehe für glücklich. Die Iranier sahen das Königspaar sehr häufig in den Bergen beim Skiläufen lachen und vergnügt im Schnee herumkugeln. Fahzia und Mohammed hatten eine einjährige Tochter, ein pausbakiges schönes Kind, das hereingebracht und mir gezeigt wurde, während ich mit der Königin plauderte.

Es ist arg, so hübsch zu sein, eine Königin und zwanzig Jahre alt und gerade regieren zu müssen, wenn ein schrecklicher Krieg wütet. Die kleine Königin sprach ganz traurig von den beiden Ländern, die sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte: dem ihren und dem meinen. Ägypten, ihre Familie und ihr Palast am Ufer des Nils fehlten ihr sehr. Und Frankreich auch: nicht so sehr wegen «Liberte, Egalitö und Fraternite» als wegen der Kleider und Hüte. Die Königin wusste, was Paris für eine hübsche Frau bedeutet, und sie selbst war eine der hübschesten. Unser in französischer Sprache geführtes Gespräch wurde sofort lebhafter, als wir von den verschiedenen grossen Schneidern und Parfumeuren und von den neuesten Gesichtscremen und Schminktönen zu sprechen begannen.

Ich wartete noch immer auf meine Abreise und erkundigte mich täglich telephonisch bei Herrn Iwanoff in der Sowjetgesandtschaft, ob er etwas von dem Flugzeug gehört habe. Nichts. Schliesslich fragte ich ihn, ob ich Baku nicht auch per Bahn oder Schiff erreichen könnte. Falls ich in Baku keine Transportmöglichkeit weiter gegen Norden finden sollte, so hatte ich doch wenigstens den Kaukasus besucht. Herrn Iwanoffs Antwort war negativ. Mein Visum laute: «ViaBaku», aber nicht»nach» Baku. Ein verlängerter Aufenthalt im Ölzentrum fände bestimmt nicht die Zustimmung der russischen Behörden.

Zwei englische Freunde, Christopher Sykes von der britischen Legation und der Hauptmann Fitzroy Maclean, welche merk-

ten, wie nervös mich die russische Sache machte, waren der Ansicht, dass ich unbedingt die Regimenter der Roten Armee besuchen müsse, welche den Norden von Iran besetzt hielten. Wir fuhren also in einem Gesandtschaftswagen nach Kasvin. Während der ersten Stunde befanden wir uns noch in einer ganz modernen Welt. Zu beiden Seiten der ausgezeichneten Strasse, auch ein Werk des alten Schahs, erhoben sich Warenhäuser, Spitäler, Schulen, alle erst kürzlich im gleichen unpersönlichen Stil erbaut. Aber einige Kilometer weiter verwandelte sich die Strasse in einen staubigen Weg. Ich merkte langsam, dass die Umgestaltung des Landes noch nicht sehr weit vorgeschritten war. Wir liessen das Iran der Konfektionskleider hinter uns und fanden das alte Persien wieder, das sich seit den bewegten Tagen der arabischen, mongolischen, türkischen, russischen und afghanischen Einfälle nur sehr wenig verändert hatte. Die neuen Häuser verschwanden von der braunen Ebene zu Füßen der schneebedeckten Berge, die sich rechts von uns türmten. Da und dort leuchteten Kuppeln von wundervollem Pfauenblau auf und die meist ebenfalls blauen und gelben spitzen Dächer der alten Grabdenkmäler und Moscheen. Persien trug seine lebhaft blauen Dome etwa so wie eine elegante, stets schwarz gekleidete Pariserin ein lustiges Hütchen von Reboux.

Unser amerikanischer Wagen überholte Kamelkarawanen, Schaf- und Ziegenherden und schwere Lastautos der «United Kingdom Commercial Corporation», von denen neben der englischen Flagge die scharlachrote Fahne der Sowjetunion wehte. Wir erreichten die alte Stadt Kasvin, einst die Hauptstadt von Persien, ohne Zwischenfall, bis auf eine Auseinandersetzung mit einem Garagisten, der uns das Benzin zu teuer zu berechnen versuchte. In den Strassen, zwischen niedrigen Häusern mit flachen Dächern, wimmelte es von Menschen. Männer, Frauen und Kinder waren auf jede erdenkliche Art gekleidet, östlich und westlich, aber fast alle in Lumpen. Viele der Frauen trugen noch den traditionellen Schleier, der einen Teil des Gesichts verdeckte; unter dem alten Schah war das Schleiertragen verboten gewesen, aber langsam und geheimnisvoll tauchte er wieder in einzelnen Gegenden auf. Turbane trugen nur die Priester, die «Mullahs»: sie waren schwarz, wunderbar gewunden und umschlossen ganz eng den Kopf. Die Bazare waren wie überall furchtbar dreckig und anziehend zugleich. Ich sah unter anderem auch «Pustins» aus Schaffell, jene wärmsten Mäntel der Welt, mit dem Leder nach aussen und

dem schwarzen oder weissen Fell nach innen. Ich war sehr stolz auf die Pustine, die ich mir in Teheran gekauft hatte, um mich gegen den russischen Winter zu schützen. Ich konnte es gar nicht erwarten, sie zu tragen . . . nur musste erst einmal das Flugzeug aus Baku kommen!

Wir hielten gegenüber dem «Grand Hotel» – das nichts Imponierendes hatte. Die Bettler stürzten sofort über uns her, und die iranischen Soldaten salutierten dem Hauptmann Maclean so überaus höflich, dass er sagte: «Sie halten mich wahrscheinlich für einen Russen.»

Ein seltsames Männchen, namens Hannibal, das sechs Sprachen sprach, erwartete uns, um uns zum Gouverneur der Stadt, Nasratulli Mustashari, zu begleiten. Hannibal war der Sekretär des Gouverneurs und behauptete, ein entfernter Verwandter Puschkins zu sein. Er liebte gutes Essen, persische Gedichte und fremde Gäste und trug an diesem Tage gerade einen Frauenschal um den Hals, weil er, wie er sagte, Fieber habe und einen argen Schnupfen. Er legte diesen Schal bis abends nicht ab und hüllte sich fröstelnd nur immer fester in ihn ein.

Der Gouverneur Mustashari wohnte in einem winzigen Palast. Vierzig schlanke Säulen stützten das reich verzierte Dach. Er war ein kleiner, kahlköpfiger, braungebrannter Mann, der nur wenige Worte Französisch sprach, mit denen er mich äusserst hebenswürdig begrüsstete. Während Tee gereicht wurde, entwickelte sich unser Gespräch zu einem merkwürdigen Gemisch von Persisch, Englisch und Französisch, ständig von vielsagendem Lächeln unterstrichen. Wir nahmen schliesslich Abschied, eine Zeremonie, die in Persien ziemlich lange dauert und setzten unseren Weg über eine breite Strasse fort, die zu einem modernen Bahnhof führte. Eine Schildwache der Roten Armee in Khakiuniform und Stahlhelm hielt uns am Eingang eines Militärcamps auf. Junge russische Soldaten arbeiteten in ihren Baracken und um ein Dutzend von Lastautos herum, die nebeneinander im Hofe standen. Wir gingen in ein kleines Haus, wo der Kommandant Kanaploff uns empfing, ein Mann in mittleren Jahren, der ausschliesslich russisch sprach. Und in dieser Sprache stellte er uns auch dem Kommissar seiner Truppeneinheit vor, Herrn Krawitschenko. An der weissgetünchten Wand hing eingerahmt eine grosse Photographie Stalins.

Da wir nicht die gleiche Sprache sprachen, bekam unsere Konversation etwas merkwürdig Feierliches, schon dadurch,

dass jeder Satz, der gesprochen wurde, von einem Dolmetsch übersetzt werden musste. Wir waren plötzlich keine schlichten Privatpersonen mehr: Ob wir wollten, oder nicht, klang alles, was wir sagten, als sprächen wir im Namen unserer Heimatländer. Die Höflichkeiten, die wir an den Kommandanten Kanaploff und an den Kommissar Krawitschenko richteten, waren so abgefasst, als wären meine englischen Freunde Vertreter ganz Grossbritanniens und als verkörperte ich alle Franzosen, die gegen die Achse kämpften. Andererseits galten unsere Antworten weniger den beiden Männern, mit denen wir sprachen, als der Roten Armee und dem russischen Volk. Unser Dolmetsch Hannibal unterstrich jedes unserer Worte. In seiner Übersetzung wurden unsere Sätze dreimal so lang.

Die Sowjetoffiziere, die uns gestanden, dass wir sie gerade bei ihren Vorbereitungen fürs Neujahrsfest überrascht hätten, schienen keinen sonderlichen Wert darauf zu legen, uns im Camp herumzuführen. Der Kommandant Kanaploff bemerkte, er befinde sich in der Situation einer Hausfrau, die ein unerwarteter Gast in der Küche antrifft. Unser Besuch eines russischen Camps beschränkte sich daher ausschliesslich auf ein Gespräch mit russischen Offizieren. Der charakteristischste Augenblick unserer Reise sollte das «interalliierte» Dejeuner sein, welches der Gouverneur Mustashari uns zu Ehren in einem Zimmer des «Grand Hotels» gab. Es wurde persischer Curry serviert und dazu die berühmten Weine der Kasvin-Ebene. Es dauerte gar nicht lange, und Herr Hannibal deklamierte Verse Omar Kheyyams, die er für uns jedesmal aus dem Persischen ins Russische, Englische und Französische übersetzte.

Inzwischen versuchte ich, mit dem Kommissar Krawitschenko ins Gespräch zu kommen. Er war ein junger Ukrainer, der als Kosak den finnischen Feldzug mitgemacht hatte. Aus seinem hübschen Gesicht sprachen Begeisterung und Heiterkeit... aber auch Härte. Mir fiel seine Zigarettendose auf, die mit Anti-Hitler-Slogans geschmückt war und mit einem brennenden deutschen Flugzeug, das von den Russen abgeschossen worden war.

Wir tranken auf das Wohl aller, die im Kampfe gegen Deutschland standen. Niemand wurde vergessen: weder Churchill, noch die Rote Armee, noch das englische Heer, noch die Freien Franzosen, ja nicht einmal der Schah von Persien. Plötzlich erhob sich der junge Kommissar und sagte laut und feierlich in russischer Sprache:

«Unseren neuen Verbündeten, die heute hier nicht vertreten sind: Es leben die Amerikaner! Es lebe Roosevelt!»

Die Russen tranken auch auf die Gesundheit König George VI., worauf die beiden Engländer, so konservativ sie beide auch sein mochten, ein Hoch auf den Genossen Stalin ausbrachten.

Abends kehrten wir nach Teheran zurück. Die Sonne ging unter, und das Licht war von unbeschreiblicher Schönheit. Die schneebedeckten Berge schimmerten grünlich, die pfau-blauen Dächer und Kuppeln, die sich über die Ebene erhoben, trotzten den sinkenden Schatten. Wir fuhren durch ein persisches Märchen.

Auf der englischen Gesandtschaft erfuhren wir die grosse Neuigkeit: das Flugzeug aus Baku war angekommen!

DRITTER TEIL

RUSSLAND

VII. Kapitel

DEM RUSSISCHEN WINTER ENTGEGEN

Wir fuhren zu dritt in dem blauen Sedan-Wagen des polnischen Hauptmanns vom Hotel «Darband» die Berge entlang zum Flugplatz hinunter. Es war höchste Zeit – beinahe acht Uhr morgens; am 6. Januar 1942. Drei lange Wochen hatte ich auf das Sowjetflugzeug gewartet. Sollte ich wegen dieser Verspätung von fünf Minuten den Abflug versäumen? Es war nicht auszudenken. Ich sagte kein Wort, trotz meiner panischen Angst . . . Mein Nachbar, ein englischer Oberst, ein Schotte, schaute jeden Augenblick nervös auf die Uhr. Er wollte ebenfalls nach Russland und trieb unseren Polen zu immer grösserer Eile an. Der Pole war in Teheran stationiert und führte häufig abreisende Freunde auf den Flugplatz. Lächelnd beruhigte er uns: wir hätten reichlich Zeit, sagte er. Auf der Sowjetgesandtschaft hatte man uns eingeschärft: «Punkt acht Uhr!» Aber unser Pole wusste Bescheid: «Seien Sie unbesorgt, Sie fliegen . . . entweder gegen acht oder gegen zehn oder an irgend einem andern Tag oder vielleicht auch gar nicht.»

Weder der elsässische Direktor des Hotels «Darband» noch seine gelang weilten englischen, amerikanischen oder polnischen Gäste hatten sich von uns verabschieden wollen. Sie waren bereits abgestumpft. Während sie ruhig frühstückten, warfen sie ironische Seitenblicke auf unsere Reisegesellschaft, die wie für eine Nordpolexpedition ausgerüstet dastand: mit Lammfell gefütterte Schuhe, Pelzmäntel und Kappen, dicke Handschuhe und Decken: nichts fehlte. Mein persischer Schafpelz, meine Pustine, die so dick machte und so schlecht roch und meine Schreibmaschine und meine übervollen Taschen hatten die allgemeine Heiterkeit erregt:

«Wie viele solcher Abreisen nach Russland haben wir schon mit angesehen! Oft waren es die gleichen Leute mit dem gleichen Gepäck mehrere Tage hintereinander. Vergessen Sie nicht, dass das Flugzeug nur abgeht, wenn die atmosphäri-

schen Verhältnisse günstig sind. Und das ist nur selten der Fall. In einer Stunde sind Sie wieder hier. Auf Wiedersehen beim Lunch!»

Aber wir sollten das Flugzeug nicht versäumen und nicht ins Hotel «Darband» zurückkommen. Der Himmel war wolkenlos, und die Sonne schien. Der Flugplatz war vom Wind reingefegt. Da stand auch schon das Flugzeug: ein Douglas russischer Konstruktion. Auf den getarnten Flügeln leuchteten die roten Sterne. Die beiden blonden, untersetzten Piloten trugen alte Ledermäntel, Pelzkappen und hohe Filzstiefel. Sie machten sich an dem Apparat zu schaffen, während die Motoren angewärmt wurden. Der Wind verfieng sich in den langen gelben Mänteln der mürrischen iranischen Offiziere und Soldaten, die in Gruppen herumstanden, um uns abfliegen zu sehen. Sie hatten nichts Besseres zu tun, seit der anglo-russisch-iranische Allianzvertrag ihnen als einzige Aufgabe die «Bewachung der iranischen Verkehrslinien» zu wies . . .

Ein Gesandtschaftswagen nach dem andern erschien auf dem Flugplatz und brachte wichtige Poststücke und Passagiere von Rang. Dem britischen Auto entstieg der grösste Ölfachmann Englands. Von einem englischen Lastauto wurden siebzehn Säcke mit diplomatischer Post abgeladen und eine schwere Kiste. Der Wagen der amerikanischen Gesandtschaft führte einen Militärarzt und zwei Lend-Lease-Funktionäre, die wie junge Studenten aussahen; der Arzt, ein liebenswürdiger, kleiner Herr schien sehr stolz auf seinen wasserdichten, pelzgefütterten Mantel, der in Amerika für Alaska fabriziert worden war.

Wir warteten noch eine halbe Stunde. Endlich fuhr lautlos das rotbeflaggte Auto der Sowjetgesandtschaft vor.

Kein anderer Wagen war so lang und schlank und blitzte so in der Sonne. Ein russischer Offizier in Uniform stieg aus und hinter ihm einige Sowjet-Ingenieure. Sie hielten sich abseits und sprachen leise miteinander. Ein Mitglied der Gesandtschaft begrüßte die fremden Passagiere: wir erfuhren, dass wir gleich abfliegen würden.

Eilig wurde unser Gepäck gewogen und im Flugzeug verstaut. Die Offiziere verabschiedeten sich, die Experten ebenfalls, und ich bedankte mich bei dem polnischen Hauptmann. Er lüftete galant seine Zobelmütze und schwang sie zum Abschied. Unsere Papiere und Pässe wurden nur ganz flüchtig geprüft. Seit wir von unseren verschiedenen Hauptstädten hierher unterwegs waren, hatten die Beamten von Kuiby-

schew und Moskau reichlich Zeit gehabt, jeden einzelnen Fall gründlich zu untersuchen. Niemand wünschte Einblick in unsere Visa, ja man nahm sich nicht einmal die Mühe, uns Fahrkarten einzuhändigen. Die Russen wussten, dass wir in Russland erwartet wurden. Ich erlegte meine achtzig Dollar, den Flugpreis für die Strecke Teheran-Kuibyschew und weitere zwanzig Dollar für das Mehrgewicht meines Gepäcks. Das war alles. Dann stieg ich ein und setzte mich auf einen Vordersitz. Die Motoren knatterten, die Tür schlug zu, die Piloten nahmen ihre Plätze ein. Und . . . weg waren wir . . .

Ich hatte so lange auf diesen Abflug gewartet, dass ich schon nicht mehr an ihn glaubte. Aber schliesslich war das Flugzeug ja doch gekommen, und ich war wirklich auf dem Weg nach Baku und Kuibyschew. Ich fühlte mich glücklich und merkwürdig ergriffen zugleich. Ich flog einem Klima, einem Land, einem Volk und Verhältnissen entgegen, die mir vollkommen neu waren: gespannt sah ich dieser «terra incognita» entgegen, für die mir leider nur wenige kurze Wochen zur Verfügung standen. Was konnte ich in dieser knappen Zeitspanne von Russland sehen und erfassen? Die Sowjetunion war die Verbündete Englands und der Vereinigten Staaten. Sie war die Verbündete der Polen und der Freien Franzosen. Sie gehörte zu den Alliierten. Und doch hatte sich bisher kein einziges Land vom Lager der Verbündeten so quälend abseits gehalten. Ich erinnerte mich an eine Feststellung Anthony Edens. Er hatte von den sich ständig bessernden anglo-russischen Beziehungen gesprochen und offen hinzugefügt: «Wir dürfen die Schwierigkeiten nicht unterschätzen. Erst muss von beiden Seiten ein Berg überlieferten Misstrauens überwunden werden.» (Rundfunkrede am 4. Januar 1942.)

Und auch eine persönliche Erfahrung fiel mir ein, zwei Sätze aus der diplomatischen Depesche einer der wichtigsten Gesandtschaften von Kuibyschew, meine Reise nach Russland betreffend. Der Gesandte einer alliierten Regierung antwortete auf ein offizielles Telegramm aus Kairo, in dem man sich nach meinen Chancen, russisches Kampfgebiet besuchen zu dürfen, erkundigte. Die Depesche lautete:

«Hervorragende Kriegskorrespondenten, seit fünf Monaten in Russland, konnten nur ein einzigesmal die Front oder der Front benachbarte Gebiete besuchen. (Dasselbe gilt übrigens für den Leiter unserer Militärmission.) Diese Journalisten haben tatsächlich von den Kampfhandlungen nichts gesehen.

Was den Besuch Mlle Curies betrifft, zweifle ich sehr daran, dass die vagen Versprechungen welcher Art immer, die ich von den Sowjetbehörden erhalten sollte oder die sie meinem Kollegen von . . . (einem zweiten verbündeten Lande) machen könnten . . . gehalten werden würden. Ich bin daher der Ansicht, dass Mlle Curie, falls sie wirklich nach Russland zu kommen beabsichtigt, sich darüber klar sein muss, dass ihre Aussichten, die Front besuchen zu dürfen, äusserst gering sind ...»

Das Flugzeug stieg immer höher. Ich entnahm meiner Tasche ein Büchlein, das ich in New York gekauft hatte: «Lernt Russisch!» Ich hatte bereits wiederholt versucht, mich mit dem russischen Alphabet vertraut zu machen und gewissenhaft einzelne Phrasen gelernt: «Wo ist die Post?» und «Wann geht der Zug?» Ansonsten verliess ich mich ein wenig auf meine Kenntnisse des Polnischen und die Verwandtschaft vieler russischer und polnischer Worte, die mir vielleicht das Verstehen erleichtern würde.

Während der Douglas von einem Luftloch ins andere stürzte, gelang es mir, einige Sätze des Büchleins zu übersetzen. Es war eine kleine Propagandaschrift, die in den ruhigen Tagen der Intourist-Reisen gewiss ganz gute Dienste geleistet hatte. Ich lernte, dass man, «wenn man auf der Strasse jemanden ansprach», «graschdanin» oder «graschdanka» zu sagen habe: «Bürger» und «Bürgerin». Man sagte nicht mehr «gospodin» und «gospoda», was etwa dem französischen «Monsieur» und «Madame» entspricht. Für längere Gespräche empfahl sich «Genosse», zum Beispiel «towarischtsch kassier», d.h. Genosse Kassierer . . .

Aber ich gab es bald auf. Warum sollte ich Russland in einem Buch suchen? Ganz Russland kam mir weit schneller entgegen, als ich mich ihm nähern konnte, indem ich seine Sprache lernte. Wir flogen schnurstracks gegen Norden. Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Wir überflogen die Gebirgskette, die bis dahin zu unserer Rechten gelegen hatte. Wir flogen durch eine Welt heller Farben. Der Himmel war blau und weiss, der Nebel blau, die Gipfel weiss. Die Berge wurden immer niedriger. Ich sah die Silhouetten der Bäume auf dem leuchtenden Schnee. Unten im Tal konnten wir bereits die braune, nackte Erde sehen. Plötzlich lag das Kaspische Meer vor uns: blau und ruhig wie im Sommer. Auf den weich ge-

rundeten Buchten des flachen Südufers war von Frost nichts zu merken. Der Schnee hatte sich nach einer neuen Bergkette zurückgezogen, die links von uns aufzutauchen begann: dem Kaukasus.

Wir flogen lange diese schützende Mauer entlang, teils über Wasser, teils über Land. Langsam verschwand die Erde unter Eis und Schnee. Strassen zeichneten dunklere Spuren auf die weisse Fläche. Wir flogen über Seen, dann über Land, dann über das Meer und wieder über Festland. Einzelne Bohrtürme ragten neben einem verschlafenen, bereits russischen Dorf über den Schnee. Wieder eine Bucht. Dann eine Ebene und einige Hügel. Noch einige Dörfer im Schnee. Und wieder Bohrtürme, diesmal zu Hunderten. Unser Flugzeug sank tiefer. Der russische Offizier, der neben mir sass, hörte auf zu lesen und schloss seine Aktentasche. Wir landeten langsam auf halb geschmolzenem Schnee. Vor uns, zwischen der weissen Erde und dem blauen Himmel erhob sich ein Wald von Bohrtürmen, die sich schlank vom Horizont abhoben. Das war die Stadt, die Hitler sich so brennend wünschte: Baku.

Ich sprang aus dem Flugzeug, ganz in Sweater und Fell gehüllt und konnte die Milde der Luft und die Wärme der südrossischen Sonne kaum fassen. Ein alter Autobus brachte uns zur nahen Flugstation. Der erste Russe, dem ich begegnete, als ich ausstieg, war ein Mechaniker; der zweite war der junge Autobuslenker. Und da war auch schon die erste russische Frau, eine Beamtin, die auf dem Flugplatz arbeitete. Sie hatte dunkle Augen, ihr Gesicht war blass; sie war sichtlich ermüdet. Sie hatte einen dicken Rock an, eine Wolljacke und eine alte Kappe, die ihr kurz geschnittenes schwarzes Haar völlig verdeckte. Ihr Mund zeigte Spuren von Lippenstift, aber Puder hatte sie nicht aufgelegt. Sie führte uns in den Warteraum, wo man Tee bekommen konnte, Brot und grosse Scheiben Dauerwurst. Während unsere Papiere geprüft wurden, sprach ich mit einem polnischen Offizier, der aus der entgegengesetzten Richtung eben aus Astrachan kam. Das Wetter hatte sich plötzlich so sehr gebessert, dass die seit Wochen festgefrorenen Flugzeuge nun nach allen Richtungen unterwegs waren. Der Pole hoffte, am nächsten Tag bereits in Teheran sein zu können.

Mein schottischer Oberst – er hiess Hulls – sprach gut russisch, war hilfsbereit und kommandierte gern. Diese drei Eigenschaften machten ihn automatisch zum Führer und Beschützer der englischsprechenden Passagiere unseres Flug-

Zeuges. Eric Berthoud (der Ölfachmann), der amerikanische Arzt Dr. Waldron, die beiden Lend-Lease-Jungen und schliesslich ich selbst hörten dankbar zu, wenn Oberst Hulls die Zollbeamten von unserer Bedeutung und Vertrauenswürdigkeit zu überzeugen bemüht war. Als er alles erledigt hatte, eilte er die Stufen hinunter zu einem alten Autobus und wir hintendrein.

Die Strasse war holprig und dick mit Schnee bedeckt. Der Autobus, der mit Schneeketten fuhr, brauchte eineinhalb Stunden bis zur Stadt. Wir fuhren mitten durch die Ölfelder und begegneten unterwegs mehreren Lastautos und Wagen, meist kleinen, in Russland erzeugten Fords. Obzwar ich neben Eric Berthoud sass, wagte ich es nicht, Fragen über Baku an ihn zu stellen. Er war viel zu fasziniert von dem Schauspiel, das vor unseren Augen vorbeizog. Als echter Techniker zählte er die in Betrieb befindlichen Bohrtürme und die stillgelegten ebenfalls. Auch die grossen, kreisrunden Reservoirs betrachtete er prüfend und weiter drüben die Raffinerien, deren hohe Kamine schwarze Rauchwolken spien. Berthoud versuchte uninteressiert zu scheinen, aber wäre er seinem Instinkt gefolgt, ich glaube, er hätte die Nase an die Scheibe gepresst wie ein Kind, nur um noch mehr von der Ölstadt sehen zu können.

Ich erinnerte mich an die Ausführungen eines anderen Ölfachmannes in Teheran, als ich ihn bat, mir einiges über Öl zu erzählen: In Baku ist auf kleinstem Raum die stärkste Ölproduktion der Welt konzentriert. Wenn es Hitler gelänge, sich ihrer zu bemächtigen, dann würde sein augenblicklicher Öl-Standard um 25 Millionen Tonnen jährlich steigen, ein Standard, der sich in Deutschland und den von Deutschland kontrollierten Gebieten schätzungsweise auf 15 Millionen Tonnen belief, die «Ersatz»-öle inbegriffen. Die Einnahme von Baku würde ihm 40 Millionen Tonnen jährlich sichern und die Lösung der schwersten Probleme Deutschlands bedeuten. Dann wäre Hitler in der Lage, in grösstem Ausmasse an mehreren Fronten zugleich anzugreifen, ohne seine Reserven anzutasten und ohne Benzinknappheit befürchten zu müssen. Und er wäre auch imstande, die Wirtschaftsorganisation der von Deutschland versklavten Länder in die Wege zu leiten. Augenblicklich hatten die Deutschen den Benzinverbrauch für Zivilzwecke in den besetzten Gebieten auf etwa 15 Prozent des durchschnittlichen Friedenskonsums herabgedrückt. Von den

unmittelbar mit dem Krieg zusammenhängenden Betrieben abgesehen, war das Wirtschaftsleben im besetzten Europa so gut wie gelähmt.

Der gleiche Fachmann erklärt»mir auch, dass die «Neue Ordnung» in Europa nur dann verwirklicht werden konnte – von allen übrigen Schwierigkeiten abgesehen – wenn Hitler über genügend Öl verfüge, um das wirtschaftliche Räderwerk des Kontinents in Betrieb zu erhalten. Und dieses Öl war hier in Baku, unter unseren Füßen, unter der Strasse, über die wir fuhren, unter jedem dieser Hunderte von Gerüsten aus Eisen und Holz. Hier vor unseren Augen wurde dieses Öl, das Hitler so unsagbar ersehnte, aus unzähligen Schächten gepumpt. Die Russen beschützten nicht nur eine reiche Provinz, wenn sie den Kaukasus verteidigten, sie schoben damit vor allem einen Riegel vor Hitlers Pläne.

Der alte Autobus näherte sich der Stadt. Langsam wurde die Landstrasse zu einer städtischen, zwischen niedrigen Werkstätten mit verglasten Wänden. Gegen das Zentrum der Stadt zu verwandelten sich die Werkstätten in grosse Fabriken. Über dem Eingangstor einzelner Gebäude prangte in grellen Farben das riesige Bild Stalins und seiner Generale. Der Gehsteig wurde immer belebter: Offiziere in wunderschönen Uniformen, gut gekleidete Soldaten, ärmlich gekleidete Zivilisten. Alle die wir begegneten, Männer, Frauen und pausbackige, gesund aussehende Kinder trugen entweder Stiefel oder leichte Überschuhe. Wir befanden uns in Südrussland, wo es nur selten sehr kalt wurde.

Wir waren wie zerschlagen von der holprigen Strasse und den zerbrochenen Federn des alten Vehikels; als wir endlich im modern anmutenden Hotel«Intourist» ankamen, hatten wir grossen Hunger. In der Halle mit den viereckigen Säulen, in der es von Offizieren wimmelte, hielten wir uns so kurz wie möglich auf. Nachdem wir unser Gepäck in unseren Kammern untergebracht hatten, gingen wir in den dichtbesetzten Speisesaal. Oberst Hulls machte uns aufmerksam, dass dieses Mittagessen unsere letzte gute Mahlzeit in Russland sein würde. Das Essen war wirklich fabelhaft: allzuviel Borscht, allzuviel Koteletten Pojarsky, unzählige Mandarinen und Kaviar in solchen Mengen als wäre es Kartoffelpüree. So sehr wir uns auch bemühten, wir konnten ihn nicht aufessen.

Es war erst vier Uhr nachmittags, und ich beschloss spazieren zu gehen. Die drei Amerikaner begleiteten mich, während der

Schotte und Berthoud in dem Zimmer blieben, das sie teilten und wo sie persönlich die siebzehn diplomatischen Postsäcke bewachten. Wir versprachen, sie nach unserer Rückkehr abzulösen. Es tat wohl, das etwas stickige Hotel zu verlassen und frische Luft zu atmen. Wir waren nicht weit vom Hafen. Die Nähe des Meeres, der frische Wind, der kleine Park, dessen Sträucher nur halb von Schnee bedeckt waren, gaben der grossen Industriestadt etwas Ländliches, Sommerfrischeartiges.

Wir gingen aufs geratewohl rechts die breite Strasse entlang. Die Trottoirs waren schwarz von Menschen. Die Strassenbahnen, die zwar viel Lärm machten, aber weit besser waren als die in Kairo, waren alle voll; die Läden übrigens auch. An den Türen der Lebensmittelgeschäfte standen die Leute Schlange. Warten schien nun einmal mit dazu zu gehören und beim Schlangestehen liess es sich ruhig plaudern. Als wir an einer Schule vorbeikamen, stürzten etwa fünfzehn halbwüchsige Mädchen heraus und rannten uns beinahe um. Sie trugen eine marineblaue Uniform und rissen beim Anblick der so merkwürdig kostümierten Fremden Mund und Augen weit auf. Sie kicherten und tuschelten eine Weile, dann marschierten sie singend ab.

Wir kehrten ins Hotel zurück, wo bereits für uns ein Programm gemacht worden war. In der Oper wurde an diesem Abend «Pique-Dame» von Tschaikowsky gegeben. Wir alle gingen hin, bis auf einen Amerikaner, der zu müde war und bis auf Oberst Hulls, der «Pique-Dame» schon wiederholt gehört hatte und seine siebzehn Säcke nicht verlassen wollte.

Die Lichter von Teheran hatten mich völlig verdorben. Ich war die Verdunkelung nicht mehr gewöhnt und überquerte nur sehr unsicher den Gehsteig bis zum Wagen, der uns an der Oper absetzte. Aus der Dunkelheit tauchte eine geheimnisvolle Menge auf, die im Hause verschwand. Nun standen auch wir in dem gut geheizten und gut beleuchteten Foyer. Wir bahnten uns den Weg durch die Menge zur Garderobe, wo wir unsere Pelze und Überschuhe abgaben. Im Publikum überwogen die Jungen. Der Ton war halb studentisch, halb militärisch. Viele Soldaten waren da, viele Matrosen, einige Offiziere, eine Menge junger Leute und junger Mädchen und viele Kinder. Ältere Leute sah man nur wenig.

Die Gespräche überschäumten von der angeregten Lebhaftigkeit des Südens, die überall die gleiche zu sein scheint: in

Baku, in New Orleans oder in Marseille. Dieses heitere, in dem alten Opernhaus versammelte Publikum, schien den Vorgängen auf der Bühne entzückt zu folgen, obzwar die Vorstellung sehr mittelmässig und provinziell war. Der Kontrast zwischen Bühne und Zuschauerraum war ungeheuer. Auf der Bühne strichen die Scheinwerfer über Bäume, von denen Herbstlaub fiel, über weisse dreispitzbekrönte Perücken, über Kerzen und Rosensträusse. Die Darsteller sangen, weinten und brachten ihre romantische Verzweiflung zum Ausdruck . . . Und im Zuschauerraum sassen die jungen Russen von heute . . . die genau so romantisch waren wie ihre Vorfahren und interessierten sich leidenschaftlich für die Vorgänge auf der Bühne und lachten und weinten mit den Helden.

Vor mir sassen fünf junge Soldaten, die zusammen in die Oper gekommen waren. Vorgebeugt stützten sie sich auf die Rücklehnen der Fauteuilreihe vor ihnen. Ihre Bauerngesichter hatten etwas Primitives, Unbesiegbares. Jeder einzelne hätte als Modell für eines jener Kriegsplakate dienen können, welche die handfesten Tugenden ihres Volkes zu versinnbildlichen bestimmt waren. Neben uns sassen junge Mädchen, die ihr Arbeitsgewand gegen ihr «gutes Kleid» vertauscht hatten. Wenige Frauen in Amerika oder wo immer, hätten diese Kleider hübsch gefunden: kein neues war darunter: meist Sommerfähnchen aus bedrucktem, verwaschenem Kattun. Aber ich fühlte, dass die jungen Russinnen diese Kleider sehr gerne trugen und auch sehr schonten und pflegten. Sie hatten auch ihre Nägel poliert und einen Lippenstift benützt. Man sah viele Pärchen, Soldaten und Matrosen, die ihre Mädchen zärtlich bei der Hand hielten. Auch einige Frauen in Uniform waren im Saal; sie sahen energisch aber ermattet aus.

Während der Pause verliessen alle den Zuschauerraum. Die Wände des geräumigen Foyers waren mit leuchtenden Plakaten bedeckt: meist ungeheure Portraits Stalins und seiner Marschälle: Woroschilow, Timoschenko, Budjonny. Auf anderen Plakaten konnte man Worte Stalins lesen, die jeden Russen zum Kriegsdienst riefen: zur Verteidigung des Vaterlandes. Ganz von selbst bewegten sich alle diese jungen Menschen in einer Richtung: und wir andern marschierten schön ordentlich mit, von links nach rechts, rund herum . . . Ich gewöhnte mich daran, überall den roten Stern wiederzufinden: auf den Uniformen und Uniformknöpfen, auf den pelzgefütterten Mützen der Soldaten (den Ushanki), auf den Flü-

geln der Flugzeuge, auf den Plakaten. Neben den Sternen sah man auch oft Hammer und Sichel.

Unter den Kriegsplakaten hingen Karikaturen der «faschistischen» Führer mit Texten voll beissendem Sarkasmus. Hitler in einem schlotternden Napoleonkostüm zum Beispiel, das sichtlich nicht für ihn gemacht war, sah ganz und gar nicht wie ein Gentleman aus. Goebbels, Göring, Mussolini, Franco und Mannerheim ebensowenig. In der gleichen Serie zeigte ein Plakat den uralten Petain, hinter dem eine junge, sehr abgemagerte Marianne stand, die Hände in schweren Ketten.

Auf der Bühne hielt der Held in seidnem Kostüm und weisser Perücke vor dem Selbstmord des letzten Aktes. Er starb in Schönheit, bejubelt von der Menge. Wir eilten in die Garderobe, wo wir wieder unsere Überkleider anzogen. Draussen beleuchtete der Mond einen wolkenlosen Himmel. Das bedeutete gutes Flugwetter und dass wir um fünf Uhr früh aufstehen mussten. Im Hotel machte ich mich mit meinem spärlichen Russisch so weit verständlich, dass das Zimmermädchen mir ein Bad bereitete und sogar ein Stückchen Seife gab.

Gegen sechs Uhr früh bekam ich Tee, eine grosse Schnitte herrliches schwarzes Brot und ein Stück Butter. Es war noch Nacht. Beim Licht einer elektrischen Taschenlampe wurden die siebzehn diplomatischen Postsäcke in unserem Autobus verstaut. Los! Wir schliefen noch halb, aber der holprige Weg weckte uns bald auf. Längs der Strasse konnten wir die Raffinerien sehen und ihre schwarzen Rauchwolken. Baku war an der Arbeit. Hinter den Fabriken ging über dem ständig wechselnden Hintergrund des Himmels die Sonne auf: erst schimmerte er rot, dann hellgrün, dann blau. Und plötzlich war es heller Tag.

Das Wetter hatte sich geändert: es fror. Auf dem Flugplatz wurde wieder Tee gereicht. Aber ich zog es vor, nach unserem Flugzeug zu sehen. Der Schnee, der gestern noch weich gewesen war und halb geschmolzen, war heute gefroren. Die Motoren des Douglas mussten schnell angewärmt werden und wir mussten abfliegen, bevor der Schnee wieder in der Sonne zu schmelzen begann. Unter jedem Motor des Flugzeuges brannte ein Holzkohlenofen. Auf beiden Flügeln sassen Mechaniker und tropften Öl in den Motor, das ihnen von unten gereicht wurde. Ein Lastauto, das von einer dicken Frau mit roter Nase und rotem Gesicht gelenkt wurde, näherte sich dem

Flugzeug. Dank einer genialen Vorrichtung, welche den Motor des Lastwagens mit dem des Flugzeuges verband, gelang es, einen Motor des Douglas nach dem andern in Gang zu bringen. Zu diesem Behufe musste die dicke, rotwangige Frau mit ihrem Wagen auf dem glitschigen Schnee die kompliziertesten Manöver ausführen: Eric Berthoud, Oberst Hulls in einer schicken schottischen Mütze und zwei prachtvoll gekleidete russische Offiziere – einer in Grau, der andere in Olivgrün – sahen mit mir dem Schauspiel zu.

Die Piloten und die Landungsmannschaft begannen sich erregt zu unterhalten. Ein Flugplatzbeamter teilte Oberst Hulls mit, dass das Flugzeug überlastet sei und wohl die siebzehn Postsäcke mitnehmen könne, nicht aber die Kiste. Der Schotte machte gute Miene zum bösen Spiel und warf einen melancholischen Blick auf den viereckigen Kasten, der so mutterseelenallein im Schnee Zurückbleiben musste. Er enthielt hundert Kilo Kaffee für die britische Gesandtschaft in Kuibyschew.

Wir waren abfahrtsbereit. Der Pilot versuchte den Lärm der Motoren zu überschreien. Erst rief er der Frau mit den roten Wangen etwas Unverständliches zu, dann einem über einen Flügel gebeugten Mechaniker. Der Mechaniker, der einen dicken Overall trug und Filzstiefel und ausserdem noch in alte Wollfetzen gewickelt war, sprang hinunter. Er musste halb erfroren sein. Und da plötzlich sah ich, dass auch «er» eine Frau war.

Wir stiegen hoch in den sonnigen Himmel. Die Bohrtürme hinter uns wurden zusehends kleiner. Langsam verschwanden zu unserer Linken die Berge des Kaukasus. Je weiter nach Norden wir kamen, desto unrettbarer geriet die Landschaft unter die Herrschaft des Frostes, wie unter Einwirkung eines ungeheuren Kühlschranks. Um die weichen Uferlinien der Buchten bildeten sich Eisfransen. Vereinzelt zeigten sich auf dem Kaspischen Meer schwimmende Eisblöcke. Diese Blöcke wurden immer grösser und zahlreicher. Jetzt waren ihrer bereits Hunderte. Noch einige Minuten und das ganze Meer war eingefroren. Vom Flugzeug gesehen, war das Kaspische Meer jetzt nur mehr ein einziger, ungeheurer Block grau-weißen Marmors, solange bis wir einen Punkt erreichten, der die Wolgamündung zu sein schien. Wieder flogen wir abwechselnd über Land und Meer, ohne immer eines vom andern unterscheiden zu können. Alles war gefroren und mit Schnee bedeckt.

Ein-, zweimal, gerade als ich Felder zu sehen glaubte, entdeckte ich plötzlich grosse Schiffe, Kähne und Beobachtungsboote, die der Winter gefangen hielt.

Wir gingen in Astrachan nieder, aber hielten kaum eine Viertelstunde. Ich sah die Stadt nur von ferne; zwei hohe Gebäude in ihrer Mitte schienen Kirchen zu sein. Es war Frühstückszeit, aber ich hatte nichts zu essen. Ich konnte mich noch immer nicht daran gewöhnen, alles Nötige mitzunehmen. Einer der Amerikaner gab mir ein Stückchen Schokolade. Wehmutsvoll dachte ich an das herrliche Schwarzbrot in Baku, das auf meinem Frühstückstablett liegen geblieben war, und das ich so gut hätte einpacken können . . .

Als wir wieder einstiegen, waren neue Passagiere dazugekommen. Mein Nachbar war ein dicker, freundlicher Russe. Er hatte eine herrliche Kosakenpelerine an, ganz schwarz und mit Lammfell gefüttert. Er interessierte sich für meine Pustine und für meinen amerikanischen Whipcordmantel, ebenso wie ich mich für sein Kosakencape. Und wir begannen uns darüber auszusprechen. Aber mit meinem Polnisch und bisschen Russisch kamen wir nicht weit. Der Schnee unter uns wurde immer dicker und leichter. Mit seinen bläulichen Reflexen erinnerte er manchmal an das Meer, dann wieder an eine weisse Federdecke oder auch an Wolken. Schliesslich blieb er wie etwas Schweres, Endgültiges auf der ungeheuren Ebene liegen.

Bis zu unserer Landung in Kuibyschew flogen wir durch diesen ewig gleichen, majestätischen russischen Winter. Nach unserer Landung trugen wir unser Gepäck selbst zum Hauptgebäude. Der kurze Weg und die schwere Last liessen mich nicht zum Bewusstsein der Kälte kommen. Im Warteraum, in dem ein grosser Ofen trockene Hitze verbreitete, sasssen Offiziere in grauer Uniform, Piloten in Ledermänteln und einige Zivilisten in abgetragenen Kleidern. Sie lasen und rauchten. Es machte den Eindruck, als warteten sie hier schon seit vielen Stunden unter den farbigen Bildern Stalins, Woroschilows, Budjonns und Timoschenkos.

Wir setzten uns nieder. Von Zeit zu Zeit ging einer der Reisenden ans Telephon und verlangte die Stadt – «gorod». Gewöhnlich bekam er keine Verbindung, dann kehrte er auf seinen Platz zurück und versank wieder in Nachdenken. Auch unser Oberst Hulls verlangte «gorod» und es gelang ihm auch, die englische Gesandtschaft zu erreichen. Am andern Ende des Drahtes versprach ihm jemand, sofort zwei englische

Autos und zwei Wagen der amerikanischen Gesandtschaft auf den Flugplatz zu schicken. Der Flugplatz war 25 Kilometer von der Stadt entfernt . . .

Zwei Stunden vergingen . . . Kein Wagen. Schliesslich verlor der Schotte die Geduld. Er machte ein offenes Lastauto ausfindig, das in die Stadt fuhr, lud seine Postsäcke auf und unser ganzes Gepäck, schwang sich selbst auf den Sitz neben dem Chauffeur und verschwand. Er war von uns allen der einzige gewesen, der russisch sprach. Jetzt war es an mir, meine Kenntnisse zu beweisen und zu zeigen, dass die polnische und die russische Sprache grosse Ähnlichkeiten hatten. Ich bekam wirklich die Verbindung mit der englischen Gesandtschaft und reichte das Telephon Eric Berthoud, der sehr aufgeregt war, denn er hatte Hunger. Wir erfuhren, dass die Strasse so verschneit sei, dass die beiden englischen Wagen unverrichteter Dinge hätten umkehren müssen, nachdem sie vergebens versucht hatten, bis zu uns vorzudringen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als auf dem Flugplatz zu übernachten.

Berthoud hängte den Hörer auf. «Ja . . . aber was werden wir essen?» stöhnte er. Ich suchte alle meine polnischen, russischen, französischen und englischen Brocken zusammen und es gelang mir schliesslich, einem der Landungsleute klar zu machen, dass wir Suppe, Tee und Brot haben wollten. Nahrung für fünf fremde Reisende aufzutreiben, schien für die Landungsbeamten ein unerwartetes, schweres Problem zu sein. In Russland war alles schwer. Es war schwer, sich zu verköstigen, schwer von einem Punkt zum andern zu gelangen und schwer fünfundzwanzig Kilometer zurückzulegen. Aber der Beamte lächelte freundlich und gab mir durch Zeichen zu verstehen, dass er sein möglichstes tun werde, um uns zu helfen. Im Laufe des Gespräches sagte ich ihm, dass ich Französin sei; er war sprachlos. Seit Kriegsbeginn hatte er keinen einzigen Franzosen gesehen. Dieses Phänomen interessierte ihn ausserordentlich, und er wollte gerade einige lebhaftere Fragen an mich richten ... da geschah ein Wunder . . . Ein halb erfrorener russischer Chauffeur stand triumphierend in der Türe, so stolz als hätte er ein Rennen gewonnen. Es war einer der Chauffeure der amerikanischen Gesandtschaft. Ja, die Strasse *war* verschneit aber *er* hatte Mittel und Wege gefunden, uns trotzdem zu erreichen.

Wir rafften unsere Aktentaschen zusammen und eilten zur Tür. Ich verabschiedete mich von dem russischen Beamten,

der sich so hilfsbereit gezeigt hatte. Er schien nicht einverstanden mit unserem Entschluss und schüttelte missbilligend den Kopf: er hatte gehört, dass zwei- bis dreihundert Autos und Lastwagen im Schnee steckten und glaubte nicht, dass wir mehr Glück haben würden. Der Chauffeur aber schreckte vor nichts zurück und trieb uns zur Eile an. Wir kletterten in den «Station wagon» der amerikanischen Gesandtschaft, ein kleines, autobusartiges Vehikel mit sehr bequemen Sitzen, und fuhren in die finstere Nacht hinaus. Nach fünf, sechs Kilometern erreichten wir das Ende einer langen Reihe unbeweglicher Autos und Lastwagen. Auf der Strasse wurden Stimmen vernehmbar. Im Scheinwerferlicht unterschieden wir Männer und Frauen, die schwer bepackt durch den Schnee stapften: Arbeiter auf dem Heimweg aus einer nahen Fabrik.

Unser Wagen bewegte sich sehr langsam vorwärts, dicht hinter einem riesigen Lastauto, dann hielten wir endgültig. Andere Lastwagen folgten uns, so dass wir nicht einmal wenden und umkehren konnten. Worauf wir beschlossen, uns für die Nacht einzurichten. Der russische Chauffeur und einer der Lend-Lease-Leute blieben auf dem Vordersitz. Eric Berthoud, Dr. Waldron, der andere Amerikaner und ich streckten uns auf dem Boden aus: aneinandergesprengt wie die Heringe. Vor allem aber mussten wir uns gegen die Kälte schützen. Trotz der Pelzstiefel waren meine Füße kalt wie Eis. Immerhin froh ich nicht allzu sehr. Mein von der Pelzmütze beschützter Kopf lag ganz gut auf dem harten Boden. Und während wir so nebeneinander lagen, besprachen wir besorgt das Schicksal unseres schottischen Freundes. Wahrscheinlich steckte er mit seinem offenen Wagen, seinen siebzehn Postsäcken und unserem Gepäck irgendwo auf der gleichen Strasse. Ich hörte meine Begleiter noch miteinander sprechen – dann nichts mehr . . .

Als ich erwachte, war wieder ein Wunder geschehen. Nach zwei Stunden der Verkehrsstockung hatte sich die Kolonne in Bewegung gesetzt: wir rückten langsam vor. Unser Chauffeur triumphierte: dort drüben sah man bereits die Lichter von Kuibyschew. Es war Mitternacht vorbei, als wir die Schule erreichten, in der augenblicklich die englische Botschaft in der UdSSR, untergebracht war. Zwei von uns stiegen aus: Eric Berthoud und ich. Die drei andern fuhren weiter zur amerikanischen Gesandtschaft.

Ein verschlafener alter Mann mit weissem Haar – wieder ein Schotte – der in der Halle der Gesandtschaft den Nacht-

dienst versah, starrte uns entgeistert an, als sähe er Gespenster. Aber gleich darauf erschien auch schon der erste Gesandtschaftssekretär Daniel Lascelles. Er lächelte heroisch, trotz all der Unannehmlichkeiten, die unsere unerwartete Ankunft ihm bereiten musste und sagte:

«Nun lassen Sie mich einmal sehen: vor allem müssen Sie etwas essen und dann müssen Sie schlafen. Das Hotel ist überfüllt; zu so später Stunde finden Sie kein Zimmer. Kommen Sie mit mir in den gemeinsamen Schlafräum hinauf, dort kaminieren wir alle. Sie bekommen oben etwas zu trinken, ein Stück Brot und Käse wird sich auch finden . . . vielleicht sogar Eier. Mlle Curie kann General Mac Farlanes Zimmer haben. Ein wahres Glück, dass er gerade in Moskau ist!» Und Lascelles fügte hinzu: «Ich bin heute allein hier. Die andern sind alle ausgegangen. Man gibt in der Oper ein Ballett: «Schwanensee».

Plötzlich fiel Oberst Hulls mir ein und seine siebzehn Postsäcke und unser Gepäck.

«Er hat gerade angerufen», beruhigte mich Lascelles. «Sein Lastwagen ist nicht durchgekommen. Er steckte einige Stunden im Schnee, dann kehrte er ins Aerodrom zurück. Er konstatierte, dass es in Russland bei Nacht in einem offenen Lastauto scheusslich kalt sei . . .»

Ich schlief herrlich in dem winzigen Zimmerchen des Generals. Am nächsten Morgen jagte ich mehreren Herren von der Gesandtschaft einen argen Schrecken ein: denn wenn sie ins Badezimmer gingen, pflegten sie im Allgemeinen keiner Frau zu begegnen. Die von Moskau nach Kuibyschew evakuierte englische Gesandtschaft war eigentlich nur ein Camp, allerdings ein komfortables: sauber und gut geheizt. Die Engländer hatten sich nicht nur Lebensmittel zu verschaffen gewusst, sondern auch Decken, saubere Leintücher, richtige Seife, anständige Schreibmaschinen und sogar ein gutes Radio. Die BBC meldete neue Siege und das Bombardement von Manila. Als ich mit meinem Gepäck, das mit den siebzehn Postsäcken und dem grossen Schotten schliesslich doch angekommen war, dieses gastliche Haus verliess, war ich mir bewusst, dass das heisse Bad, das ich eben genommen hatte, das einzige und letzte meines ganzen Aufenthaltes in Kuibyschew bleiben würde.

Mein Programm war wie folgt: erst musste ich für einige Tage in der Stadt Unterkunft suchen und dann möglichst rasch an die Front zu kommen trachten. Den Weg zu den vier

Gesandtschaften, die mir auf das freundlichste entgegenkamen – der amerikanischen, englischen, polnischen und chinesischen – fand ich sehr leicht; auch zum Postamt und zum Narkomindel (Sekretariat des Auswärtigen Amtes) welches Pressekarten, Erlaubnisscheine und alle möglichen anderen Autorisationen ausgab, und wo auch die Zensur amtierte, der meine Berichte vorgelegt werden mussten, wenn ich einmal so weit war. Ich hatte von anderen Journalisten schon so viel Übles über das «Grand Hotel» von Kuibyschew gehört, dass ich zum vornherein entschlossen war, es in jeder Hinsicht grossartig zu finden. Zu einer Zeit, wo die Rote Armee auf Leben und Tod mit Deutschland im Kampfe lag, war weiss Gott nicht der Augenblick sich über die sanitären Einrichtungen einer kleinen russischen Provinzstadt aufzuregen, die überdies die vielen evakuierten Zivilisten aus dem Kriegsgebiet kaum mehr fassen konnte . . .

Im «Grand Hotel» bekam ich ein Zimmer im dritten Stock, das zufällig infolge eines Rohrdefektes beinahe ungeheizt war. Ich zog noch einen weiteren Sweater an, stellte die Schreibmaschine auf den Tisch und versuchte, nichts mehr zu sehen, zu hören und zu fühlen. Ich wollte die unzähligen Flecken auf dem Tischtuch nicht sehen, ich wollte die brüllenden Radios und die krachenden Türen, das Geschrei, das Gelächter und das Weinen der Kinder nicht hören. Und vor allem versuchte ich die Düfte der Waschräume nicht zu riechen, in welchen alle Gäste des Stockwerks sich mit einem einzigen Kaltwasserhahn begnügen mussten. Die meisten ausländischen Kriegskorrespondenten bewohnten grössere und besser geheizte Zimmer in den unteren Stockwerken. In dem meinen wohnten russische Familien, eine der Sekretärinnen des Intourist, die den fremden Gästen für Informationen zur Verfügung standen und schliesslich zwei Mitglieder der japanischen Gesandtschaft.

Ich hatte gelernt, bei Nacht meine beiden Mäntel über mein Bett zu breiten, ehe ich schlafen ging. Auf mein Drängen stellte man mir einen kleinen Petroleumofen ins Zimmer. Ausserdem wurde mir eine Kanne heissen Wassers täglich versprochen und ein Waschbecken. Dieses Waschbecken erhob ich zur Badewanne und das Säuberungsproblem war gelöst. Meine Mahlzeiten bestellte ich bei einem uralten Kellner, der aussah wie Erich von Stroheims Grossvater und ein wenig Deutsch sprach. Für uns Fremde gab es eine ganze Menge zu essen, und ich ging nie an einem der Lebensmittelgeschäfte vorbei, an

denen die Leute in eisiger Kälte Schlange standen, ohne mich meiner Bevorzugung tief zu schämen.

Im Narkomindel empfing mich der Vizekommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Salomon Losowsky. Sein Bärtchen, seine langen Haare und seine meergrünen, müden Augen gaben ihm das Aussehen eines russischen Revolutionärs von anno dazumal, vor dem ersten Weltkrieg, so wie Hollywood sich ihn vorstellt. Ich sagte ihm, dass ich nach Moskau wolle und an die Front und dass ich gerne, wenn auch nur oberflächlich, einiges von Russland im Krieg zu sehen bekommen würde. Und das alles in einem einzigen Monat! Während ich ihm meine Wünsche vortrug, wurde mir erst richtig klar, wie lächerlich hoch ich hinauswollte. Die fremden Kriegsberichterstatter waren im Laufe dieses Winters ein einzigesmal an der Front gewesen, und zwar alle auf einmal im Rahmen einer Art Gesellschaftsreise. Die ganze übrige Zeit waren sie in Kuibyschew geblieben. Ein zweiter gemeinsamer Ausflug nach Moskau und an die Front war für den 15. Januar vorgesehen. Ich schrie naiv auf: «So spät erst?!» (Es war bereits der Neunte.) Der Blick, den Losowsky mir zuwarf, sprach Bände.

Unser Gespräch wandte sich anderen Dingen zu: der Situation in Russland, Amerika, Deutschland und auch in Frankreich. Ich glaube, seit Russland in den Krieg eingetreten war, hatte noch kein Franzose aus verbündetem Gebiet den Boden der UdSSR, betreten. Herr Losowsky war der festen Überzeugung, dass Hitler durch seinen Überfall auf Russland nicht nur einen strategischen, sondern auch einen ungeheuren politischen Fehler begangen hatte. Militärisch unterschätzte der «Führer» Russlands Macht und in politischer Hinsicht hatte er wirklich geglaubt, dass die englischen Leader – so wie gewisse französische Politiker – auf einen Kompromissfrieden eingehen und sich dem «antibolschewistischen Kreuzzug» anschliessen würden. Er glaubte es jetzt noch.

«Hitler nahm an, dass die Alliierten sich würden entzweien lassen», sagte Herr Losowsky. «Aber gerade das Gegenteil ist eingetreten. Grossbritannien, die Sowjetunion und seither auch alle andern Verbündeten haben einen mächtigen Bund geschlossen, der auf Tatsachen fusst und auf der absoluten Notwendigkeit, den gemeinsamen Feind zu zerschmettern. Deutschland hat grosse Siege erfochten, das ist unleugbar. Überall kämpfen seine Heere auf fremdem, erobertem Boden. Wir können sie

nur vereint niederschlagen. Aber es wird geschehen! Und das deutsche Heer wird sich nie mehr erholen.»

Und wieder kamen wir auf Frankreich zu sprechen, auf die französische Wissenschaft, auf meine Familie und auf den Nobelpreis. Ich war erstaunt, wie viele Menschen in Russland mein Buch über meine Mutter gelesen hatten. Erst später sollte ich erfahren, dass es ins Russische übertragen und gekürzt in der «Littérature Internationale» veröffentlicht worden war.

Schliesslich kam ich auf den Zweck meines Besuches zurück und zählte Herrn Losowsky noch einmal die Liste aller Leute und Orte auf, die ich in Russland zu besuchen gedachte. Herr Losowsky senkte seine unsagbar müden Augen und betrachtete meine pelzgefütterten Schuhe, meine Handschuhe und das billige, aber warme Fell, mit dem mein Whipcordmantel gefüttert war.

«In Moskau wird es sehr kalt sein», sagte er.

Jemand kam ins Zimmer. Herr Losowsky lächelte und sagte beim Abschied:

«Ich will sehen, was sich für Sie tun lässt.»

VIII. Kapitel

IN KUIBYSCHEW IST JEDER FLEISSIG

Eine riesige Hauptstadt hatte das kleine Städtchen Kuibyschew – das alte Samara – überflutet und verschlungen. Der gigantische Apparat der russischen Bürokratie, das diplomatische Corps, die ausländische Presse, gefolgt von den besten Theatergesellschaften, Ballett-Tänzern, Musikern der UdSSR, hatten es während des grossen russischen Rückzuges im Sturme genommen. Aber man konnte schon nach wenigen Stunden feststellen, dass diese provisorische Hauptstadt der UdSSR, ein künstliches Gebilde war. Mit Ausnahme der Fremden und jener Russen, die, wie Herr Losowsky, mit ihnen die Verbindung herzustellen hatten, hielt sich in Kuibyschew keine einzige bedeutende Persönlichkeit auf. Stalin und die andern Sowjetführer, welche die Kriegsoperationen leiteten, waren in Moskau geblieben und zweifellos nur allzu froh, in dieser schweren Zeit der Offensiven und Gegenoffensiven die vielen überflüssigen Menschen los zu sein.

Es gab ein offizielles Kuibyschew voll fieberhafter Betriebsamkeit. Aber hinter dieser Fassade verbarg sich ein anderes – das wahre – Kuibyschew: eine bescheidene Präfektur in einem grossen Land im Krieg. Es lag so tief im Hinterland, dass Invasion, Kampf und Bombardement nicht bis zu ihm gedrungen waren; es hatte noch nicht einmal eine Verdunkelung mitgemacht. Aber der Krieg war da; in den Leiden aller und in der Arbeit jedes einzelnen. Wie in allen Provinzstädten waren auch hier die Spitäler mit Verwundeten überfüllt, und die Schulen beherbergten die evakuierten Kinder aus dem Westen des Landes. In alten Werkstätten und stillgelegten Fabriken hatte man den Betrieb wieder aufgenommen und fabrizierte Kriegsmaterial mit Maschinen und Werkzeugen, die aus den bedrohten Gebieten abtransportiert worden waren.

Den tiefsten Eindruck in Kuibyschew und später dann in Moskau empfing ich von den Menschen. Sie hatten alle ein schweres Leben. Aber es lag ihnen nichts daran, ob dieses Leben schwer war oder nicht. Und jeder arbeitete. Ich begegnete niemandem, der zugleich gesund und müssig gewesen wäre. Alle – Männer wie Frauen – hatten nur einen einzigen Gedanken: den Krieg. Sie lebten nur für den Krieg und für den Sieg. Um der Roten Armee zu helfen, waren sie zu jedem Opfer bereit, das Stalin von ihnen forderte.

Als ich Freitag, den 9. Januar das Militärspital besuchte, sprach ich zum erstenmal mit russischen Offizieren und Soldaten, die gegen die Deutschen gekämpft hatten. Das Spital bestand aus einem Konglomerat von Häusern; die Holzbauten stammten noch aus der Zarenzeit; die späteren hatten dann die Sowjets aus Ziegeln dazu gebaut. Ich musste meinen Pelzmantel, meine Schneeschuhe und meine Fellmütze an der Türe abgeben und ein weisses Schwesterngewand über mein Kleid ziehen. Eine Ärztin führte meinen Dolmetsch und mich durch die langen Korridore. An den Wänden hingen Plakate; die meisten gaben Stellen aus Stalins Reden wieder. In einem Erholungsraum, in dem Rekonvaleszenten Billard spielten, prangte an der Wand der Treuschwur der Roten Armee. Die Verwundeten waren auf verhältnismässig kleine Räume mit je zwei- bis fünf Betten aufgeteilt. Die Einrichtung war nicht gerade prunkvoll. Ärzte und Pflegerinnen trugen Mäntel, die weder sonderlich sorgfältig geplättet, noch übermässig weiss waren. Auch die Kittel und die Betttücher der Kranken wirkten

nach amerikanischen Begriffen dürftig. Aber sie waren rein. Wahrscheinlich wurden sie mit irgendeinem Seifenersatz gewaschen, dann schnell gekocht und getrocknet. Alles musste möglichst rasch gehen, denn die Patienten waren zahlreich und die Vorräte klein.

Ich wurde in das Zimmer geführt, welches der General Timofej Kornjew mit dem Obersten Schischkin teilte. Der General, ein Fünfziger mit einem müden Gesicht, aus dem aber auch jetzt noch äusserste Energie sprach, hatte mehrere Kopfwunden davongetragen. Das Sprechen wurde ihm schwer. Beim Einfall der Deutschen war er gerade in Charkow, dann hatte man ihn nach Witebsk versetzt, und schliesslich hatte seine Kavalleriedivision an der Verteidigung von Smolensk teilgenommen und war bereits vollkommen von den Deutschen umzingelt gewesen. Der General erinnerte sich nur noch an zwei Dinge: er hatte einen seiner Adjutanten dicht neben sich fallen gesehen – und als er sich klar wurde, dass ein Rückzug unvermeidlich war, berief er die Freiwilligen zusammen, welche hinter den Deutschen zu bleiben hatten, um sie von dort zu bekämpfen. Er konnte ihnen noch die nötigen Instruktionen erteilen und mit guten Wünschen von ihnen Abschied nehmen. Dann aber . . . wusste er nichts mehr. In seinem Gedächtnis gähnte ein schwarzes Loch von zwei Monaten. Als er wieder zu sich kam, erfuhr er, dass seine Division für besondere Tapferkeit vor dem Feinde zur «Ehregarde» erhoben worden war.

Um den Kopf nicht bewegen zu müssen, sprach der General sehr langsam . . . Wort für Wort. «Wissen Sie», sagte er, «ich kenne die Deutschen schon lange . . . Schon aus dem vorigen Krieg.»

Ich fragte ihn, welchen Rang er im Jahre 1914 bekleidet habe. Ich war der sicheren Meinung, dass er schon immer Offizier gewesen sein musste. Erstaunt sah er mich an:

«Gar keinen Rang. Ich war ein gewöhnlicher Infanterist. Das war noch vor der Revolution. Erst im Bürgerkrieg hat man mir das Kommando eines Regiments übergeben.»

Dann fragte ich ihn, was er bei der Verteidigung eines vom Feinde überfallenen Landes für das Wichtigste halte und erwartete, dass er von der Qualität und Quantität der Waffen sprechen würde, die den Verteidigern zu Gebote standen. Aber er sagte etwas ganz anderes:

«Wenn ein Volk sein Land verteidigt, dann hängt der Ausgang des Kampfes ausser von der Begeisterung der Soldaten

und der Bravour der Führer ausschliesslich von der Haltung der Zivilbevölkerung ab und von der Hilfe, die sie der Armee leistet. In meinem Sektor standen die Zivilisten genau so unter meinem Kommando wie meine Soldaten. Die Evakuierung der Zivilbevölkerung zum Beispiel gehörte auch in mein Ressort. Das Ineinandergreifen der Truppenbewegungen und der Verschiebungen der Zivilbevölkerung spielt eine fundamentale Rolle.»

Ich musste an den französischen Zusammenbruch im Jahre 1940 denken. Und an die Millionen sich selbst überlassener Flüchtlinge, welche die Strassen verrammelten und das Heer dadurch vollständig lähmten. Und ich fragte diesen russischen Offizier, der, wie so viele Franzosen auch, schon zweimal gegen die Deutschen gekämpft hatte:

«Haben Sie diesen deutsch-russischen Krieg von 1941 kommen sehen?»

Kornjew antwortete offen:

«Der Überfall an sich hat mich überrascht . . . der Tag des Überfalls meine ich. – Aber in der Roten Armee haben wir immer gewusst, dass es zum Krieg kommen musste.»

Dann gab der General zu verstehen, dass er müde sei. Er griff erst nach meiner Hand – dann nach einem Buch. Lächelnd sagte er: «Es ist schon sehr viel, wenn man wieder lesen kann. Nach meiner Verwundung war ich lange nicht imstande zu lesen ...»

Ich kehrte wieder auf den Gang zurück. Langsam gewöhnte ich mich an den Geruch der Desinfektionsmittel, diesen charakteristischen Geruch aller Krankenhäuser, in denen viele Menschen gleichzeitig leiden. In einem kleinen Zimmer erwartete mich ein leerer Stuhl am Bett des Brigade-Kommissars Kyril Michail Nelsin. Als «Kommissar» war er der verantwortliche politische Leiter einer Roten Armee-Brigade.

Der Kommissar Nelsin war ein Riese mit einem Quadratschädel und breiten Schultern. Seine Kavalleriebrigade war vom ersten Kriegstag an ununterbrochen im Gefecht gewesen. Er selbst nannte sie eine «Helden-Brigade». Begeistert erzählte er von der Disziplin seiner Leute und von der grossen Anzahl von Deutschen, die sie getötet hatten. Am 15. November in Stalinopolsk, wo Nelsin mit General Below zusammengearbeitet hatte, war er schwer verwundet worden und man hatte ihm ein Bein abnehmen müssen.

General Kornjew hatte sich mit der Zurückhaltung des Soldaten ausgedrückt; der Kommissar hingegen liess seiner Bered-

samkeit mit dem Wortreichtum des Parteimannes und politischen Instructors die Zügel schiessen. Er gab seinem Hass und vor allem seiner grenzenlosen Verachtung der Nazis kräftigen Ausdruck. Auch er warf den Deutschen ihren Mangel an Kultur vor, wie alle modernen Russen:

«Wenn Sie wüssten, was für Bücher, was für Bilder und was für Photographien wir in den Rucksäcken der deutschen Gefangenen finden ... Es ist eine Schande! Nicht ein einziges gutes Buch, nichts als gemeinste Schundliteratur!»

Er fügte hinzu, dass die Stimmung der Deutschen seit Einbruch des Winters und seit den ersten russischen Siegen sichtlich umgeschlagen habe. Und auch die Stimmung der deutschen Zivilbevölkerung sei schlechter geworden, wie man aus den Briefen der Angehörigen schliessen könne, die den Gefangenen abgenommen wurden.

Ich fragte: «Lesen die deutschen Soldaten die Propagandaflygblätter, welche Ihre Flieger abwerfen?»

Kommissar Nelsin antwortete: «Wir haben offizielle deutsche Kundmachungen gefunden, in denen den Soldaten verboten wurde, diese Flugblätter nach Hause zu schicken. Das beweist, dass wenigstens einzelne Deutsche sie nicht nur gelesen haben, sondern sie sogar ihren Familien nach Hause schicken wollten.»

Ich warf einen Blick auf die vielen Bücher und auf das Schachbrett neben dem Krankenbett. Bevor ich mich verabschiedete, brach Nelsins Empörung über diesen Feind «ohne Kultur» nochmals los: «Stellen Sie sich nur vor, was für Ignoranten diese Deutschen sind! Ich habe persönlich Gefangene verhört, die nicht einmal wussten, wer Stalin ist. Bei uns in Russland weiss der letzte sibirische Bauer, was er vom Faschismus zu halten hat!»

Wir setzten unsere Besuche fort. Vom Korridor aus hörten wir eine lebhafte Unterhaltung, die aber plötzlich stockte, als wir ein Zimmer mit zwanzig Betten betraten, in denen durchwegs ganz junge Leute lagen. Einfache Soldaten, meist Bauern. Sie waren weit geschwätziger, heiterer und ursprünglicher als die Offiziere. Der Besuch einer Fremden, einer Französin war für sie sichtlich ein Ereignis. Die Rekonvaleszenten setzten sich auf den Bettrand der Schwerkranken und bildeten einen Kreis um mich. Ihre Gesichter waren blass, eigensinnig und so kindlich, dass ich fast selbstverständlich zuerst fragte:

«Wie alt sind Sie?»

«Ich bin einundzwanzig Jahre alt und komme aus der Ukraine», sagte einer der jungen Soldaten, der am 4. September 1941 eingerückt und bei der Verteidigung Moskaus an der Brust verletzt worden war. «In meinem Dorf sind die Deutschen und ich höre von meiner Familie gar nichts. Vor dem Krieg arbeitete ich in einer Kolchose (einer Kollektiv-Farm) . . . Als die Deutschen in die Ukraine einfielen, stahlen sie alle Zivilkleider, auch die der Frauen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Wir haben Gefangene gemacht, die Decken und Schals umgewickelt trugen, die sie russischen Bauern weggetragen hatten. Für einen Winterfeldzug sind die Deutschen gar nicht eingerichtet. Ihre Uniformen sind zu leicht und sie haben nicht die richtigen Schuhe und Handschuhe. Aber warten Sie nur... Ich habe nur einen Wunsch: ich möchte diesen Banditen Kugeln in den Leib schiessen, so gross wie die Stiefel, die sie uns weggenommen haben ...»

Bevor man mir den Scherz zu übersetzen vermochte, brach bereits das ganze Zimmer in schallendes Gelächter aus; der junge, schwarzhhaarige Ukrainer schien sehr stolz auf seinen Geistesblitz zu sein. Sein Bettnachbar, auch ein Bauer, den Schrapnellsplitter am linken Fuss verletzt hatten, brüllte:

«Für jeden toten Russen müsste man fünfzig Deutsche erschlagen. Erwürgen müsste man sie: das würden sie verdienen.»

Er erzählte, dass er einer Kolchose angehört hatte, etwa hundert Kilometer von Kuibyschew entfernt. Man baute dort Getreide und züchtete Vieh. Der junge Mann war verheiratet. Sein Regiment hatte bei Moschaisk mitgekämpft, dann im Abschnitt von Kahnin, wo er verwundet worden war. Und er fügte hinzu:

«Wir verteidigten Moskau. Und mussten uns zurückziehen so rasch es ging. Aber nie im Leben dachten wir, dass wir diese Stadt verlieren könnten. Das war unmöglich, unmöglich zu denken. Und Sie sehen: Moskau ist nicht gefallen!»

Ich fragte ihn, ob er sehr unter der Kälte gelitten habe. Diese Gelegenheit benützte der junge Bauer, um das Lob der Winterausrüstung der russischen Soldaten anzustimmen. Während er sprach, sah ich ihn mir genauer an: kluge Augen, niedrige Stirne, Sommersprossen, platte Nase, vorspringende Backenknochen. Er sagte:

«Kälte? . . . Da hören Sie einmal gut zu: Wir hatten doppelte wollene Unterwäsche. Dann hatten wir unsere Winteruniform, und über der Uniform trugen wir eine ganz besondere

wattierte Weste mit dazugehörigen Hosen. Über all das zogen wir noch eine zweite Weste und schliesslich unseren Mantel, der sehr schwer, warm und lang ist. Auf dem Kopf trugen wir eine Wollhaube und Uschanki (die traditionelle Russenmütze aus Pelz, welche Ohren und Hals schützt). Ja, wir sind besser gegen die Kälte geschützt als die Deutschen. Und dann – nicht wahr – wir sind an den russischen Winter gewöhnt. Er kommt jedes Jahr wieder. Wir kennen ihn schon ...»

Noch vor wenigen Tagen hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass man so viele Kleidungsstücke übereinander tragen könnte. Heute überraschte mich gar nichts mehr: ich brauchte nur an meine eigene Aufmachung zu denken. Als ich die Verwundeten verliess, wünschte ich ihnen Glück und bediente mich dabei der wenigen russischen Brocken, die ich mir angeeignet hatte. Der junge Soldat mit den Sommersprossen hielt mich zurück:

«Wissen Sie, was sie getan haben? («Sie» war diesmal die russische Behörde.) «Sie haben meine Frau verständigt, dass ich hier bin, hundert Kilometer von unserer Kolchosa, und eines schönen Tages hat die Kolchosa ihr ein Pferd geborgt und einen Schlitten und sie konnte zur Bahn fahren und mich besuchen.»

Wir kehrten ins Erdgeschoss zurück, wo ich meinen Pflegerinnenkittel wieder abgab und meinen Mantel anzog. Durch tiefen Schnee stapften wir zu einem anderen Gebäude, wo ich zwei Frauen besuchen wollte, die beide an der Front verwundet worden waren. Wieder bekam ich einen weissen Kittel, dann führte man mich in das Zimmerchen, wo die Kluschinkowa und die Kamiensikowa lagen, die beide als Soldaten gekämpft hatten.

Die eine war blond, die andere braun. Beide waren jung und ganz hübsch; Die blonde Kluschinkowa war 32 Jahre alt und Militärärztin. Auch sie stammte aus der Ukraine. Nach beendetem Studium hatte sie sich für die Bakteriologie entschieden und war in die Armee eingetreten, wo sie drei Jahre als Ärztin praktizierte. Bei Kriegsbeginn wurde sie auf eigenen Wunsch den Ambulanzen zugeteilt, welche die vordersten Frontlinien bedienten und hatte viereinhalb Monate im Gefecht verbracht, bevor sie am Kopf verletzt worden war. Sie beschrieb mir, wie sich das abgespielt hatte:

«Wir waren mit einem Verwundetentransport unterwegs. Ausser den Ambulanzen waren auch bewaffnete Lastwagen

mit dabei. Zu unserem Glück: denn dadurch waren wir unter Schutz. Gegen Morgen, als wir schon reichlich weit vom Feinde entfernt zu sein glaubten, griff uns plötzlich ein vereinzelter deutscher Tank an und beschoss uns mit Kanonen und Maschinengewehren. Wir wehrten uns mit den Waffen, die uns zu Gebote standen: Ich selbst hatte nur einen Revolver: den habe ich benützt. Dann bekam ich einen Schuss ab. Wenn ich meinen Helm nicht aufgehabt hätte, wäre die Sache böß ausgefallen.»

«Können Sie denn schiessen?»

Meine Frage setzte die beiden Frauen in Erstaunen. Sie sahen einander an und lächelten: Die jüngere, braune, antwortete aus dem andern Bett:

«Fast alle Frauen in der Armee können schiessen.»

Die Kluschinkowa war gerade heute zum letztenmal operiert worden. Man hatte Schrapnellstücke aus ihrer Wunde extrahiert. Sie entschuldigte sich, sie sei etwas müde, aber unter der dick verbundenen Stirn leuchteten zwei blaue Augen. Ihre Stimme war mild und gütig, eine Stimme, die wie geschaffen schien, Kranke, Kinder und Verwundete zu beruhigen. Die Kluschinkowa betrachtete ihre Verwundung sichtlich als Katastrophe: Sie konnte es nicht erwarten, an ihren Posten im Kugelregen zurückzukehren.

Sie beschrieb mir die Art, wie ihre Sanitätsabteilung organisiert war und lobte die Qualität des Materials. Zu Beginn des Feldzugs fehlte es an nichts. Erst als die Kluschinkowa verwundet wurde, hatte sich die Knappheit einiger Medikamente fühlbar gemacht. Aber man erwartete Sendungen aus Amerika.

«Wir waren auf alle Eventualitäten vorbereitet, sogar auf Gas», fügte sie hinzu. «Die ständige Gefahr natürlich war die Infektion. Und das zweite Problem war die Kälte, die für die Verwundeten besonders hart ist. Als der Krieg ausbrach, erteilte uns unser Chef, ein Chirurg, genaue Instruktionen. Alle Möglichkeiten waren vorausgesehen und geprüft worden. Selbst beim Rückzug blieben wir nie ohne genaue Befehle und immer war Hilfe für uns vorhanden.»

Ich sah, dass die Wangen der Kranken sich fieberhaft röteten und gab es auf, weitere Fragen an sie zu stellen. Sie griff nach einem Buch, das neben ihr lag. Ich sah drei Bände auf ihrem Nachtkästchen: «Die Bauern» von Balzac, eine Geschichte des russischen Theaters und die Beschreibung einer Reise Papanins an den Nordpol.

Nun plauderte ich mit der Kamiensikowa, deren schlanker Körper drei Verletzungen aufwies. Sie antwortete mir mit der vollen, tönenden Stimme, die für die junge Sowjetgeneration so charakteristisch ist:

«Ich bin in Orscha zu Hause, in Weissrussland. Vor dem Krieg war ich Stenotypistin, aber am Abend studierte ich und besuchte politische und militärische Vorträge. Als die Deutschen uns zu Kriegsbeginn bombardierten, sagte ich meiner Mutter, dass ich mich zum Kriegsdienst melden wolle. Sie war einverstanden und ich ging. Mutter ist mit meiner sechzehnjährigen Schwester und mit meinem fünfjährigen Bruder zurückgeblieben. Jetzt ist Orscha von den Deutschen besetzt. Meine Schwester wird verzweifelt sein: sie wollte mit mir zum Militär. In der Armee war ich Generalstabssekretärin an der Front. Bei einem Artillerieangriff wurde ich schwer verletzt . . . Aber ich werde bald wieder draussen sein, bei meinen Kameraden. Ich muss zuschauen, wenn unsere Soldaten die deutschen Faschisten vernichten. Und ich muss dabei sein, wenn wir Orscha befreien.»

Dieses neunzehnjährige Kind lag seit vier Monaten im Bett. Ihre Verletzungen, drei tiefe Schnitte, fingen langsam zu heilen an. Die Kamiensikowa hatte dunkle, brennende Augen, braunes ganz kurz geschnittenes Haar und einen grossen Mund mit trockenen Lippen. In ihr war die verborgene Kraft und die Anmut eines jungen Raubtieres.

«Haben Sie während der Beschiessung Angst gehabt?»

Sie war richtig empört über die Frage. Ich fragte weiter: «Und was werden Sie später tun?» Sie verstand nicht, was ich meinte und antwortete schnell: «Ich gehe so schnell als möglich an die Front zurück». Ich drückte mich deutlicher aus: «Ich meine nach dem Krieg? Was werden Sie dann tun?»

Mit ihrer tiefen, leidenschaftlichen Stimme, die bereits die Berufsrednerin verriet, sagte sie – und es klang wie ein Aufschrei aus ihrem tiefsten Innern:

«Sobald wir den Krieg gewonnen haben, werde ich arbeiten. Ich will der Partei angehören und eine gute Kommunistin werden!»

Die Fabrik, die ich nach dem Spital besuchte, war ebenso wenig ein «Musterunternehmen» wie das Krankenhaus. Aber dass sie überhaupt existierte, das war das Grossartige. Das

halb zerfallene Gemäuer, das heute einen Teil der Kaganowitsch-Werke aus Moskau beherbergte, hatte noch vor wenigen Wochen als Depot für ausrangierte Maschinen und als Reparaturwerkstätte gedient. Nun fabrizierte man hier zu Tausenden erstklassige Kugellager.

Der Sekretär, der vier englische und amerikanische Journalisten und mich in der Fabrik herumführte, versammelte uns erst alle in seinem Büro, wo er aus einer Schreibtischschublade verschiedene Typen von Kugellagern hervorholte, die hier fabriziert worden waren. Dann schilderte er uns die dramatischen Umstände, unter denen gegen Mitte Oktober 1941, als die Deutschen die Stadt bedrohten, die Evakuierung der Kaganowitsch-Werke durchgeführt worden war. Der Sekretär war ein redegewandter kleiner Mann, der aussah wie ein Arbeiter und sprach wie ein politischer Agitator. Tatsächlich war er das, was in der UdSSR, noch am ehesten einem «Fabrikchef» entspricht, das heisst einer der Direktoren des Werkes. Dass er eine Mütze auf seinem zerrauten Haar trug, statt eines Hutes und einen Sweater statt eines Kragens und einer Krawatte, das war pure Konvention oder besser gesagt, selbstgewählte Konventionslosigkeit. Nach der russischen Mode hütete sich jeder, der ein Unternehmen leitete, so auszusehen wie ein Direktor.

«Vor allem durfte dem Feind unsere Produktion nicht in die Hände fallen, denn sämtliche Industrien der UdSSR, brauchen dringendst unsere Kugellager. Wir fabrizieren auch wichtige Bestandteile der Messinstrumente für unsere Flugzeuge. Als der Beschluss gefasst war, unsere Fabriken aus Moskau zurückzuziehen, haben wir den Transport unseres Materials trotz der Eile aufs genaueste organisiert. Die Kaganowitsch-Werke sollten auf mehrere Städte – Kuibyschew, Saratow, Tomsk, Swerdlowsk usw. aufgeteilt und dort in leerstehenden Gebäuden untergebracht werden. Wir haben auch die meisten unserer Qualitätsarbeiter mitgenommen und in vielen Fällen sogar ihre Familien. Wenn es uns gelungen ist, unsere Maschinen, Werkzeuge und Leute plangemäss abzutransportieren, so haben wir das vor allem der ganz grossartigen Mitarbeit der Bahnen zu verdanken, die trotz des ungeheuren Druckes der Invasion durchgehalten haben. Wir sind sehr stolz auf die Rolle, die unser Verkehrsnetz während dieser grauensvollen Wochen gespielt hat, wo die Bahnen in verschiedenen Richtungen, zur Front und von der Front, Truppen,

Proviand, Kriegsmaterial und Flüchtlinge befördert haben. Einzelne Ingenieure und Bahnarbeiter führten ohne Unterbrechung 24 Stunden lang ihre Züge.

Die Evakuierung hat während der ersten Schneefälle im Herbst stattgefunden. Wir mussten unsere Maschinen gegen Feuchtigkeit und Rost schützen. Geschlossene Waggons waren nicht aufzutreiben und wir mussten alles auf offene Lastwagen laden. Um Zeit zu sparen, wählten wir das einfachste Schutzmittel: Fett. Wir bedeckten unsere Maschinen und unsere Werkzeuge mit einer dicken Fettschicht, die der Frost dann erst richtig befestigte. Und so sind unsere Maschinen abgegangen, auf Waggons getürmt und von Schnee gepeitscht. Sie können sich vorstellen, wie besorgt wir um sie waren. Aber sie sind alle tadellos angekommen.

Was hier geleistet wurde, lässt sich am besten durch genaue Daten belegen. Der Teil der Fabrik, der jetzt hier ist, war am 16. Oktober in Moskau noch in Betrieb. Wir haben die Maschinen in Kuibyschew am 24. Oktober zu montieren begonnen und am 1. Dezember war die Produktion bereits in vollem Gange. Aber da hat man arbeiten müssen! Viele unserer Leute haben genau so wie die Eisenbahningenieure Tag und Nacht ihren Posten nicht verlassen.»

Mit einem stolzen Lächeln zeigte mir der «Sekretär» die in Kuibyschew hergestellten Kugellager. Ich musste eines nach dem andern genau untersuchen. Dann erzählte er mir noch mehr von der Reorganisation der verlegten Fabriken:

«Als die Regierung beschloss, einzelne der Hauptindustrien der westlichen Provinzen zu evakuieren, versuchten wir eine Unterbrechung der Produktion möglichst zu vermeiden. Darum gingen wir so vor, dass wir zuerst jene Fabriken übersiedelten, welche Werkzeuge der Teile herstellten, die von anderen Fabriken gebraucht wurden, so dass sie bereits im Betrieb sein konnten, wenn die andern nachkamen. Das Ganze ging systematisch in Serien vor sich: spezielle Industrien hatten die Priorität vor den andern. In Kuibyschew angelangt, begannen wir junge Leute aufzunehmen, welche zu Qualitätsarbeitern herangebildet werden wollten: denn unser ganzes Personal hatten wir aus Moskau ja doch nicht mitnehmen können. Die Fabrik arbeitet jetzt vierundzwanzig Stunden im Tag: einzelne Abteilungen fortlaufend, andere in zwei Schichten. Die Werkstätte, wo die Kugellager zusammengestellt werden, zum Beispiel, arbeitet in zwei Schichten, die Polierwerkstätte in

dreien. Achtzig Prozent unserer Produktion arbeitet voll . . . Und das alles über achthundert Kilometer von den Mutterwerken entfernt. In Moskau sind unsere Fabriken übrigens nicht vollständig stillgelegt: in einzelnen Werkstätten wird noch gearbeitet.»

Kurz nach Beginn des Interviews hatte einer der Journalisten, ein grosser dunkelhaariger Amerikaner, den Sekretär gefragt: «Wo sind Ihre evakuierten Arbeiter untergebracht und wo essen sie?» Aber er hatte von dem redseligen Russen keine Antwort bekommen. Während einer kurzen Gesprächspause wiederholte der Amerikaner ziemlich eindringlich dieselbe Frage: «Wo sind Ihre evakuierten Arbeiter untergebracht und wo essen sie?» Der junge Reporter hoffte den Russen durch diese Zähigkeit in Verlegenheit zu bringen.

Und nun begab sich etwas Seltsames, das ich nur erwähne, weil dieses typische Beispiel die Missverständnisse zwischen Russland im Kriege und seinen Gästen aus den verbündeten Ländern besonders deutlich illustriert. Statt dem Journalisten zu antworten, begann der Direktor lang und breit russisch mit dem Dolmetsch zu verhandeln. Die beiden Männer schienen nicht zu wissen, was sie sagen sollten. Schliesslich «erklärte» der Sekretär: «Einige wohnen in der Stadt in sehr billigen Zimmern. Die andern werden in Baracken untergebracht werden, die aber vorderhand erst im Bau sind.»

«Und wo *essen sie?*» Der Journalist liess nicht locker. Wieder ein langes russisches Gespräch, dann kam die Antwort:

«Die Arbeiter werden hier in der Fabrik gepflegt. Das Essen wird aus einer andern Fabrik herübergebracht, die näher am Zentrum liegt. Die Mahlzeiten kosten von 30 bis 70 Kopeken für die Suppe, 90 Kopeken bis zu einem Rubel für das Fleisch und 50 Kopeken für den Nachtisch. In Dollars lässt sich das schwer ausdrücken. Aber Sie können diese Ziffern mit den Arbeitslöhnen vergleichen. Durchschnittlich, zum Beispiel in den Werkstätten, wo die Kugellager zusammengestellt werden, verdienen die Arbeiter 550 Rubel monatlich. Die Durchschnittslöhne unserer Leute belaufen sich bei Männern und Frauen auf 400 bis 800 Rubel, je nachdem, was sie können.»

Der Sekretär hatte sichtlich Angst, dass ein Amerikaner einen «schlechten Eindruck» von den Wohn- und Ernährungsverhältnissen der Arbeiter in Russland gewinnen könnte. Auslandsberichte über schlechte Zimmer, in denen ganze Familien

zusammengepfercht waren und knappes, schlechtes Essen entsprachen nicht dem Parteiprogramm . . . Ich konnte lange nicht begreifen, wieso diese direkte Frage den Russen überhaupt in Verlegenheit bringen konnte und warum er dem Amerikaner nicht ebenso direkt geantwortet hatte. Etwa so:

«Werter Herr, wir kämpfen auf einer 3'000 Kilometer breiten Front, und die Deutschen sind 1'200 Kilometer tief in unser Land eingedrungen. Aber wir geben nicht nach, und dank uns haben unsere Verbündeten – auch die Vereinigten Staaten – heuer den Krieg nicht verloren. Während man uns von allen Seiten angriff und bombardierte, haben vor im Schneesturm unsere Fabrik aus der Hauptstadt an diesen kleinen Ort an der Wolga verlegt. *Wir haben nicht die nötigen Wohnungen für unsere Arbeiter.* Wir haben noch nicht einmal die entsprechenden Mahlzeiten für sie. Sie leiden, und wir wissen es. Und können dazu nur folgendes sagen: wir tun, was wir können. Unsere Arbeiter essen, was da ist und schlafen, wo Platz ist. Diese selben Arbeiter machen nach wie vor Kugellager, so wie das, welches ich hier in der Hand halte, und es leistet mehr als die Kugellager im Frieden. Unsere Arbeiter tun es, damit unser Heer bekommt, was es braucht und den Kampf fortsetzen kann, von dem für uns alles abhängt. Unser Land ist ein Schlachtfeld, werter Herr . . . und die Fabrik, die Sie hier sehen, ist unter schrecklichen Verhältnissen evakuiert worden, um den Anforderungen des Augenblicks zu genügen, und kein Unternehmen, das Sie von der Grösse der Sowjetunion überzeugen soll.»

Hätte die Antwort des Sekretärs etwa so gelautet, dann würde der Amerikaner, der übrigens ein netter Junge war und ein sehr guter Journalist, bestimmt gleich am nächsten Tag, an sein Blatt herzerschütternd über die Opfer gekabelt haben, welche die russischen Arbeiter ganz spontan brachten, um den Sieg zu beschleunigen.

Wieder musste ich an die Worte Anthony Edens über das «schwere Erbe gegenseitigen Misstrauens» denken, das Russland noch immer von seinen Verbündeten trennte. Langsam gingen mir über einige Quellen dieses Misstrauens die Augen auf. Die Beobachter, welche von den Alliierten nach Russland geschickt wurden, waren auch jetzt noch genau so wie im Frieden geneigt, das ganze Regime nach jedem kleinen Detail zu beurteilen. Und die Russen – die das genau wussten – spielten ihrerseits nach wie vor das eigensinnige Spiel: «Hier

in der UdSSR, ist alles besser als überall sonst auf der ganzen Welt.» Weder die einen, noch die andern hatten gegenseitig genügend Vertrauen, um Bluff und Eitelkeit beiseite zu lassen und sich einfach zu sagen: «Wir sind Verbündete. Wir sind Menschen im Kriege, in einem von unserem gemeinsamen Feinde bedrohten Land. Wir wollen einander gegenseitig helfen und Zusammenarbeiten. >

Wir verliessen das Büro, um die Werkstätten zu besuchen. Nichts wirkte besonders sauber und gepflegt, weder die Arbeiter noch die Maschinen – aber überall wurde mit Hochdruck gearbeitet. In allen Stockwerken des Gebäudes, die durch enge, unbequeme Treppen verbunden waren, standen die Leute vor öltriefenden Maschinen. Frauen und Mädchen überwogen. Alle trugen das auf russische Art unter dem Kinn geknüpfte Kopftuch und die berühmten Filzstiefel – die Walenki – die dick, schwer und hart waren wie Pappe und die Füße so gut gegen Schmutz, Kälte, Regen und Schnee schützten. Es war ziemlich kalt in der Fabrik und viele Arbeiterinnen hatten ihre Mäntel anbehalten. Sie beugten sich mit ernsten Gesichtern und gerunzelten Brauen über ihre Maschinen. Jede ihrer Bewegungen war genau abgezirkelt und sie schienen von ihrer Arbeit völlig absorbiert. Nichtsdestoweniger warfen mir einige neugierige Blicke zu und fragten sich, wer wohl diese Fremde mit dem komischen Mantel sein mochte . . .

Im Polierraum waren ebenfalls Frauen an der Arbeit. Und auch im Prüfsaal untersuchten Arbeiterinnen an langen Tischen sorgfältig jedes fertige Kugellager. An den Wänden waren die letzten Resultate des «Sozialistischen Wettbewerbs» zwischen der Verchromungswerkstätte und dem Polierraum angeschlagen. Es wurde mir gesagt, dass die Werkstätten um die Wette arbeiteten. Jede wollte die höchste monatliche Stückzahl erreichen.

Es wurde sichtlich alles getan, um den Leuten die Wichtigkeit rascher und grosser Produktion klar zu machen. Auf einem der Plakate konnte man lesen: «Erledigt bereits am achtundzwanzigsten, was erst am dreissigsten fertig sein müsste. Behandelt euer Werkzeug gut. Haltet Ordnung und seid sauber.» Selbstverständlich hingen auch in der Fabrik zahlreiche Bilder von Stalin. Auf einem roten Band standen in grossen Lettern Stalins Worte über den kommenden Sieg.

Die Maschinen stammten aus allen Teilen der Welt. Die meisten kamen aus den Vereinigten Staaten. Eine automa-

tische Schleifmaschine trug ein Schild: «Springfield, Massachusetts». Die magnetischen Schalter waren auch amerikanisch und trugen den Stempel «General Electric». Es standen auch Maschinen da, die aus den Fiat-Werken in Turin stammten.

Der sehr junge Arbeiter, der mich durch die Fabrik führte, bemerkte, dass mich die Provenienz der einzelnen Maschinen interessierte. Als ich mich einer der grössten nähern wollte, hielt er mich zurück und sagte, diese sei russisches Fabrikat. Er streichelte die Stahlteile, als wäre die Maschine eine gute Freundin oder sein geliebtes Kind. Über das ganze Gesicht lächelnd wiederholte er immer -wieder: «Sowjetskaja . . . Sowjetskaja» . . . Und er rührte sich erst von der Stelle, als er ganz sicher war, dass ich auch wirklich verstanden hatte, dass diese Maschine aus Russland stammte und dass sie in seiner Heimat von Männern wie er selbst hergestellt worden war. Er strahlte vor Stolz.

Sonntag, den 11. Januar. In der orthodoxen Kirche begann die Messe um 11 Uhr. Ich bat eine der Dolmetscherinnen, Mme Israelowitsch, mich in die Kirche zu begleiten. Wir stiegen aus dem Auto und gingen über einen hartgefrorenen Weg zu der sehr anmutigen Kirche, die vor etwa hundert Jahren ein reicher Kaufmann erbaut hatte, als Kuibyschew noch Samara hiess.

Die Kirche stand abseits von allen Häusern in einem stillen Stadtviertel. Ihre spitzen Türmchen und Zwiebelkuppeln waren in matten Farben bemalt, unter denen Mandelgrün vorherrschte. Als ich nahe genug war, um die Leute sehen zu können, die in dichten Gruppen an der niedrigen Türe standen, hatte ich zum erstenmal, seit ich in Russland war, das undefinierbare Gefühl, bekannten Gesichtern zu begegnen . . . Und ich hatte sie wirklich schon alle gesehen, vor langer, langer Zeit, allerdings nur in meiner Phantasie. Ich hatte sie durch Tolstoi und Dostojewskij hindurch gesehen und durch Turgenjew, Iwan Bunin und Tschechow. Alle diese grossen Künstler, die das russische Volk geschildert haben, ohne die Gesichter der Schlichten und Armseligen zu verhüllen und die Züge der Verzweifelten, Degenerierten und Verkrüppelten zuzudecken, haben einige der Männer, Frauen und Kinder gezeichnet, die ich heute vor und in der Kirche von Samara leibhaftig vor mir sah.

Erst musste ich an einigen Bettlern vorbei, die vor der Türe eine bejammernswerte Gruppe bildeten: sie waren die ersten Bettler, die ich in Russland zu sehen bekam. In Baku und in

Kuibyschew, diesen Städten, wo man sich um Brot anstellen musste, hatte ich auf der Strasse noch nie einen Bettler gesehen. Die vier, fünf, die uns vor der Kirche die Hände entgegenstreckten, blieben die einzigen, denen ich während meines ganzen Aufenthaltes in Russland begegnen sollte. Ich betrachtete diese von Krankheit zerwühlten Greise mit den langen Haaren, struppigen Bärten und zerlumpten Kleidern genauer. Mit eintöniger, gebrochener Stimme murmelten sie ihre flehentlichen Litaneien. Nur einer von ihnen schien etwas jünger. Und auch er kam geradewegs aus einem russischen Roman. Seine irren Augen leuchteten in einem entstellten, ausdruckslosen Gesicht. Eine furchtbare Krankheit vernichtete langsam seinen Körper und seinen Geist.

Nur wenige Menschen betraten die Kirche zugleich mit mir, und ich war sicher, sie halb leer zu finden. Aber nein: sie war gesteckt voll. Ich hatte mich nur ein wenig verspätet.

Gebete und Gesänge durchsummten bereits das Schiff. Der pathetische Rhythmus und die unsagbare Traurigkeit des orthodoxen Ritus nahmen mich völlig gefangen, trotzdem ich nicht wusste, was er bedeutete.

Das strahlende Weiss der Schneelandschaft hatte ich draussen gelassen. Hier, im Innern der Kirche, war die Stimmung von besonders inniger Vertrautheit. Alles wirkte zusammen: die geheimnisvollen Schatten des Gewölbes, die lebhaft flackernden Kerzenlichter vor den Ikonen, die goldenen Reflexe der unzähligen Heiligenbilder an Säulen und Wänden und auch der Tag, der durch die Fenster sickerte. Ja, Vertrautheit war das richtige Wort. Die Menschen, die sich hier versammelt hatten, um zu beten, schienen in inniger Vertrautheit mit Gott zu leben oder doch wenigstens in inniger Vertrautheit mit ihrem eigenen Leid und Glauben. In Ländern, wo der Kirchenbesuch am Sonntag zum gesellschaftlichen Leben gehört, bekommt er etwas weltlich Konventionelles. Er gehört sozusagen zum «guten Ton». Aber hier gab es nichts von all dem. Der Kirchenbesuch in Russland war gestattet – allerdings, aber es forderte auch nichts und niemand zu ihm auf. Hier gehörte es bestimmt nicht «zum guten Ton», Sonntags in die Kirche zu gehen. Es konnte also nur der Glaube sein, der unerschütterliche Glaube, der diese Menschen um mich herum an diesem weissen Wintermorgen in die Kirche getrieben hatte. Ich betrachtete die Gesichter meiner Nachbarn und der andern Andächtigen, die sich eng

aneinandergedrückt in der Kirche drängten. Kein junger Mensch war darunter. Als wäre die ganze junge Generation verschwunden und nur die Alten zurückgeblieben, um für die Abwesenden zu beten.

Ich sah besonders viele Greise. Die meisten hatten lange Bärte, und alle waren unsagbar ärmlich gekleidet. Einzelne Gesichter waren von grosser Schönheit, typisch russisch und von geheimem Kummer gezeichnet. Wenn diese Männer ihre Gebete murmelten, wenn sie mit schmerzdurchzitterter, resignierter Stimme das «Gospodi pamiluj» «Herr erbarme dich unser» hersagten, das ständig wiederkam, empfand ich die leidenschaftliche Aufrichtigkeit ihres Hilferufs und sah Tränen in ihren müden Augen. Aus dem Hintergründe der Kirche erhoben sich melancholische Chorgesänge, begleitet von einer süssen Musik. Die Leute bekreuzigten sich ständig nach orthodoxem Ritus und verbeugten sich tief auf russische Art. Lautlos bahnten Frauen sich den Weg zu dem Ikon ihrer Wahl und steckten vor dem Bild eine armselige Kerze an. Dann neigten sie sich zur Erde und küssten den staubigen Boden. Unter den Anwesenden bemerkte ich einige jüngere Paare, die auch besser angezogen waren als die meisten andern. Waren das Überbleibsel der alten Bourgeoisie? Jedenfalls verbeugten sich diese Paare nicht; sie neigten nur leicht den Kopf vor dem Altar, dann versanken sie in stille Andacht. Die altmodischen Kleider und die verrunzelten Gesichter gaben der Zeremonie den Charakter völlig überlebter alter Zeiten, rührend allerdings, aber dem heutigen russischen Leben vollkommen fremd. Rund um die Ikone geisterte in goldenen Reflexen die Erinnerung an alte Pracht.

Die Frage der Religionsfreiheit in Sowjetrussland hatte in Amerika und in England zu vielen Debatten Anlass gegeben und bis zu einem gewissen Grade sogar die aussenpolitische Einstellung der Alliierten beeinflusst. Daraufhin hätte ich nach New York und London einen Bericht über meinen Besuch der orthodoxen Kirche kabeln müssen. Aber ich war es nicht imstande. Etwas hielt mich zurück. Jedes Wort, das ich schreiben konnte, war zugleich wahr und falsch, echt und verlogen. Ja, ich hatte einem ergreifenden Gottesdienst beigewohnt, und er hatte wirklich in einer überfüllten Kirche stattgefunden. Aber darum war es noch lange nicht sicher, dass die christliche Religion in Sowjetrussland wirklich noch lebte und in Ansehen stand. Wen hatte ich in der Kirche gesehen? Greise,

unglückliche, unwissende, abergläubische, schlichte, für immer zerbrochene Menschen. Nichts hätte mir besser zu bestätigen vermocht, dass die russische Jugend sich vom Christentum losgesagt und dass der neue Glaube, zu dem sie sich bekehrt hatte, keinen Raum für eine andere Religion liess.

Später sollte ich Gelegenheit haben, zu erfahren, dass die Sowjetgesetzgebung erst kürzlich ihre offizielle antireligiöse Propaganda aufgegeben hatte und die Religionsfreiheit wirklich wahr geworden war. Das mag eine Konzession der Kommunisten an ihre christlichen Alliierten in England und Amerika gewesen sein oder auch eine Geste nationaler Verbundenheit im Innern Russlands in Kriegszeiten. Aber noch eine dritte Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen: Vielleicht brauchten die Sowjets fünfundzwanzig Jahre nach der Revolution von 1917 keine antireligiöse Propaganda mehr, da ihre jungen Leute dem Einfluss der Kirche nicht mehr ausgesetzt waren. In Moskau waren von sechshundert Kirchen zurzeit achtzehn oder zwanzig geöffnet, und sie genügten für die Anzahl der Andächtigen vollkommen. Der Kampf gegen die Kirche war gewonnen, der Sieger konnte den Waffenstillstand unterzeichnen.

Ein Besuch bei dem Popen, der eben die Messe gelesen hatte, sollte mir vieles bestätigen. Ich hatte mit meinen Schlussfolgerungen recht gehabt. Der Bischof Pitirim bewohnte dicht neben der Kirche von Samara eine kleine Zelle, zu der man auf einer Art Hühnerleiter emporklettern musste. Er trug eine Sutane und hatte eine schwarze Tiara auf dem Kopf, deren Schleier in majestätischen Falten auf seine starken Schultern fielen. Ein viereckiger Bart bedeckte zum Teil seine Brust, auf der an einer Kette eine Platte mit einem antiken Heiligenbild aus Email lag, von Smaragden und andern Edelsteinen eingefasst. Die Tiara, die Sutane und die Smaragden lenkten mich nicht lange von dem Manne selbst ab, der aussah wie ein schlauer aber gutmütiger Bauer, der allen Situationen so gewachsen schien, wie man auf dem Lande allen Launen des Wetters gewappnet gegenüberzustehen pflegt. Er schien entschlossen, zu lächeln, was immer sich ereignen mochte. Sein intelligenter, kluger Blick stimmte nicht immer mit seinen optimistischen Worten überein.

Der Bischof erzählte mir, dass er aus Tambow stamme, wo die sterblichen Überreste des Heiligen Pitirim bestattet lägen. Darum habe er auch den Namen Pitirim angenommen, als er

vor knapp vierzehn Tagen zum Bischof erhoben und mit der Diözese von Kuibyschew betraut worden war. In seiner Jugend hatte er nur als schlichter Pope einer Pfarre in Saratow vorgestanden und später dann einem Kloster.

Mit bemerkenswerter Aufrichtigkeit gab Bischof Pitirim zu, dass der Glaube «in Russland natürlich abgenommen» habe. Und er drückte sich in seiner ruhigen Art noch genauer aus:

«In Russland haben zweierlei Propaganden einander bekämpft: die eine für Gott, die andere gegen ihn. Die unsere hat sich nicht besonders ausgezeichnet.»

Immerhin unterstrich der Bischof die Tatsache, dass die Religionsfreiheit in der UdSSR, wirklich existierte und immer existiert hatte. «Kirchen werden geschlossen, wenn sie sich wegen zu geringen Besuches als überflüssig erweisen. Andererseits werden neue Kirchen geöffnet, sobald das Bedürfnis da ist.» Er behauptete, dass dies gar nicht so selten der Fall sei: in der Gegend von Kuibyschew allein wären in der letzten Zeit wieder zwei Kirchen für den Gottesdienst aufgemacht worden. In den Schulen gab es keinen Religionsunterricht. Wenn die Eltern für ihre Kinder Unterweisung im Katechismus wünschten, dann mussten sie den Popen ins Haus kommen lassen. Ich fragte den Bischof, ob es in Russland auch junge Priester gäbe. Er dachte nach: der einzige junge Mann, den er kannte, war ein Mönch von achtundzwanzig Jahren. Später fiel ihm noch ein katholischer Chorleiter ein, der auch höchstens vierunddreissig Jahre alt sein konnte.

Ich sprach mein Mitgefühl für den Kummer aus, den dieses Abflauen des religiösen Eifers in Russland ihm bereiten musste. Wieder lächelte der Bischof. Dieser Realist hatte sich mit dem neuen Regime abgefunden und hätte sich gehütet, in Gegenwart meines amtlichen Dolmetschers Beschwerden vorzubringen. Gemessen erklärte er:

«Zurzeit der Zaren war der Klerus reich und hatte einen grossen politischen Einfluss. Von diesen irdischen Gütern wurden wir getrennt . . . oder sagen wir lieber «erlöst». Die Folge war, dass sich die russische Kirche, nach Aufgabe ihrer materiellen Macht, wieder dem wahren Christentum angenähert hat und dem echten Glauben. Und die gleiche Wandlung haben auch die frommen Seelen durchgemacht. Nur wer wirklich an Gott glaubt, geht heutzutage in die Kirche.»

Sein Lächeln vertiefte sich:

«Selbstverständlich ist die Zahl der Andächtigen dadurch viel kleiner geworden.»

Ich hatte gehört, dass die Kirchen seit Kriegsbeginn wieder viel voller wären. Bischof Pitirim bestätigte mir dies, aber lehnte es ab, irgendwelche Schlüsse daraus zu ziehen. Er sagte nur:

«In Kriegszeiten wird überall mehr gebetet.»

«Im Allgemeinen», fügte er hinzu, «sind die Soldaten und Offiziere der Roten Armee gar nicht religiös.» Immerhin war, so weit er sich erinnerte zwei-, dreimal ein Mann in Uniform auch in die Kirche von Samara gekommen.

Bis jetzt war unser Gespräch rein sachlich gewesen. Alles was Bischof Pitirim mir gesagt und auch was er ungesagt gelassen hatte, beleuchtete deutlich die Situation der Kirche in Sowjetrußland. Aber als wir vom Krieg zu sprechen begannen, geriet der Bischof plötzlich in Hitze und sprach sofort davon, wie energisch die orthodoxe Kirche gleich nach dem deutschen Überfall an dem Konflikt teilgenommen hatte.

«In allen unseren Kirchen im ganzen Land haben wir spontan sofort für den Sieg zu beten begonnen, noch ehe wir einen diesbezüglichen Befehl erhalten hatten. Und kurz darauf erliess der Metropolit Sergius einen feierlichen Aufruf an den Klerus, die Soldaten zu segnen, die unseren Heimatboden verteidigen. Auf der ganzen Welt, und besonders in den Vereinigten Staaten haben die Mitglieder der orthodoxen Kirche grossen Patriotismus an den Tag gelegt.»

Von Hitler sprach man in der Kirche von Kuibyschew etwa so:

«Wir nennen ihn ‚Satan‘ oder ‚den Bösen‘ und beten um den Tag, an dem die Deutschen von ihm befreit sein werden. In einigen Gebeten heisst es, dass Hitler toll geworden sei wie ein tolles Tier und wir bitten um die Wiederherstellung seines Verstandes.»

Ich fragte weiter: «Welches sind die genauen Worte, deren Sie sich in Ihren Gebeten bedienen, wenn von Rußland und dem russischen Heere die Rede ist?»

Aus den dunklen, durchdringenden Augen des Bischofs war jede letzte Spur von Ironie und Resignation geschwunden. Nun sprach nur mehr der alte Patriot. In seinem tiefsten Innern hatte der Bischof zweifellos erfaßt, dass die Tage der herrschenden Kirche in Rußland vorüber waren. Aber was er nie zugegeben und nie anerkannt hätte, das war die Möglichkeit, dass deutsche Soldaten die russischen besiegen könn-

ten. Den Einfluss seiner Kirche, wenn er auch noch so schwach sein mochte, wollte der Bischof ganz in den Dienst der Vaterlandsverteidigung stellen. Er sagte:

«Wir beten bei jeder Messe um den Sieg. Andere Erbauungsstunden sind einzig dem Erfolge unseres Heeres geweiht. Wir beten für unsere Soldaten, für unsere Toten und für die Heilung unserer Verwundeten. Und wir beten inbrünstig für unsere Heerführer.»

«Wie nennen Sie in Ihren Gebeten die Sowjetunion?»

Diese sprachlichen Details, auf die ich immer wieder zurückkam, erschienen dem orthodoxen Priester im höchsten Grade unwichtig. Russland war Russland – ob man es nun Sowjetrussland nannte oder das Zarenreich. Der Bischof antwortete als verstünde sich das von selbst:

«Wir beten für ‚unser heiliges Vaterland‘ und bitten unsere Andächtigen, nicht nur zu beten, sondern tatkräftig am Kriege teilzunehmen. Vor einiger Zeit konnte unsere Kirche sich mittels kleiner Spenden jedes einzelnen an der Anschaffung eines Tanks beteiligen.»

Ich verabschiedete mich. Wir verliessen die kahle kleine Zelle, kletterten die Stiege hinunter und gingen zu unserem Wagen zurück. In der Kirche war jetzt alles still: keine süsse Musik mehr und kein Gesang. Stattdessen hörten wir die Lautsprecher aus der Stadt: Ein offizieller Ansager kommentierte die Nachrichten von der Front und beschrieb den Einwohnern von Kuibyschew die letzten Kämpfe der Roten Armee gegen die deutschen Faschisten. Seine starke, dramatische Stimme füllte die Gassen und drang in jedes Haus und in jedes Zimmer.

Am gleichen Sonntag besuchte ich eine Berühmtheit von Kuibyschew und gleichzeitig die einzige «gut angezogene» Frau, der ich in der UdSSR, begegnen sollte. Die fünfundzwanzigjährige Madame Olga Lipischinskaja war die beste oder zumindest zweitbeste Ballerina des russischen Balletts. Eine klassische Tänzerin von ganz einziger Grazie und raffiniertester Technik. Sie hatte eben erst den Stalinpreis von 100'000 Rubeln für das Jahr 1941 erhalten, die höchste Auszeichnung, die ein Künstler erreichen konnte.

Aber ich begegnete Olga Lipischinskaja nicht in ihrer Loge im Opernhaus und sie trug keineswegs ihr poetisches Kostüm aus dem «Schwanensee». Der junge Star erwartete mich in einem Zimmer des Sowjet-Informationsbüros. Die Künstlerin

sass ganz amtsmässig an einem Tisch voll mit Notizblocks und Bleistiften. Sie war klein und zart und trug ein blaues Kostüm mit einer weiss-rot karierten Bluse. Ihr Haar war hellbraun und ihr Gesicht kindlich und gut geschminkt. Seit mehreren Jahren hatte die Lipischinskaja sich neben ihrer Arbeit an der Oper tatkräftigst mit den Organisationen der Kommunistischen Jugend befasst. Sie war die Sekretärin des antifaschistischen Jugendkomitees, dem Herr Feodorow Vorstand.

War ich hier, um die Tänzerin zu besuchen oder die Antifaschistin? Ich wusste es nicht ganz genau. Unser Gespräch schwankte zwischen dem Ballett, der Politik und der Kriegsarbeit der Oper. Auf meine Fragen antwortete die Lipischinskaja mit einer ernsten Kleinmädchenstimme. Ich gab meiner Bewunderung Ausdruck, dass sie eich gleichzeitig so vielen grundverschiedenen Tätigkeiten zu widmen vermochte. Aber sie fand das ganz natürlich. Sie erzählte mir, dass sie nicht nur Tänzerin sei und Kämpferin für die Partei, sondern auch Frau und Mutter. Sie sprach von ihrem Mann und von ihrem Kind und auch von ihrem Vater, einem Nationalökonom, der auch von der ersten Stunde an für den Kommunismus gekämpft hatte. Sie fügte hinzu:

«Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, beinahe genau so alt wie das Sowjetregime. Ich bin eine Tochter der Oktoberrevolution. Und ich habe nie etwas anderes gekannt, als den Kampf des russischen Volkes gegen Kapitalismus und Faschismus.»

Ich fragte sie, wie der Krieg sich in Russland auf das Ballett ausgewirkt habe; wie es schien, hatte es beinahe gar nicht gelitten. Die Regierung war der Ansicht, dass die Künstler, die in der UdSSR, tatsächlich eine Sonderstellung einnahmen, ihre Friedentätigkeit aufrecht erhalten müssten. Die Tänzer waren im Allgemeinen nicht mobilisiert worden, da man sie auf der Bühne für nützlicher hielt als an der Front. Einzelne, die sich freiwillig gemeldet hatten, waren zurückberufen worden. In Kuibyschew, in Moskau und in zahlreichen andern Städten waren die Oper und das Ballett immer gut besucht. In den Spitälern und Camps gaben berühmte Künstler Vorstellungen für die Soldaten. Manchmal fanden diese ganz nahe an der Kampflinie in bombardierten Städten statt.

Die Lipischinskaja schien sehr erfreut über meine beabsichtigte Fahrt an die Front. Der Name meiner Mutter Marie

Curie wirkte auf sie wie auf alle gebildeten Frauen, denen ich in Russland begegnete, wie ein Losungswort. Meine russischen Freundinnen schienen weit weniger Wert auf meine journalistische Mission zu legen als auf zwei andere Dinge: vor allem auf die Tatsache, dass ich die Tochter einer Gelehrten war, auf welche die Frauen der ganzen Welt stolz sind, und auf die weitere Tatsache, dass ich zu den Freien Franzosen gehörte, die den Kampf gegen die Deutschen unbeirrt fortsetzten.

Die junge Ballerina konnte mir nicht genug von den Schandtaten der Deutschen in den besetzten Gebieten erzählen. Sie hatte eben erst von einem Guerillakämpfer gehört, der hinter den feindlichen Linien allein weiter gekämpft hatte. Schliesslich wurde er mit seiner Familie von den Nazis gefangen. Nachdem sie seine Mutter und seinen kleinen Sohn erschossen hatten, brachten die Deutschen den «Freischärler» auf den Bahnhof, und dort wurde er nicht nur erschossen, sondern nachher noch «in Stücke zerschnitten». Und damit jeder in der Stadt nur genau sehen konnte, wohin die Guerilla führe, verbot die deutsche Behörde den Bewohnern der Stadt, die Leiche zu beerdigen.

«So sehen die Banditen aus, mit denen wir es zu tun haben», fügte die Lipischinskaja hinzu und ihre Kinderstimme hätte nicht mehr zittern können, wenn der unbekannte russische Patriot ihr eigener Bruder gewesen wäre. Und diese junge Frau war mit der Organisation der «Kriegsarbeit» der russischen Kinder betraut. Ich erkundigte mich, in welcher Weise die russische Jugend ihrem Lande dienen konnte. Die Tänzerin erklärte mir, dass es ganz unnötig gewesen sei, eigene Organisationen zu schaffen, um den russischen Kindern die Möglichkeit zu geben, an der Kriegsarbeit teilzunehmen, da in Russland jeder – er mochte zehn Jahre alt sein oder fünfzig – bereits im Frieden einer Gruppe oder einer Vereinigung angehört. Die halberwachsenen Mädchen und Knaben konnten daher leicht durch die Parteiorganisationen ergriffen werden, die sie dann zum Beispiel dem Roten Kreuz zuteilten. Die jüngeren Kinder wurden «Pioniere», soviel wie russische Pfadfinder. Seit kurzem war unter den Pionieren eine neue begeisterte Bewegung zu beobachten, die den Namen «Timur» auf ihr Banner geschrieben hatte. Die Lipischinskaja fragte mich, ob ich von «Timur» schon gehört habe.

Ich erinnerte mich dunkel, dass der mongolische Eroberer Tamerlan auch unter diesem Namen bekannt war.

«... Nun, der moderne Timur ist etwas ganz anderes», sagte die junge Frau. «Vor einiger Zeit hat es einen Sowjetfilm gegeben, der einen ungeheuren Erfolg hatte. Es war die Geschichte einiger Jungens. Der Held, Timur, ein guter, komischer, mutiger, schlimmer Kerl wurde unter den russischen Kindern zum Nationalhelden. Die Timurbewegung ist eine Organisation junger Kinder, die alle tun, was in ihrer Macht steht, um dem Vaterland und seinen erwachsenen Söhnen zu dienen. Viele halfen als Freiwillige bei der Evakuierung der westlichen Städte mit. Sie arbeiteten als Feldarbeiter überall, wo es an Arbeitskräften mangelte, und wurden auch sonst für leichtere Arbeiten verwendet. Gerade heute habe ich etwas ganz Lustiges von den Timurs in Irkutsk gehört. Nach langen Beratungen über die Frage, womit man den Verwundeten im Spital das grösste Vergnügen bereiten könnte, hatten sie sich für eine gute Mahlzeit entschieden und angefangen wie fieberhaft zu sparen und Geld zu sammeln und jede erreichbare Kopeke zusammenscharren. Zum Schluss konnten sie ein fettes Schwein kaufen, das sie im Triumph in die Spitalküche schleppten. Und die Kinder waren namenlos stolz, als sie hörten, dass die Koteletten und die Schinken den Verwundeten geschmeckt hatten.»

Die berühmte kleine Tänzerin hätte am liebsten noch stundenlang von ihren russischen Kindern erzählt – sie unterbrach sich aber trotzdem, um mich zu fragen, was ich heute abend vorhätte.

Ich war zum Abendessen im Hotel mit einem amerikanischen Journalisten verabredet.

«Ach, das können Sie auf jeden andern Abend verschieben», sagte sie aufgeregt. «Heute ist der letzte Abend des Neujahrsfestes, das für die Kinder von Kuibyschew über acht Tage gedauert hat. Ich werde für die Kinder tanzen. Sie kommen doch, nicht wahr? Versprechen Sie mir, dass Sie kommen! Ich habe nur eine kleine Rolle in dem Theaterstück, aber ich möchte Ihnen so gerne die Kinder zeigen ...»

Ich besuchte das Fest mit Ljuba Mjestion, die ich tags zuvor kennen gelernt hatte. Sie war Leutnant in der Armee und arbeitete im Informationsbüro. Eine kleine, etwas dickliche Frau mit einem frischen Gesicht. Sie mochte etwa fünfunddreissig Jahre alt sein. Sie war eine Offizierstochter und die Frau eines Offiziers und nun war sie auch selbst einer. Ihr Vater hatte im Bürgerkrieg seine Streifen verdient. Ihr Mann, Oberstleut-

nant der Artillerie, war an der Front. Als junges Mädchen hatte sie drei Jahre lang in Grodno studiert und wurde Dolmetsch in mehreren Sprachen. Später kam sie an die Militärakademie in Moskau, wo sie einen dreijährigen Offizierskurs absolviert hatte. Dann war sie in die Armee eingetreten. Auf der linken Seite ihres olivgrünen Rockes trug sie ein Bändchen: das Verdienstabzeichen.

Ljuba Mjeston war voll Begeisterung und Überschwang. Sie lachte gern, und ihre einfache, offene Art machte sie mir so vertraut, als hätte ich sie schon jahrelang gekannt. Sie sprach ausgezeichnet französisch.

Gegen sieben Uhr abends gingen wir zu Fuss zu dem volkstümlichen Klubhaus, wo das Kinderfest stattfand. Kaum hatten wir die Schwelle überschritten, schlugen Lärm und Hitze über uns zusammen. Ein kleiner, schwitzender Mann namens Chargradski, der mir als der «Obmann der Kultursektion des Berufsverbandsrates der UdSSR, vorgestellt wurde, erkämpfte sich durch eine dichte Menge, der er nur bis zu den Ellbogen reichte, den Weg zur Türe, um mich herzlich zu begrüßen. Er erzählte mir, dass in den letzten zehn Tagen im Gebiet von Kuibyschew 40'000 Kinder an den Festen teilgenommen hätten, die seine Organisation für sie veranstaltet hatte. Darunter waren viele evakuierte Kinder aus dem Kriegsgebiet. In dem Klub, in dem wir uns befanden, hatte es täglich eine andere Vorstellung gegeben: das Haus war ständig voll von Mädchen und Knaben unter zwölf Jahren.

Unten im Tanzsaal gab es Militärmusik: zwölf Mann. Musiker der Roten Armee waren gekommen, um den Kindern zum Tanz aufzuspielen. Mitten im Saal stand ein glitzernder Weihnachtsbaum – oder war es ein Neujahrsbaum? Ich wusste, dass der Weihnachtsmann aus Russland verbannt worden war. Man hatte ihn durch den «Vater Winter» ersetzt, der aber aufs Haar genau so aussah wie er. Was lag an dem Namen? Verzückt betrachteten die kleinen Russen die Bilder des Vaters Winter und den blitzenden Schmuck, der an den Tannenzweigen hing. Sie hatten dieselben verklärten Augen wie alle Kinder auf der ganzen Welt, wenn sie vor dem Christbaum stehen.

Die Wände waren mit lustigen Fresken bemalt. Darunter das ungeheure Bild eines väterlich lächelnden Stalins, dem glücklich dreinschauende Kinder einen grossen Blumenstrauss überreichten. An einer andern Stelle war ein kleiner Junge aufgemalt, der fleissig über seinen Schulbüchern sass.

Auf den Treppenstufen standen und sassen die kleinen Gäste dicht gedrängt und lachten und schwatzten. Wir zwängten uns bis zum ersten Stockwerk hinauf, wo in einer zweiten Halle ein zweiter Christbaum mit einem etwas kleineren Orchester bereit stand. Hier waren die kleinsten Kinder, beinahe noch Babys, in dichter Menge beisammen. Ich konnte mich an ihren reizvollen komischen Gesichtchen mit den starken Backenknochen und den lachenden Augen nicht sattsehen; so unsagbar, so unverkennbar russisch sahen sie aus. Auf der bemalten Wand prangte ein Kind im Kindergartenalter, das auf einem Holzpferd ritt und mit einem hölzernen Säbel einen Messerschmitt herunterzustechen versuchte, der hoch am Himmel an einem Hakenkreuz erkenntlich war.

Der Weihnachtsmann – Verzeihung, der Vater Winter! – war selbstverständlich überall. Auf allen Plakaten, Zeichnungen und Wänden. Und noch jemand war da, aber aus Fleisch und Blut, ohne den ein Kinderfest undenkbar schien: die Geschichtenerzählerin. Eine starke, gut aussehende Frau, im Bauernkostüm mit einer bunten Tiara auf dem Kopf und sehr weiten Röcken; sie sass auf der Erde und um sie herum mit offenem Mund die Kinder. Sie erzählte ihnen – vielleicht mit kleinen aktuellen Abänderungen – die gleichen Geschichten, denen die russischen Kinder seit Jahrhunderten lauschten, unter welchem Regime auch immer. Von Zeit zu Zeit lachten alle laut auf. Dann erstarrten die kleinen Gesichter plötzlich wieder und mit leidenschaftlichem Ernst folgten die Kinder der Fortsetzung der spannenden Geschichte.

Von älteren Frauen und Mädchen geführt, umtanzten andere Kinder langsam und täppisch den grossen Baum. Im gleichen Raum stand ein echtes Maschinengewehr, gebrauchsbereit, nur nicht geladen, nehme ich an. Kleine Jungs und kleine Mädchen umdrängten das Wunder und tauschten lebhaft ihre Ansichten darüber aus. Einige versuchten, die Waffe zu bedienen. Sie wollten es auch lernen . . .

Der Lärm im untern Stockwerk wuchs plötzlich derart an, dass ich auch hinunterging. Die Militärmusik spielte fortissimo einen Bauerntanz. Ein etwa achtzehnjähriges Mädchen tanzte mit einem kleinen zwölfjährigen Jungen, um den Anfang zu machen. Und beim Tanzen sang sie. Erst schüchtern, dann mutiger, machten es ihnen die andern Kinder nach. Sie stolperten, drängelten, fielen auch manchmal hin . . . und unterhielten sich königlich. Fast alle waren nett gekleidet, weit

besser als die Erwachsenen. Einzelne trugen Sommerkleidchen aus Kattun. Das einzig Richtige für diesen überheizten Saal.

Die Musik, der Lärm und das Geschrei steigerten sich ständig, bis plötzlich während eines georgischen Tanzes einer der Musiker seine Trompete weglegte und ganz allein um den Weihnachtsbaum herumzutanzten begann. Sofort bildeten die Kinder um ihn einen Kreis und klatschten den Takt dazu, während das Orchester sich selbst überschrie. Auch die Erwachsenen strahlten vor Vergnügen, als sie dem jungen Soldaten zusahen, der mit der Sicherheit und dem Instinkt des geborenen Künstlers seine Sprünge vollführte. Neben mir schrie eine Frau: «Der kommt bestimmt aus Georgien ... Nur ein Georgier kann so tanzen!»

Unter tobendem Beifall endete der Tanz. Das Orchester schwieg und die Türen zum anstossenden Theatersaal sprangen weit auf: das Schauspiel musste gleich beginnen. Wir nahmen unsere reservierten Plätze in der sechsten Reihe ein. Der Saal war bereits dicht besetzt. Ein drittes, mittelmässiges Orchester empfing uns. Auf der Bühne prangte ein riesengrosses Bild Stalins und ein Band mit seinen Worten: «UNSERE SACHE IST GERECHT . . . WIR WERDEN SIEGEN!»

Die Darbietungen – eine Art Revue mit Variete-Programm – waren nicht gerade grossartig, aber die Kinder freuten sich und ich mich mit ihnen. Alle russischen Epochen schienen sich auf der Bühne Rendez-vous gegeben zu haben: das Russland des Mittelalters und das Russland der alten Märchen. Und das alles verschmolz zu einem einzigen Russland: Russland im Kriege. Alle Symbole, die alten ebenso wie die neuen, waren gerade gut genug, um den kleinen Russen zwei Dinge klar zu machen: «Wir sind im Krieg. Wir *müssen* siegen!»

Der Weihnachtsmann – oder der Vater Winter – spielte natürlich auch hier eine grosse Rolle mit seinem roten Mantel, seinen hohen Stiefeln und seinem weissen Bart. Er war einer der energischsten und martialischsten Weihnachtsmänner, die ich je gesehen habe. Singend und schreiend erzählte er dem russischen Bären, was die Guerillas alles geleistet hatten. Dann wandte er sich zum Publikum und überbrachte ihm die brüderlichen Grüsse der Soldaten der Infanterie, der Flieger und der Marine. Dann marschierte Schneewittchen auf, mit einer Roten-Kreuz-Armbinde: es war Krankenpflegerin geworden. Plötzlich wurde, ich weiss nicht warum, ein lebender Fuchs auf der Bühne losgelassen und dann noch eine Turteltaube,

die erst schwer mit den Flügeln schlug, bevor sie sich auf dem schwarzen Klavier niederliess. Das alles leitete nur den Einzug Timurs ein, des Idols der Kinder. Ein junges Mädchen verkörperte ihn: sie trug lange Hosen, eine braune Wollweste, eine rote Krawatte, eine Mütze auf der struppigen roten Perücke und ein weisses Hemd. Plötzlich wurde mir klar, dass Timur eigentlich nichts anderes war als der russische Bruder des amerikanischen Filmstars Micky Rooney.

Timur verkündete uns, dass das Neue Jahr neue Siege gebracht hatte. Dann mischte sich der Vater Winter wieder ein, um uns daran zu erinnern, dass «die Faschisten ausgerottet werden mussten». Ein Tank aus Pappe rollte auf die Bühne, gelenkt vom Neuen Jahr in Person: das Neue Jahr war ein achtjähriges Kind in weisser Fliegeruniform, auf der Mütze den roten Sowjetstern. Mit schriller, dünner Stimme prophezeite auch das Neue Jahr weitere Siege der Roten Armee. Während es sprach, wurde ein Weihnachtsbaum an die Rampe getragen. Im Scheinwerferlicht blitzte und funkte der Christbaumschmuck und langsam fiel künstlicher Schnee. Nun erschien ein grosser, dicker Sänger und sang das «Lied des Genossen Stalin».

Nun musste etwas ganz Besonderes kommen, denn alle klatschten wie toll: die Lipischinskaja trat auf. Und die Kinder schienen sie gut zu kennen. Sie trug eine kurze, leichte, weisse Tunika und im Haar eine leuchtend rote Blume. Vor diesen Kindern wurde sie selbst zum glücklichen Kind. Für eine Primaballerina war diese Bühne nicht besonders geeignet: Der Boden war rau, die Scheinwerfer schlecht bedient und der dicke Pianist spielte entsetzlich schlecht. Aber das machte der Lipischinskaja gar nichts. Sie streckte ihrem Partner die Arme entgegen ... er trug die typische schwarze Samthose und das weisse Hemd – und begann erst eine Polka von Chopin zu tanzen und dann einen Walzer. Ihre Beine und ihre Füsse beschrieben die kühnsten Arabesken. Sie vollführte die schwersten Pas mit einem verzückten Lächeln, als ob es gar nichts wäre, als wollte sie noch höher springen, noch schneller umherwirbeln ... Eine vollendete Virtuosa: die verkörperte Jugend.

Die Ovationen nahmen kein Ende. Ich ging hinter die Bühne in die Garderobe der Primaballerina und sagte zu dem jungen Wesen in der kurzen weissen Tunika:

«Frau Sekretärin des antifaschistischen Jugendkomitees, ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen!»

Dann knöpfte ich meinen Pelz wieder bis zum Halse zu. Luba Mjeston schlüpfte in ihren Offiziersmantel und setzte ihre Pelzmütze mit dem roten Emailstern auf. Wir hatten keinen Wagen und kehrten zu Fuss ins Hotel zurück. Quer über den Hauptplatz mit dem von Scheinwerferlicht hell beleuchteten Standbild Lenins. Dann begannen wir Pläne zu schmieden, denn wir wussten, dass wir von heute an viel beisammen sein würden. Der Volksvizekommissar Losowsky vom Auswärtigen Amt hatte beschlossen, mich von der Herde der übrigen Kriegskorrespondenten zu trennen. Ich war frei. Für meine russische Reise war ein ganz selbständiges Programm vorgesehen. Leutnant Mjeston sollte mich während meines ganzen Aufenthaltes begleiten und schon am nächsten Morgen sassen wir beide im Flugzeug nach Moskau.

IX. Kapitel

DER FEIND STAND VOR MOSKAU

Am 12. Januar, um sieben Uhr morgens brachte uns ein Auto auf den Flugplatz von Kuibyschew. Der kaum neunzehnjährige Chauffeur kannte sich nicht genau aus; einige Kilometer hinter der Stadt verirrten wir uns in einem der lebhaften Fabriksviertel. Wir kamen an langen Reihen monotoner Neubauten vorbei. Arbeiterhäuser, von denen jedes drei bis vier Familien fasste. Auf den schneebedeckten Strassen wimmelte es von Menschen. Es war gerade Schichtwechsel: Hunderte von Männern und Frauen wanderten in die Fabriken. Die Arbeiter, die weit abseits wohnten, wurden von grossen, altmodischen Autobussen abgeholt.

Wenn man in Russland Auto fahren will, dann braucht man vor allem eine Schaufel. Mehrmals glitt unser Wagen auf der vereisten Strasse zur Seite und blieb in einem weichen Schneehaufen stecken. Dann musste der Chauffeur aussteigen und die Räder freischaufeln, worauf wir, Ljuba und ich, von hinten schoben, während er frisch zu starten versuchte.

Schliesslich erreichten wir eine gerade Strasse, auf der viele Militärlastautos verkehrten und glaubten, aufatmen zu dürfen. Dem war aber nicht so. Um einem Hunde auszuweichen, den

wir beinahe überfahren hätten, machte der Chauffeur eine jähe Wendung. Der Wagen rutschte ab, drehte sich um und steckte wieder tief in einem Schneehaufen am Strassenrand. Diesmal mussten wir eine halbe Stunde arbeiten, um loszukommen. Als wir den Flugplatz erreichten, wurden die Motoren unseres Flugzeuges bereits angewärmt. Es war der kälteste Tag, den ich bisher in Russland erlebt hatte. Ich trug meine Tasche bis zum Flugzeug und schon war mein Gesicht erfroren und waren meine Hände klamm. Wir flogen ab und schwebten lange in geringer Höhe über der ungeheuren weissen Ebene.

Unsere Maschine war eine Douglas sowjetrussischer Konstruktion, ein militärisches Transportflugzeug und etwas ganz anderes als das Passagierflugzeug, das mich aus Teheran nach Kuibyschew gebracht hatte. Alles war den Bedürfnissen des Krieges angepasst und genau berechnet, um das Gewicht möglichst zu verringern. Wir sassen auf einem leichten Metallbänkchen mit dem Rücken zum Fenster. Unser Gepäck war in dem restlichen freien Raum untergebracht. Genau in der Mitte des Flugzeuges hatte man aus rohen Brettern eine Art Plattform konstruiert, 40 Zentimeter im Quadrat und zwei Stufen hoch. Auf diesem improvisierten Piedestal stand ein Mann mit einem Maschinengewehr. Ein verglastes Türmchen gestattete ihm die Beobachtung des Himmels über uns und die Beschiessung eines eventuellen Angreifers. Sein Maschinengewehr war nach allen Seiten verstellbar. Während der ganzen vierstündigen Reise sollte der Soldat, der ungeheure hohe Pelzstiefel anhatte, seinen Posten nicht verlassen und auch nicht eine Sekunde lang aufhören, den leeren Himmel abzusuchen.

Das Glastürmchen und das Maschinengewehr waren sichtlich erst kürzlich eingebaut worden. Um sie unterzubringen, hatte man ein grosses Loch in den Rumpf des Flugzeugs schneiden müssen und die schlecht verlötete Blechdecke bot einen nur schwachen Schutz gegen die Kälte und den furchtbaren Lärm. Wir flogen sanft über verschneite Wälder und endlose Felder. Jeder bekämpfte die zunehmende Kälte auf seine Art. Wir waren unser fünfzehn, meist russische Offiziere, Ljuba und ich als einzige Frauen und ich als einzige Fremde. Nach einiger Zeit begannen zwei Passagiere – Zivilisten – auf dem winzigen freien Platz im Flugzeug auf und ab zu gehen, um sich zu erwärmen – genau wie auf der Strasse. Der Pilot

beachtete es gar nicht. Inzwischen hüllten wir andern uns in sämtliche verfügbaren Decken und Mäntel. Ich wollte anfangs nicht eingestehen, wie kalt mir war, aber bald merkte ich zu meinem ungeheuren Erstaunen, dass die Russen ebenso froren wie ich. Worauf ich meinen Ehrgeiz aufgab und ehrlich vor Kälte zitterte.

Unser Metallsitz war kalt. Die milchig gefrorene Fensterscheibe war kalt. Kaum machten wir den Mund auf, um etwas zu sagen, waren unsere Zähne kalt. Mir gegenüber sass ein älterer Offizier in einem braunen Ledermantel. Sein Gesicht wurde nach und nach ganz grün. Ich sah, wie seine Zähne zusammenschlugen und er von Kopf bis Fuss fröstelte. Ein anderer Offizier, der auf einer Bank zusammengerollt lag, versuchte zu schlafen, um über die Kälte hinwegzukommen. Ljuba Mjestons rundes Gesicht verschwand beinahe zwischen ihrer Pelzmütze und dem Kragen ihres langen, herrlichen Offiziersmantels aus weissem Lammfell – die haarige Seite nach innen – in dem sie aussah wie ein riesiger Teddybär. Aber trotzdem diese Leute alle halb erfroren waren, hatten sie doch noch die Energie, über mich und meine seltsame Kostümierung zu lachen. Kein Wunder! Ich hatte lange wollene Handschuhe an, eine Unzahl von Socken und Sweatern, pelzgefütterte Schuhe, einen ebensolchen Mantel und über all dem noch meine persische Pustine aus gelbem Leder, deren Fellfutter nicht einmal mehr schlecht roch, so kalt w*ar es.

Wir landeten auf dem Moskauer Flugplatz, aber die Sonne erwärmte uns nicht. Ich unterschied mehrere Militärflugzeuge russischer Konstruktion – Transportflugzeuge, Bomber und Jagdflugzeuge. Während wir unser Gepäck über das Schneefeld zu dem wartenden Auto trugen, landete neben uns ein Flugzeug des Roten Kreuzes, das von der Front kam und von einer Ambulanz erwartet wurde. Es war eines jener leichten Sanitätsflugzeuge, die immer nur zwei Verwundete auf einmal zu transportieren vermögen. Plötzlich war der Krieg ganz dicht an mich herangekommen. Mit einemmal fühlte ich die ganze furchtbare Wirklichkeit der Leiden dieser Männer, die so nahe von uns einen erbitterten Kampf nicht nur gegen den Feind, sondern auch gegen den Winter kämpften.

Wir fuhren durch die Stadt. Die Strassen waren ungewöhnlich breit, die Gehsteige hingegen überraschend schmal. Umgekehrt wäre es eigentlich besser gewesen: denn weit mehr Menschen gingen zu Fuss und eine dunkle, eilige Menge drängte

durch die Strassen, auf denen man nur sehr spärlichen Autos und Strassenbahnen begegnete. Ljuba konnte sich vor Freude nicht fassen. Ihre Augen waren überall zugleich. Sie war in Moskau zu Hause und hatte es seit der Evakuierung ihres Informationsbüros nach Kuibyschew nicht wiedergesehen. Dieser Ausflug mit mir brachte sie in ihre geliebte Stadt zurück. Sie seufzte laut auf vor lauter Glückseligkeit.

«Ich werde meine Wohnung Wiedersehen. Ob sie wohl gebombt worden ist? Und wer weiss, wenn ich Glück habe, begegne ich vielleicht meinem Mann! Sein Regiment ist an der Front, gar nicht weit von hier. Ja, und an die Bahn muss ich auch gehen! Habe ich Ihnen erzählt, dass bei Ausbruch des Krieges alle meine Zivilkleider verloren gegangen sind? Ich hatte sie in einen Koffer gepackt und am Bahnhof in der Garderobe eingestellt. Und in dem allgemeinen Tohuwabohu ist der Koffer verschwunden. Das ist schrecklich, denn Kleider sind bei uns unersetzbar. Mir bleibt nichts als meine Uniform. Und mein Mann sieht mich nicht gerne als Soldat, er hat mich in Zivilkleidern viel lieber.»

Wir kamen zum «Moskwa»-Hotel, einem modernen zwölfstöckigen Gebäude, mit Hunderten und Aberhunderten von Zimmern. Jetzt aber hatte es etwas von der feierlichen Düsterei einer Totenstadt. Aus ökonomischen Gründen war der Strom- und Kohlenverbrauch auf ein Minimum herabgedrückt worden: die Gänge waren dunkel und eisig kalt und die Zimmer nur mässig geheizt. Immerhin, mit dem Grand Hotel von Kuibyschew verglichen, war es der Gipfelpunkt des Komforts: ich durfte sogar auf ein heisses Bad hoffen.

Das Hotel war überfüllt. Wir bekamen ein Zimmer mit zwei Betten, ein Badezimmer und einen recht überflüssigen Salon mit einem Klavier, das vor Alter verstummt war. Es kostete achtzig Rubel täglich, das sind etwa 16 Dollar nach dem offiziellen Kurs. Für den nächsten Tag versprach man uns zwei billigere Einzelzimmer. Der Angestellte im Empfangsbüro sass im Mantel an seinem schlechtbeleuchteten Schreibtisch, zitterte aber trotzdem vor Kälte.

Während ich mein Bad nahm, erledigte Ljuba einige Telefongespräche. Dann überliess ich ihr das Badezimmer und ging in den Speisesaal hinunter, um etwas zu essen. Es war auch hier sehr kalt. Endlich entdeckte ich einen leeren Platz: fast alle Tische waren von Offizieren besetzt. Ich gab dem Kellner durch Gesten zu verstehen, dass ich dasselbe essen

wolle wie die Offiziere am Nebentisch, nämlich gehacktes Beefsteak. Dann wartete ich . . . Aber nichts ereignete sich . . . absolut nichts. Schliesslich ging ich wieder auf mein Zimmer zurück: ich sagte mir, dass es besser sei, statt mit hungrigem Magen im zugigen Speisesaal zu frieren, oben im warmen Zimmer hungrig zu sein. Nach einer Weile rettete mich Konstantin Oumansky, der frühere russische Gesandte in Washington, jetzt Leiter der Tass-Agentur, der ebenfalls im «Moskwa» wohnte. Wir begleiteten ihn in sein Appartement, wo er uns, während wir einander eine Menge zu erzählen hatten, ein Abendessen servieren liess. Oumansky borgte mir auch einen dicken Wollschal, den er in den Vereinigten Staaten gekauft haben dürfte und der mir helfen sollte, «den russischen Winter zu überleben», wie er sich ausdrückte.

Wir kehrten in unser Zimmer zurück, das die spärliche Beleuchtung nur noch düsterer machte. Das war der Augenblick, den Ljuba für eine spöttische kleine Moralpredigt benützte:

«Sie scheinen das alles ja ganz selbstverständlich zu finden!» sagte sie.

Verblüfft fragte ich, was sie mit «das alles» meine.

«Nun . . . alles. Dass wir in Moskau sind. Dass Sie allein reisen dürfen und nicht mit der Zeitungskarawane. Und die Aussicht an die Front zu kommen und mehr zu sehen, als je ein ausländischer Journalist, Diplomat oder militärischer Beobachter zu sehen bekommen hat. Und schliesslich auch die Erlaubnis, im «Moskwa» wohnen zu dürfen.»

«Ist denn das eine besondere Bevorzugung?»

«Gewiss. Denn im «Moskwa» dürfen sonst nur Russen wohnen. Zu Beginn des Krieges, als die Ausländskorrespondenten noch in Moskau waren, wohnten und assen fast alle im Hotel «Metropol». Und wurden besonders gut verköstigt: sie hatten Butter, Fleisch, Eier, mit einem Wort: alles. Auch die Zensur war im Hotel «Metropol» untergebracht, so dass die Reporter ihre Artikel gleich visieren lassen konnten, ohne das Hotel verlassen zu müssen. Die Interpreten und die Beamten des Intourist wohnten ebenfalls im «Metropol». Aber seit der Evakuierung im vergangenen Herbst mussten alle weg: die ausländischen Korrespondenten, die Diplomaten, die Zensur und die Dolmetscher . . . Sie waren wütend und haben kein Hehl daraus gemacht . . . Ich glaube, dass Sie heute die einzige Ausländerin in Moskau sind, abgesehen von den Militärmissionen und einigen wenigen Persönlichkeiten. Nächste Woche

wird das wieder anders werden. Sobald Ihre Kollegen von der Auslandspresse nach Moskau zurückkommen, wird das «Metropol» für Sie alle wieder bereit stehen. Und Sie können wieder ein normales Leben führen.»

«Sie meinen ein abnormales Leben! Gut essen zum Beispiel, während die Russen schlecht essen. Und nur mit amerikanischen und englischen Freunden Zusammenkommen, statt mit Russen.»

«Gewiss – man kann es auch so sehen ...»

«Wenn ich recht verstehe, so werde ich augenblicklich genau so behandelt wie jeder andere, wie zum Beispiel die Offiziere auf Urlaub, die ich unten im Speisesaal gesehen habe? Also werde ich wenigstens jetzt genau so behandelt und genau so gefüttert wie jeder andere?»

«Ja, mit dem einzigen Unterschied, dass die russischen Gäste über einen grösseren Wortschatz verfügen und sich mit den Kellnern energischer auseinandersetzen können.»

Wir mussten beide herzlich lachen. Mein Verhältnis zu Leutnant Ljuba war ausgesprochen komisch. Sie hatte den Auftrag, mir zu helfen, mich in Russland zurechtzufinden und mir als Dolmetsch zu dienen; aber sie sollte mich gleichzeitig ein wenig überwachen und mir in ihrem überzeugenden Französisch kleine Moralpauken halten. Das alles wusste ich, und sie wusste, dass ich es wusste. Aber sie erfüllte ihre Aufgabe mit ehrlicher Begeisterung, so stolz war sie, mir zeigen zu dürfen, was ihr Land im Kriege leistete. Sie war mir sehr sympathisch, und ich glaube, sie hatte mich auch gern. Der Gedanke, an die Front zu dürfen, begeisterte sie. Seit der Invasion hatte sie ihr Büro nicht verlassen und zum erstenmal bot sich ihr die Gelegenheit, den Krieg aus der Nähe zu sehen. Wir nannten einander bereits beim Vornamen: Ljuba und Eve! Es war eine ausgezeichnete Propagandaidee von Herrn Losowsky, mir diese prachtvolle Frau für die Zeit meines Aufenthaltes in Russland zur Begleitung zu geben.

Dienstag, den 13. Januar übersiedelte ich in ein kleineres und verhältnismässig gut geheiztes Zimmer im zehnten Stock. Ljuba wohnte am entgegengesetzten Ende des gleichen Korridors. Sobald wir ausgepackt hatten, gingen wir in die Stadt. Das Thermometer zeigte 32 Grad Fahrenheit unter Null, und ich zog drei Paar Wollstrümpfe an, zwei Paar Socken, zwei Pullover, zwei Paar Handschuhe und meine beiden Mäntel immer eines über das andere.

Vom «Moskwa»-Hotel war es überallhin nahe: zu den verlassenen Gesandtschaften, zu dem grossen roten Ziegelbau des historischen Museums und zum Roten Platz. Als echte Touristin wollte ich zuerst den Roten Platz und den Kreml sehen. Als ich auf dem Trottoir des Roten Platzes stand, hatte ich das ganz starke Gefühl, mich im Herzen Russlands zu befinden, nicht nur des heutigen, sondern aller Zeiten. Mir gegenüber erhob sich das Mausoleum Lenins, eine moderne siebenstufige Pyramide aus schwarzem und rotem Marmor. Und darüber ragten die Türme und Kuppeln des Kremls, umgeben von seiner dicken barbarischen Mauer. Und links von mir stand die seltsame, kleine St. Basiliuskirche, dieses ganz ungewöhnliche, entzückende Bauwerk mit seinen verschieden hohen Kuppeln in allen Farben des Regenbogens.

Zu meiner Verblüffung stellte ich fest, dass die Russen nicht davor zurückgeschreckt waren, sogar den Kreml zu tarnen. Die Rote Mauer und die historischen Bauten, die sie umschliesst, waren vom Tarnungsdienst nicht anders behandelt worden, als jede kriegswichtige Fabrik und jeder Hangar. Überall die gleichen braunen und grünen Flecken und selbst die goldenen Kuppeln der Kirchen waren dick angestrichen worden, um nicht durch ihren Glanz die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen. Diese Kirchen waren auch jetzt wie eh und je von christlichen Kreuzen gekrönt, die gen Himmel wiesen. Aber die dicken Türme, die an den Ecken der Mauer Wache standen, trugen an ihren Spitzen ungeheure, aus blitzenden Granaten gefügte Sterne.

St. Basilius war geschlossen und das Mausoleum Lenins ebenfalls. Das Monument wirkte vollkommen verlassen: wahrscheinlich hatte man aus Sicherheitsgründen Lenins sterbliche Überreste in eine andere Stadt überführt. Was lag schliesslich daran, wo das Idol sich augenblicklich befand? Wichtig war nur, dass Lenins Nachfolger, der lebende Führer der UdSSR., den Kreml nicht eine Stunde verlassen hatte, auch nicht in Augenblicken höchster Gefahr. In Moskau wurde mir von neuem klar, was in entscheidenden Augenblicken die Haltung seines Führers für die Stimmung eines Landes bedeutet. Leute aller Klassen: Arbeiter, Beamte, Kellner, Intellektuelle, Künstler und Soldaten mit denen ich in Moskau sprechen sollte, sagten alle das gleiche, wenn vom Einbruch der Deutschen im Jahre 1941 die Rede war: «Viele Leute haben die Stadt verlassen. Viele hohe Beamte und sonstige Person -

lichkeiten. Aber Stalin ist geblieben. Er hat uns nie verlassen, er hat nie an einen Fall Moskaus geglaubt. Und das Bewusstsein, dass er da war – hier, bei uns –, das hat uns genügt...»

Vom Roten Platz gingen wir in das belebteste Geschäftsviertel der Stadt. Der Feind, der sich Moskau bis auf 50 Kilometer genähert hatte, war nun etwa 130 Kilometer entfernt. Die aufs höchste gefährdete Stadt war wiederholt bombardiert worden. Ich hatte den Blitzkrieg in London mitgemacht und wusste wie eine gebombte Stadt aussieht. Darum war ich auch hier auf lauter zerstörte Häuser gefasst. Aber ich musste sehr lange wandern, bevor ich eines entdeckte. Mit London verglichen, schien mir Moskau beinahe unberührt. Überall sah ich geschäftige Menschen und normal funktionierende Strassenbahnen und Wagen. Erst nach längerer Zeit wurde ich der Veränderungen gewahr, die der Krieg mit sich gebracht hatte: der Verkehr war beinahe auf die Hälfte zurückgegangen und es gab keine Autobusse. Die Einwohnerzahl der Stadt, so wurde mir gesagt, zählte augenblicklich 2'200'000 Menschen gegen vier Millionen im Frieden. In mehreren grossen Wohngebäuden standen ganze Stockwerke leer. Ein Teil der Bewohner war evakuiert worden, und die andern hatte man, um Kohle zu sparen, darum ersucht in die unteren Stockwerke zu ziehen.

Die Geschäfte hielten alle Fensterläden geschlossen. Das gab den Strassen etwas Totes, Feiertägliches, Trauermässiges. Aber tatsächlich waren die meisten Geschäfte geöffnet, nur merkte man es von der Strasse aus nicht. Die Schaufenster waren mit Holz verschalt, erstens der Verdunkelung wegen und auch um sie gegen Schrapnellsplitter zu schützen.

Am leichtesten waren die Lebensmittelgeschäfte zu erkennen, denn hier standen die Leute auf dem Trottoir Schlange. In den grösseren Geschäften warteten die Käufer im Innern: entweder im Hausflur oder zwischen den Ladentischen. Ich ging eine ganze Strasse entlang in jedes einzelne Geschäft, um zu sehen, was überhaupt zu haben war. Mittels Lebensmittelkarten konnte man Brot kaufen, Mehl, mehrere Arten «Kascha», getrocknete Erbsen und Zucker. Die Leute in Moskau hatten auch noch ein Anrecht auf kleine Quantitäten Butter und öl, und an den Fettschaltern war das Gedränge besonders gross. Ein Plakatklärte die Leute über das Quantum auf, zu dem jeder Abschnitt sie berechnigte. Die Handarbeiter, Büroangestellten, Kinder und «Anhang» bekamen ganz verschiedene Rationen: die grösste war selbstverständ-

lich den Handarbeitern vorbehalten. Die Mindestration Brot täglich betrug 400 Gramm, aber die Schwerarbeiter hatten ein Anrecht auf 800. Das einzige, woran Russland noch nicht knapp war, war Brot. Tatsächlich bekam jeder die Mindestration von 400 Gramm, sogar die Gefangenen in den Arbeitslagern.

Die Käufer in den Geschäften waren meist Frauen. Ich rechnete mir aus, dass sie mindestens ein bis zwei Stunden täglich in der eisigen Kälte der Strasse warten mussten – manchmal noch länger – um ihre Rationen zu beziehen. Eine schreckliche Zugabe zu ihrem sonstigen Leid und ihrer schweren Arbeit! Trotzdem zeigte keine auch nur die geringste Ungeduld! Warten schien mit zu den selbstverständlichen Opfern zu gehören, die man in Kriegszeiten zu bringen hatte.

Ich kam zufällig auch in ein Restaurant. Oder besser gesagt, eine Volksküche. Die Gäste waren meist Arbeiter und Beamte, die aus irgendeinem Grunde nicht in der Fabrik oder im Büro assen, in dem sie beschäftigt waren. Auch hier warteten die Leute lange in einem schlecht gelüfteten überfüllten Raum, in dem es nach Kohl roch.

Zur Abwechslung gingen wir auch in einen Laden, wo viel zu haben war, aber nur wenige Leute einkauften. Hier konnte man alle möglichen nicht lebenswichtigen Dinge bekommen: Kinderspielzeug, Grammophonplatten, Radios, verschiedene elektrische Apparate, Bücher, Landkarten, Lampenschirme, Krawatten, alle Arten Knöpfe, lauter Gegenstände, ohne die man gut auskommen konnte. Auch kosmetische Artikel russischer Fabrikation waren zu haben: meist Lippenstifte und Creme. Ljuba suchte einige Bücher für ihre Stieftochter aus (ihr Mann war Witwer gewesen und hatte eine kleine Tochter mit in die Ehe gebracht), dann wollte sie noch Puder auftreiben, aber vergebens. Sie zog ein enttäuschtes Gesicht, dann zuckte sie die Achseln: «Hols der Kuckuck! Wenn wir den Krieg gewonnen haben, werden wir uns schon wieder schön machen.»

Es wurde dunkel. Diese Besuche in den verschiedenen Läden hatten uns sehr aufgehalten und auch mein langes Studium der Karikaturen und Plakate in den Schaufenstern der Tass-Agentur. Sie waren ausserordentlich eindrucksvoll und witzig, und aus allen sprach die gleiche wütende Angriffslust. Wir fuhren mit der Untergrundbahn zurück, der berühmten Moskauer «Metro», die von 1935 bis 1938 erbaut worden war und als die «schönste der Welt» galt. Es war nicht übertrieben.

Wir wollten direkt ins Hotel zurück, aber dann schlugen wir doch lieber eine raffiniert komplizierte Route ein, damit ich die individuelle Marmorausstattung jeder einzelnen Station bewundern konnte. Das Fehlen jeglicher Reklameplakate und Aufschriften, bis auf die wenigen Verhaltensmassregeln bei Luftangriffen und für erste Hilfe, gab der Moskauer Metro etwas ausserordentlich Vornehmes.

In einer unterirdischen Halle, wo der Verkehr besonders dicht war, kamen wir zu einer Ausstellung, die unter dem Motto «Heldentum und militärische Tugenden der russischen Soldaten im Laufe der Geschichte» eine Sammlung von Portraits und Stichen zeigte, die geschmackvoll an den Wänden angeordnet, von Tolstoi-Zitaten aus «Krieg und Frieden» kommentiert waren, welche den Mut des russischen Soldaten und seine traditionelle Todesverachtung zum Gegenstände hatten. Die meisten alten Stiche waren Bilder des Rückzugs der «Grande Armee». Mehrere Portraits des Generals Kutusow waren da, in den verschnürten Uniformen seiner Zeit, und Stiche, welche den Nationalhelden von 1812, von seinem Generalstab umgeben, zeigten. Dicht daneben als Gegenstücke die neuesten Aufnahmen der Soldaten und Offiziere der Roten Armee auf den Schlachtfeldern von 1942.

In der überfüllten Metro von Moskau sollte ich die russische Volksmenge kennen lernen, wenn sie in Eile ist. Die Leute waren gutmütig, aber stiessen und drängten energisch. Man bekam Füsse, Knie und Ellenbogen zu spüren und wehrte sich mit den gleichen Waffen. Keiner hatte etwas dagegen einzuwenden, denn es war die klassische Methode in einen Waggon hineinzukommen und wieder heraus . . . Nur bei Luftangriffen, so wurde mir gesagt, bekam die gute Erziehung wieder die Oberhand. Zu Tausenden begaben sich dann die Moskauer musterhaft diszipliniert in die Metro hinunter, die als Luftschutzkeller diente und die verteufelt wilden Kinder, die einen tagsüber in der Untergrundbahn nicht in Ruhe liessen, schliefen nun brav auf eigens für sie vorbereiteten Feldbetten oder Stühlen ein.

Ich betrachtete aufmerksam die Kleider der Leute auf der Strasse, in der Metro und in den Läden – und die Leute revanchierten sich, in dem sie beim Anblick meiner spitzen Kapuze hell auf lachten. Niemand hatte neue Sachen an, aber trotzdem wirkte die Menge nicht ausgesprochen schäbig. Männer, Frauen und Kinder trugen formlose Mäntel in stumpfen Farben.

Meist waren diese Mäntel dick, in gutem Zustand und genügend warm. Die Russen schienen genau wie bei den Lebensmitteln, auch was die Kleidung betraf, das absolute Minimum zu empfangen: nicht mehr und nicht weniger.

Ich sollte erst einen richtigen Begriff von der Güterknappheit in Russland bekommen – soweit es sich um Zivilisten handelte – als ich den Wunsch aussprach, mir ein Paar Walenki zu kaufen, jene Filzschuhe, wie sie im Winter in Russland jeder trug. Da ich nicht wusste, ob sie leicht zu haben waren oder nicht, wollte ich «ein Paar kaufen oder mir für die Dauer meines Aufenthaltes ausborgen». Liuba antwortete ausweichend und verlegen. Da hatte ich also wieder einmal eine grosse Taktlosigkeit begangen . . . Aber sie sagte nur ganz sanft, dass sie nicht glaube, dass so etwas möglich sei. Selbstverständlich liess ich den Gegenstand sofort fallen. Der Kommissar für auswärtige Angelegenheiten hatte wohl die Macht, mich per Flugzeug nach Moskau zu schicken, mich im «Moskwa» einzuquartieren und mir eine Erlaubnis zu verschaffen, die Front zu besuchen; aber ein Paar Walenki konnte er in der Hauptstadt der UdSSR, nicht für mich finden; soweit reichte seine Macht nicht. Dazu hätte man sie jemandem andern von den Füssen ziehen müssen.

Ich musste also weiter tragen, was ich hatte: drei bis sieben Paar wollene Socken übereinander, in den Lammfellüberschuhen, die ich aus New York mitgebracht hatte. Die Folge war, dass ich sehr bald alle meine Strümpfe und alle meine Socken durchgewetzt hatte und kein ganzes Paar mehr besass. Und da beging ich nun den zweiten ungeheuren Taktfehler. Ich sagte zu Ljuba Mjeston:

«Denken Sie – ich habe vergessen, Stopfwolle mitzunehmen. Glauben Sie, dass ich irgendwo einen Knäuel bekommen könnte?»

«Wolle?!» schrie sie auf, als hätte ich von einem fünfzig - karätigen Diamanten gesprochen. «Wollet Die finden Sie in ganz Moskau nicht. Schade ums Suchen. Wieviel brauchen Sie denn?»

Und schon war ich wieder ganz klein und weit entfernt von der phantastischen Idee, einen Knäuel Wolle besitzen zu wollen. Schüchtern sagte ich, dass schon ein Meter, ja sogar ein halber Meter Stopfwolle mir einen grossen Dienst leisten würde.

«Ein halber Meter...», sagte Ljuba nachdenklich ... «Warten Sie . . . Ich habe *vielleicht* irgendwo in meiner Wohnung noch ein Endchen Wolle. Ich muss einmal in den Schubfächern

nachsehen. Aber ich glaube, es ist 7?osa-Wolle. Glauben Sie das würde zu ihren beigefarbenen Socken passen?»

Sehr gut sogar . . . Aber ich lehnte Ljubas Opfer energisch ab: ihr letztes Stückchen Wolle! Das konnte ich unmöglich annehmen. Nichtsdestoweniger und trotz meines heftigen Protestes ging sie in ihre Wohnung. Als sie zurückkam, sprach tiefe Enttäuschung aus ihrem freundlichen Gesicht, und sie sagte bedauernd:

«Denken Sie nur, ich konnte die Rosa-Wolle nicht finden . . . Ich bin ganz verzweifelt ...»

Mittwoch, den 14. Januar machte ich mit ihr und einem Oberst namens Boltin, der meine Expeditionen an die Front in die Wege zu leiten hatte, eine Rundfahrt durch Moskau und Umgebung. Ein sehr höflicher Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, in einer herrlichen Uniform und mit einem Zwicker auf der Nase. Er schien mir ein wenig anders als die Offiziere und Parteimänner, die ich bis jetzt gesehen hatte: er lächelte ständig und erhob nie seine Stimme, um irgend eine konventionelle Phrase abzuhaspeln. Er sprach französisch mit einem Akzent, der mehr österreichisch klang als russisch und hatte eine reizende Art sich einer verfeinerten Ausdrucksweise zu befleißigen, wenn er mir kleine, bedeutungslose Auskünfte gab. Seine linguistischen Bemühungen waren so gross, dass seine Kraft für Propagandavorträge nicht reichte. Oder er war auch zu klug, um sie mir halten zu wollen. Er war zufrieden, wenn er merkte, dass ich das, was er mir mit seiner angenehmen, ruhigen Stimme klarzumachen versucht hatte, auch wirklich verstand.

Der Wagen – eine breite, in Russland gebaute Limousine – führte uns durch mehrere jener unendlich breiten Moskauer Strassen (wie die Gorkistrasse zum Beispiel), welche erst in den letzten Jahren verbreitert worden waren und Moskau einen halb mittelalterlichen, halb modernen Anstrich gaben: auf einer Strassenseite, die beinahe unberührt geblieben war, konnte ich noch alte Gebäude aus der Zarenzeit sehen. Auf der andern, demolierten Seite war man mit den neuerbauten modernen Sowjetgebäuden um fünfzehn bis zwanzig Meter zurückgerückt. Ich fragte mich:

«Welche der beiden Seiten ist vorzuziehen? Das wunderschöne Rote Haus, das der berühmte Architekt Kasakow in alter Zeit erbaut hatte, rosarot und weiss, mit schlanken Säulen und hohen Arkaden – der englische Klub (jetzt das

Museum der Revolution), ebenfalls rosarot und weiss – die altmodischen Theater – das unsagbar vornehme Palais des Grafen Orlow – der wuchtige rote Kreml – und die byzantinischen Kirchen mit ihren farbigen Zwiebdächern – oder der nackte Marmor des Lenin-Instituts – die prachtvollen schwarzen Marmorkolonnaden der Lenin-Bibliothek mit ihren 14 Millionen Bänden, das sternförmig gebaute ungeheure Theater der Roten Armee und alle die andern riesenhaften Bauten der Sowjetarchitektur?

Aber die beiden Russen, die mir voll Stolz ihre Hauptstadt zeigten, dachten darüber nicht nach. Sie genossen den Kontrast zwischen dem Neuen und Alten, vergötterten alles, was zu Moskau gehörte und umfassten das Erbe alter Zeiten und die Kühnheit der Gegenwart, das Zivilisierte und das Barbarische, das Raffiniert-Zarte und das Kolossal-Gewaltige mit der gleichen, heissen Liebe.

«Leningrad ist eine europäische Stadt, aber in Moskau spürt man Asien», sagte der Oberst. «Seit dem XII. Jahrhundert ist unsere Hauptstadt um ihr befestigtes Zentrum herum unausgesetzt gewachsen, ohne anderen Plan, als die Rücksicht auf die Verteidigungsmöglichkeit. Darum ist die Umwandlung Moskaus in eine moderne Stadt so überaus schwierig. Die Stadt hat keine fest umrissene Form. Für die Modernisierung Moskaus waren zehn Jahre Arbeit vorgesehen, die vom Krieg unterbrochen wurde. Es bleibt uns noch viel zu tun übrig, vor allem der Bau des riesigen Sowjetpalastes.»

Wir bogen nach links in die Sadowajastrasse, welche das ganze Stadtzentrum einschliesst. Vor gar nicht so langer Zeit, als noch die Belagerung Moskaus gedroht hatte, war von seinen Bewohnern die Einzelverteidigung jedes Hauses vorbereitet worden. Wir kamen an einer Antitankbarriere nach der andern vorbei. Komplizierte Barrikaden aus Holzpfählern und Sandsäcken, kombiniert mit Stacheldraht und hunderten eiserner Spiesse erwarteten die Deutschen noch immer. Man sah deutlich die Schiesscharten, aus denen russische Maschinengewehre und Gewehre auf die Nazis geschossen hätten, wenn sie wirklich gekommen wären; mehrere dieser Barrikaden waren erst in letzter Stunde errichtet worden, zurzeit als die Deutschen bereits Smolensk passiert hatten und Moskau in unmittelbarer Gefahr schien.

Und doch war Moskau frei gebeben und diese Freiheit bedeutete an sich einen herrlichen Sieg. Immerhin war es nur knapp

davongekommen. Selbst jetzt fühlte ich noch die grosse Nähe der Front. Ich erkannte die Sperr-Ballons – alte Freunde aus dem Blitzkrieg in London – und die Batterien der «besten Fliegerabwehr der Welt», wie der Oberst sich ausdrückte. Am Anfang der Strasse nach Moschaisk überholten wir marschierende Truppen und einen Transportzug mit Kriegsmaterial für den Winterkampf: weiss gestrichene Autos und Camions, die sehr viele Kratzer und Kugelspuren aufwiesen, weisse Maschinengewehre, die von Marine-Infanteristen auf kleinen, bootartigen Schlitten gezogen wurden. Einige der Männer trugen über ihren Uniformen jene seltsamen weissen Hüllen, die sie im Schnee unsichtbar machten, in denen sie aber wie Gespenster aussahen.

Und da war auch bereits die Krim-Brücke, die über die Moskwa führte. Rechts neben ihr der «Kultur- und Erholungspark», in dem es von Eisläufern wimmelte. Auch junge Leute auf Skiern kamen vorbei. Wir stiegen aus, um einem sechzehnjährigen Jungen zuzusehen, der gerade dabei war, in dieser unerträglich niedrigen Temperatur vom Fallschirmturm abzuspringen. Er sprang ein erstesmal und fand die Sache derart nach seinem Geschmack, dass wir ihn die Treppe wieder hinaufklettern sahen, um das Experiment zu wiederholen.

Wir fuhren noch eine weitere Stunde herum, von einer Strasse und Seitengasse in die andere; ich sollte von Moskau möglichst viel zu sehen bekommen. Unterwegs machte der Oberst mich von Zeit zu Zeit auf von feindlichen Bomben beschädigte Häuser aufmerksam, die aber bereits repariert wurden. Als wir hinter der Stadt die Lenin-Brücke erreichten, hielt uns eine Schild wache an, um unsere Passierscheine zu prüfen. Von dieser Stelle, von diesen steilen, tannenbedeckten Abhängen, die heute den Skiläufern als Übungswiesen dienten, sah einst Napoleon Moskau zum erstenmal. Hier verlangte er – allerdings vergebens – die Übergabe der Stadtschlüssel.

Auf den Trottoirs der Bolschaja Kalugskajastrasse warteten unzählige Menschen vor den Lebensmittelgeschäften. Geduldig in ihre Wolltücher gehüllt, standen die Frauen in langen Reihen. Zufällig sah ich mehrere Lastwagen langsam einige Meter von ihnen entfernt vorüberfahren. Diese Wagen waren hoch mit Fleisch für die Truppen beladen. Mit schönem, hartgefrorenem Fleisch. Aber die russischen Frauen, die vielleicht seit Wochen keinen Bissen Fleisch gegessen hatten, sahen nicht einmal hin. Und ich glaube, sie würden es nicht

angenommen haben, selbst wenn man es ihnen angeboten hätte: die Verpflegung der Roten Armee war etwas Heiliges. Die Soldaten brauchten Fleisch. Die Leute im Hinterland konnten es entbehren. Die Rationierungsfrage in der Sowjetunion liess sich folgendermassen definieren: den Soldaten darf es an nichts fehlen. Sie haben Anspruch auf das Beste, das das Land zu bieten hat . . . Was übrig bleibt, bekommen die Zivilisten. Wir kehrten zum Roten Platz zurück, dann hielten wir an der Moskwabrücke, von der aus wir durch den Nebel die geheimnisvollen Silhouetten des Kreml und der zarten Türme von St. Basilius schimmern sahen. Und während wir dastanden und wortlos hinüberschauten, näherte sich uns eine in dicke Wolltücher gehüllte alte Frau und begann uns über den Krieg auszufragen. Meine Begleiter waren Offiziere und mussten daher wissen, welche Städte befreit worden waren und was an der Front vorging. Die alte Frau gab sich mit unseren Antworten zufrieden. Ihr hageres, verrunzeltes Gesicht sah plötzlich ganz glücklich und kampflustig aus. Auch sie betrachtete still den Nebel, der auf dem vereisten Flusse lag. Dann lachte sie kurz auf:

«Ein echter russischer Winter . . . Ein Winter in dem Russlands Feinde frieren werden . . . Und Hitler werden die Knie schlottern.»

X. Kapitel

TOTE NAZIS IM SCHNEE

Donnerstag, den 15. Januar. Wir waren unser vier in dem kleinen, weiss getarnten Fordwagen russischer Konstruktion: der russische Chauffeur, Oberst Boltin, Ljuba Mjeston und ich. Wir fuhren die Strasse von Rschew entlang, mitten unter unzähligen Militärvehikeln. Es schneite. Ljuba sang vergnügt ein wunderbar rhythmisches Liebeslied an Moskau: so glücklich war sie, an die Front fahren zu dürfen.

Wir verliessen Moskau auf der Westseite. Und gleich hinter der Stadt erwarteten mich bereits, dicht an der Fahrstrasse, die ersten Isbas. Ich konnte mich an ihnen nicht satt sehen. Zwar hiessen sie nicht mehr «Isbas», aber darum glichen sie

mit ihren winzigen Fensterchen und ihren schneebedeckten, schiefen Dächern doch aufs Haar den Bauernhäusern, die in allen grossen russischen Romanen Vorkommen. Der Kontrast zwischen diesen verschlafenen Hütten und den schweren modernen Kriegsmaschinen, die eisenklirrend an ihnen vorbeipolterten, war ganz eigenartig. Eine endlose Reihe schwerer und mittlerer Tanks, Panzerwagen und Generalstabsautos, schwerer und leichter Kanonen: alles strebte der Front zu. Dieses Kriegsmaterial war durchwegs russischen Fabrikats. Auch Karren befanden sich darunter, gezogen von jenen komischen sibirischen Pferden, die ebenso kurzbeinig sind wie zäh und deren Fell im Winter so dick wird wie ein Pelz. Auf diesen Karren wurde das Holz zum Wiederaufbau zerstörter Brücken transportiert. Und dicht aneinandergedrängt, in offenen Lastwagen, folgten immer neue Truppen zur Verstärkung der Offensiv-Armee. Die Soldaten sahen alle grossartig aus und waren alle glänzend ausgerüstet.

Alle Offiziere trugen mit Lammfell gefütterte Mäntel, und die Soldaten waren so warm angezogen, dass sie in ihren fünf bis sechs dicken Hüllen fett und wohlhabend aussahen. Ich musste an den jungen Verwundeten im Spital von Kuibyschew denken und an seine Beschreibung der Winterausrüstung des russischen Heeres: er hatte nicht übertrieben. Die Soldaten bekamen alles, was sie brauchten: die richtigen Handschuhe und Pelzmützen und auch sonst die richtigen Waffen, um die Deutschen und den Frost erfolgreich bekämpfen zu können. Sie hatten auch genug zu essen: ich sah ihnen wiederholt von der Strasse aus zu, wenn sie in den Camps ihre Mahlzeiten kochten. Jetzt wusste ich genau, warum die Zivilisten wieder Fleisch, noch Butter, noch Wolle bekamen. Fleisch und Butter ernährten das Heer und die ganze Wolle trugen die Soldaten in Gestalt erstklassiger Uniformen.

Wir überholten ein Bataillon mit geschulterten Skiern. Ljuba sagte: «Sehen Sie sich die roten Nasen und die roten Wangen unserer Leute an: solange die Nasen so rot bleiben, ist alles in Ordnung. Denn dann sind sie nicht erfroren.»

Nach einer Weile kamen wir an rastenden Soldaten vorbei. Sie lehnten gemütlich an einem grossen Schneehaufen wie an einem Federbett. Bei knapp fünfunddreissig Grad unter Null schienen sie sich vollkommen wohl zu fühlen.

Auf der Strasse Skitruppen und am Himmel Flugzeuge auf Skiern: kleine Erkundungsmaschinen, die selbst bei schlechtem

Wetter aufsteigen konnten und von den Russen «Gemüsegartenflugzeuge» genannt wurden, weil sie angeblich selbst im kleinsten Schrebergarten zu landen vermochten. Hunderte von Lastwagen schleppten alles was an der Front gebraucht wurde: Munition, Soldaten und Pferde. Leere Sanitätsautos eilten an die Front. Rote-Kreuz-Wagen und Camions, beladen mit Verwundeten und deren Schmerzen, kehrten in entgegengesetzter Richtung nach Moskau zurück. In einem kleinen Dorf stand vor der Kirche ein einsamer braun-grüner Tank mitten unter lauter weissen. Ich erkundigte mich, was dieser «Sommer-tank» unter all den winterlichen zu bedeuten habe.

«Das ist einer von den neuen, die man uns aus England geschickt hat», erklärte der Oberst.

Talitzta war das erste Dorf an dieser Strasse, das von den Deutschen besetzt gewesen war. Nach diesem äussersten Vorstosspunkt des Feindes veränderte die Landschaft vollkommen den Charakter. Granaten und Bomben hatten tiefe Krater in den vereisten Boden gerissen. Bomben und Granaten hatten Bauernhöfe zerstört. Bomben und Granaten hatten Fabriken vernichtet. Auch von den Brücken war nichts übrig. Kriegsmaschinen – Tanks und Panzerwagen – standen vereinzelt am Strassenrand und im offenen Feld: starr, tot und kalt unter einem Leichentuch aus Schnee: deutsche und russische Opfer der ersten russischen Gegenoffensive.

Wir kamen an einer beschossenen Ziegelei vorbei. Der riesige Schornstein zeigte vier grosse Löcher an der Spitze; seltsamerweise war er nicht eingestürzt und hob sich nun als verstümmelte Säule vom Himmel ab. Wir sahen die ersten verbrannten Häuser und Isbas, welche die Deutschen vor ihrem Rückzug noch schnell angezündet hatten. Von den hölzernen Wänden und Dächern war nichts übrig. Alles war niedergebrannt, bis auf die grossen russischen Öfen und die roten Ziegelkamine. Wenn wir zählen wollten, wieviele Häuser zerstört worden waren, mussten wir die Kamine zählen oder die Einfriedungen der Felder im Schnee. Viel rascher allerdings waren die Häuser gezählt, die noch standen: in dem zerstörten Dorf Wysokowa zum Beispiel, blieben von 141 Häusern nur noch fünf übrig.

Auf offenem Felde standen zerstörte Tanks, und hie und da sah man auch die Trümmer abgeschossener Flugzeuge. Männer in hohen Stiefeln suchten die Schneefelder nach Minen ab: mit magnetischen Angelhaken an langen Stangen fischten sie nach ihnen. Aber am lebhaftesten ging es an den zerstörten

Brücken zu. Die meisten waren bereits durch besonders fest gefügte Stege aus Holzbalken ersetzt. Überall arbeiteten Soldaten und Bauern gemeinsam am Bau provisorischer Brücken. Auf ihren Pferdekarren schleppten die Bauern aus dem benachbarten Wald ganze gefrorene Tannen herbei. Und unter Leitung von Genieoffizieren machten sich Soldaten und Bauern in diesem beissenden Frost mutig an die Arbeit. Auf meinen Fahrten an die Front hatte ich andauernd Gelegenheit, die Schnelligkeit und Tüchtigkeit dieser ungeübten Brückenbauer zu bewundern. Selbst in den erst kürzlich zurückeroberten Dörfern polterten bereits schwere Tanks und Lastwagen über funkelneue Brücken.

Zwischen den zertrümmerten Dörfern breitete sich weit und einsam vom Kriege beinahe unberührtes Land. Hie und da hatte ein Baum dran glauben müssen, aber im Grossen Ganzen waren die herrlichen Wälder verschont geblieben. Die Tannestämme standen kerzengerade da wie aufrechte Lanzen, während ihre Äste unter der Schneelast beinahe vertikal zu Boden sanken. Wir kamen auch durch einige Birkenwäldchen, mitten durch eine Symphonie in weiss: leicht grau gefleckte Stämme erhoben sich weiss und schlank vor weissem Schnee und dem bleichen Weiss des Himmels.

Wieder nackte Felder und zerstörte Wohnstätten. Wir kamen nach Istra, dem kleinen Marktflecken, der seit dem XVII. Jahrhundert um das berühmte Kloster Neu-Jerusalem herum entstanden war. Hier waren die Kämpfe zwischen den Sturmstaffeln Hitlers und den Truppen des jungen, heldenhaften Verteidigers von Moskau, des Generals Rokossowski, besonders erbittert gewesen. Im Laufe der Schlacht hatten die Deutschen den Damm eines fünfhundert Meter langen und dreissig Meter breiten künstlichen Sees gesprengt, wodurch die nahen Bergwerke unter Wasser gesetzt worden waren und die Istra um vier Meter stieg. Das hatte wieder eine Überschwemmung der angrenzenden Felder zur Folge. Im Dezember eroberten die Russen Istra wieder zurück. Bevor die Deutschen sich zurückzogen, zündeten sie die Stadt an und sprengten das Kloster in die Luft, aus dem die Sowjets ein russisches kunsthistorisches Museum gemacht hatten. Die Zerstörung dieses Klosters schien die Russen ganz besonders aufgebracht zu haben. Tagelang konnte man im Radio eine scharfe Polemik zwischen deutschen und russischen Sendern verfolgen, in welchen die Russen die Nazis wegen der Vernichtung dieses historischen

Bauwerkes anklagten. Die Deutschen leugneten erregt: eines solchen Sakrilegs seien sie überhaupt nicht fähig.

Ein Blick genügte, um zu konstatieren, dass das Kloster argen Schaden erlitten hatte: Dach und Türme waren in einem jammervollen Zustand. Aber diese ganze deutsch-russische Radiokontroverse erschien mir äusserst müssig, wenn ich mir die Stadt Istra ansah; denn sie hatte am meisten gelitten. Von dem Kloster, welches einen kleinen Hügel krönte, waren doch noch einige Mauern übrig geblieben. Von der Stadt hingegen, die neuntausend Einwohner gezählt hatte, standen jetzt nur noch drei Häuser.

Es schneite noch immer: langsam verschwand der ermordete Marktflecken unter einem winterlichen Leichentuch, das viele Spuren des Verbrechens zudeckte. Wo einst die Isbas gestanden hatten, starteten auch hier nur noch verkohlte Schornsteine gleich einem düsteren Walde abgestorbener Stämme. Wir stiegen aus und irrten auf den engen, holprigen Wegen umher. Jedesmal wenn wir uns einer der niedrigen Umzäunungen näherten, welche die Schneefelder umgaben, bot sich uns das gleiche Bild: in der Mitte des Feldes, dort wo einst ein Haus gestanden hatte, sah man nur noch einen rauchgeschwärzten Ofen. Und neben dem Ofen Reste eines Eisenbettes und manchmal auch einer Nähmaschine: ein paar verkrümmte Metallstangen, sonst nichts. Alles übrige war den Flammen und den Plünderern zum Opfer gefallen.

Wir blickten stumm auf dieses schauerliche Bild. Einige Bauern kamen gerade mit einem kleinen, leeren Schlitten vorbei: drei Frauen, ein alter Mann und ein Kind. Sie hatten fadenscheinige Mäntel an und waren in dünne Wolltücher gehüllt. Statt Schuhen hatte eine der Frauen mit Bindfaden festgebundene Fetzen und alte Zeitungen an den Füßen. Als die Unglücklichen die Uniform meiner beiden Begleiter erblickten, traten sie näher, um mit uns zu sprechen. Was sie von uns wollten? . . . Nachrichten von der Front, einen gewissen Schutz und Mitgefühl für ihren Jammer. Überall, in allen Dörfern der befreiten Zone wiederholten sich diese Vertrauensausbrüche der Bauern, wenn sie Männer der Roten Armee erblickten. Die innige Verbundenheit der russischen Bauern mit ihren Brüdern, die ihren Boden verteidigten rührte mich immer von neuem.

In dieser bejammernswerten kleinen Gruppe führten hauptsächlich die Frauen das Wort. Der alte Mann und das Kind schienen zu erschöpft, um den Mund aufzumachen. Wir

erfahren, dass sie in ihren Weiler bei Kaschino zurückkehrten, um zu sehen, ob aus den Ruinen noch etwas zu retten war. Die Frau ohne Schuhe sagte:

«Als wir hörten, dass die Deutschen kommen, liefen viele von uns in den nahen Wald und versteckten Lebensmittel in den unterirdischen Höhlen. Die waren geschickt: denn sie mussten nicht allzu sehr unter Hunger leiden, als die Deutschen sie aus ihren Häusern vertrieben. Zu mir sind die Deutschen um ein Uhr nachts gekommen. Stellen Sie sich das vor. Ich lag im Bett. Sie jagten mich aus dem Haus. Aber ich wollte nicht gehen . . . weil ich drei Kinder hätte, sagte ich ihnen. Aber das alles nützte nichts. Wir versteckten uns im Wald und dort blieben wir drei Tage. Meine kleine Tochter war erst sechs Monate alt . . . sie ist erfroren. Viele Leute aus unserem Dorf sind in diesem Walde erfroren oder verhungert.»

Die Bäuerin deutete auf den kleinen Jungen, der mit den Stricken des Schlittens spielte: er war das ältere der beiden Kinder, die ihr noch geblieben waren. Das andere war mit Verwandten in einen anderen Sektor des Kriegsgebiets verschlagen worden und befand sich nun im besetzten Gebiet in Nazigefangenschaft.

Eine grosse starke Frau mit einem schönen Bauerngesicht, das jetzt vom Frost gerötet war, sagte:

«Mein Mann ist an der Front und auch seine vier Brüder. Vor dem Krieg hat er hier ganz in der Nähe in der Fabrik gearbeitet. Als die deutschen Faschisten zu mir kamen, schrien sie: «Ist dein Mann ein Kommunist? Wer sind hier im Ort die Kommunisten? Wo sind sie?» Ich antwortete ihnen, dass mein Mann der Partei nicht angehöre, dass er Soldat sei und dass alle Männer der Dorfes, ob sie der Partei angehörten oder nicht, ausnahmslos an der Front seien. Worauf einer der Deutschen mich anschrie: «Eure Männer sind alle tot!» Ich antwortete, dass das nicht wahr sei, dass ich Briefe von meinem Mann bekäme, aber der Deutsche hörte mir nicht zu. Dann rafften die Faschisten im Hause alles zusammen, unsere Kleider, unsere Schuhe und sogar das Spielzeug der Kinder. Sie packten sorgfältig jedes Stück Seife ein und jeden Zwirnfaden, um ihren Familien alles nach Hause zu schicken. Die Kühe schlachteten sie, um sie aufzuessen. Vor meinen Augen haben sie eine meiner Nachbarinnen erschlagen, die Mutter von fünf Kindern, nur weil sie ihnen das Scheit Holz nicht geben wollte, das sie auf dem Rücken trug.»

Unsere kleine Gruppe wurde langsam grösser, trotzdem es tüchtig schneite. Zwei, drei Bäuerinnen blieben stehen, um auch mit uns zu sprechen. Eine junge Frau erzählte, dass von den vielen feindlichen Soldaten nur die Österreicher ihrer Familie ein wenig geholfen hätten.

«Die Österreicher erlaubten uns, einige warme Kleider mitzunehmen, bevor wir in die Wälder flüchteten. Sie warnten uns auch vor ihren Offizieren und rieten uns, ihnen auszuweichen, damit sie sich nicht an uns vergriffen. Anfangs, als die Deutschen noch ganz siegesgewiss waren, wurden die Österreicher noch deutlicher: «Wenn ihr unseren Offizieren erlaubt, euch anzurühren, dann werden sie euch nach Friedensschluss nach Berlin deportieren». Aber das mussten sie uns nicht eratsagen. Vom Augenblick, wo die Deutschen ins Dorf kamen, wuschen und kämmten wir uns nicht mehr. Wir taten was wir konnten, um möglichst alt auszusehen, damit die deutschen Offiziere uns in Ruhe liessen.»

Die dicke Bäuerin mit den roten Wangen erzählte uns, dass die Offiziere davon sprachen, «wenn sie einmal Moskau hätten, würden sie nach Deutschland zurückkehren». Sie redeten fortwährend dasselbe: «Moskau kaputt . . . erledigt . . . Sowjets kaputt.» Einmal abends, als das Communiquö einen neuerlichen Rückzug der Russen meldete, hatten zwei deutsche Offiziere sich über ihre Pläne ausgesprochen: erst Einnahme von Moskau und Niederlage Russlands, dann die Eroberung der Vereinigten Staaten über Sibirien und Alaska.

Eines schönen Tages aber veränderte sich das Bild. Unter dem Druck der Roten Armee mussten die Deutschen Istra evakuieren. Etwas verlegen erklärte ein deutscher Offizier den Rückzugsbefehl:

«Von einem Rückzug ist gar keine Rede. Aber unsere Tanks und Lastwagen brauchen dringend Reparatur. Darum müssen wir jetzt weg. Aber wir sind bald wieder da.»

Allgemeines schallendes Gelächter begrüßte diese «Ausflüchte» der verhassten Eindringlinge, für welche die Frauen keine andere Bezeichnung wussten als «Faschisten» oder «Banditen». Die dritte Bäuerin, ein junges Mädchen, erzählte wie wütend sie gewesen sei, wenn sie in der deutschen Offiziermesse bei Tisch hatte bedienen müssen. Sie habe vor Wut geweint, sagte sie. Und fügte mit leuchtenden Augen hinzu: «Ja, wenn es sich darum handelt, für unsere Leute zu kochen und Geschirr zu waschen, das machen wir gern. Alles, alles

würden wir für sie tun, für unsere braven tapferen Soldaten, für diese Engel ...»

Wieder nahm die dicke Bäuerin das Wort, um uns zu erzählen, was sich an dem Tag abgespielt hatte, an dem das Dorf wieder russisch geworden war. Die Rote Armee war in ständigem Vormarsch begriffen und man schlug sich bereits dicht vor Istra. Darauf trieben die Deutschen alle Einwohner, die nicht hatten flüchten können, gerade an der Stelle zusammen, die dem Geschützfeuer am meisten ausgesetzt war. Endlich kam es zum Abmarsch der Nazis: «Als der Rückzugsbefehl herauskam, warfen sie noch schnell Feuergranaten auf unsere Häuser. Und sofort stand der ganze Ort in Flammen.»

Feierlich erklärte eine alte, weisshaarige Frau, die bisher kein Wort gesprochen hatte: «Wenn die Deutschen je wiederkommen sollten, dann bleiben wir nicht mehr in unseren Häusern wie diesmal. Dann bitten wir die russischen Soldaten, uns mitzunehmen oder uns zu erlauben, ihnen nachzukommen. Wir können alles aushalten, nur den Anblick der Deutschen nicht.»

Oberst Boltin machte mich aufmerksam, dass es bereits spät sei: Wir mussten weiter. Ich warf noch einen letzten Blick auf die Gesichter dieser Frauen von Istra, die in ihren zerlumpten Kleidern zwischen Ruinen im Schnee standen. Ich fühlte mich ihnen plötzlich unsagbar nahe, vielleicht weil ich Französin war und weil meine Mutter aus Polen stammte. Traurig stellte ich wieder einmal fest, was die Franzosen und die Polen seit Jahrhunderten wussten: dass nur ein Volk, in dessen Land der Feind gehaust hat, wirklich weiss, was Krieg ist. Nichts, nicht einmal der Blitzkrieg in London, den ich mitgemacht hatte, kam nur annähernd dem Jammer und der Zerstörung gleich, die überall zurückblieben, wo deutsche Regimenter vorbeigekommen waren.

Ich sagte mir: «Heute ist Russland das einzige Land Europas, wo man von den Deutschen befreite Städte, Dörfer und Menschen sehen kann. Aber was ich jetzt in Istra höre, ist nicht nur eine Episode der russischen Geschichte. Es ist die Geschichte ganz Europas. Wenn die Verbündeten den Krieg gewinnen, dann werden Millionen und Abermillionen solcher Belastungszeugen aufstehen: von Paris bis Brüssel und Rotterdam, von Norwegen bis Polen, Tschechoslowakei, Jugoslawien und Griechenland und werden unversöhnlich aussagen. Millionen und Abermillionen verfolgter Menschen aus den eroberten Gebieten, die Überlebenden des gemarterten Europa werden

mit Freudentränen ihre Befreier begrüßen, die über das Meer zu ihnen kamen. Aber dann kann folgendes geschehen: Diese Befreier werden vielleicht sanft sein und voll Nachsicht und auch ihre Nachkriegspläne werden vielleicht voll gefährlicher, unvorsichtiger Nachsicht sein. Und wenn die Menschen in Europa dann merken werden, dass ihre Befreier schon mit fertigen Ideen herübergekommen sind, dass sie Europa schon im Geiste reorganisiert haben, dann werden diese unmittelbaren Opfer Deutschlands mit ihren Befreiern also reden:

«Ihr wisst nicht – ihr versteht nicht ... *Wir* aber wissen, *wir* verstehen . . . Wir haben die deutsche Armee am Werke gesehen und wir haben sie in unseren Dörfern gehabt und in unserem Land. Wir haben die Deutschen in unseren *Häusern* gehabt! . . .»

Ich hatte die Frauen von Istra die Fäuste ballen sehen, als sie von den Deutschen sprachen. Und ich wusste, dass sie nie vergessen würden und nie verzeihen.

Zu beiden Seiten der Strasse hinter Istra warnten deutsche Aufschriften in gotischen Lettern: «ACHTUNG MINEN!» Sie hätten klüger getan, zu schreiben: «ACHTUNG RUSSEN! «...

In diesem Abschnitt hatten die Russen den Nazis eine blutige Niederlage bereitet: der Rückzug war völlig ungeordnet und sehr kostspielig gewesen. Wir kamen an einem Friedhof nach dem andern und an zahlreichen eingeschneiten deutschen Tanks und Panzerwagen vorbei. Diese toten Maschinen waren ganz merkwürdig über die Felder verstreut. Während des tolen Rückzuges hatte die Strasse sichtlich nicht ausgereicht, und die deutschen Wagen schienen versucht zu haben, querfeldein rascher vorwärts zu kommen. Aber der Schnee oder die Russen liessen sie nicht durch.

Oberst Boltin sagte: «Der deutlichste Beweis für die Hast des feindlichen Rückzuges in diesem Sektor ist die Tatsache, dass die Zerstörung auf dieser letzten Wegstrecke nicht mehr ganz so arg ist wie um Istra herum. Die Deutschen hatten vor ihrem Abmarsch keine Zeit mehr gefunden, die Häuser anzuzünden und dadurch sind mehrere Dörfer verschont geblieben.»

Wir begegneten einem Bataillon, das aus den vordersten Linien zurückkam. Die Leute waren eben abgelöst worden und hatten eine Rastzeit vor sich. Sie kamen langsam an uns vorbei: die einen zu Fuss, andere in Pferdewagen und noch andere in Lastautos, die im Schritt hinter ihnen herfuhrten. Ich be-

trachtete sie aufmerksam und suchte in ihren Gesichtern Spuren der Erschöpfung. Aber ich fand keine. Hätte man mir gesagt, dass dies frische Truppen seien, gerade auf dem Weg in den Kampf, ich hätte es ohne weiteres geglaubt. Sie waren ebenso wunderbar angezogen, wie die Soldaten auf dem Weg zur Front; ihre Uniformen sahen nur nicht mehr ganz so frisch und sauber aus. Jeder einzelne war frisch rasiert wie für eine Parade.

Auch Frauen in Uniform waren dabei . . . die ersten, die ich in der Kampfzone im Dienst zu sehen bekommen hatte. Einige waren Militärärztinnen und Pflegerinnen, andere gehörten den Hilfstruppen an und dürften Telephonistinnen und Stenotypistinnen gewesen sein. Drei Frauen, alle in dicken Soldatenmänteln, wie die Männer sie trugen, sassen rittlings auf dem Rohr einer von Pferden gezogenen Kanone. Ihre Wangen unter den Pelzmützen waren rosig, und diese kleine Reise auf dem Kanonenrohr bei 35 Grad unter Null schien ihnen richtiges Vergnügen zu bereiten. Es war wie ein Aufleuchten von Jugend und Heiterkeit mitten unter Ruinen.

Am frühen Nachmittag kamen wir in Wolokolamsk an, einem Städtchen von etwa 20'000 Einwohnern, in welchem neben den alten Häusern und Isbas dicht an dem alten Kloster aus dem XV. Jahrhundert grosse Neubauten entstanden waren. Wir befanden uns hier 130 Kilometer westlich von Moskau und nur knapp fünf Kilometer hinter der Front. Wolokolamsk war den Deutschen am 29. Oktober in die Hände gefallen, aber am 20. Dezember hatten die Russen es ihnen wieder weggenommen. Seither tobte der Kampf ohne Unterbruch in den benachbarten Dörfern, wo der Feind sich fest verschanzt hatte.

Wolokolamsk sah genau so aus wie alle Städte dicht hinter einer Front: es waren ein Hauptquartier dort, Spitäler und vor allem Lebensmitteldepots. Wir begegneten Offizieren, Soldaten, Verwundeten und auch deutschen Gefangenen. Die Stadt hatte Artilleriebeschussungen und Luftangriffe mitgemacht, und alles übrige hatten die Deutschen im Augenblick ihres Rückzuges zerstört. Die Mauern der wichtigsten Gebäude, die einmal hellgrün und hellblau angestrichen gewesen waren, umgaben nur mehr als Ruinen eine gähnende Leere. Dem alten Viertel war es ebenso schlecht ergangen wie dem neuen: man hatte das Kloster verbrannt und die moderne Ackerbauschule ebenfalls. Baufällige Isbas waren ebenso in Brand ge-

steckt worden wie das neue Kinderspital. In den weniger zerstörten Häusern hatte man die zerbrochenen Fensterscheiben durch Bretter ersetzt. Schrapnellspuren sah man an jeder Mauer. Feindliche Flugzeuge schienen sich auch weiter noch sehr mit der Stadt zu beschäftigen: gerade heute waren trotz des schlechten Wetters drei Luftangriffe auf sie niedergegangen. Während unserer Anwesenheit aber blieb es ruhig.

Ich zitterte vor Kälte und bat um die Erlaubnis, in eines der Häuser eintreten zu dürfen, welche bewohnt schienen. Wir öffneten die Tür einer hölzernen Isba und traten ein. Die feuchte Wärme, der Geruch und die beinahe vollkommene Dunkelheit so einer Hütte aus dem XII. Jahrhundert schlossen uns ein. Die Bäuerinnen, die sie bewohnten – eine sehr alte Frau und eine ganz junge – begrüßten uns herzlich. Sie brachten uns Tee und zündeten eine kleine Petroleumlampe an, damit wir doch ein klein wenig sehen konnten. Jetzt erst bemerkten wir einige Soldaten, die wir anfangs in der Dunkelheit nicht hatten sehen können. Auch jetzt konnten wir nur gerade ihre Umrisse unterscheiden.

Die beiden Frauen erzählten uns, dass sie im vergangenen Oktober versucht hätten, dem deutschen Ansturm zu entkommen, indem sie sich einem russischen Bataillon anschlossen, das sich auf dem Rückzug befand. Wenige Tage später war dieses Bataillon von den Deutschen umzingelt worden. Die beiden Frauen hatte man ebenfalls gefangen genommen und in ihre Isba nach Wolokolamsk zurückgeschickt. Als dann die Deutschen die Stadt verlassen mussten, nahmen sie alles Essbare mit. Genau wie die Leute von Istra zählten auch die Frauen von Wolokolamsk alle Scheusslichkeiten auf, welche die Nazis in ihrer Stadt verübt hatten. Diese Grausamkeiten waren so entsetzlich und so überflüssig, dass ein menschliches Gehirn sie nicht zu fassen vermag. Ich fragte mich, ob diese unglücklichen Russen, die mir das alles berichteten, in ihrer Verzweiflung und in ihrem Zorn nicht Opfer einer Kollektivpsychose geworden seien, die sie alles vergrössern und vielleicht auch etwas verzerren liess. Hatten die Deutschen wirklich 150 Verwundete lebend verbrannt, die sie in ein Kloster eingesperrt hatten, bevor sie es in Brand steckten? Hatten sie wirklich Dutzende von russischen Gefangenen im Kinderspital verbrannt? Hatten sie wirklich Kinder mit Maschinengewehren niedergemäht, bloss weil sie gelacht hatten? War das glaublich? Es war nicht zu leugnen. Nicht nur eine alte Frau,

sondern jeder Mensch mit dem ich in dem Städtchen sprach, erzählte mir genau die gleichen Dinge und schwor, dass sie wahr seien.

Ich hörte auch von Zivilisten, welche von den Deutschen aufgehängt worden waren. Aber es genügte den Leuten nicht, mir davon bloss zu erzählen, ich musste mitkommen und mit eigenen Augen den horizontalen Balken sehen, der zwischen einer Birke und einer Telegraphenstange drei Meter über der Erde befestigt war. In gleichen Abständen waren in diesen Balken acht derbe Haken eingeschraubt: und an jedem dieser Haken sah man noch ein Endchen Strick. An diesen Haken hingen am 20. Dezember, als die Russen einzogen, sechs Männer und zwei Frauen, welche von den Deutschen wegen Zugehörigkeit zur Partei hingerichtet worden waren. Oberst Boltin wollte mir Bilder dieser Toten zeigen. Da mischte sich plötzlich, zum erstenmal, unser Chauffeur ins Gespräch:

«Ich habe das alles selbst gesehen. Ich war hier. Ich bin als Lastwagenführer eine halbe Stunde nach dem Abzug der Deutschen in die Stadt gekommen. Und ich habe die acht Leichen an den Haken hängen gesehen. Die Deutschen hatten der Bevölkerung verboten, sie abzuschneiden und zu beerdigen.»

Ein Mann, der gerade vorüberkam, sagte:

«Einer der Verurteilten hat noch im letzten Augenblick gerufen: «Es lebe das Vaterland!»»

Wir hatten noch eine Stunde bis zur Dunkelheit. Ich fragte Oberst Boltin, ob wir nicht noch näher an die Front herantreiben könnten. Leutnant Mjeston schloss sich meiner Bitte an: «Wir könnten bestimmt noch bis Michailowka kommen.» Michailowka war ein Weiler, nur wenige Kilometer nördlich von Wolokolamsk, der den Deutschen erst vor zwei Tagen weggenommen worden war.

Wir machten uns auf den Weg und verliessen das ausserordentlich belebte Städtchen. Die Gassen und Gässchen waren voll von Soldaten, Lastwagen, Autos, völlig intakten Tanks und auch von ausrangierten, die hilflos im Schnee steckten. Krankenwagen, die mit Kohlenöfchen geheizt wurden, eilten hin und her. Auch schwere Bauernkarren kamen vorbei. In einem Seitengässchen häufte sich die Ausbeute der letzten Tage: deutsche Helme, deutsche Gewehre, deutsche Maschinengewehre und deutsche Fahrräder.

Als wir in die Hauptstrasse einbogen, war ich Zeuge einer Szene, die knapp eine Sekunde dauerte, aber mich zutiefst

berührte. Zwei russische Soldaten führten einen blassen, un-rasierten, mageren deutschen Gefangenen. Ein kleines Kind, höchstens sieben Jahre alt, kam ihnen zufällig auf Skiern in grossem Schwung entgegen. Das Kind erblickte den Gefangenen und ohne anzuhalten versuchte es, ihn im Vorbeiflitzen mit seinen Stöcken zu treffen. Der Schlag ging daneben, das Kind glitt weiter, verschwand, und die Soldaten machten eine verspätete Abwehrbewegung, um den Gefangenen vor der Wut des russischen Kindes zu schützen.

Wieder kam unser Wagen an niedergebrannten Gebäuden vorbei und beschrieb vorsichtig einen Bogen um die zahlreichen Bombenkrater. Über verkohlten Trümmerhaufen erhoben sich hohe Fabrikschornsteine. Sie zeichneten sich wie die Säulen eines verfallenen griechischen Tempels vom bleichen Abendhimmel ab.

Wieder sahen wir Skelette deutscher Tanks, Lastwagen und verlassener deutscher Kanonen im Schnee. Wir näherten uns der Schlacht. Vor uns beschoss die Sowjet-Artillerie feindliche Stellungen. Der Lärm der Kanonen, der erst dumpf und entfernt geklungen hatte, wurde immer deutlicher, je näher wir kamen. Wir begegneten russischen Soldaten, die erst vor wenigen Stunden verwundet worden waren und sich zu Fuss ins Spital begaben, nachdem ihnen an Ort und Stelle erste Hilfe zuteil geworden war. Sie schwankten langsam und unsicher daher, als hätten sie Schwindel. Ihre Verbände wiesen vom Frost verhärtete Blutflecke auf.

Wir erreichten den innerhalb der letzten beiden Tage wieder-eroberten Abschnitt. Zu beiden Seiten der Strasse häuften sich Hunderte und Aberhunderte toter Deutscher. Da lagen sie im Schnee, zwischen toten Pferden und ausrangierten Kanonen. Der Schnee, der immer noch fiel, bedeckte sie nach und nach. In den weissen Feldern bildeten die toten Pferde nur eben etwas höhere Hügel als die toten Menschen. Die Deutschen hatten sich zu rasch zurückgezogen, um ihre Toten bestatten zu können; dafür hatten sie für anderes noch genügend Zeit gefunden: sie hatten Minen an den Leichen ihrer eigenen Kameraden befestigt, damit die Russen, wenn sie sie beerdigten, in die Luft fliegen mussten. Oberst Boltin sagte, es sei äusserst gefährlich, die Toten anzurühren.

Ich stieg aus und näherte mich vorsichtig – aus Angst vor Minen – einem der vom Feinde auf dem Schlachtfeld zurück-gelassenen Tanks. Es war ein leichter Typ und völlig zer-

schossen. Neben dem toten Tank lagen die Leichen dreier deutscher Soldaten. Einer lag, nur halb angezogen, auf dem Bauch. Sein nackter Rücken sah aus wie hartgefrorenes Wachs. Sein Gesicht sah man nicht, nur sein blondes, schneebesprühtes Haar, das bereits ganz unecht wirkte, wie eine Perücke. Erst war ich der Meinung, dass ihm die Wucht der Explosion die Uniform vom Leibe gerissen hätte, aber der Oberst sagte, er glaube eher, dass der junge Mensch als erster gestorben war, und dass seine Kameraden versucht hatten, ihn auszukleiden, um seine warmen Sachen selbst zu benützen. Bei diesem Liebeswerk waren sie vom Tode ereilt worden.

Die beiden andern Deutschen lagen auf dem Rücken, Beine und Arme weit von sich gestreckt wie zerbrochene Hampelmänner. Einer davon war ein Offizier und trug das Eiserne Kreuz. Die Uniformen waren aus so dünnem Material, dass sie nicht einmal für das besetzte Frankreich warm genug gewesen wären. Die schwarzen Lederstiefel umspannten eng Beine und Füße: bei dieser Kälte konnte es gar nichts Ärgeres geben. Auch die Wäsche schien ganz dünn zu sein. Einer der Männer trug unter seinem Rock ein Wolltuch um den Leib gewickelt, was nicht gerade militärisch wirkte. Es schien ein russisches Frauenkopftuch zu sein.

Die Gesichter der jungen Nazis waren derart von Wunden entstellt und von Kälte erstarrt, dass sie nichts ausdrückten, nichts verrieten. Es war kaum zu glauben, dass diese steifgefrorenen Körper einmal gelebt haben sollten.

Ich betrachtete sie ohne jede Ergriffenheit. Nachdem ich die verbrannten Dörfer gesehen hatte und den Galgen von Wolokolamsk, konnte ich beim Anblick toter deutscher Soldaten nur schwer irgendwelche Rührung empfinden. Es war nur so unsagbar dumm und traurig, dass diese jungen starken Männer aus so weiter Ferne hatten hierher kommen müssen, um viele, viele hundert Kilometer von ihrer Heimat entfernt, mitten in der russischen Steppe einsam zu sterben. Weil ich aus Frankreich kam, aus einem Lande, das seit vielen Dekaden nicht mehr an Gebietszuwachs dachte und weil ich einem Volke angehörte, dem nichts fremder war als der Gedanke an einen Angriffskrieg, hätte ich diese Deutschen gerne gefragt: «Warum seid ihr hierher gekommen, um fern von eurem Heimatland zu sterben, das kein Mensch bedrohte?» Die Toten konnten mir die Antwort nicht geben. Aber der alte pangermanische Traum und sein moderner Ausdruck: «Hitlers Neuordnung» sagten alles.

Wir kamen noch näher an die Schlacht heran, und der Kanonendonner wurde immer lauter. Wir konnten bereits die russischen Geschützstellungen sehen.

Der Oberst rief dem Chauffeur etwas zu, und unser Wagen hielt. Es war nichts geschehen, absolut nichts – ausser, dass wir die unsichtbare Linie erreicht hatten, über die hinaus ein Oberst der Roten Armee keine fremde Frau Vordringen lassen wollte oder besser gesagt keinen Fremden, ob Mann oder Frau. Der Oberst schnitt unsere inständigen Bitten in seinem charmantesten Französisch ab: «Ich habe sie viel weiter gebracht als ursprünglich beabsichtigt war. Aber jetzt, glaube ich, jetzt ist es genug.»

Wir machten kehrt und fuhren zurück. Wenige Schritte von den deutschen Leichen entfernt ging das Leben unverändert seinen Gang: Soldaten reparierten Telegraphenstangen. Kinder aus dem erst kürzlich befreiten Weiler Michailowka liefen lachend auf der steilen Strasse Ski. Alle Häuser, die nicht zerstört worden waren, schienen bewohnt zu sein. Vor uns brach ein feuriges graues Pferd aus einer Umzäunung aus und schleppte einen leeren Schlitten die Strasse entlang. Und schon hörten wir das empörte Geschrei seines Besitzers: Wie unüberlegt von so einem jungen Pferd, sich ganz allein auf ein Schneefeld voll Leichen und Minen zu wagen!

Es wurde Nacht. In Volokolamsk machten wir uns auf die Suche nach dem Hauptquartier des Generals A. A. Wlasow, des obersten Befehlshabers dieses Kampfsektors, nicht zu verwechseln mit Generalleutnant Andrej A. Wlasow, der von den Deutschen im Abschnitt von Wolchow gefangen genommen wurde. Unser A. A. Wlasow gehörte zu jenen jungen Heerführern, deren Ruhm in Russland ständig im Wachsen war. Er war der Befreier all der Städte und Dörfer, die wir eben berührt hatten.

Wlasow war in einem der wenigen Häuser untergebracht, die vom Feuer und den Bomben verschont geblieben waren. Gerade als wir ankamen, schlief er seit fünf Tagen zum erstenmal. Seine Offiziere weckten ihn und ich hatte die berechtigte Angst, dass er nicht gut auf uns zu sprechen sein würde. Keineswegs. Er hatte so viel Gutes zu berichten, dass es ihm richtig Freude zu machen schien, es jemandem aus Moskau mitteilen zu können oder auch nur jemandem aus Frankreich und Gelegenheit zu haben, sich darüber auszusprechen. Er war ein starker grosser Mann von etwa vierzig Jahren mit von

Sonne und Schnee gegerbtem Gesicht. Er trug eine einfache, olivgrüne Uniform, hohe Lederstiefel, Breeches und einen wie eine Bauerntunika in der Taille geschweiften Russenmantel. Gradabzeichen sah ich keine an ihm: weder Streifen, noch Sterne, noch Ordensbändchen.

Vor allem erzählte er uns, dass sich unter den fünfzig Gefangenen, die vor wenigen Stunden eingebracht worden waren, ein Sergeant namens Hans Hitler befände, der Sohn eines Gastwirts, der behauptete ein Neffe des Führers zu sein. Das hatte grosse Aufregung hervorgerufen . . . Dann fragte uns der General, ob wir schon etwas gegessen hätten. Was wir verneinten. Er lud uns sofort zum Abendessen ein.

Und nun geschah ein Wunder. Man servierte uns Tee, Brot und Butter, Zakuski (Hors-d'oeuvres), Wurst, Salzgurken, Wodka und Kuchen: eine Menge guter Dinge, welche die Zivilisten sich weder im Hotel «Moskwa», noch in den Läden von Moskau selbst für teures Geld verschaffen konnten. Wir waren fünf bei Tisch: der General, Oberst Boltin, Ljuba Mjeston, eine Militärärztin, welche die sanitären Angelegenheiten dieses Abschnitts zu überwachen hatte und ich. General Wlasow verlor nicht viel Zeit mit dem Essen. Jeden Augenblick stand er auf, ging in sein angrenzendes Büro hinüber und kam immer wieder mit anderen Dingen zurück, die er mir zeigen wollte. Das erste war ein grosser wasserdichter Sack aus schwarzem Leinen. Mit dem triumphierenden Lachen des Siegers leerte er diesen Sack auf den Tisch aus. Lauter deutsche Trophäen fielen heraus: Embleme von Tankregimentern, viele schwarze Abzeichen der Sturmstaffel, Embleme der deutschen Kavallerie und der Panzertruppen. Einige Eiserne Kreuze aus dem Jahr 1939 waren auch dabei, die sich die deutschen Soldaten auf dem polnischen Schlachtfeld in den ersten Kriegswochen verdient haben mussten.

Dann zeigte mir der General auch verschiedene Geschenke, welche die russische Bevölkerung ihm gebracht hatte und auf die er stolz zu sein schien wie ein Kind: Schachteln mit Schokolade, Bücher, Wodka. Das schönste Geschenk aber war eine Armbanduhr, welche die Arbeiter einer in Mittel-Russland gelegenen Fabrik – Hunderte von Kilometern hinter der Front – ihm geschickt hatten. Die Uhr trug die Inschrift: «Dem Generalmajor Wlasow vom Kollektiv der Frunse-Werke.»

Während wir noch unser Abendessen beendeten, machte der Generalmajor eine Hälfte des Tisches frei und entfaltete eine

grosse Landkarte: mit dem Bleistift in der Hand erklärte er mir, was sich in seinem Abschnitt ereignet hatte und warum er so viele Nächte nicht ins Bett gekommen war.

«Nach ihrem jähen Rückzug aus der Umgebung von Moskau haben die Deutschen versucht, ihre Stellungen in diesem Abschnitt zu befestigen, wo sie sich bis zum Frühjahr zu halten hofften. Sie haben eine ganze Menge Schützengräben gebaut, sie gut eingerichtet, befestigt und mit Öfen geheizt. Unsere Bauern, Frauen und Kinder inbegriffen, mussten schaufeln helfen.

Wir beschlossen, ihre Pläne zu durchkreuzen und sie anzugreifen. Dabei bedienten wir uns der Taktik, die dem Feind seine ersten Erfolge gebracht hatte, und zwar einer frontalen Offensive, die direkt aufs Ziel losging. Am 10. Januar begannen wir mit der Artilleriesvorbereitung, die sich auf einen engen Sektor der deutschen Stellungen konzentrierte, das heisst auf kaum fünf Kilometer Front. Dann machten wir einen Sturmangriff mit Tanks, die mit Infanterie vollgeladen waren. Dadurch sind wir bis jetzt fünfundzwanzig Kilometer tief in die deutschen Linien eingedrungen. Der Feind hat vier Gegenangriffe gemacht: er versuchte uns durch Flankenmanöver zu umzingeln. Stattdessen haben nun *wir* mit unseren Kriegswagen, unserer Kavallerie und unserer Infanterie die deutschen Streitkräfte eingeschlossen, die uns konterattackierten. Seit einer Woche konnten wir alle Angriffe dreier Divisionen abschlagen: der 23. und der 106. Infanteriedivision und der 6. Panzerdivision, die General Guderian befehligt. Von der 23. Division sind etwa 1'500 Tote auf dem Platz geblieben, von den Verwundeten und Gefangenen gar nicht zu reden. Ein guter Tag – das kann man wohl sagen!»

Das Gespräch mit diesem energischen Mann, der von seinem harten Beruf richtig besessen schien, war faszinierend. Generalmajor Wlasow hatte dreiundzwanzig Jahre seines Lebens in der Armee verbracht. Er betrachtete alles nur vom militärischen Standpunkt aus, was allem was er sagte, einen ganz besonderen Reiz verlieh. Napoleon brachte er die grosse Bewunderung des Fachmanns entgegen. Er zuckte voll Verachtung die Achseln: «Welcher Unsinn, Hitler ständig mit Napoleon vergleichen zu wollen . . . Napoleon war ein genialer Soldat, einer der grössten Feldherren der Geschichte ...» Bei einer andern Gelegenheit – es handelte sich um eine strategische Frage – zitierte Wlasow Peter den Grossen. Sein Verbündeter, der General de Gaulle

war in seinen Augen vor allem *der* Franzose, der am besten in der modernen Kriegführung Bescheid wusste. Wlasow stellte diesbezüglich verschiedene Fragen an mich. Auch sein unmittelbarer Gegner, General Guderian, interessierte ihn sehr, schon als Autor des prophetischen Buches «Achtung, Panzer!»

Wenn Wlasow den Namen Stalin aussprach, so tat er dies als Soldat. Er sah in Stalin sichtlich nicht nur den politischen Führer Russlands, sondern auch den Generalissimus der Armee. Wiederholt sagte er: «Stalins Befehle sehen vor ...» Oder auch: «Stalins Plan besteht darin ...» als wäre der Mann im Kreml sein unmittelbarer Vorgesetzter.

Der General war überzeugt, dass die Stimmung in Deutschland sich seit 1941 sehr geändert hatte. Der unerwartete Rückzug, verbunden mit der furchtbaren Kälte, hatte für die Deutschen eine sehr unangenehme Überraschung bedeutet, zumal da sie damit gerechnet hatten, im Herbst bereits in Moskau zu sein. Ich erkundigte mich, ob die Sowjetpropaganda auf die Deutschen Eindruck mache und ob sich wirklich schon nach Einblick in die von den Russen abgeworfenen Flugblätter einige ergeben hätten. Ich hatte solche Flugblätter gesehen. Sie enthielten ausser den für die Deutschen unangenehmen Kriegsberichten, die nötigen Losungsworte, wie «Es lebe Moskau . . . Nieder mit Hitler!» Auch konkrete Versprechungen standen darin: «Deutsche Soldaten, wenn Ihr zur russischen Armee übergeht, ist euer Leben gerettet. Ihr werdet anständig behandelt werden und könnt nach Kriegsende nach Hause zurückkehren.» In den Flugblättern war auch der bekannte, in deutscher und russischer Sprache abgefasste Passierschein enthalten: «Ich, ein deutscher Soldat, weigere mich, gegen die russischen Arbeiter und Bauern zu kämpfen und ergebe mich freiwillig der Roten Armee.» General Wlasow sagte, dass nur wenige Deutsche sich freiwillig ergaben, aber dass eine ganze Anzahl der Gefangenen Passierscheine bei sich getragen hätten . . . Für alle Fälle!

Trotz seinem an diesem Siegestag nur allzu verständlichen Optimismus, unterschätzte der Generalmajor keineswegs die militärischen Qualitäten der Deutschen: ihren Mut, ihre Disziplin und die Grösse ihrer Reserven an Kriegsmaterial und Truppen. Ich fühlte sehr deutlich, dass «die Ereignisse des kommenden Frühjahrs» ihn sehr beschäftigten. Er hatte nur den einen Gedanken, *jetzt* so viele deutsche Soldaten und Maschinen als irgend möglich zu vernichten, um den Russen,

wenn im Frühling die deutsche Offensive einsetzte, die Situation zu erleichtern.

Dann sagte der Generalmajor auch noch folgendes: «Unsere augenblicklichen Operationen sind nicht hauptsächlich darauf gerichtet, Terrain zurückzugewinnen. Die Anzahl der eroberten Kilometer ist lange nicht so wichtig wie die Verluste, die man dem Feinde zufügt. Unser Ziel ist vor allem die Schwächung Hitlers. Darum befiehlt Stalin nicht nur eine Zurückdrängung der Deutschen, wo immer wir können, sondern hauptsächlich Umzingelung und Vernichtung der feindlichen Truppen. Und mit vertrauensvollem Lächeln fügte er hinzu: «Der Feind ist jetzt ein verwundetes Tier . . . aber noch immer sehr stark.»

Selbstverständlich schnitt ich die Frage der alliierten Hilfe und der alliierten Materiallieferungen an. Damals, im Januar 1942, war das noch ein sehr heikler Gegenstand. Ich hätte gerne englische Tanks und Flugzeuge gesehen, aber bis auf den einen englischen Wagen auf der Strasse von Istra bekam ich nichts zu Gesicht.

In Moskau hatte ich einmal versucht, von einem hohen Sowjetfunktionär eine offizielle Auskunft darüber zu erhalten, ob Russland von seinen westlichen Alliierten genügend unterstützt werde. Seine Antwort war sehr höflich formuliert: «Wenn ich sagen würde, dass wir genug Material bekommen, dann wäre das eine Lüge. Wenn ich sagen würde, dass wir nicht genug bekommen, dann täte ich dem Feind damit einen grossen Gefallen. Darum sage ich lieber gar nichts.»

Heute wollte ich einmal vom Generalmajor Wlasow, einem russischen Kommandanten, der mitten im Kampf stand und für eine Front von über fünfzig Kilometern verantwortlich war, in Erfahrung bringen, was er von seinen amerikanischen und englischen Verbündeten erwartete.

Ljuba Mjeston übersetzte meine Frage dem «Genossen General» – so hatte sie ihn vorschrittmässig anzusprechen – Wlasow antwortete nicht sofort; er dachte lange nach. Dann gab er folgende Erklärung ab, die sehr aufrichtig klang:

«Ich bin ein Soldat und kein Diplomat. Mein Beruf ist der Kampf. In einer Armee gibt es Truppen in Aktion und Truppen im Hinterland. Seit Kriegsbeginn war ich immer ganz vorn. Erst in Lwow, dann in Kiew und nun im Westen von Moskau. Ich habe den Krieg nur von den vordersten Stellungen aus gesehen. Sie haben heute mit eigenen Augen konstatieren können, dass wir die Deutschen bis jetzt ausschliesslich mit

russischem Material bekämpft und geschlagen haben. In meinem Sektor haben wir nicht einen Tank, nicht einen Wagen, nicht ein Gewehr, ein Flugzeug oder eine Kugel benützt, die nicht russischer Herkunft gewesen wären, und bisher hat es uns nie an Material gefehlt, trotz unseres anfänglichen Rückzugs und der schweren Verluste, die wir erlitten haben. Zweifellos *brauchen* wir alliiertes Reservematerial, aber ich bin nicht befugt, mit Ihnen darüber zu sprechen: die Allgemeinerfordernisse der Roten Armee entziehen sich meiner Kompetenz. Ich weiss nur, wie die Alliierten *mir* helfen könnten, mir Wlasow persönlich und meinen Offizieren und meinen Truppen . . . hier in Wolokolamsk. Sie können mir nur mit einer zweiten Front helfen. Die Rote Armee hat die Aufgabe, den Kern der deutschen Heere in Schach zu halten und nur die Eröffnung einer zweiten Front kann uns diese Aufgabe ein wenig erleichtern. Wenn diese zweite Front aber einen Sinn haben soll, dann muss sie hier auf dem Kontinent eröffnet werden. Libyen ist keine zweite Front. Afrika ist weit. Worauf *wir* warten, das ist ein Angriff der Verbündeten in Europa, irgendwo in Europa, *gleichviel* wo: ob in Norwegen oder auf dem Balkan, in Italien oder in Nordfrankreich vom Ärmelkanal aus. Ich will gar nicht von einer Invasion grossen Stils sprechen; selbst wenn der neue Kriegsschauplatz nicht sonderlich gross sein sollte, die blossе Tatsache würde uns bereits ungeheuer helfen.»

Ich war bemüht, in meinem Kabel nach New York die Gesichtspunkte des Generalmajors Wlasow genau wiederzugeben und ohne persönlichen Kommentar. Zu meiner Überraschung strich der russische Zensor die beiden Stellen, welche die Lieferungen der Alliierten und die alliierte Offensive zum Gegenstände hatten. Das war das einzige, was der Zensor wegliess, und er entschuldigte sich deswegen tausendmal. Damals lag der Gedanke einer zweiten Front in Europa anscheinend noch nicht in der Linie russischer Propaganda.

Mein Gespräch mit Generalmajor Wlasow hatte sehr lange gedauert. Trotz meiner kleinen Fortschritte im Russischen und einer ganzen Anzahl von Ausdrücken, die mir bereits geläufig waren, konnte ich doch bei ernstern Gesprächen, über die ich den Zeitungen zu berichten hatte, noch immer nicht ohne Dolmetsch auskommen. Jeder Satz wurde darum erst russisch gesagt, dann Französisch oder umgekehrt und dadurch gestaltete sich die Konversation äusserst schleppend. Zum Schluss waren

wir schon alle ganz müde davon. Ich machte einige Notizen, der General räumte seine Karte weg und dann unterhielten wir uns viel ungezwungener weiter, wenn auch ausschliesslich über den Krieg. Der russische Offizier glaubte noch immer – oder wollte es wenigstens glauben – dass die Deutschen schon in diesem Jahre, vor Ende 1942 – besiegt werden konnten. Aber das sei nur durch rasche Zusammenarbeit möglich und wenn alle Verbündeten in einer gemeinsamen Offensive ihre sämtlichen Streitkräfte gegen den Feind warfen. General Wlasow wiederholte immer wieder: «Alle ausnahmslos müssen gegen die Faschisten kämpfen.»

Spät abends trennten wir uns. Ich sagte dem General, wie schrecklich überflüssig wir Zivilisten uns vorkämen, verglichen mit den Soldaten, die dem Feind draussen an der Front gegenüberstanden.

Der Ton und der Blick, mit dem Wlasow antwortete:

«Mein Blut gehört dem Vaterland» . . . griffen einem ans Herz.

Wir gingen. Die Kälte peitschte mein Gesicht. Nachdem wir unsere Mäntel gut zugeknöpft hatten, stiegen wir in den Wagen und glitten auf der weissen, gefährlich vereisten Strasse durch die Nacht. Hinter uns donnerten laut die russischen Batterien und beschossen systematisch die deutschen Stellungen. Bei jeder Salve leuchtete ein Teil des Himmels.

XI. Kapitel

WIR ARBEITEN GERN ELF STUNDEN

Ich gewöhnte mich an das Moskauer Leben und begann mich langsam in der Stadt zu orientieren. Nichtsdestoweniger sah mir Ljuba Mjeston immer mit einem besorgten Blicke nach, wenn ich zum Telegraphenamt in die Gorkistrasse ging oder zu Freunden, die mich zum Abendessen eingeladen hatten. Dabei war mir nie irgend etwas zugestossen, und ich kam immer heil nach Hause zurück. Mein russisches Kauderwelsch wurde immer besser, und ich vermochte mich sogar am Telephon schon halbwegs zu verständigen. Telephonieren zu können war ungeheuer wichtig, umso wichtiger, als man sich

im Hotel «Moskwa» nur telephonisch etwas zu essen verschaffen konnte. Wenn ich mich nicht bei Angabe der Nummer irrte und wenn ich das richtige «Buffet» im richtigen Stockwerk verlangte, dann kam meist irgend eine Angestellte ans Telephon, die gewillt war, mir etwas Essbares aufs Zimmer zu schicken. *Was* sie mir schickte, hing weder von mir ab noch von ihr, sondern ausschliesslich von den Lebensmitteln, die dem Hotel gerade zugewiesen worden waren.

Jeden Morgen hatte ich mit dem unbekanntem Mädchen das gleiche Gespräch. Ich sagte ihr, was ich gerne essen würde und sie antwortete entweder «ja» oder «nein» ... «da» oder «njet». «Nein» blieb «nein» und jede weitere Frage war überflüssig. «Nein» bedeutete, dass es an diesem Tag im Hotel «Moskwa» kein Fleisch gab oder keine Wurst oder keine Kartoffeln und dass Hitler daran schuld sei: so oder so. Zwei Dinge, die nie fehlten, waren Brot und Tee. Ich brauchte sie nur zu nennen und schon sagte das Mädchen nicht nur «da» sondern auch «choroscho» («gut!»). Wenn es sich um Butter handelte, dann hiess es «njet, njet»... bis nach dem Kriege. Wenn es Fleisch gab, dann nur «Bitoschki» . . . gehackte Beefsteaks und in winzigen Portionen. An frisches Gemüse und Obst war überhaupt nicht zu denken. Ich nährte mich hauptsächlich von Brot, Wurst, Käse und einer Art Pflaumenmarmelade, die ich jedesmal bekam, wenn ich «fruitny pawidel» verlangte. Aber nie gab es am gleichen Tage Wurst *und* Marmelade *und* Käse. Es gab nur eines oder das andere oder das dritte. Verlangte ich zum Beispiel Wurst, dann antwortete die Telephonistin in Nachahmung meines eigenen armseligen Russisch: «Kolbassa njet. Ser da.» (Wurst nein, Käse ja) . . . oder vice versa. Wir mussten beide lachen. Schliesslich sagte ich immer: «Choroscho otschen, choroscho spasibo ...» (schön . . . ausgezeichnet . . . danke). Nach etwa einer halben Stunde erschien der Kellner mit zwei Gläsern heissen Tees, Käse und zwei tüchtigen Schnitten Brot. Der Kellner war alt und müde, genau wie der in Kuibyschew. Trinkgeldern gegenüber war seine Einstellung sehr wohlwollend und hatte sich seit der Revolution nicht im Geringsten geändert. Wenn er mit seinem Servierbrett erschien, liess ich alles stehen und liegen und setzte mich mit Genuss zu Tisch.

Ich schreibe alle diese Details, um die Tatsache zu illustrieren, dass die Zivilbevölkerung in Moskau wie wahrscheinlich in vielen anderen Städten der UdSSR, genügend zu essen

bekam, aber eben nur das, was die Armee für sie übrig liess: Brot täglich, Käse heute, Marmelade morgen und Fleisch von Zeit zu Zeit. Die Armee bekam von allem das Beste: die nahrhaftesten Lebensmittel und die wärmsten Kleider: eine wunderbar gerechte Verteilung, die in allen kriegführenden Ländern die Regel sein sollte. Als ich eines Abends ins Hotel zurückkam, machte Ljuba gerade Sandwiches für unseren morgigen Ausflug zurecht. Zu meinem grenzenlosen Erstaunen entdeckte ich Butter auf den Brotscheiben. Ich war starr: «Du lieber Himmel . . . Ljuba! wo haben Sie denn die Butter aufgetrieben?» Mit geheimnisvoll stolzem Lächeln antwortete sie: «Das darf ich Ihnen nicht verraten . . . ein militärisches Geheimnis.» Und so erfuhr ich auf humorvolle Weise, dass sie Razzia an der einzigen Stelle unternommen hatte, wo Butter aufzutreiben war: in einer Kantine der Roten Armee.

Wenn ich das Brot und den Käse des «Moskwahotels» ass, wusste ich wenigstens, dass ich denen an der Front nichts wegass: das war ein sehr beruhigendes Gefühl. Ich konnte feststellen, dass die Soldaten an der Front viel besser ernährt waren als ich im komfortabelsten «Russen»hotel der Stadt. Und ich beglückwünschte mich dazu, im «Moskwa» wohnen zu dürfen, statt im «Fremden»-Hotel. So hatte ich wenigstens einige Tage so gelebt wie die Zivilisten in der UdSSR, in Kriegzeiten lebten . . . Allerdings wie die Bevorzugtesten.

Bei einzelnen Anlässen immerhin sollte ich die tüppige Bewirtung mitgeniessen, welche die Russen ständig für ihre Gäste bereit zu halten schienen. Ebenso unbegrenzt wie das Misstrauen, das die Russen den Fremden entgegen bringen, ist ihre Gastfreundschaft. Das eine schliesst das andere nicht aus: man kann grosse Gastereien geben, ohne deswegen Geheimnisse zu verraten. Jedesmal wenn ich einen hohen Funktionär besuchte oder das Parteihaus irgendeiner Provinzstadt, ja auch nur ein Laboratorium oder ein Institut, immer wurde ich an ein Buffet geführt, wo Kaviar, Zakusky und Patisserien sich türmten wie in einem Theaterstück. Und jedesmal fragte ich mich von neuem, aus welcher Requisitenkammer diese Herrlichkeiten wohl kommen mochten.

Die gleiche Überraschung erlebte ich, wenn ich bei den wenigen Mitgliedern der alliierten Militärmissionen eingeladen war, die sich noch in Moskau aufhielten und von den Russen gezwungen wurden -wie in einem Treibhaus zu leben. Ich brauchte nur vom Hotel «Moskwa» quer über den Platz ins Hotel «Na-

tional» zu gehen, wo die britische Militärmission untergebracht war, um in eine völlig andere Welt zu kommen. Im «Moskwa» gab es nichts als «njets»: keine Butter, kein Fleisch, kein Licht. Im «National» war die Beleuchtung blendend und es gab Speisen und Getränke im Überfluss. Während ich mit dem Leiter der Mission, General Mason Mac Farlane speiste, erzählte ich ihm voll Stolz von den Beschränkungen, die uns jenseits der Strasse, im Hotel «Moskwa» auferlegt wurden. Meine Besuche an der Front gaben dem General und seinen Offizieren Gelegenheit, die Geheimnisse zu ironisieren, mit denen die Russen ihre militärischen Operationen umgaben und nebenbei auch, sich über mich ein wenig lustig zu machen. Jedesmal, wenn ich von einer meiner Fahrten zurückkam, fragten sie mich aus: «Nun . . . erzählen Sie. Wie macht sich die russische Armee im Feld? Wir haben sie noch immer nicht zu sehen bekommen. Sie wissen mehr von ihr als wir.»

Die amerikanische Mission befand sich in einem Palais aus der Zarenzeit, das noch die romantischen Erinnerungen der Ballfeste von einst durchgeisterten. Jetzt wurde in denselben Räumen von früh bis spät nachts fleissig gearbeitet. Ich verlebte dort zwei, drei Abende in Gesellschaft der Mitglieder der Mission und hatte Gelegenheit zu aufschlussreichen Gesprächen mit dem amerikanischen Militärattache, General Faymonville, einem weitblickenden, ernsten Mann, der während der letzten Jahre die Macht Russlands niemals unterschätzt und nie an seinem Entschluss gezweifelt hatte, sich bis zum Äussersten gegen eine Attacke Deutschlands zu wehren, falls es zu einer solchen kommen sollte. Ich begegnete im Hause der Militärmission auch zwei Sekretären der amerikanischen Gesandtschaft, den Herren Thomson und Reinhardt, die mir ganz besonders gastfreundlich entgegenkamen. Wir sassen um ein grosses Holzfeuer herum und drehten das ausgezeichnete Radio an, das uns gestattete, die Nachrichten aus dem Fernen Osten zu verfolgen, die immer deprimierender klangen. London bekamen wir sehr leicht und lauschten andächtig der Stimme des unbekanntenen Ansagers der BBC., der allabendlich seinen auf der ganzen Welt verstreuten zahllosen Zuhörern meldete: «Hier spricht London», bevor er den Text des Communiquös vorlas.

Manchmal – aber sehr selten – gelang es uns Amerika zu «fangen». Die Sendung war sehr schwach. Umso gespannter hingen wir an jedem Wort, das uns von drüben erreichte. Keiner von uns war seit Pearl Harbor in den Staaten gewesen,

keiner hatte dieses von uns allen geliebte Land seither wieder-gesehen. Aus weiter Ferne, aus diesem Hause im eisigen Moskau, versuchten wir zu erfühlen, was die Amerikaner in den Staaten dachten und empfanden, seit sie, wie man in Frankreich sagt: «mittanzten». Ich war nicht imstande, mir von dem, was in Washington, in New York und in den Vereinigten Staaten überhaupt vorging, ein klares Bild zu machen. Manchmal hatte ich das Gefühl, als sprächen die Stimmen, die ich im Radio hörte, nicht von *dem* Krieg, den ich seit zwei Monaten auf den verschiedenen Schlachtfeldern zu sehen bekommen hatte, als sprächen sie nicht von Blut, Zerstörung, Heldenmut, Hass und Tod, nicht von einem Krieg, in dem gigantische Armeen aufeinander prallten und wo täglich Millionen Menschen unsägliche körperliche Leiden erduldeten, sondern von einem Krieg abstrakter Ideen, komplizierter Statistiken und weitreichender Pläne, die sich mit einer fernen Zukunft weit mehr befassten als mit der harten Gegenwart.

Daran musste ich auch an jenem Abend wieder denken, an dem Oberst Boltin mich zu einem Film mitnahm, der die Ereignisse der letzten zwei, drei Monate vorführte. Das war wirklich Krieg . . . echter Krieg mit allen seinen Scheusslichkeiten. Der russische Propagandadienst hatte es mit einem Publikum zu tun, das sich nicht scheute, dem Krieg ins Gesicht zu sehen, ja, das dem Krieg ins Gesicht sehen *musste*. Ich sah auf der Leinwand die zerstörten Städte und Dörfer wieder, die man den Deutschen weggenommen hatte, und ich erkannte die Strassen wieder, die ich selbst gegangen war: in Wolokolamsk und andere. Einer der Filme zeigte Rostow am Tage seiner Wiedereinnahme durch die Russen. (Sie sollten die Stadt im Juli noch einmal verlieren und im Jahre 1943 wieder zurückgewinnen). Was man hier zu sehen bekam, war so krass, dass Angst und Empörung des Beschauers sich bis zu körperlicher Übelkeit steigerten. Die von den Nazis im Augenblick des Rückzuges zurückgelassenen Opfer wurden in einer Reihe ergreifender Grossaufnahmen gezeigt. Berge von Leichen erst in einer Strasse, dann in einer zweiten, erst in einem Hause, dann in einem andern . . . Leichen von Männern, Frauen, Greisen und kleinen Kindern. Der Film zeigte auch russische Verwundete, die der Tod im Spital ereilt hatte. Die einen waren erschossen worden, andere waren verbrannt, die dritten erfroren und hatten Gesichter wie alte Holzmasken. Man kann es gar nicht fassen, dass es so viele grauenhafte Arten gibt, tot

zu sein. Erbarmungslos war die Kamera den Angehörigen der Opfer gefolgt, die auf der Suche nach den Ihren durch die Ruinen irrten. Frauen waren in dem Augenblick gefilmt worden, wo sie in der wirren Masse der Leichen ihre Kinder oder ihre alten Eltern erkannten. Ich sehe deutlich die erschütternd ungeschickten Gesten wieder, in denen ihre Verzweiflung und ihr Entsetzen zum Ausdruck kamen . . . Der Film dauerte nur einige Minuten, aber das genügte. Während diese Bilder an mir vorüberzogen, dachte ich an alle die gleichartigen Filme, die in Polen gedreht werden konnten, in den andern besetzten Ländern und in Frankreich . . . und mir war, als könnte ich nie mehr im Leben all das Leid vergessen. Ich blieb von dem Rostow-Film lange Zeit vollkommen benommen. Aber als ich mit einigen Herren von den Militärmissionen darüber sprach, sagten sie: «Ja, der Film war grässlich ... Wie taktlos, die Leichen zu photographieren und die unglücklichen Familien mit Filmapparaten zu belästigen!» Meiner Ansicht nach war die Taktlosigkeit ausschliesslich auf Seite der Nazis, welche diese Männer, Frauen und Kinder von Rostow umgebracht hatten. Tag für Tag musste ich an dieses herzerreissende, brutale Dokument denken und an die letzten, so inhaltsschweren Worte des Kommentators, der den begleitenden Text sprach: «Das werden wir nie verzeihen.»

Ich bekam noch andere Filme zu sehen. Einige beleuchteten die Solidarität der Arbeiter im Hinterland mit den Soldaten an der Front und die Hilfe, welche sie den Männern an der Front durch ihren Fleiss leisteten. Man sah eine Arbeiterdelegation, die der Roten Armee einen weiss getarnten Panzerzug zum Geschenk machte, das Produkt freiwilliger Beiträge und freiwilliger Arbeit Tausender von Arbeitern und Arbeiterinnen mehrerer Fabriken. Dann kamen Aufnahmen von Neujahrsfestlichkeiten: junge Arbeiterinnen stellten Lebensmittel und Geschenkpakete für die Soldaten zusammen: die gleiche Szene hätte überall sonst auch aufgenommen werden können: in England oder in Amerika. Aber was dann kam, war typisch russisch: statt die Pakete einfach an die Front zu expedieren, brachten die Arbeiterdelegationen sie persönlich in die vordersten Kampflinien. Und in den Schützengräben, ganz dicht bei den Deutschen, feierten Zivilisten und Soldaten gemeinsam das Neue Jahr.

Frauen und Mädchen kletterten, in warme Tücher gehüllt, aus Lastautos. Ihr Geschenk in der Hand, bahnte eine Arbei-

terin sich den Weg durch den Schnee zu einer einsamen, halb erfrorenen Schildwache, die mitten im Kampfgebiet Posten stand. Das Mädchen überreichte dem Mann das Geschenk. Sie lachten und küssten einander. Und nun sah man den hölzernen Unterstand, in dem die Soldaten mit den jungen Arbeiterinnen bei Tisch sassen. Sie tranken alle auf einen nahen Sieg. Und sangen aus voller Kehle patriotische Lieder. Aber bald standen einige der uniformierten Männer auf und begaben sich nach herzlichen Abschiedsumarmungen zurück zu ihrem Posten im Schnee.

Das alles war selbstverständlich Propaganda, aber eine Propaganda, die auf schlichte, rührende Weise zeigte, wie ein einiges Volk seinen Krieg führt. Was immer der Film beabsichtigt haben mochte, russische Arbeiter und Arbeiterinnen *waren* an der Front gewesen und hatten die Soldaten der Roten Armee gesehen, die sich in den Ruinen der zerstörten Dörfer schlugen. Diese Arbeiter hörten mit eigenen Ohren die Berichte der Bauern in der befreiten Zone über die vom Feinde begangenen Grausamkeiten. Ich konnte mir vorstellen, was diese Abgesandten nach ihrer Rückkehr von der Front ihren Kameraden erzählten und wie diese Fahrt ins Kampfgebiet sich auf die Arbeit in den Fabriken auswirken musste.

Ich lernte den Geist, der in den Industrien nahe der Front herrschte, erst richtig kennen, als ich die grossen, modernen Dynamo-Werke bei Moskau besuchte. Die Russen hatten sie erst evakuiert und die Maschinen ins Hinterland geschafft. Dann wurden sie auf andere Produktionszweige umgestellt. Die grossen Gebäude standen in einem Vorort, am Ende einer sehr belebten Strasse. Der Direktor erzählte mir, dass hier früher elektrische Maschinen und Krane hergestellt worden waren und elektrische Motoren für alle Stromstärken. Im Herbst 1941 wurde das Material evakuiert und die Werkstätten blieben beinahe leer zurück. Aber bald sagte man sich, dass es einen allzu grossen Verlust bedeute, sie brach liegen zu lassen. Es wurden neue Maschinen aufgestellt, als Ergänzung der Rest bestände. Und nun erzeugte die Fabrik Granaten, Bomben, Minen und Minenwerfer. Auch eine Reparaturwerkstatt für Tanks wurde angegliedert und eine Stahlgiesserei.

An der gleichen Stelle hatten schon im neunzehnten Jahrhundert Werkstätten gestanden, aus denen die jetzige Fabrik hervorgegangen war. In den Zwanzigerjahren wurde sie stark vergrössert, und seit 1932 zählten die Werke 5'000 Arbeiter.

Die Belegschaft, die in Friedenszeiten sechs Tage pro Woche zu je sieben Stunden gearbeitet hatte (manchmal sogar nur fünf Tage), arbeitete jetzt elf Stunden täglich, *sieben* Tage pro Woche, in zwei Schichten, einer Tag- und einer Nachtschicht, die je zwölf Stunden in der Fabrik verbieen, eine Frühstückspause von einer Stunde inbegriffen.

In der Fabrik arbeiteten mehr Frauen als Männer. Die Frauen leisteten angeblich mehr als die Männer, besonders wenn es sich um eintönige Arbeiten handelte, die ständig gespannte Aufmerksamkeit erforderten wie zum Beispiel das Kalibrieren und die Überprüfung der fertigen Waffen. Die Arbeiter wurden im Stücklohn bezahlt, auf der Basis eines Minimallohnes von 300 Rubeln monatlich. Tüchtige Spezialarbeiter bezogen 600 bis 1'800 Rubel im Monat, je nach Fach und Tüchtigkeit.

Eine der Schichten unterbrach gerade die Arbeit, um frühstücken zu gehen. Das gab mir die Möglichkeit, mich mit einigen der Handgranatendreherinnen eine Weile unterhalten zu können. Genau so wie in Kuibyschew behielten auch hier viele Arbeiterinnen ihre Mäntel an, so kalt war es in den Werkstätten. Nun standen sie im Kreise um mich herum und es war gar nicht schwer, sie zum Sprechen zu bringen. Sie erzählten mir wie der Krieg ihr Leben vollkommen auf den Kopf gestellt habe: ihre Männer und Söhne waren an der Front. Ihre Kinder hatte man ins Hinterland gebracht. Einzelne waren dadurch in die besetzte Zone geraten, und ihre Mütter wussten nicht, ob sie noch lebten.

Ich fragte die Arbeiterinnen: «Wo waren Sie, während Moskau bombardiert wurde? Hatten Sie genug Luftschutzkeller?».. . «Luftschutzkeller?» Schutzkeller gab es für uns keine ... Wir blieben selbstverständlich an unseren Maschinen. «Hier mischte sich der Direktor ins Gespräch und erzählte, dass zwölf Bomben in das Fabrikgebäude eingeschlagen, aber bis auf zerbrochene Fensterscheiben nur wenig Schaden angerichtet hätten. Die Arbeit sei «auch nicht für zwei Minuten» unterbrochen worden. Über das Gesicht der Arbeiterinnen ging ein dankbares Lächeln. Diese Anerkennung tat ihnen sichtlich wohl.

Ich fragte sie: «Sind Sie nicht sehr müde, wenn Sie elf Stunden lang ununterbrochen Granaten drehen?» Ich werde nie die stolze Art vergessen, mit der diese russischen Frauen und Mädchen den Kopf schüttelten und die Art, wie sie ob

dieser Zumutung beinahe aufschrien und immer wieder das gleiche wiederholten, um nur ja sicher zu sein, dass ich sie auch wirklich verstand: «Nein, nein, wir sind *nicht* müde!» Eine der Arbeiterinnen brachte auch jetzt wieder das Argument vor, das ich nun schon genau kannte und das alle Zivilisten, die im Hinterland arbeiteten, ständig wiederholten: «Die Männer der Roten Armee kämpfen Tag und Nacht in Schnee und Eis und sind nicht müde. Wie dürften dann *wir* müde sein?» Eine andere Arbeiterin, ein blondes, junges, etwas rundliches Mädchen trat ganz nahe an mich heran: «Sie schaute mir in die Augen und erklärte beinahe herausfordernd: o Wir *lieben* das. Wir arbeiten *gern* elf Stunden!» Die mutige Heiterkeit und die Kühnheit, die aus ihrer Stimme sprachen, lassen sich mit Worten nicht wiedergeben. Ich glaube, dass das Mädchen mir damit folgendes sagen wollte: «Bei euch im Westen, da können die Frauen vielleicht *nicht* elf Stunden arbeiten. Sie selbst können es vielleicht auch nicht. Aber wir hier in Russland, wir können alles auf der Welt!»

Wir gingen durch die Giesserei, wo mit Rücksicht auf die besonders schwere Arbeit früher Schluss gemacht wurde als in den andern Abteilungen. Drei Schichten arbeiteten je sieben Stunden täglich. In diesem Teil der Fabrik wurden durchschnittlich 750 Rubel monatlich bezahlt. Auch die Arbeiter der Giesserei nahmen ihre Mahlzeiten in der Fabrik ein. So ein Essen kostete sie etwa 4 Rubel und für 35 bis 40 Rubel monatlich konnten sie in grossen Siedlungshäusern in der Nähe wohnen.

In der Giesserei war es höllisch heiss und gleissend hell. Der brodelnde Stahl wurde aus grossen Kesseln in die kleinen Granatformen gegossen – dann bedeckte man diese Formen mit trockenem Sand und liess sie auskühlen. Eine dicke Frau in einem schmutzigen Overall kam an mir vorbei. Sie schob einen Karren mit noch rotglühenden Granaten, die in Viererreihen wie Flaschen in schweren Sandbehältern steckten. Dann kamen wir in den grossen Saal, wo die Tanks repariert wurden. Als sich uns, von ohrenbetäubendem Lärm begleitet, ein ungeheurer fahrbarer Kran näherte, sprang ich erschrocken zurück. Der Arbeiter ganz oben auf der Kranspitze war wieder eine Frau.

Ich hatte schon wiederholt während meines Aufenthaltes in Russland Frauen beobachtet, die an ungeheuren Maschinen Männerarbeit leisteten. Ich hatte Frauen Krane bedienen und

Mechanikerinnen im eisigen Wind Flugzeugflügel reparieren gesehen. Auf der Strasse von Wolokolamsk waren Frauen in Uniform auf Kanonenrohren reitend, aus der Schlacht gekommen. Und ich wusste auch, dass andere – berühmte russische Frauen – genau so Kriegsdienst leisteten wie die Männer: die bekannte Fliegerin Valentina Grisodobowa zum Beispiel, welche von ihrem Bomber auf die deutschen Linien Tod und Verderben schleuderte. Solchen militärischen Grössen verlieh Stalin den Titel: «Heldin der Sowjetunion», welchen sie gleich einem Adelstitel bis an ihr Ende beibehielten. Obzwar diese namenlosen russischen Mädchen, mit denen ich in den Fabriken und in den Dörfern sprach, keine Waffen führten, hätten sie ebenfalls den Titel «Heldinnen» verdient, so tapfer und unter so schweren körperlichen Bedingungen arbeiteten sie für ihr Land.

Die Tank-Reparaturwerkstätte war etwas ganz besonderes: sozusagen ein Spital für Stahlungeheuer. Eben wurde auf einem Sonderlastwagen ein schwerer Tank von der Front eingebracht. Im Feuer der feindlichen Antitankkanonen war er richtig verbrannt. Er sah aus wie ein Haufen von flammengeschwärztem altem Eisen. Der Vorarbeiter nahm sich nicht erst lange die Mühe, mir auseinanderzusetzen, wie er diese Maschine zu kurieren gedachte. Er führte mich zu einem andern Tank, der tadellos und frisch weiss gestrichen dastand und sagte: «Vor acht Tagen hat dieser Tank genau so fürchterlich ausgesehen wie der andere.» Er behauptete, innerhalb von acht bis zehn Tagen jeden havarierten Tank wieder gebrauchsfähig machen zu können, deutsche Tanks inbegriffen – vorausgesetzt, dass er neue Kanonen und Maschinengewehre bekam, um sie zu bewaffnen. Mehrere solcher Tanks warteten bereits auf die «Behandlung». Der Direktor erzählte mir, dass gerade gestern ein ganzer Eisenbahnzug mit reparierten Tanks beladen von der Fabrik an die Front abgegangen sei. Er fügte hinzu: «Sagen Sie den Amerikanern, dass wir hier in den russischen Fabriken eine Menge brauchen könnten. Vor allem Bohrmaschinen. Und auch Ersatzteile fehlen: sie wurden bisher in einem Teil unseres Landes hergestellt, der jetzt vom Feinde besetzt ist. Auch mit Rohmaterial sind wir knapp, aber wir hoffen, es bald wieder aus unserem eigenen Boden gewinnen zu können.» Bevor ich die Werkstätten verliess, warf ich noch einen Blick in die Fabrikzeitung und auf die Plakate, die neben der Tür an der Wand hingen. Jedes Plakat unterstrich die Dringlichkeit noch rascherer und noch

ergiebigere Arbeit, zwecks noch schnellerer Zerstörung des «faschistischen Feindes». An der gleichen Wand hing nur ein einziges Portrait: das Bild des Marschalls Timoschenko in Galauniform. Auf einem der angeschlagenen Blätter konnte man in grossen Lettern den Paragraphen 133 der Sowjet-Verfassung lesen:

«Die Verteidigung des Vaterlandes ist die heilige Pflicht jedes Bürgers der UdSSR. Verrat am Vaterland – Bruch des Treuschwures, Übergang zum Feind, Schwächung der Militärmacht des Staates und Spionage – werden mit äusserster Strenge des Gesetzes als schwerstes Verbrechen bestraft.»

Als wir nach dem Rundgang durch die Fabrik in einem gut eingerichteten Büro zusammenkamen, das ebenfalls mit den Bildern der Sowjetführer geschmückt war, bildete dieser Paragraph 133 den Ausgangspunkt eines Gespräches zwischen dem Direktor der Fabrik, vier Ingenieuren und mir. Ich stimmte aus ganzem Herzen dem Inhalt dieses berühmten Paragraphen bei: ich hätte sogar gewünscht, dass eine gleiche Proklamation, die an die «heilige Pflicht jedes Bürgers» gemahnte, in allen kriegswichtigen Fabriken der verbündeten Länder aufgehängt würde. Aber ich erinnerte mich nur allzu deutlich an jene aus einem ganz anderen Geiste geborenen Instruktionen, die die Komintern im Jahre 1939 den französischen und englischen Kommunisten erteilt hatte. Damals war der Krieg für die Sowjets noch ein «imperialistischer» Krieg gewesen und die Arbeiter der verbündeten Länder wurden von Russland aufgefordert, die Produktion zu verlangsamen und das Schlagwort vom «Frieden um jeden Preis» populär zu machen. Es gab französische und auch englische Arbeiter, die blind genug waren, diesem selbstmörderischen Befehl Folge zu leisten.

Ich liess mich wieder von meiner unheilbaren Gewohnheit leiten, alles offen auszusprechen, was mir am Herzen hegt und sagte zu den fünf russischen Technikern:

«Ihr leistet hier herrliche Arbeit. Und sie ist von einem herrlichen Geiste geleitet: jeder einzelne eurer Arbeiter weiss in seinem tiefsten Innern, dass es sich bei diesem Kampf zwischen Russen und Deutschen um einen Kampf auf Leben und Tod handelt. Aber sagt mir eines: Bedauert ihr es nicht heute, die Macht der Deutschen im Jahre 1939 derart unterschätzt und soviel zur Schwächung Frankreichs und Englands beigetragen zu haben? Diese beiden Länder mochten ,impe-

realistisch' sein oder nicht: sie bekämpften euren mächtigen Feind: Hitler. Vom germano-russischen Pakt will ich hier nicht sprechen: das würde uns zu weit führen und ich kenne viele der Argumente, die ihr anführen könntet, um die Beschlüsse der Russen in jener kritischen Zeit zu erklären. Ich möchte nur das eine wissen: warum ihr damals diese überflüssige Initiative ergriffen habt, die Arbeit in unseren kriegswichtigen Fabriken zu unterbinden. Was ihr da getan habt, halte ich für weit ärger als den Pakt selbst. Ihr wusstet sehr genau, dass Deutschland euch schliesslich angreifen würde. Und Frankreich und England waren im Krieg gegen Deutschland. Was hatte es für einen Sinn, unsere Bemühungen zu sabotieren, selbst wenn ihr hättet neutral bleiben wollen?»

Wie immer man diese Bemerkungen aufzufassen gedachte, sie stachen jedenfalls in ein Wespennest. Es wurde totenstill und Ljuba warf mir einen merkwürdig missbilligenden Blick zu. Schliesslich antwortete der Direktor kühl:

«Wir wissen absolut nichts von dem Standpunkt, welchen die kommunistischen Parteien im Ausland bei Ausbruch des Krieges einzunehmen für gut befunden haben. Wir können daher ihre Handlungen weder gutheissen, noch verurteilen. Zwischen ihnen und uns gibt es keinerlei gemeinsame Verantwortlichkeit.»

Der Direktor nahm gewiss nicht an, dass ich seinen Worten Glauben schenkte, er wollte mir nur zu verstehen geben, dass er die von mir aufgeworfene Frage nicht weiter zu besprechen wünsche. Ich konnte nichts weiter tun, als sehr ungläubig lächeln und höflich auf ein anderes Thema übergehen. Wir sprachen über Amerika. Die fünf Ingenieure stellten keinerlei Fragen, Amerikas Kriegsindustrie betreffend. Immerhin zeigte sich einer von ihnen für die politische Einstellung Henry Fords interessiert, jetzt wo die Vereinigten Staaten im Krieg waren. Dadurch kamen wir auf den durchschnittlichen Lebensstandard des amerikanischen Arbeiters zu sprechen. Ob Ford oder nicht, verglichen mit dem des russischen und auf das fundamentale Dilemma, dem ich nicht beizukommen, ja das ich mir nicht einmal richtig zu erklären vermochte: Die Arbeitsbedingungen in dieser russischen Fabrik wären dem amerikanischen Durchschnittsarbeiter zweifellos unerträglich erschienen. Wenn er diese russische Fabrik sehen könnte, täten ihm seine russischen Kollegen bestimmt furchtbar leid. Und doch bedauerten die russischen Arbeiter, diese begeistertsten und stolze-

sten Männer, denen ich in meinem Leben begegnet bin, augenblicklich die Arbeiter von Detroit und San Diego. Denn sie waren der festen Überzeugung, dass der amerikanische Arbeiter unerhört ausgenützt werde und allen Grund habe, unglücklich zu sein.

Die kurze Debatte über die ausländischen kommunistischen Parteien ging mir nicht aus dem Sinn. Ich verlor mich in Betrachtungen der grossen Probleme, die dieser Paragraph 133 aufwarf (und ausser ihm noch viele andere Paragraphen der Sowjetkonstitution von 1936). Ich prüfte die Widersprüche zwischen Stalins Innenpolitik und der Einstellung der Kommunisten Frankreichs und Englands und vieler anderer Länder bis zum Juni 1941, ja sogar darüber hinaus. Meine Auslegung klingt vielleicht romantisch, aber ich konnte nicht umhin anzunehmen, dass der Fabrikdirektor, als er mir vorhin antwortete, mit dem was er sagte, nicht nur eine peinliche Diskussion beenden wollte. Seine eisigen Worte liessen sich auch folgendermassen auslegen:

«Es ist schon möglich, dass im Jahre 1939 die Internationale an die französischen und englischen Arbeiter die Parole ausgab, die Kriegsproduktion zu verlangsamen. Aber erwarten Sie nicht von mir, dass ich den Kommunisten recht geben soll, wenn sie diesen Befehlen gehorchten. Aus was für einem Holz waren denn diese Menschen geschnitzt, dass sie nicht mit aller Kraft alles daran setzten und Überzeit arbeiteten, um ihr Vaterland zu verteidigen, ohne nach rechts oder nach links zu schauen?»

Ein Hauptgrund des ständigen Missverständnisses, das Sowjetrussland von den westlichen Demokratien trennt, war zweifellos der, dass Russland, das bei sich zu Hause auf äussersten Nationalismus schwor, im Ausland Internationalismus predigte. Die Kommunisten, denen ich in Russland begegnete, waren fanatische Patrioten. In Frankreich, in England und in Amerika hingegen hatte ich einst Kommunisten gekannt, die nicht gezögert hätten, auf Befehl Russlands ihrem eigenen Vaterland in den Rücken zu fallen. Wie unsagbar erstaunt wären sie wohl gewesen, wenn sie den Abgrund gekannt hätten, der sie in dieser Hinsicht von ihren Genossen in der UdSSR, trennte, wenn sie erfasst hätten, dass die von aufs höchste gesteigertem Patriotismus erfüllten Russen instinktiv jeden Menschen tief verachteten, der imstande war auf Befehl einer fremden Macht gegen sein eigenes Vaterland zu arbeiten. Zum erstenmal

wurde mir klar, dass von allen Kommunisten der Welt einzig den Kommunisten des neuen Russland die Wahl zwischen den lebenswichtigen Interessen ihres Landes und dem Triumph ihrer Lehre erspart blieb: Stalin hatte die beiden gewaltigen Strömungen, die russische Vaterlandshebe und den russischen Kommunismus, zu verschmelzen gewusst und beide in den Dienst eines grossen und mächtigen Russland gestellt.

Die Kommunisten der anderen Länder lernten nun langsam auch die harte Lektion – nicht selten inmitten von Grauen, Verfolgung und Tod. In Frankreich, unter feindlicher Besetzung, die unsere Arbeiter aller Rechte beraubte, hatte das Wort *Vaterland* einen Sinn bekommen, der niemandem mehr altmodisch oder bombastisch erschien. Die von der Gestapo verfolgten und umhergehetzten französischen Patrioten aller Parteien kannten alle nur mehr die «heilige Pflicht», ihr Land zu verteidigen und zu befreien. Wenn heute, im Jahre 1942, heldenhafte französische Kommunisten im «unterirdischen» Kampf gegen die Nazis gefangen und zum Tode verurteilt wurden, dann sangen sie nicht mehr die «Internationale», sondern die «Marseillaise». Und ihr letzter Schrei, bevor sie unter den feindlichen Kugeln zusammenbrachen, war der Schrei aller Patrioten:

«Vive la France!»

XII. Kapitel

DAS BEFREITE TULA UND DAS HAUS TOLSTOIS

Am 18. Januar sass ich wieder in einem Auto, das bei beissen- dem Frost über weissen, vereisten Schnee glitt. Diesmal fuhren wir gegen Süden, auf einer breiten, eintönigen Magistral-Strasse wie Oberst Boltin sie nannte. Wir wollten zwei Orte besuchen, an die sich grosse Erinnerungen knüpfen und die jedem Russenherzen teuer sind: Tula und Jasnaja Poljana. Tula, die Stadt, die sich weder Napoleon, noch Denikin, noch Hitler ergeben hatte und siegreich aus einer siebenundvierzig-tägigen Nazibelagerung hervorgegangen war – und Jasnaja Poljana, die Heimstätte Tolstojs, wo er bis kurz vor seinem Tode gelebt und gewirkt hatte. Das Gut war von den Deutschen besetzt und verwüstet worden, bis es schliesslich von der Roten Armee

zurückerobert worden war. Vor mir hatte noch kein Fremder Tula und Jasnaja Poljana betreten, seit die Russen der Belagerung ein Ende gemacht und das Dorf genommen hatten.

Wir waren unserer fünf: Sophia Andrejewna Tolstoi, Professor Minz und seine Sekretärin, Ljuba Mjeston und ich. Sophia Andrejewna, eine Grossnichte Tolstois, verwaltete alle Tolstoi-Museen in Sowjetrussland und Professor Minz, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, war von der Regierung beauftragt worden, das von den Nazis geplünderte Jasnaja Poljana zu restaurieren. Wir sassen in einem imposanten, altmodischen Wagen zusammengepfertcht, den ein alter brummiger Chauffeur lenkte. Dieses Auto war bestimmt einmal das eleganteste gewesen, das es überhaupt gab: eine Art Sowjet-Rolls-Royce.

Aber ich fühlte mich darin weit weniger sicher, als in einem der russischen Ford-Wägelchen, an die ich nun schon gewöhnt war und die nach nichts aussahen, aber ausgezeichnet funktionierten. Die mächtige Limousine keuchte nur schwer auf der vereisten Strasse vorwärts: sie glitt immer wieder ab und ihr Motor hustete auf beängstigende Weise.

Die Landschaft war eintönig: Schneefelder, hie und da von Waldgruppen unterbrochen. Die Kälte war so schneidend, dass wir wiederholt aussteigen und eine Weile auf der Strasse hin- und herlaufen mussten, um unsere Beine zu erwärmen, die wir überhaupt nicht mehr spürten. Wir waren eine merkwürdige Gesellschaft: eine Französin in Hosen und in einem persischen Mantel, die ein Gemisch von Polnisch, Russisch, Englisch und Französisch sprach – das war ich –, ein alter jüdischer Professor mit einem lieben, gescheiten Gesicht, dessen Stimme martialisch klang und gar nicht dozierend, wie man es von einem Historiker erwartet hätte und der uns faszinierende Geschichten aus dem Bürgerkrieg erzählte, zum Beispiel von seinen Fahrten nach Tula, als die Armee Denikins die Stadt bedrohte und von seiner Begegnung mit Stalin – ebenfalls in Tula – zu einer Zeit, wo er bereits ein grosser Heerführer war; Ljuba Mjeston in Uniform und ihrem weissen Lammfellmantel, die sorgfältig über die belegten Brote wachte, die sie am Abend vorher selbst für uns zurechtgemacht hatte, die kleine Sekretärin mit dem völlig ausdruckslosen Kindergesicht, die während der ganzen Reise den Mund nicht auftat und endlich diese schlichte, ungeheuer würdevolle Fünfzigerin, die wir alle nur Sophia Andrejewna nannten. Sie war die offizielle Hüterin

und Bewahrerin des Andenkens Leo Tolstois im neuen Russland. Kein leichtes Amt, denn es gab keinen Schriftsteller, der mehr gelesen und keinen Denker und Dichter, der tiefer bewundert und in der Sowjetunion heisser geliebt worden wäre als Leo Tolstoi.

Wie die Grossnichte Tolstois zur Regierung stand, brauchte ich nicht zu fragen. Wären die Beziehungen nicht ausgezeichnete gewesen, hätte sie nicht auf der während der Revolution von Lenin als Nationalgut erklärten Besetzung Tolstois wohnen dürfen; man hätte ihr nicht die Verwaltung der vier Tolstoi-Museen anvertraut – und schliesslich wäre sie auch nicht mit uns in dem Auto gesessen, das uns jetzt nach Jasnaja Poljana brachte. Immerhin verriet manches an ihr, dass sie, wenn sie auch vielleicht begeistert dem Sowjetregime verbunden war, als Kind doch eine andere russische Welt gekannt hatte. Ihr fliessendes Englisch, ihre vornehme französische Aussprache, ihre ganze diskrete Art – das alles sprach Bände . . . Noch andere Details fielen mir auf: wenn ihre Kleider auch alt und abgenutzt waren, so trug sie doch einen Hut. Und der kleine, pelzverbrämte Muff, in den sie ihre Hände steckte – elegant und hastig weiblich – wie bestimmt auch Anna Karenina es getan haben dürfte – das alles zauberte eine versunkene Welt hervor: eine Welt, in der die junge Komtesse unter den wachsamen Augen einer englischen Gouvernante aufgewachsen war . . . Wie viele Frauen des russischen Adels hatte auch sie ein rundes, eher derbes Bauerngesicht mit vorspringenden Backenknochen und hellen Augen. Sie sprach nur wenig und mit leiser, sanfter Stimme.

Wir näherten uns Tula. Ich brauchte nur um mich zu schauen, um zu sehen, worum es bei dieser Belagerung vor allem gegangen war. Die Brücken, über die wir fuhren, trugen nicht nur die Eisenbahn, sondern auch die Strasse, welche Tula mit Moskau von Norden nach Süden verband. Wäre es Hitler gelungen, sich Tulas zu bemächtigen, dann hätte er die Verkehrslinien zwischen Russlands Hauptstadt und der Ukraine kontrollieren und Moskau, von dem die Deutschen nur noch zweihundert Kilometer entfernt waren, vom Süden her erreichen können.

«Tula besitzt einen sehr beachtenswerten Kreml, verabsäumen Sie auf der Rückfahrt nicht, ihn zu besichtigen», sagte Sophia Andrejewna, die sich in Kremlarchitektur auskannte wie andere in Louis-XV-Fauteuils. Und da war er auch schon und

machte mit seiner mit Zinnen versehenen roten Ziegelmauer mitten in der Stadt wirklich einen grossartigen Eindruck. Aber vom Kreml abgesehen, wirkte die Stadt reichlich banal. Trotz den Luftangriffen und den Attacken mit schwerer Artillerie und feindlichen Minen während der langen Belagerung war Tula lange nicht so beschädigt wie ich es angenommen hätte. Die meisten neuen und alten Häuser, Geschäfte und Fabriken hatten gut durchgehalten. Man sah zwar viele zerbrochene Fensterscheiben, einzelne eingestürzte Bauten und unzählige Schrapnellspuren an allen Mauern, aber im Grossen Ganzen schien das Leben ganz normal weiterzugehen.

Wir gingen durch die belebten, stellenweise mit Barrikaden verrammelten Strassen. Ich sah die Stellen, wo die Verteidigungsbatterien gestanden hatten und etwas weiter draussen, in dem von den Deutschen besetzt gewesenen Teil, die zerstörten Kohlenruben. Von aussen zeigte man mir auch die in ganz Russland berühmte Samowar-Fabrik und die augenblicklich viel wichtigeren Werkstätten, in denen Munition und die berühmten Tula-Gewehre hergestellt wurden. Schon dieser Fabrik allein wegen hatte man die Stadt so verbissen verteidigen müssen.

Die Belagerung von Tula, eine der bedeutendsten Episoden des russischen Krieges, schien mir auf das lebhafteste zu beleuchten, was wahrer Heldenmut zu vollbringen vermag: weil die Verteidiger der Stadt dem Ansturm der Deutschen, der vom 29. Oktober bis zum 15. Dezember gedauert hatte, nicht gewichen waren und unter Bedingungen weiter gekämpft hatten, welche von Militärsachverständigen als «verzweifelt» bezeichnet werden mussten, waren eine Stadt von 350'000 Einwohnern gerettet, ein Industriezentrum in Betrieb und eine lebenswichtige Verkehrslinie aufrechterhalten worden.

Tula trug seinen Stolz auch offen zur Schau. Trotz all der Prüfungen, welche die Bevölkerung durchgemacht hatte, wusste sie sich vor Freude nicht zu fassen. Im Hauptquartier der Kommunistischen Partei, des Sektors Tula, einem wohlbewachten grossen Gebäude, vor dem unser Auto hielt, herrschte ungeheuer reges Leben. Auf der breiten Treppe und in den Gängen hasteten Offiziere und Soldaten an uns vorbei. Ein kleiner, überlebhafter Mann empfing uns ganz begeistert und begrüsst Sophia Andrejewna wie eine alte Bekannte. Das erste, was dieser nur untergeordnete Parteifunktionär in triumphierendem Tone zu mir sagte, war:

«Wir Russen kennen das Wort ‚offene Stadt‘ nicht. Wir haben dieses Wort aus unserem militärischen Wörterbuch gestrichen. Für uns gehören die Städte mit zum Land. Wenn man sein Land verteidigt, dann muss man auch seine Städte verteidigen. Darum haben wir auch durchgehalten bis zum Schluss: es war niemals die Rede davon, dass Tula sich ergeben könnte. Nein, offene Städte gibt es nicht – in Russland.»

Erst am nächsten Tag kam ich darauf, dass dieser kleine Vortrag eine bestimmte Absicht verfolgt hatte, und zwar als Ljuba mich lächelnd fragte:

«Hat hier bereits jemand von Manila mit Ihnen gesprochen?» Das war es! Vor kurzem war Manila von den Amerikanern als offene Stadt erklärt worden. Und da ich die erste Fremde war, die seit der Belagerung nach Tula kam, verniffen es sich meine Freunde nicht, ihren fernen Verbündeten – auf dem Wege über mich – eine kleine Kriegslektion zu erteilen.

Wir hielten beim Parteihaus, um Herrn Schaworonkow zu sprechen, den Sekretär dieses Sektors, dessen Macht sich über die vierzig Tulaer Distrikte erstreckte. Während der kritischen Wochen hatte er dem Komitee der Stadt Verteidigung vorgestanden, welches Vertreter des Heeres, der Partei und der Bürger vereinigte. Aber wir hatten uns für ein Gespräch mit einem so beschäftigten Manne keinen guten Tag ausgesucht. In Tula fand seit 48 Stunden eine grosse Versammlung statt – bei uns würde man es einen Kongress nennen – und in den Verwaltungsräumen der Partei ging es toll zu. Zum erstenmal seit dem deutschen Rückzug waren etwa tausend Vertreter aus allen Bezirken nach Tula gekommen – von Fabriken, Schulen und verschiedenen städtischen, militärischen und Parteiorganisationen. Sie hatten sich als verantwortungsvolle Bürger nach einem lebensgefährlichen Sturm zusammengefunden, um sich über die dramatischen Ereignisse der letzten Monate auszusprechen und über die Wiedergutmachung des erlittenen Schadens der Stadt Tula selbst und der übrigen Städte und Dörfer zu beraten, die zeitweise vom Feinde besetzt gewesen und jetzt ebenfalls befreit worden waren.

Mehrere Arbeitskomitees und Subkomitees arbeiteten noch in den Büros des Amtsgebäudes – aber die eindrucksvollste Sitzung hatte tags zuvor im grössten Theater von Tula stattgefunden. Erst waren die Delegierten aufmerksam den detaillierten Berichten über den augenblicklichen Zustand der Stras-

sen und Brücken gefolgt, der Aufzählung der zerstörten Bauernhöfe, Schulen, Spitäler und Häuser und dem Entwurf der Arbeiten, die nötig waren, um die Kohlengruben zu retten. Dann hatte man noch ein Dutzend anderer für die Provinz lebenswichtige Fragen besprochen. Aber es waren nicht ausschliesslich Statistiken und Baupläne auf der Tagesordnung gewesen. Die Versammlung wurde sehr bald zu einer gewaltigen Manifestation der Verbundenheit und der Vaterlandsliebe der Leute von Tula. Viele, die einander seit der Invasion und seit der Belagerung nicht wiedergesehen hatten, begrüßten einander ebenso erfreut wie lärmend mit schallenden Küssen und manchmal auch mit Tränen. Ein elfjähriger Junge, der sechs Deutsche in den Tod geführt hatte, indem er ihnen einen Pfad einzuschlagen riet, von dem er wusste, dass dort rote Soldaten im Hinterhalt lagen, war auf die Bühne gebracht und von der begeisterten Menge bejubelt worden. Eine dicke Frau, eine Bäuerin aus einem der befreiten Dörfer, brachte alle zum Lachen, als sie erzählte wie sie, um ihre Hühner vor den Deutschen zu retten, allen Hennen und Hähnen die Schnäbel zugebunden habe, so dass sie in ihren Verstecken keinen Lärm machen konnten. Einige von der Partei, welche als Freischärler hinter den feindlichen Linien gekämpft und unter Lebensgefahr den Verbindungsdienst zwischen der belagerten Stadt und den besetzten Dörfern aufrecht erhalten hatten, teilten ebenfalls ihre Erfahrungen mit.

Einer von ihnen befand sich gerade im Amtsgebäude, und ich konnte mit ihm sprechen, während ich auf den unsichtbaren Herrn Schaworonkow wartete, der seit fünf Stunden einem Arbeitskomitee vorsass, das über die Kohlengruben verhandelte. Der Guerillaführer kam in das Vorzimmer, in dem ich mit Leutnant Mjeston sass. Er war ein dunkelhaariger, junger Mann von etwa einunddreissig Jahren mit schwarzen Augen, einem feinen, lebendigen Gesicht und sehr energischen, gut geformten Händen. Er trug einen dicken, wattierten Anzug – Rock und Breeches – an dem keinerlei Schnitt und Farbe mehr erkennbar waren. Seine Füsse steckten in Filzstiefeln, und ein rauher Woll-Sweater mit einem faltigen Kragen reichte bis über seine Ohren. Seine Stimme war leise und ein wenig rau: es war eher ein Flüstern, wie das eines Menschen, der ständig unter Feinden lebt und sich verstecken muss. Im Frieden war er Zimmermann gewesen. Der Krieg hatte ihn zum Partisanenführer gemacht. Er befehligte vierunddreissig

Männer und Knaben – lauter Freiwillige und Zivilisten. Einige Arbeiter aus der Waffenfabrik und aus den Kohlengruben waren darunter, zwei Büroangestellte, ein Verkäufer und einige Jungens aus Tula, die noch nicht einmal mit der Schule fertig waren. Während der ganzen Belagerung hatten diese fünfunddreissig Russen mit anderen ähnlichen Gruppen in der vom Feinde besetzten Umgebung ein gefährliches Leben geführt.

Der Zimmermann – er hiess Esipow – beugte sich zu mir hinunter und sagte mit seiner flüsternden Stimme:

«Während der letzten drei Monate habe ich die feindlichen Linien achtmal überschritten: ins besetzte Gebiet hinüber und wieder zurück. Ich nahm bei diesen Exkursionen nur das Nötigste mit: mein Gewehr, die dazugehörige Munition, eine Hand voll Granaten, ein paar Minen und etwas Proviant. Das war alles. Ich übernachtete unter Bäumen, in den vereisten Wäldern oder in verlassenen Schützengräben. Oft nahmen mich auch die Bauern unter eigener Lebensgefahr in ihren Hütten auf. Mehr als einmal ging ich vor der Nase der deutschen Soldaten bei hellichtem Tage mitten durch besetzte Dörfer: sie hielten mich für einen harmlosen Bauern. Auf diese Art hörte ich, was sie redeten, und berichtete dann alles unserem Kommandanten.»

Esipow schilderte mir einige Episoden seines abenteuerlichen Lebens:

«Eines Tages erfuhr ich, dass ein deutscher Munitionstransport auf einer bestimmten Strasse unterwegs war. Es gelang uns – meinen Leuten und mir – diese Strasse noch rechtzeitig zu unterminieren. Als das geschehen war, versteckten sich vierzehn von uns der Strasse entlang in den Wäldern. Die ersten deutschen Schlitten gingen in die Luft. Das war das Zeichen. Wir stürzten mit unseren Maschinengewehren und Granaten vor – der Konvoi bestand aus sechzig Schlitten – und töteten etwa dreissig Deutsche. Viele andere wurden verwundet. Unser Überfall hatte unter den Nazis Panik und Verwirrung hervorgerufen, und plötzlich sahen wir, dass sie, statt auf uns loszugehen, eine Gruppe von Wagen und Schlitten zu beschliessen begannen, die auf der gleichen Strasse immer näher kamen. Wir selbst hatten sie gar nicht bemerkt. Die Nazis hatten diesen zweiten deutschen Konvoi für eine russische Angriffskolonie gehalten ...»

Ich erkundigte mich genauer: «Auf welche Art werben Sie Ihre Leute an?»

Der junge Guerillaführer lachte leise: «Das habe ich gar nicht nötig: uns stehen so viele Freiwillige zur Verfügung, dass ich mir nur die Besten auswähle. Wobei ich aber sehr vorsichtig sein muss, denn ich darf nur Leute nehmen, die ich persönlich kenne und auf die ich mich verlassen kann. Denn die Deutschen haben selbstverständlich wiederholt versucht, ihre Spione bei uns einzuschmuggeln. Aber sie haben mit diesem Trick nicht viel Glück gehabt: in den meisten Fällen sind diese Agenten getötet worden.,,

«Meine Leute sind sechzehn bis vierzig Jahre alt, und solange sie mit mir arbeiten, ist mein Wort für sie Gesetz. Der Guerillakrieg geht selbstverständlich vollkommen Hand in Hand mit der Roten Armee: nichtsdestoweniger bilden wir ganz unabhängige Gruppen und bleiben Zivilisten. Und eben weil wir keiner militärischen Formation angehören, muss einer von uns als Chef die volle Verantwortung übernehmen.»

Der junge Partisan unterstrich seine Erzählungen mit raschen, ausdrucksvollen Gesten:

«Während eines Erkundungsganges, den einer meiner jungen Kameraden, ein vierundzwanzigjähriger Buchhalter, ganz allein unternahm, entdeckte er zweiundzwanzig deutsche Lastautos voll Munition, die in der Nähe eines Dorfes in einer Scheune eingestellt waren, vor der zwei Posten Wache standen. Was tun? Die russischen Vorposten waren siebzehn Kilometer weit entfernt, mein Freund konnte sie nicht rasch genug verständigen, und ein Flugzeug, das die Wagen hätte bombardieren können, wäre zu spät gekommen. Auch mich konnte er nicht erreichen: Ich befand mich ebenfalls im besetzten Gebiet, aber viel zu weit weg. Der Buchhalter war ganz auf sich selbst angewiesen und beschloss, die Munition ganz allein zu vernichten. Er holte sich zwei Bauern zu Hilfe, die sich mit den Wachposten unterhalten und sie ablenken mussten. Während schlep-pend ein Gespräch zwischen den Bauern und den «Feldgrauen» in Gang kam, warf er eine Flasche mit Explosivstoff auf das Dach der Scheune, in der die Wagen standen. Alles ging gut: die Wagen fingen Feuer, und die Munition flog in die Luft. Einer der Bauern trug eine Verletzung davon, war aber nicht böse darüber.

Was Episow mir erzählte, gab mir nicht nur ein Bild des russischen Guerillakrieges, ich lernte dadurch auch die Einstellung der Bauern in den besetzten Gebieten kennen. Diese Untergrundarbeit konnte nur mit der einmütigen Unterstützung der

Landbevölkerung durchgeführt werden. Wären in den Kolchosen auch nur ganz wenige Verräter geschickt verteilt gewesen, so hätte dies die Arbeit der Partisanen unmöglich gemacht oder doch so gefährdet, dass sie sinnlos geworden wäre. Das bestätigte mir der junge Zimmermann auf das Nachdrücklichste:

«Die ganze Bevölkerung hilft mit: Männer, Frauen und auch die Kinder. Die Bauern geben uns zu essen, nehmen uns bei sich auf, versorgen uns mit Kleidern und mit Nachrichten und helfen uns, den Feind irrezuführen. Sie müssen das, was sie für uns tun, oft sehr teuer bezahlen. Weil die Guerilla so grosse Dimensionen annimmt, behandeln die Deutschen die russischen Zivilisten auf die grausamste Weise als ‚Rebellen‘ und verurteilen sie zum Tode, ohne den Fall erst lange zu prüfen. Ja, der Feind hat grosse Angst vor uns: In vielen Dörfern haben die Nazis Plakate angeschlagen, in denen sie dem, der ihnen einen Guerillamann lebend oder tot ausliefert, 2'000 bis 3'000 Rubel versprechen. Ich bin wiederholt zum Spass dicht an solchen Plakaten vorübergegangen, um mich herum lauter Bauern, die genau wussten, wer ich war. Wir haben Tränen gelacht! . . .

Und noch eine Geschichte: Vor einigen Wochen durchsuchten ein paar Deutsche ein einsames Haus, das eine alte Frau ganz allein bewohnte. Sie wollten ihr nur einfach alles was sie besass wegnehmen. Einer von ihnen erkundigte sich: ‚Sind Leute von der Partei hier?‘ Worauf sie mit ängstlicher Stimme antwortete: ‚Leider sehr viele ... Es ist furchtbar . . . man ist schon ganz krank davon . . . Helfen Sie uns doch . . . sie zu verjagen. Erst heute früh waren etwa vierzig drüben auf dem Hügel.‘ Die Nazis, es waren ihrer nur wenige, hatten auch keine Maschinengewehre, nahmen sich nicht einmal die Zeit, die Razzia zu beenden und machten sich schleunigst davon . . . Die alte Bäuerin hatte erreicht, was sie wollte.

Esipow setzte mir auseinander, dass die Guerillakämpfer nicht etwa nur deutsche Soldaten töteten und deutsche Munition vernichteten. Sie halfen vor allem den Bewohnern der besetzten Gebiete, wo und wie immer sie nur konnten. Einmal zum Beispiel war es ihm persönlich geglückt, ein Dorf zu retten, das die Deutschen auf ihrem Rückzug angezündet hatten: er und seine Kameraden hatten das Feuer in den leeren Häusern gelöscht, aus denen die Besitzer längst vertrieben worden waren. Und als die Leute aus den Wäldern, in denen sie sich

versteckt gehalten hatten zurückkamen, fanden sie ihre geretteten Häuser wieder. Und ein andermal war es den fünfunddreissig Männern gelungen, Säcke mit Brot und Mehl auf ihren Rücken in einsame Gehöfte der besetzten Zone zu schleppen, wo einige Familien bereits dem Hungertode nahe waren.

Die Guerillatruppen stellten auch die Verbindung zwischen den besetzten und unbesetzten Gebieten her und verbreiteten alle wichtigen Nachrichten. Hielt Stalin in Moskau eine Rede, erreichte binnen kürzester Zeit ihr genauer Inhalt in Tausenden von Exemplaren unzählige Orte der besetzten Zone. Auch die Instruktionen der Roten Armee und der Partei an die Bauern wurden auf diese Weise weitergeleitet. Wenn sie aus den besetzten Gebieten zurückkamen, brachten sie umgekehrt genaue Berichte über die feindlichen Pläne und über die deutschen Truppenbewegungen mit.

Der junge Guerillaführer schloss mit einer kurzen Zusammenfassung:

«Ich habe schon viel gelernt und mache täglich neue Fortschritte. Heute arbeite ich bereits viel besser als vor einigen Monaten. Als ich das erstemal die deutsche Linie überschreiten sollte, hielt ich es für völlig unmöglich und war ganz sicher, geschnappt zu werden. Heute gehe ich hin und her, als ob es gar nichts wäre. Es ist nicht schwer, man muss nur Bescheid wissen und die nötigen Freunde haben.»

Still verabschiedete sich Episow von uns und verliess das Zimmer. Es wurde spät. Wir gingen in den Speisesaal hinunter, der sich im Erdgeschoss des Gebäudes befand. Er war gedrängt voll mit Delegierten, Männern und Frauen, die aus allen Teilen der Provinz nach Tula geströmt waren. Die stickige, lärmende Atmosphäre war die einer Volksküche. Das sehr einfache Menu bestand aus einer siedend heissen, dicken Gemüsesuppe, in der Fleischstückchen schwammen, Tee und Brot. Ich hatte den Eindruck, als gäbe es in Tula mehr zu essen als in Moskau; oder hatte man nur der Parteiversammlung zu Ehren eine Ausnahme gemacht? Auch im Hotel Sowjetzki, wohin wir uns nach dem Abendessen begaben, bot uns eine sehr nett gekleidete Kellnerin ein «Festmahl» an, das bestimmt eigens für mich zubereitet worden war.

Wir wohnten zu viert in einem Zimmer: Sophia Andrejewna, Ljuba, die kleine Sekretärin und ich. Es standen fünf Betten darin, aber nur ein einziger, winziger Waschtisch, an dem wir uns der Reihe nach nur ganz flüchtig mit kaltem Wasser

wuschen. Im Laufe des Abends erschienen mehrfach Boten in olivgrünen Breeches und Tuniken – anscheinend die Kriegsuniform der aktiven Parteimitglieder – feierlich in unserem Fünfbettzimmer. Sie wollten sich vergewissern, ob ich trotz des endlosen Wartens noch immer gewillt sei, mit dem geheimnisvollen Sekretär der kommunistischen Partei in Tula, Herrn Schaworonkow zu sprechen und mir melden, dass er in wenigen Minuten frei sein würde. Mein kurzer Aufenthalt in der UdSSR, hatte mich gelehrt, dass die russische ungeheure Tüchtigkeit keineswegs mit Pünktlichkeit Hand in Hand ging. Ruhig erklärte ich den Abgesandten, dass ich nach einem derart anstrengenden Tag kaum länger als bis halb elf Uhr würde wach bleiben können. Das war die pure Wahrheit. Ich hatte während der letzten zwei Tage bis spät in die Nacht gearbeitet und war beinahe gar nicht zum Schlafen gekommen. Nun war ich aber wirklich sterbensmüde.

Um 10.25 Uhr hielt lärmend ein grosses Regierungsauto vor der Tür des Hotels. Wieder stürzte ein Bote, den ich bisher noch nicht kennen gelernt hatte, atemlos in unser Zimmer und meldete, dass Herr Schaworonkow nun bereit sei, mich zu empfangen. Wir begaben uns alle zurück ins Hauptquartier. Ich war so müde, dass ich mich kaum aufrecht halten konnte. Wie im Traum wandelte ich in das Zimmer, in welchem mich ausser Schaworonkow noch weitere vier stumme Offiziere erwarteten. Dass ich dem jungen Sekretär meine unsagbare Müdigkeit eingestand, war bestimmt ein Fehler, denn ich gab ihm dadurch die Möglichkeit, gleich von Anbeginn festzustellen, dass die Russen im Allgemeinen, und die Bewohner von Tula im Besonderen turmhoch über allen andern Menschen auf der ganzen Welt stünden: (*Wir schlafen nie. Wir arbeiten immer: Tag und Nacht. Keiner von uns hier in diesem Zimmer hat seit Monaten mehr als fünf Stunden täglich geschlafen.*)»

In diesem Parteihaus prangten an allen Wänden besonders viele vergrösserte Photographien. Nicht nur Stalin, sondern auch Lenin, Kalinin und Molotow beobachteten Herrn Schaworonkow genauest, während er mit mir sprach und kontrollierten streng, ob er sich genau an die Vorschriften hielt. Schaworonkow war ein grosser, schlanker, ganz hübscher Mensch mit völlig ausdruckslosen Zügen. Er sass kerzengerade hinter einem leeren Schreibtisch und sprach langsam und laut wie zu einem grossen Auditorium. Was er sagte, war klar, wortreich und unterstrichen unpersönlich. Leistungen von Einzelpersonen

wurden nicht erwähnt. Von sich selbst sprach er überhaupt nicht. Er pries ausschliesslich die Heldentaten der Bevölkerung von Tula, der Roten Armee und ganz Russlands. Er war ein Parteimann wie er im Buche steht, ein tadelloser Diener eines sozialistischen Staates. Und zugleich ein leidenschaftlicher russischer Patriot. Kein Bürger einer westlichen Demokratie hätte Schaworonkow einen «freien Mann» genannt – und trotzdem konnte ich mich im Augenblick an keinen «freien Mann» erinnern, dessen Gesicht eine derartige Selbstlosigkeit ausgedrückt hätte und dessen Stimme derart von Ehrlichkeit und Kraft durchbebt gewesen wäre, wenn er von seinem Vaterland und von seinen Idealen sprach.

Viele Monate später, während der epischen Kämpfe um Leningrad, musste ich an die begeisterte, von Triumph durchbebt Antwort Schaworonkows auf meine Frage, auf welche Weise die Befreiung einer belagerten Stadt praktisch durchführbar sei, zurückdenken:

«Vor allem und in erster Linie rettet man eine belagerte Stadt, indem man schwört, dass der Feind nicht hereinkommen darf. Das klingt hirnverbrannt, ist es aber nicht. Während dieses Krieges kam es wiederholt vor, dass Kommandanten einen Ort weiter verteidigten, obzwar sie wussten, dass er schliesslich kapitulieren müsste und sie in ihrem tiefsten Innern den Kampf bereits aufgegeben hatten. In einer Situation wie der, in der Tula sich befand, handelt es sich vor allem darum, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen und unerschütterlich entschlossen zu sein, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Das allerwichtigste Widerstandsmoment ist und bleibt dieser Wille, durchzuhalten um jeden Preis, ein Wille, den die verantwortlichen Führer mit der Bevölkerung teilen. In Tula war dieser Wille vorhanden. Wir sind stolz darauf, uns unserer grossen Tradition würdig zu zeigen. Nachdem wir erst Napoleon getrotzt haben und dann Denikin, dachten wir nicht daran, unsere Stadt Hitler auszuliefern!»

Nun schilderte mir der junge Präsident des Verteidigungskomitees von Tula die Belagerung der Stadt. Er gab mir genaue Details, hielt inne, um sich zu vergewissern, dass ich ihn verstanden hatte, dann führte er systematisch seine Gedanken weiter aus. Von Zeit zu Zeit nickten die vier Offiziere der Roten Armee zustimmend.

«Während der letzten Oktobertage 1941 erreichten uns alarmierende Nachrichten von einer deutschen Offensive, die sich

mit ungeheurer Schnelligkeit und Stärke von Süden her gegen Tula wälzte. Damals besass Tula nur eine verhältnismässig kleine Garnison, und ein Teil unserer Zivilbevölkerung war bereits evakuiert worden.

Wir begannen sofort die Verteidigung zu organisieren. Die Offiziere, die Parteileiter und die Obmänner aller Gewerkschaften der Stadt arbeiteten eng zusammen. Vor allem beschlossen wir eine Verstärkung der Artilleriestellungen am Stadtgürtel, den Bau von Barrikaden für etwaige Kämpfe von Haus zu Haus und die Bildung von Zivildetachements zur Verstärkung der regulären Truppen.

Viele Bewohner von Tula gehörten bereits den sogenannten Jägerbataillons an, halb-militärischen Organisationen, die schon im Frieden bestanden hatten. Wenn es sich als nötig erwies, schlossen sich weitere Tausende unserer Arbeiter, Ladenbesitzer und Intellektuellen diesen Bataillonen an. Im Laufe der Ereignisse wurden sie an vorgeschobene Posten geschickt und kämpften Schulter an Schulter mit den Soldaten der Roten Armee.

Während Männer, Frauen, junge Mädchen und Kinder Barrikaden bauen halfen, wurde in den Waffenfabriken auch während des Bombardements ständig weitergearbeitet, so dass die Produktion auf voller Höhe blieb. Hunderte von Guerillakämpfern, wie der, mit dem sie vor dem Abendessen gesprochen haben, erhielten ständig die Verbindung zwischen der besetzten und unbesetzten Zone aufrecht. Und das war ungeheuer wichtig, denn dadurch waren wir niemals isoliert, auch nicht während der Belagerung.

Dann kam Schaworonkow auf die einzelnen Episoden des Angriffs zu sprechen:

«Am 29. Oktober kamen die deutschen Tanks bis auf eine Meile an die Stadt heran. Hier wurden sie angehalten, flankierten aber die Stadt derart, dass nur mehr ein sechs Kilometer breiter Korridor in russischen Händen verblieb. Am 30. Oktober griff der Feind dreimal an: mit Tanks, Artillerie, Flugzeugen und Minen. Es gelang den Russen, neun Tanks zu zerstören. Am nächsten Tag griffen die Deutschen sechsmal an: mit je sechsundfünfzig Tanks. An diesem Tage wurden vierunddreissig deutsche Tanks vernichtet.

«Am 1. November war der deutsche Angriff schwächer. Aber am 2. November kam es zu einer mächtigen Attacke bei Scheinwerferlicht. Achtundvierzig deutschen Tanks gelang es, bis zu unserer vordersten Verteidigungslinie vorzudringen, wo sie aber auf

unsere Panzerwagen, unsere Artillerie, unsere Infanterie und auf die Freiwilligenbataillone stiessen. Russische Soldaten und Zivilisten wehrten sich verzweifelt mit Antitankkanonen, Handgranaten und Flaschen voll Explosivstoff. Sieben feindliche Tanks wurden zerstört und die deutsche Vorhut aufgerieben.»

«Welches waren die ärgsten Tage während der Belagerung? Wahrscheinlich als die Deutschen ganz dicht an Tula herankamen?»

Schaworonkow sagte: «Nein. Am Ärgsten war es, als nicht nur die wichtigste Verbindungsstrasse, sondern auch die Eisenbahnlinien Tula-Moskau sechs Tage lang vom Feinde durchschnitten waren. Da fühlten wir uns plötzlich sehr verlassen. Aber auch dann hätten Sie sich gewundert, welche Ruhe in der Stadt herrschte. Es fehlte nie an Lebensmitteln, jeder bekam genug zu essen. Nur drei Tage hatten wir kein elektrisches Licht. Sonst waren auch die Kinos immer offen und die Läden ebenfalls. Die Verwundeten wurden selbstverständlich in unseren Spitälern gepflegt. Aber die Krankenschwestern hatten auch reichlich mit den 459 Neugeborenen zu tun, die während der Belagerung zur Welt kamen.

Kaum dreihundert Meter von den deutschen Linien waren einzelne Leute trotz der grossen Gefahr in ihren Vorstadthäusern geborgen. Unsere Soldaten statteten ihnen von ihren Schützengräben aus Besuche ab, und immer stand heisser Tee für sie bereit. Die Schulen waren geschlossen: aber die Kinder gingen trotz Bomben und Granaten täglich auf den Fluss und die Teiche eislaufen. Ausserdem aber machten sie sich als Botengänger und Zeitungsausträger sehr nützlich.»

Dann erzählte mir Schaworonkow von dem Zusammenbruch der Deutschen am 14. Dezember, als die von General Heinz Guderian befehligten Truppen sich, nachdem sie Tula zu umzingeln und zu erobern versucht hatten, zum Rückzug gezwungen und selbst teilweise umzingelt sahen. Die Russen hatten die Schlacht gewonnen, aber darum konnte Schaworonkow seine Hände noch lange nicht in den Schoss legen. Ganz im Gegenteil. In gewissem Sinne erwartete ihn jetzt, wo Tula befreit war (von den vierzig Distrikten waren neununddreissig mehr oder weniger lange vom Feinde besetzt gewesen) eine noch verantwortungsvollere Aufgabe als während der Belagerung selbst. Er sagte:

«Es ist vieles zerstört worden, und wir beginnen sofort mit dem Wiederaufbau. Und um diese Arbeiten logisch und prak-

tisch durchzuführen, wurde die Delegierten Versammlung zusammenberufen, die uns in den letzten zwei Tagen so in Anspruch genommen hat. Es liegen noch nicht alle Ziffern vor, aber eines kann ich Ihnen zum Beispiel jetzt schon sagen: In siebenundzwanzig Distrikten wurden 290 Schulen angezündet oder in die Luft gesprengt. Auch die Strassen und Brücken warten dringend auf Reparatur. Wir müssen die Eisenbahnen und die Elektrizitätswerke wieder instand setzen, Kohle fördern und unsere Fabriken, unsere Kleinindustrie, unsere chemische Produktion und unsere Landwirtschaft wieder in Gang bringen. Zu diesem Zwecke müssen wir von der Bevölkerung wieder grosse Opfer und einmütige Zusammenarbeit verlangen. Die Arbeit *muss* geleistet werden, und zwar rasch. Die Belagerung von Tula ist zu Ende, aber der Krieg geht weiter – und der Wiederaufbau der Stadt gehört mit zu den wichtigsten Kriegsleistungen.»

Es war Mitternacht vorbei. Das hochinteressante Gespräch begann zu stocken. Die Pausen zwischen jeder Frage und jeder Antwort wurden länger und länger. Warum nur? Ich warf einen Blick auf Schaworonkow: er sass noch immer kerzengerade da, aber sein Nacken und seine Schultern waren wie versteift. Ich konnte mich nicht zurückhalten – es musste einfach heraus: «Wenn Sie noch so sehr das Gegenteil behaupten», sagte ich, «es geht Ihnen ja doch genau so wie uns allen ... Sie sind fürchterlich müde.»

Er liess sich den Bruchteil einer Sekunde lang gehen und gab lächelnd zu:

«Ja – ich bin sehr müde.»

Diese wenigen Worte hatten mir ihn plötzlich sympathisch gemacht. Mit einemmal wusste ich, ohne dass es mir jemand gesagt hätte, dass dieser Mann Tag für Tag und Nacht für Nacht und Woche für Woche unter entsetzlicher Anspannung gearbeitet hatte und damit fortfahren würde, bis zum Sieg. Als wir uns zu verabschieden begannen, verschwand er einen Augenblick im Nebenzimmer und kam mit einem funkelnagelneuen Gewehr zurück. Er hatte inzwischen seine kräftige Stimme wiedergefunden und auch seinen stolzen, entschlossenen Blick. Mit einer kurzen, höflichen Verbeugung sagte er stolz:

«Und das hier ist ein Tula-Gewehr. Seine grossartige neue Zielvorrichtung, hier . . . sehen Sie? . . . macht es zu einer ganz hervorragenden Waffe.»

Aber nichts – selbst eine Reihe dicht an meinem Ohre abgegebener Schüsse aus dieser herrlichen Waffe hätten mich aus dem Halbschlummer zu erwecken vermocht, in den ich rettungslos versunken war.

In unser Fünfbettzimmer zurückgekehrt, nahm ich gewissenhaft einen Anlauf, mir die Zähne zu putzen. Und ich hörte noch wie im Traum Ljubas spöttische Stimme: «Aber Eve . . . Um's Himmels willen... Wir werden uns morgen waschen. Sie sind wirklich zu sauber!» Ein paar Sekunden hörte ich noch die drei Russinnen – den Leutnant der Roten Armee, die kleine Sekretärin und die «Gräfin» von Bett zu Bett russisch plaudern und kichern wie junge Mädchen im Schlafsaal eines Pensionats. Dann schlief ich ein.

Am nächsten Morgen – es war der 19. Januar – fühlten wir Frauen uns wieder ziemlich frisch. Dafür aber sahen die beiden Männer, die uns begleiteten, recht jämmerlich aus. Professor Minz berichtete, dass er die Nacht im Hauptquartier verbracht und dort endlos mit mehreren Leuten, unter anderem auch mit Schaworonkow über russische Propaganda und russische Geschichte debattiert hätte. Schaworonkow war erst dazu gekommen, nachdem wir ihn verlassen hatten. Professor Minz hatte knapp zwei Stunden geschlafen, und so sah er auch aus.

Es war so schön in der Sonne, dass ich mir eine Weile einbildete, es sei weniger kalt. Aber ich merkte bald, dass der Frost ganz im Gegenteil noch beissender geworden war als tags zuvor. Beim Verlassen der Stadt kamen wir zuerst an den Strassenbarrikaden vorbei, dann an den Schützengräben und zum Schluss an den zerstörten Kohlengruben. Wir fanden auch hier, nach der Besetzung durch die Deutschen, dasselbe schauerliche Bild wieder, das wir nun bereits zur Genüge kannten: verbrannte Häuser, überall wo man hinblickte. Wir fuhren an immer mehr Häusern vorbei und an Feldern und Wäldern. Einige Kilometer hinter der Stadt verliessen wir die Hauptstrasse und bogen nach links in einen gewundenen Feldweg. Er führte an die Spitze eines Hügels mitten in eine herrliche Winterlandschaft mit vereinzelt Bäumen. Plötzlich sagte Sophia Andrejewna leise mit einer Stimme, die nur mühsam tiefste Erregung verbarg:

«Dort hegt Jasnaja Poljana . . . drüben, jenseits des Tales. Von hier können Sie den Park und den Obstgarten sehen. Da beginnt das Gut.»

Ich hatte reichlich Zeit, Jasnaja Poljana zu betrachten, denn der Wagen war stehen geblieben. Zwischen dem Chauffeur und allen russischen Insassen des Autos war ein heisses Wortgefecht ausgebrochen. Schliesslich wurde mir klar, dass der alte Mann sich weigerte, den Wagen ins Tal hinunter zu führen und dann wieder hinauf nach Jasnaja Poljana. Der Schnee sei viel zu tief und der Wagen zu schwer. Wir würden vielleicht bis hin kommen, das schon, aber auf dem Rückweg sei eine ziemliche Steigung zu erklimmen, und da müssten wir unweigerlich auf halbem Wege stecken bleiben.

Der Ton wurde immer lauter, die russischen Reden und Gegenreden immer lebhafter. Professor Minz und seine kleine Sekretärin waren für einen Kompromiss, aber Sophia Andrejewna und Ljuba Mjeston schienen im höchsten Grade empört über die Unbotmässigkeit des Chauffeurs. Sophia Andrejewna wiederholte wieder und wieder, dass sie seit Jahren auf dem Gute wohne und noch niemals nötig gehabt habe, diesen Weg im Schnee zu Fuss zu gehen. Der Wagen würde bestimmt keine Panne haben, fügte sie hinzu, das könne niemand so gut beurteilen wie sie. Ihr Ton blieb würdig und gemessen, aber unleugbar war es die «Gräfin», die aus ihr sprach, und zwar eine empörte Gräfin. Gleichzeitig murmelte Leutnant Mjeston wiederholt, dass so etwas in der Roten Armee nicht möglich wäre. Der Chauffeur könne von Glück sagen, dass er kein Soldat sei, sondern nur ein Zivilist, denn sonst hätte er einfach den entsprechenden Befehl bekommen und Schluss. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass die Grossmütter dieser beiden prachtvollen und wirklich gütigen Frauen, sie mochten noch so verschiedenen Klassen angehören, es einst ganz natürlich gefunden haben dürften dem Muschik, der ihren Wagen oder Schlitten lenkte, sofort mit der Knute eins drüber zu geben, wenn er zu widersprechen wagte.

Aber wir lebten im Jahre 1942, und die Empörung der Exgräfin machte auf den Chauffeur ebensowenig Eindruck wie die Erregung des Leutnants der Roten Armee. Er fuhr dicht an den Strassenrand heran und teilte uns mit, dass er uns hier erwarten würde, während wir das Schloss besichtigten. Wir versuchten noch, ihm klar zu machen, dass er schrecklich frieren würde, was er aber ebenso bestritt wie alles andere. Denn er war ein «Nein-Sager» wie er im Buche steht. Es blieb uns daher nichts weiter übrig, als ihm einige belegte Brote zurückzulassen, unsere diversen Bündel zusammenzupacken

und uns auf den Weg zu machen. Zum Glück war Jasnaja Poljana nicht weit: kaum eineinhalb Kilometer.

Auf dem holprigen Weg lag hoher Schnee: jedesmal, wenn meine Füße einsanken, fragte ich mich, ob der Chauffeur nicht vielleicht doch ein weiser Mann war. Als wir die ersten Bäume erreichten, hatten wir einen vollkommenen Überblick über alles, was Jasnaja Poljana hiess: das Gut selbst und links davon das Dorf, das von dem kubischen Gebäude der modernen Leo-Tolstoi-Schule überragt wurde. Die Schule selbst war leider nur mehr eine düstere Ruine. Sie hatte kein Dach mehr und in den rauchgeschwärzten Mauern klappten zerbrochene Fenster. Ein Stückchen weiter hinten lagen ein verbranntes Spital und ein verbranntes Altersheim.

Plötzlich packte mich eine rasende Wut auf diese Nazibanden. Ich konnte die Beweggründe dieser systematischen, eintönigen Zerstörung nicht erfassen, die ich nun schon überall auf allen meinen Fahrten durch die befreiten Gebiete beobachten konnte. Warum verbrennen, *immer* und *immer* verbrennen? Wozu? Warum dieser Wahnsinn, zu vernichten, was Menschenhände aufgebaut haben? *Warum* einen Ort zerstören wie diesen hier?

Die Presse der Alliierten – das kam mir jetzt zum Bewusstsein – hatte sich im Zusammenhang mit dem russischen Feldzug oft – allzu oft beinahe – des berühmten Ausdrucks: «Taktik der versengten Erde» bedient. Das Bild ist mehr dramatisch als richtig. Es wurde dadurch der Glaube erweckt, dass die Rote Armee bei jedem Rückzug so umfassende Zerstörungsmassnahmen getroffen hatte, dass hinter ihr nichts als die nackte Erde zurückblieb. Das war selbstverständlich unrichtig. Vor allem hätten die Russen niemals die Häuser zerstört, in denen ihre Leute lebten: im kalten Winter hätte dies den sichern Tod der Bauern bedeutet. Richtig war nur, dass die Ingenieure der Roten Armee unter Lebensgefahr und ungeheuer präzise alles zerstört hatten, was dem Feinde nützlich sein konnte: Brücken, Bahnen, Fabriken, Vorräte und so grossartige Anlagen wie den berühmten Dnjepr-Damm. Sie hatten vernünftige, durchdachte, kriegswichtige Opfer gebracht und waren stark genug gewesen, keine Sentimentalitäten aufkommen zu lassen. Buchstäbliche «Taktik der versengten Erde» mit ihrem ganzen barbarischen Grausen hatten die Deutschen verfolgt, nicht die Russen. Das war Zerstörung um der Zerstörung willen, Zerstörung, die den Fortgang und den Ausgang

des Krieges in keiner Weise auch nur im Geringsten zu beeinflussen vermochte. Hier war nichts als der kalte Wille, keinen Stein auf dem andern zu lassen und keiner einzigen russischen Familie ein Dach über dem Kopf zu gönnen.

Keine der Untaten der Deutschen hatte in ganz Russland solche Empörung hervorgerufen wie die Zerstörung des sinnbildhaften Dorfes Jasnaja Poljana. Tolstoi wurde in der ganzen Sowjetunion nicht nur als Schriftsteller verehrt, sondern auch als der Mann, der unter der Zarenherrschaft bereits ein leidenschaftlicher Freund der Bauern und der Bedürftigen gewesen war. Beinahe immer, wenn ich einen russischen Soldaten oder einen Offizier oder einen Fabrikarbeiter oder eine Verkäuferin in einem Laden gefragt hatte, was ich mir in der UdSSR, ansehen solle, lautete eine der Antworten ganz bestimmt: «Fahren Sie nach Jasnaja Poljana, und wenn Sie nach England oder Amerika zurückkommen, dann erzählen Sie jedem, wie die deutschen Faschisten das Heim Leo Tolstois zugerichtet haben.»

Je weiter wir auf dem schmalen Feldweg kamen, desto mehr froren wir. Wir begegneten einigen Bauern, und als einer von ihnen mich ansah, schrie er so entsetzt auf, als wäre ich vom Tode gezeichnet gewesen. Dann schaute Ljuba Mjeston mir ins Gesicht und schrie mit. Nun schrien bereits alle: bis auf mich. Schliesslich begann ich zu verstehen, worum es sich handelte: ohne dass ich es gefühlt hätte, war meine Nase ganz weiss geworden, das heisst, erfroren. «Das ist eine sehr gefährliche Sache», sagte Ljuba Mjeston besorgt; Sie müssen die Nase sofort mit Wolle und mit Schnee so lange reiben, bis sie wieder rot wird und weh tut! Sie hätte sich zweifellos dafür verantwortlich gefühlt, wenn ich Russland ohne Nase hätte verlassen müssen. Und ich rieb und rieb. Meine Nase wurde rot und tat weh. Nun schrie keiner mehr. Die Bauern interessierten sich nicht mehr für mich und stapften weiter. Anscheinend war alles wieder in Ordnung.

Nun standen wir vor dem Parkgitter. In eines der beiden weissen Türmchen hatten die Nazis ein Hakenkreuz geritzt. Wir gingen durch die Tannenallee auf das Haus zu. Der Schnee auf den dunklen Ästen und auf den nahen Wiesen glitzerte in der Sonne. Einen Augenblick lang vergass ich den Krieg mit seinem Grauen, um den tiefen Zauber dieser Besetzung zu geniessen, die in alten Zeiten dem Grossvater des Dichters, dem Fürsten Wolkonsky gehört hatte. Sie war durch viele

Jahre eine Stätte der Vornehmheit und des Friedens gewesen – der ideale Arbeitsplatz für einen geborenen Aristokraten und einen genialen Schriftsteller. Tolstoi hatte hier eine unersetzliche Wohltat erfahren: eine einfache, schöne Gegend, Einsamkeit und Stille, wann immer er sie suchte und schliesslich *Zeit* – die langen, ruhigen Tage, die eintönigen Wochen und Monate, die einem Künstler gestatten, sein Bestes zu geben.

Die Ironie des Schicksals aber hatte es gewollt, dass Tolstoi so bitter unter diesem bevorzugten Leben zu leiden begann, das er in Jasnaja Poljana führte, dass er sich nicht entschliessen konnte, weiter unter diesen «unmöglichen, verächtlichen» Bedingungen zu leben, wie er es nannte. Die Diskrepanz zwischen seinem Leben und seinen Überzeugungen hatte ihn nach und nach mit einem Schuldgefühl erfüllt, das ihn beinahe zum Selbstmord getrieben hätte und ihn schliesslich dazu brachte, mit zweiundachtzig Jahren seinen Familienbesitz zu verlassen. Aber die Tatsache blieb bestehen, dass der heitere Friede von Jasnaja Poljana, der Tolstoi gegen seinen Willen durch die blossе Tatsache seiner Geburt beschieden war, wahrscheinlich doch mit einem Anteil an der Grösse und dem Reichtum der Werke hatte, die er in diesem einfachen, weissen Hause schrieb, wo er ruhig, fünf, sechs, sieben Jahre am gleichen Roman feilen konnte, ohne je unterbrochen und gestört zu werden.

Jasnaja Poljana war von allen Helden der Bücher Tolstois bevölkert: ich fand hier seine Muschiks wieder, seine Offiziere, seine Fürsten, die leichtsinnigen oder leidenschaftlichen Frauen, die lustigen Kinder, die Herren und die Dienerschaft, die Reichen und die Armen. Die Memoiren der Fürsten lebten im Herrenhaus fort und die Memoiren der Muschiks in dem Dörfchen jenseits des Tales. In seinen letzten Lebensjahren hatte Tolstoi auf die pathetischste Weise versucht, die Barrieren zwischen Herrenhaus und Dorf einzureissen, das heisst die Barrieren zwischen allen Herrenhäusern und allen Dörfern. Er war dabei von einem tiefen Gefühl brüderlicher Liebe zu seinem Mitmenschen geleitet gewesen und vor allem zu dem, was die grössten politischen Redner des Jahres 1942 in den Vereinigten Staaten als «the common man» bezeichneten.

Nun näherten wir uns dem Herrenhaus und den Gebäuden, die einst die Stallungen gewesen waren. Sie befanden sich in einem besseren Zustand als die verbrannte Schule unten im Dorf: von aussen sahen sie geradezu unberührt aus. Der

Verwalter des Tolstoi-Museums, ein hochgewachsener bärtiger Mann in dem traditionellen, landesüblichen Kittel und hohen Stiefeln, kam uns mit seiner Schwester Maria Sjogolowa entgegen, einer lebhaften Fünfzigerin, welche Sophia Andrejewna auf beide Wangen küsste.

Durch eine Hintertür betraten wir eine kleine, kahle, eisig kalte Vorhalle. Maria Sjogolowa, die ein wenig französisch sprach, erzählte mir, dass die meisten Bücher Tolstois, Dokumente, Bilder und ein Teil der Möbel etwa vierzehn Tage vor dem Einfall der Deutschen von Jasnaja Poljana nach Sibirien geschafft worden seien. Alles andere hatte sie, als die Deutschen kamen, in einen einzigen Raum zusammengestellt. In diesem Raum, an dessen Tür noch ein Zettel klebte: «Beschlagnahmt für Oberkommando der Wehrmacht», fand ich einige wenige Möbelstücke, die leeren Rahmen mehrerer geretteter Bilder und zwei grosse Klaviere, auf denen der Pianist Goldenweiser und andere berühmte Künstler Tolstoi vorzuspielen pflegten.

Im Erdgeschoss lag das vollkommen leere Zimmer, in dem Tolstoi seine «Anna Karenina» geschrieben hatte. Die Nazis hatten daraus für fünfundvierzig Tage ihre Offiziersmesse gemacht. Ich bekam auch das reizende kleine Arbeitszimmer mit der gewölbten, niedrigen Decke zu sehen, wo Tolstoi jahrelang an seinem «Krieg und Frieden» gearbeitet hatte. Dann stiegen wir zu den Schlafzimmern und der kleinen Bibliothek hinauf. Die Fensterscheiben waren zerbrochen und die Löcher mit Stroh verstopft. In der Bibliothek und im Schlafzimmer Tolstois und auch in dem seiner Frau waren tiefe, schwarze Löcher in das Parkett gebrannt. In diesen Zimmern hatten die Nazis Feuer gelegt, um das Haus niederzubrennen.

Das alles war in den letzten Stunden vor dem Rückzug der Deutschen geschehen, berichtete Maria Sjogolowa. Früh am Morgen schlugen auf dem Gut und im Dorf hohe Flammen aus den Hauptgebäuden von Jasnaja Poljana: erst aus dem Schulhaus, dann aus dem Haus des Lehrers. Zum Schluss auch aus dem Spital und aus Tolstois Wohnhaus. Um die Sache zu beschleunigen, fuhren drei Deutsche in einem Auto hin und her und setzten überall wo sie hinkamen alles in Brand. Vorher aber hatten sie die Löschanlagen im Tolstويمuseum fürsorglich zerstört und Tolstois Wohnhaus war nur durch den aufopferungsvollen Mut einiger Angestellter des Museums gerettet worden.

«Bevor die Deutschen abzogen, wollten sie uns noch von der Rettung des Hauses abhalten, indem sie uns einzureden versuchten, es sei unterminiert», sagte MariaSjogolowa. «Wir hörten nicht auf sie, und sofort nachdem sie weg waren, bekämpften wir das Feuer mit zwei Spritzen, die die Deutschen übersehen hatten und mit Wasser, das erst mühsam aus einem vereisten Ziehbrunnen herbeigeschafft werden musste, der zwei Fuss hoch mit Schnee bedeckt war. So gelang es uns schliesslich, das kostbare Haus zu retten. Als wir beinahe fertig waren und die Flammen bereits verlöschten, hatten wir zum Schluss noch einen argen Schreck: vier Deutsche, die wir nie vorher gesehen hatten, fuhren in einem Militärauto in den Gutshof ein. Wir dachten, sie würden das Haus noch einmal anzünden, aber sie wussten nicht einmal, um was für ein Haus es sich handelte; sie gehörten einem versprengten Truppenkörper an und suchten die Deutschen, die uns eben verlassen hatten. Am Abend erschien bereits die erste Abteilung russischer Soldaten. Der Kommandant stellte sofort im Park und am Grabe Tolstois eine Ehrenwache auf.»

Seit damals arbeiteten alle in Jasnaja Poljana an der Verwischung der Spuren dieses deutschen Besuches. Vor allem hiess es, der furchtbaren Unordnung Herr zu werden, welche die Vandalen zurückgelassen hatten. Ein gründliches Reinemachen war nötig, zerbrochene Flaschen und Gläser mussten weggeschafft und ein Zettel vom Wohnzimmer der Gräfin Tolstoi weggeputzt werden, auf dem «KASINO» gestanden hatte. In diesem Zimmer hatten die deutschen Offiziere am Abend immer Karten gespielt. Die Museumsleute exhumierten auch die dreiundachtzig Deutschen, die auf dem Gut begraben gewesen waren und bestatteten sie anderwärts. Die deutschen Offiziere hatten darauf bestanden, dass ihre Toten möglichst nahe an Tolstois einsamer Ruhstätte unter den alten Bäumen des Parks begraben würden. Als Maria Sjogolowa sich erregt dagegen wehrte und die Nazis bat, eine andere Stelle auf der grossen Besizung für die deutschen Gräber zu bestimmen, fuhren die Offiziere hochmütig auf: «Die Soldaten des Reiches haben es sich wohl verdient, dicht neben Leo Tolstoi bestattet zu werden.» Um das Grab des grossen Dichters, das unter dem Schnee kaum sichtbar war, errichteten die Nazis daraufhin dreiundachtzig Holzkreuze, von denen einzelne so geformt waren wie das deutsche eiserne Kreuz. Die grössten trugen die Inschrift «Gefallen für Grossdeutschland».

Vom militärischen Standpunkt war die Episode von Jasnaja Poljana von untergeordneter Bedeutung. Aber es lag etwas Dramatisches in diesem Kampf zweier fanatischer Heere um das Haus eines grossen Dichters, der in den letzten Jahren seines Lebens nicht aufgehört hatte, gegen die rohe Kraft zu predigen und ehrlich versucht hatte, im Sinne der Evangelien zu leben. Tolstoi, der so meisterhaft das Anrollen und Zurückfluten einer anderen gewaltigen Invasion geschildert hatte, hätte ebenso genial den verzweifelten Kampf der Regimenter Hitlers gegen die Regimenter Stalins und der deutschen Stahlungeheuer mit den russischen Stahlungeheuern beschrieben, mitten in dieser friedlichen Landschaft, die er so sehr geliebt hatte und in der er jeden Baum und jeden Strauch genau kannte.

Die Schlacht um Jasnaja Poljana, die mit Granaten und Brandbomben begonnen hatte, war von den Kämpfern auch mit Feder und Tinte in dem ledergebundenen Gästebuch des Tolstomuseums weitergeführt worden. Ich las erst Hunderte von Unterschriften russischer Besucher aus Friedenszeiten. Dann kamen die Namen von Offizieren und Soldaten der Roten Armee mit den Daten der ersten Kriegsmonate. Und noch ein Stück weiter, ganz oben auf einer frischen Seite, entdeckte ich plötzlich drei deutsche Namen und die Worte: «Die ersten drei Deutschen des russischen Feldzugs 30.10.41.» Viele andere deutsche Unterschriften folgten. Noch eine Eintragung in grossen Lettern: «Wir kommen aus Grossdeutschland.» Zwei weissrussische Fürsten, die an der Seite der Nazis kämpften und deren Namen ich hier nicht nennen will, weil andere Mitglieder ihrer Familie vielleicht anders eingestellt sind, hatten sich auch in das Buch eingetragen.

Die nächsten Seiten drückten die Empörung der roten Soldaten angesichts der Zerstörung des durch sie befreiten Dichtersitzes aus. Diesmal begnügten sie sich nicht mit einer blossen Unterschrift. Ihre Verehrung Tolstois, ihre namenlose Wut auf die Vandalen kamen in langen, glühenden Ausbrüchen zu Wort: Einzelne schworen, Tolstoi sehr bald zu rächen: «Wir werden mit allen deutschen Faschisten aufräumen.» Und anderes, ähnliches folgte.

Mir fiel das Lob ein, das Tolstoi in einem seiner früheren Werke den Soldaten Russlands und ihrer Art zu kämpfen gezollt hatte. Er schrieb: «Sie können das alles unmöglich tun, um einer Auszeichnung willen oder des Ruhmes wegen oder

einfach, weil sie den Befehl erhalten haben. Sie leiden und sterben, weil im Herzen jedes Russen eine heisse, leidenschaftliche Liebe zu seinem Vaterland wohnt ...»

Wir verliessen das Haus und gingen durch den Park, dessen schneeschwere Bäume so hoch und dick und wild waren wie in einem Wald. Sophia Andrejewna erzählte mir leise die Geschichte jeder Allee und jedes Gartenhäuschens: «Hier pflegte Tolstoi als Kind mit seinem Bruder Nikolai zu spielen. Hier sind die Ställe, aus denen er sich ein Pferd holte, als er zum letztenmal das Gut verliess . . . Hier in diesem Haus war seine Fortbildungsschule für die jungen Bauern der Umgebung . . . Die Deutschen haben ihr Spital daraus gemacht.»

Wir gingen die stillen, vereisten Alleen entlang bis zum Grabe des Dichters, dann kehrten wir in das ärmliche Bauernhaus zurück, in dem der Verwalter und seine Schwester vorläufig untergebracht waren. Maria Sjogolowa bot uns sofort etwas zu essen an: Wir waren so durchgefroren, dass wir begeistert annahmen. Hier war wenigstens nichts eigens für die «Fremde» vorbereitet worden: niemand hatte vorausgewusst, dass wir kommen würden. Wir bekamen, was Maria Sjogolowa zufällig im Hause hatte und uns mit ihrer ganzen russischen Herzwärme vorsetzte: Tee, Brot, einige gekochte Kartoffeln und ein paar Salzgurken. Während wir in dem kleinen, angenehm warmen Zimmer beisammen sassen, begann sie mir französisch Szenen zu schildern, die sich während der Besetzung zwischen den Nazis, den russischen Museumsangestellten und dem unsichtbaren Schatten Tolstois abgespielt hatten, dessen Persönlichkeit Jasnaja Poljana so tief ihren Stempel aufdrückte, dass sogar die Deutschen es irgendwie unklar empfanden.

Die ersten deutschen Offiziere – Militärärzte, wenn ich es richtig verstand – die auf dem Gut einquartiert worden waren, schienen nicht allzu arg gewesen zu sein. Man hatte sich, Lebensmittel und Kohle betreffend, verhältnismässig leicht mit ihnen geeinigt. Nach ihnen kamen die Offiziere der «Sturmstaffel», die vor ihrem Abzug alles kurz und klein schlugen. Der Frost schien ihnen äusserst unangenehm gewesen zu sein, denn sie erkundigten sich angeblich unausgesetzt bei Maria Sjogolowa, ob es am Ende gar noch kälter werden würde. Als sie ankamen, hielten sie den Krieg bereits für gewonnen und so gut wie beendet. Als dann aber Tage und Wochen vergingen, wurden sie immer stiller und etwas ängstlich und verstimmt. Maria Sjogolowa sagte: «Die Deutschen

kommen mir vor wie die Komödianten: sie können keinen Misserfolg ertragen.»

Sie erzählte uns, dass die Deutschen Jasnaja Poljana betreffend bereits bestimmte Pläne gehabt hätten. Einer von ihnen hatte erklärt, dass es unter deutscher Herrschaft kein Tolstojmuseum geben würde und auch keine Tolstojschulen, überhaupt nichts dergleichen und dass das Gut (jetzt Staatseigentum der Sowjets) den noch lebenden Grafen Tolstoj zurückerstattet werden würde. Die Bücher und Erinnerungen, die nach Sibirien geschafft worden waren, würden nicht mehr nach Jasnaja Poljana zurückkommen, weil die Kommunisten sie «amerikanischen Millionären verkaufen würden». Die zwei russischen Fürsten, die mit dabei waren, nahmen an den Gesprächen nur wenig Teil und taten den Mund nur auf, um auf die Juden zu schimpfen – die Juden im Allgemeinen und jeden einzelnen Juden, der ihnen gerade einfiel.

Eines Tages fragte ein deutscher Wachsoldat, der von dem Gespräch über «diesen Tolstoj» nichts verstand, denn er hatte noch nie etwas von ihm gehört: «Wer war denn eigentlich dieser Tolstoj? Ein berühmter Kommunist?» Ein anderer Soldat hatte Maria Siogolowa einmal angehalten und ihr zugeflüstert: «Hören Sie mich an . . . Ich bin auch Kommunist».

Von all diesen Geschichten gefiel mir eine ganz besonders: Einige wenige Bücher waren auf den Regalen der kleinen Bibliothek Tolstois zurückgeblieben. Als die Deutschen abgezogen waren entdeckte man, dass eines der Bücher fehlte: nur ein einziges. Ein deutscher Offizier hatte es mitgenommen. Es war ein Gedichtband von Heine, dessen Werke man in Nazi-Deutschland verboten hatte, weil er ein Jude war.

Wir gingen noch ein letztesmal durch die Tannenallee und verliessen durch das Parktor das Gut. Ein schmaler Feldweg führte uns einen kleinen Hügel hinauf zur Schule, und ich irrte eine Weile zwischen den geschwärzten Steinen unter dem zerschmetterten Dach umher. Die Schule war im Jahre 1928 eröffnet worden: ein grosses Gebäude, das die Kinder mehrerer Gemeinden zu fassen bestimmt war. Tolstoj hätte der Anblick *dieser* Zerstörung das Herz zerrissen. Aber wäre er noch am Leben gewesen, hätte der Dichter wahrscheinlich, soweit es sich um die Zerstörung seines Familienbesitzes handelte, eines Hauses, das er geliebt, aber doch wiederholt verlassen hatte,

weil er sich schämte, als reicher Mann darin zu wohnen, mehr heitere Ruhe aufgebracht als seine fanatischen russischen Bewunderer. Aber er hätte sich bestimmt empört gegen die Grausamkeiten aufgelehnt, die der Schule, den Kindern und den schlichten Menschen zugefügt worden waren, die er so sehr liebte.

Während der deutschen Besetzung von Jasnaja Poljana hingen die Leichen zweier Bauern vier Tage lang auf dem Dorfplatz. Konnte es einen ärgeren Schimpf für das Andenken Tolstois geben?

Wir gingen etwa einen Kilometer weit die Landstrasse entlang zu unserem Wagen. Der Chauffeur war beinahe erfroren, aber verhältnismässig guter Laune. Er war nicht bis zum Haus gefahren, und wir hatten zu Fuss gehen müssen. Das tat ihm wohl. Immerhin schien er Pech zu haben, denn wir hatten noch keine zwei Kilometer zurückgelegt, da blieb der schwere Wagen plötzlich an einem Abhang stecken. Der Motor lief, die Räder drehten sich, wir rückten einen, zwei Meter vorwärts, aber schon schleuderte der Wagen wieder, und wir glitten an unsern Ausgangspunkt zurück. Wir riefen Kinder zu Hilfe, die auf der Strasse Schlittschuh liefen oder besser gesagt, auf dem holprigen Boden Schlittschuh zu laufen versuchten. Ohne ihre Schlittschuhe abzuschnallen, die sie mit Schnüren an den Füßen festgebunden hatten, verschwanden die Kinder in einem nahen Dickicht. Sie kehrten ganz mit Schnee bestäubt zurück und brachten Holz mit, das wir unter unsere Räder schoben. Dann stemmten wir uns alle, die Kinder mit, von hinten gegen den Wagen – wir waren unserer mindestens zwölf – und schliesslich gelang es uns, das Hindernis zu überwinden, Bald fuhren wir wieder auf der Magistrale Kiew-Moskau auf die Hauptstadt zu.

Wir berührten Tula, ohne uns aufzuhalten. Es war Nacht. Ich sass im Fond neben Sophia Andrejewna Tolstoi, und wir verschwanden beinahe unter Decken und Pelzen. Trotzdem froren wir fürchterlich. Während der Wagen langsam durch die Nacht glitt, begannen wir, ich möchte beinahe sagen «vertraut» Erinnerungen auszutauschen, die uns teuer waren: sie sprach von Leo Tolstoi und ich von meiner Mutter. Obzwar der grosse Dichter und die grosse Forscherin einander nie begegnet waren, obzwar ihre Charaktere, ihre Geschmacksrichtungen und ihre Überzeugungen gar nicht verschiedener hätten sein können . . . ihre Einstellung dem Leben gegenüber

war doch in gewisser Hinsicht merkwürdig ähnlich. Beide, Marie Curie und Leo Tolstoi, hatten immer eine Art von persönlichem Schuldgefühl den sozialen Ungleichheiten gegenüber empfunden, welche viele ihrer Zeitgenossen als selbstverständlich hinnahmen. Tolstoi hatte jahrelang russische Analphabeten in Jasnaja Poljana unterrichtet und Marie Sklodowska Curie hatte in einem polnischen Dörfchen heimlich eine Schule gegründet. Er hatte die Arbeit der Hände über alles gestellt und Marie Curie ebenfalls. Er hatte sich geschämt, reich zu sein, und sie hatte, nachdem sie sehr arm gewesen war, vermieden reich zu werden und dafür gesorgt, dass ihre grosse Entdeckung sich für sie nie in Geld umsetzte. Tolstoi hatte Tantiemen abgelehnt und Marie Curie wollte von Patenten nichts wissen.

Schliesslich hatte doch *sie* als die grössere Asketin das Rennen gewonnen und ihren Traum vom bescheidenen Leben wahr gemacht: es war ihr gelungen, ohne Reichtum zu sterben. Tolstoi war das nicht geglückt. Seine Frau und seine Kinder behielten einen Teil des Vermögens zurück, das er ständig wegzuschenken bemüht gewesen war, ohne es je ganz abschüttern zu können. Ein letztesmal ergriff Tolstoi die Flucht vor seiner Familie und seinen irdischen Gütern: er starb nicht in seinem Hause, sondern in der ärmlichen Hütte eines Stationsvorstehers von Astapowo im Süden von Russland. Aber trotz seines rührenden Ringens wurde er doch nie ein «common man». Sein ganzes Leben lang, bis zu seinem letzten Atemzug war und blieb er der «Graf Leo Tolstoi».

XIII. Kapitel

IN RUSSLAND FALLEN MILLIONEN

Der Friseur im Hotel «Metropol» hatte seit vielen Wochen keine Ausländerin mehr gesehen, und er hiess mich in seinem kalten Laden überströmend herzlich willkommen: seltsamerweise allerdings in deutscher Sprache. Nichtsdestoweniger musste ich ziemlich lange warten, denn das Lokal war überfüllt: Zwei Frauen sassen unter den Trockenapparaten. Ein hübsches, blondes Mädchen wurde manikürt. Ein junger

Leutnant betrachtete befriedigt seine frisch gefeilten und polierten Nägel, während zwei andere Offiziere geduldig warteten, bis die Reihe an sie kam. Die dicke Maniküre hatte schrecklich viel zu tun und war namenlos geschwätzig. Es schien ihr ungeheuren Spass zu machen, mit den Soldaten, die auf Urlaub in die Stadt gekommen waren und zwischendurch auch mit deren Moskauer Freundinnen sämtlichen Stadtklatsch zu besprechen. Alle lachten viel und herzlich. Als das blonde Mädchen mit dem kecken, lustigen Gesicht endlich aufstand – die gespreizten Finger weit von sich gestreckt, um den rosigen Lack nicht zu beschädigen, bemerkte ich entgeistert, dass sie Seidenstrümpfe trug: Seiden-Strümpfe bei dreissig Grad unter Null, während ich selbst im Haus mit zwei Paar Wollstrümpfen übereinander noch immer richtig froh. Wie konnte dieses Mädchen so ins Freie gehen?

Aber sie ging gar nicht aus. Sie blieb zum Tee im Hotel, wo einigemal in der Woche nachmittags getanzt wurde. Auch die andern Mädchen, die noch unter dem Haartrockner sassen und ihre Freunde, die jungen Offiziere, hatten das gleiche Programm.

Ich beschloss, es ihnen nachzumachen, sobald ich mit meinem Shampooing und meinen Wasserwellen fertig war.

Ich wohnte bereits im «Metropol». Als die Zimmer für die Ausländskorrespondenten, die täglich aus Kuibyschew erwartet wurden, bereit waren, hatte man mich gleich ersucht, ebenfalls zu übersiedeln. Der Abschied von meinem zehnten Stock im Hotel «Moskwa» war mir nicht leicht geworden und ich trennte mich nur ungern von dem täglichen Brot und Käse, von den endlos langen Gängen und von den weiten Vorräumen, wo aus jeder Tür die gleiche Radiomusik herauströnte, auf der einen und einzigen Wellenlänge, die ein Durchschnittsradio zu fangen vermochte. Einmal hörte ich auf dem Weg zur Treppe und wieder zurück die ganze erste Etüde von Chopin. Die herrlichen Arpeggien folgten einander so pausenlos, als sässe in allen Zimmern derselbe Virtuose am Klavier.

Im «Moskwa» hatten mich die Offiziere, die ich im Aufzug traf, immer erstaunt angesehen und sich gefragt, wer diese Fremde wohl sein mochte. Aber ich hatte keinen von ihnen kennen gelernt, mit Ausnahme von Oberst Boltin, mit dem ich täglich meine Fahrten an die Front besprach und Ljuba Mjestons Mann, der hie und da für wenige Stunden nach Moskau kam. Er war ein grosser, starker Mann in mittleren Jahren mit einem sehr ernsten Gesicht. Er und seine Frau, der

Oberstleutnant und der bescheidene Leutnant ohne «Oberst» schienen sehr aneinander zu hängen. Es genügte, Ljubas Stimme zu hören, wenn er sie unerwarteterweise telephonisch anrief – und ich erinnerte mich auch an die Zeit, wo sie ganz still und gequält dreingeschaut hatte, weil sie lange nichts von ihm gehört hatte und nicht wusste, wo sein Regiment sich befand. Wiederholt sagte sie: «Ich habe grosses Glück gehabt, dass ich gerade ihn geheiratet habe», und dann fügte sie immer lachend hinzu: «Aber für ihn war es natürlich auch ein Glück, dass er *mich* gefunden hat!» Sie war wirklich überzeugt davon und wusste genau, dass sie eine aufopferungsvolle, intelligente Frau war und gar nicht hässlich obendrein.

Sie waren seit mehreren Jahren verheiratet und Ljuba erzählte mir manchmal von ihrem Familienleben mit ihrem Mann und ihrer kleinen Stieftochter. Zwei miteinander verheiratete Offiziere schienen in Friedenszeiten in Russland sehr angenehm zu leben. Ihr Beruf sicherte ihnen verschiedene materielle Vorteile. Die Steuern waren niedrig, man kam ihnen beim Mieten von Wohnungen entgegen und ihre Bezüge waren verhältnismässig hoch. Ljuba erzählte eine Menge lustiger Geschichten von Ausflügen, die sie vor dem Krieg mit ihrem Mann zu machen pflegte, wenn sie gleichzeitig Urlaub bekamen. Einmal verbrachten sie ihre Ferien in einem Kurort im Kaukasus. Sie wollten beide abnehmen, wahrscheinlich, um in der Uniform besser auszusehen. Sie hatten alle möglichen Massagen durchgemacht und waren täglich bei einer wahren Hungerdiät viele Meilen marschiert. «Und wieviel glauben Sie, habe ich nach einem Monat dieser Rosskur abgenommen?» fragte mich Ljuba empört . . . «*ein* Pfund!»

Manchmal neckte ich sie: «Es war sehr klug von Ihnen, einen Offizier zu heiraten. So gibt es wenigstens einen Mann in der Roten Armee, der Ihnen an allen Türen den Vortritt lässt und Sie nicht von oben herab behandelt, trotzdem er Ihr Vorgesetzter ist.» Ich musste an den niederschmetternden Blick denken, mit dem einmal ein Major Leutnant Mjeston gemessen hatte, als sie den Zimmerkellner im «Moskwa» um eine Telephonverbindung ersuchte. Der Major wollte auch gerade sprechen und wies Ljuba mit einem energischen «Pardon!» in ihre bescheidenen Grenzen. Errötend entschuldigte sie sich und räumte ihm das Feld. Anscheinend pflegten in der Roten Armee immer zuerst die Majore zu telephonieren und wenn sie fertig waren, dann kamen die Leutnants an die Reihe.

Aber bei diesem hierarchischen Wettbewerb war Ljuba keineswegs immer der verlierende Teil: sie hatte wieder Anspruch auf die Respektsbezeugungen der Unteroffiziere und der gewöhnlichen Soldaten. Allerdings war das mehr oder weniger bloss Theorie, denn die Leute dachten nicht daran, sie zu grüssen: sie war ja nur eine Frau. Dass es in der russischen Armee Frauen gab, wurde als selbstverständlich hingenommen, aber sie zu salutieren, das war wieder eine andere Sache . . . das schien den russischen Soldaten weniger zu passen. Ich liess nie eine Gelegenheit vorbeiziehen, ohne Ljuba aufmerksam zu machen: «Da... schon wieder ein Soldat, der Sie nicht gegrüsst hat!» Und sie zog immer die gleiche verärgerte Grimasse: «Ich weiss . . . Ich habe es gesehen.» Hingegen warf sie mir immer einen Blick der Genugtuung zu, wenn wir – wie es zweimal, dreimal der Fall war – auf der Strasse Offiziere begegneten, mit denen sie auf der Militärakademie gewesen war. Man merkte ihnen immer ihre Freude an, Ljuba wiederzusehen, so lustig und herzlich war die Begrüssung. Sie erzählten einander, was sie von ihren Kameraden an der Front gehört hatten und die lebhafteste Konversation nahm kein Ende. Man sah, dass alle diese jungen Leute, die mit Ljuba Mjestion Strategie und Taktik studiert hatten, ihr mit brüderlicher Herzlichkeit zugetan waren.

Als ich noch im «Moskwa» wohnte, sprach ich manchmal mit russischen Bekannten, die auch dort wohnten: mit Konstantin Umanski, dem früheren Gesandten in Washington, mit dem Schriftsteller Ilja Ehrenburg und einigen andern. Im «Moskwa» hatte ich das Gefühl unter Russen zu sein und bis zu einem gewissen Grade ihr Leben zu teilen. Einmal war dies sogar selbst für meinen Geschmack etwas zu weit gegangen. Um drei Uhr früh wurde ich durch heftiges Klopfen an meine Türe aus dem Schlaf geweckt. Nach meinen Londoner Erfahrungen hielt ich den Ruhestörer für einen Luftschutzmann, der feindliche Flieger zu melden hatte. Aber der Lärm wurde immer lauter und dröhnender. Barfuss und im Schlafrock eilte ich zur Türe. Draussen stand ein weiblicher Offizier mit zwei bewaffneten Wachsoldaten. Die Frau richtete in scharfem Ton eine Frage an mich, die ich nicht verstand. Dann drang sie in mein Zimmer, überzeugte sich, dass es leer war, inspizierte mein Badezimmer und ging wieder. Ich nannte ihr meinen Namen. Sie murmelte irgend etwas von einem Irrtum und wünschte mir eine gute Nacht. Ich schloss die Türe und ging ins Bett zurück.

Wenige Sekunden später hörte ich dasselbe wütende Klopfen an anderen Türen des gleichen Korridors. Wen die Patrouille damals gesucht hatte, sollte ich nie erfahren.

Aber jetzt, wo ich so schön im Hotel «Metropol» untergebracht war, lief ich keinerlei Gefahr mehr, in der Nacht geweckt und von bewaffneten Soldaten irrtümlicherweise festgenommen zu werden. Jetzt hörte ich auch nicht mehr das «njet» der Telefonistin im «Moskwa», wenn ich um Butter oder Fleisch bat. Ich bewohnte im «Metropol» das für Ausländer reserviert« zweite Stockwerk und konnte so viel Fleisch und Butter bekommen, wie ich nur wollte, weil ich ja aus New York kam und für amerikanische und englische Zeitungen schrieb. Mein Zimmer war gross und mit roten Plüschmöbeln aus den Neunzigerjahren ausgestattet. Wenn ich klingelte, kam ein freundlicher alter Kellner (in der UdSSR, scheinen junge Leute für diesen Beruf nur wenig übrig zu haben) und brachte mir eine Menukarte. Von jetzt an war ich in Moskau nur mehr eine Fremde, so wie alle andern. In eben dieses rote Plüschzimmer kehrte ich an diesem Dienstag, den 20. Januar nachmittags mit meinem frischgewaschenen Haar zurück, nachdem ich den Friseur verlassen hatte. Ich rief Ljuba Mjeston an (sie war selbstverständlich mit mir ins «Metropol» übersiedelt) und fragte: «Hören Sie unten die Musik? Wir könnten ein wenig beim Tanzen zuschauen.»

Der Ballsaal war gross und voll junger Leute: Männer und Frauen in Uniform, Soldaten auf Urlaub, die mit ihren hohen Stiefeln tanzten und mit dem Revolver im Gürtel, weil sie direkt von der Front kamen, und eine lärmende Menge von Knaben und Mädchen in Zivil. Das schwache Orchester, das auf einem imposanten Podium sass, spielte amerikanische Blues und Foxtrotts im Stil von 1914, aber auch sentimentale Walzer und Tangos älteren Datums.

Die jungen Leute schienen sich ausgezeichnet zu unterhalten. Es waren ebenso gute wie unermüdliche Tänzer darunter. Sie lachten laut und applaudierten lebhaft nach jedem Tanz, um das Orchester zu einem da Capo anzufeuern.

Nur wenige Minuten sassen wir als brave Mauerblümchen an der Wand, da kam bereits ein hochgewachsener, dunkelhaariger Zivilist auf uns zu, fragte, warum ich nicht tanze und forderte mich auf. Er war ein Georgier. Später erfuhr ich, dass er für die Tass-Agentur schrieb. Dass eine Französin mitten im Krieg nach Sowjetrussland kommen durfte, schien ihn sehr zu inter-

essieren und während wir mitten im dichtesten Gedränge einen Blues tanzten, riet er mir, nach Tiflis zu fahren und mir Georgien anzusehen, in seinen Augen selbstverständlich das schönste Land der Welt. Als begeisterter Patriot zählte er mir alle die herrlichen Blumen und Früchte auf, die – im Sommer – im georgischen Paradies wuchsen. Unsere Konversation war etwas schleppend, denn wir sprachen russisch und noch dazu ohne Dolmetsch. Als das Orchester wieder einsetzte, forderte der Georgier Ljuba zum Tanz auf. Sie sagte, mit ihren Filz-Walenki könne sie nicht tanzen und in ihr Zimmer hinaufgehen und die Schuhe wechseln könne sie auch nicht, denn sie habe kein einziges Reservepaar nach Moskau mitgenommen. Sie war sichtlich traurig, weil sie in der beschämenden Situation einer Gardedame auf ihrem Sessel sitzen und Zusehen musste – denn der Georgier tanzte gut. «Ich tanze auch gut und schrecklich gern», sagte sie.

Das Orchester spielte einen spanischen Tango mit viel Gefühl, aber wenig Rhythmus. Wir verabschiedeten uns von unserem Georgier, verliessen den Ballsaal und kehrten in mein Plüschzimmer zurück. Während wir die Treppe hinaufstiegen, summt Ljuba erst den Tango, plötzlich ging sie aber auf eine andere Melodie über: ein spanisches Volkslied. Und während sie sang, schnickte sie mit den Fingern, genau so wie es in Spanien die Bäuerinnen beim Tanzen zu tun pflegen. Ich sah ihr eine Weile zu, dann fragte ich:

«Sie haben den spanischen Krieg mitgemacht . . . nicht wahr?»

Erstaunt fragte sie: «Wieso wissen Sie das?» «Sie haben es mir mit Ihrem Fingerschnalzen eben selbst verraten,» antwortete ich. «Das können Sie nur in Spanien gelernt haben». Sie beglückwünschte mich zu meinem Scharfblick, aber äusserte sich nicht sehr ausführlich über ihre Tätigkeit bei den Republikanern während des spanischen Bürgerkrieges. Sie erwähnte nur, dass sie hingeschickt worden sei, um taktische und strategische Fragen zu studieren. Übrigens schien sie recht gut spanisch zu sprechen.

Ich fragte sie: «Schiessen Sie gut?» Was sie bejahte. «Haben Sie je auf feindliche Soldaten geschossen?» Worauf sie, sichtlich bedauernd, antwortete, dass sie leider noch nie Gelegenheit dazu gehabt habe und nie zu Kampfhandlungen zugezogen worden sei. Dann sprachen wir mehr allgemein über Spanien und über einige Leute, die sie dort kennen gelernt

hatte – Spanier und Ausländer. Sie kannte drei, vier Franzosen, die in der internationalen Brigade gekämpft hatten. Aus jedem ihrer Worte sprach arge Bitterkeit über die englische und französische Nichteinmischungspolitik, die Franco hatte so gross werden lassen und – so sagte sie – Hitler seine erste grosse Schlacht in dem europäischen Krieg gewinnen liess, der damals bereits begonnen hatte.

Auf meine nächste Fahrt an die Front musste ich zwei Tage warten und ich beschloss, diese Zeit in Moskau selbst möglichst nutzbringend zu verwerten. Ich hatte noch sehr viele Menschen und noch sehr viele Dinge nicht gesehen, die mich interessierten und die zu besuchen mir bisher nicht möglich gewesen war. Das geistige und künstlerische Leben der Grosstadt hatte unter dem Krieg sehr gelitten. Die Physiker und die Chemiker, die ich dem Namen nach kannte, arbeiteten jetzt in Kasan und in Swerdlowsk. Mehrere russische Schriftsteller waren Kriegsberichterstatter für «Iswestja» und «Prawda» geworden und befanden sich teils an der Front und teils im belagerten Leningrad.

Obzwar die Oper, das Theater und das Ballett mit ihren besten Kräften nach Kuibyschew evakuiert worden waren, gab es in Moskau noch immer genug zu sehen. Die Stars – Musiker, Schauspieler und Tänzer – waren in andere Städte übersiedelt und weniger berühmte Ensembles hatten ihre Stelle eingenommen. Ljuba sah darin einen Vorteil: «Jetzt ist der Moment gekommen, wo junge, unbekannte Künstler Gelegenheit haben, sich in Moskau einen Namen zu machen. Die Grossen stehen ihnen nicht mehr im Weg.»

Als ich eines Nachmittags mit Ljuba Mjeston in die Oper ging, um Tschaikowskys «Eugen Onegin» zu hören, konnte ich mich davon überzeugen, dass die Leute in Moskau Musik ebenso schwer entbehrt hätten wie Brot. In einer und derselben Strasse standen die Leute in zwei endlosen Reihen ange stellt: die einen warteten auf dem hartgefrorenen Gehsteig auf Lebensmittel, die andern, Frauen, Mädchen und Knaben, Kinder und viele Soldaten, auf Opernkarten. Es schien gleicher massen schwierig, sich etwas zu essen zu verschaffen wie gute Musik zu hören, so gross war die Nachfrage nach beidem. Nur kostete Musik viel mehr: wir bezahlten achtzehn Rubel pro Sitz, so viel wie etwa vier Dollar zum offiziellen Kurs. Das altmodische Haus, in dem die «Filibal-Companie» ihre Vor-

Stellung gab, erinnerte mit seinen hufeisenförmig angeordneten, in gold und gelb gehaltenen drei Balkons an ein italienisches Theater. Es war wie in Baku hauptsächlich mit jungen Menschen, vorwiegend Studenten und Soldaten, voll besetzt. Rechts neben mir sass ein Soldat in dem wattierten Rock und den wattierten Breeches, die er bei Patrouillengängen im Schnee zu tragen pflegte. Ljubas Nachbar zur Linken war ein Offizier und vor uns sassen zwei junge Frauen mit ihren etwa siebenjährigen Töchterchen. Wie ich hörte, w⁷aren vor einigen Tagen zwei Unteroffiziere geradewegs von der Front in die Oper gekommen und hatten die ganze Vorstellung hindurch ihre Gewehre auf den Knien gehalten.

Ljuba Mjeston kannte Tschaikowskys Musik und Puschkins Worte auswendig. Ich hatte sie selten so glücklich gesehen wie an diesem Abend, an dem sie in ihrer Leutnants-Uniform neben mir sass und ihnen von neuem lauschte. Alles was auf der Bühne vorging, berührte tief ihr russisches Herz und das Herz aller andern Russen um uns herum, die atemlos und ohne sich zu rühren, der berühmten Oper lauschten. Die Sänger liessen zu wünschen übrig, aber Orchester und Inszenierung waren hervorragend. Die kleinen Details aus dem Leben um 1820 waren mit rührender Sorgfalt wiedergegeben: das stille Familiengut draussen auf dem Lande, die Feldblumensträusse auf den Tischen, die farbenfrohen Sarafane der Bäuerinnen, die vom Felde heimkehrten, die jungen Mädchen, die im Walde Pilze suchten und die alte Njanja, die in einem riesigen Kessel für das ganze Haus Brei kochte – das alles gehörte zum Russland von einst, das für das Sowjetpublikum noch seine volle Anziehungskraft besass. Und das gleiche galt für die Charaktere der Puschkinschen Dichtung.

Die beiden Heldinnen, Tatjana und Olga in ihren entzückenden weissen Musselinkleidern und ihre Partner Onegin und Lensky in romantischen Kostümen waren anscheinend vertraute alte Freunde sämtlicher Zuschauer, die in ihren dunklen Uniformen und dürftigen alten Kleidchen den Saal füllten. Die glühende Leidenschaft dieser Charaktere, ihre Fähigkeit, himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt zu sein, die Romantik – nicht ihrer Kleidung, sondern ihrer Herzen – eine Romantik, die von der angelsächsischen «romance» so verschieden ist wie Feuer von Honig – brachten sie den romantischen, heroischen Bürgern von 1942 auf geheimnisvolle Weise nahe.

Jetzt begann ich zu verstehen, warum die Sowjetunion nach einem ersten Ausbruch «revolutionärer Kunst» und extremem «Modernismus», der der Zeit nach mit der «internationalen» Periode des Regimes zusammengefallen war, in den letzten Jahren – während seiner Evolution einem «nationalen Kommunismus» entgegen – immer mehr auf die russischen Meisterwerke der Vergangenheit zurückgegriffen hatte – in der Literatur ebenso wie in der bildenden Kunst und der Musik –, eine Tatsache, die im Ausland sarkastisch kommentiert worden war. Der komplizierte Intellektualismus so vieler moderner Werke, ihre Subtilität, ihre Ironie, ihre gelegentliche Präziosität konnten eine Nation, deren Aufschwung grenzenlosen Glauben voraussetzt, nicht auf die Dauer befriedigen. Ein sowjetrussischer Bürger musste im Frieden als Pionier unter den härtesten Bedingungen für sein Land arbeiten und im Krieg als Held kämpfen, und wenn es darauf ankam, auch als Held sterben. Wenige moderne Bücher und wenige moderne Tonwerke waren stark, leidenschaftlich und schlicht genug, um dabei eine seelische Stütze sein und seiner Einstellung voll entsprechen zu können. Ich will damit nicht sagen, dass Werke wie «Eugen Onegin» die Russen wirklich brauchbare Dinge zu lehren oder irgendwelchen bleibenden Einfluss auf sie auszuüben vermochten; das war bestimmt nicht der Fall. Aber sie boten ihrem Publikum in der UdSSR. – den Frauen wie den Männern – das, wonach sie am meisten dürsteten: tiefe, ehrliche Ergriffenheit und echte Herzenswärme.

Nach der Ballett-Szene, die sich in einer wundervollen Dekoration abspielte und mit einem erstaunlichen Aufwand an Kostümen, die sich diesem halb ländlichen Fest grossartig einfügten, kam plötzlich das grosse Drama. Lenskys Eifersucht und der Leichtsinn seiner Braut Olga führten zu einem erbitterten Streit zwischen den beiden Freunden Onegin und Lensky. Das Duell wurde für den nächsten Morgen festgesetzt, worauf der Vorhang fiel. Das ganze Publikum schrie und klatschte in heller Begeisterung. Besonders die ganz jungen Mädchen waren aufs tiefste ergriffen. Sie standen in Gruppen auf den Balkons und schrien und jubelten im höchsten Diskant, wenn die hübschen Darsteller Onegins und Lenskys sich vor dem Vorhang verbeugten. Ich fragte Ljuba, die aus Leibeskräften mitapplaudierte: «Was rufen denn alle diese jungen Mädchen dort oben?» «Den Namen ihres Lieblingssängers.» «Und an wessen Seite stehen diese jungen Mädchen? Sind sie für den

blasierten Onegin oder für den sentimentalens Lensky? . . . Für den Zyniker oder für den unglücklichen Liebhaber?» Leutnant Mjeston wandte sich richtig aufgeregt nach mir um: «*Selbstverständlich* für den, der leidet». Und sie fügte hinzu: «Onegin ist Eis und Lensky ist Feuer. Und junge Mädchen lieben Feuer. Für Onegin werden sie sich erst gegen Ende der Oper zu interessieren beginnen, wenn auch er unglücklich sein wird.»

Während der Pause drängten alle zum Buffet, wo ein rosenrotes Getränk ausgedient wurde – eine Art künstlichen Kirschensirups mit Wasser – und wer zurecht kam, konnte auch noch einen grossen, runden Zwieback ergattern. Die zwei bezopften, kleinen Mädchen vor uns, in ihren netten, dunkelblauen Matrosenkleidchen hatten sich bis zum Buffet durchgekämpft: nun knabberten sie begeistert an dem trockenen Gebäck. Mein Nachbar zur Rechten, dem in seinem wattierten Schützengrabenanzug schrecklich heiss zu sein schien, beteiligte sich ebenfalls an dem Sturm auf den Zwieback und eroberte schliesslich auch ein Stück.

Wir bekamen noch das Duell zu sehen – in einer melancholisch grauen Dekoration – und den Hofball mit seiner Polonaise. Als der Vorhang vor der letzten Szene hochging, verriet die atemlose Stille im ganzen Haus die ungeheure Spannung. Ljuba Mjeston flüsterte mir zu: «Diese Szene spielt in Tatjanas Haus in Petersburg. Hinter dem Fenster sehen Sie den zugefrorenen Fluss – die Newa!» Sonst sagte sie nichts – aber ich wusste, dass es in dem grossen Opernhaus keinen Menschen mehr gab, der nicht plötzlich in den Krieg zurückversetzt worden wäre. Alle Gedanken galten wieder der harten Gegenwart – und der Belagerung von Leningrad.

Es war sehr finster draussen in der tiefen Nacht der Moskauer Verdunkelung. Wir gingen vorsichtig, Schritt für Schritt, zum Swerdlowplatz und zum «Metropol» zurück.

Im Hotel herrschte grosse Aufregung: die Ausländskorrespondenten waren endlich eingetroffen. Man hatte ihren Waggon irrtümlich an einen Bummelzug angehängt, anstatt an einen Schnellzug und sie waren von Kuibyschew nach Moskau sechs Tage unterwegs gewesen: sechs endlose Tage bei entsetzlicher Kälte. Einige waren unrasiert und schienen völlig erschöpft. Alle aber waren furchtbar aufgebracht über diese überflüssig grausame Behandlung. Obzwar sie mich liebenswürdig begrüssteten, glaube ich nicht, dass sie sich sonderlich gefreut haben

dürften, im «Metropol» von einer Frau empfangen zu werden – und was noch ärger ist, von einer Kollegin – und bis zu einer gewissen Grenze Rivalin – die eine Woche vor ihnen die gleiche Strecke Kuibyschew-Moskau in bloss vier Stunden im Flugzeug hatte zurücklegen dürfen und von den Russen, wie einer sich ausdrückte, «wie eine Kronprinzessin» behandelt worden war, während sie selbst sechs Tage und Nächte unterwegs sein mussten. Ich war mir klar darüber, dass Kollegen so etwas unmöglich freuen konnte. Die kleinen Bevorzugungen, die ich – zweifellos dank meinem Namen Curie – genoss, erleichterten mir meine Arbeit sehr und waren mir darum ungeheuer angenehm. Aber deswegen war es mir nicht minder peinlich, älteren und erfahreneren Journalisten gegenüber, die, nachdem sie jahrelang in Russland gelebt hatten, das Land weit besser kannten als ich.

Darum unternahm ich auch anlässlich eines Besuches bei einer massgebenden Persönlichkeit, der die Presseangelegenheiten oblagen, eine Offensive im Interesse der Ausländskorrespondenten in Russland. Wir sprachen erst von zwei, drei anderen Dingen, dann fiel ich mit der Frage, die mir am Herzen lag, ziemlich unvermittelt ins Haus und erkundigte mich, warum man den englischen und amerikanischen Journalisten in Russland so viele Prügel zwischen die Füsse lege und es ihnen so erschwere, gute Arbeit zu leisten. Ich erwähnte, dass es sich hier um fünfzehn bis zwanzig Schriftsteller aus kriegführenden, mit den Sowjets verbündeten Ländern handle, die darauf brannten, der Aussenwelt Russlands Kriegsleistungen mit aller Ehrlichkeit, Gewandtheit und Begabung zu schildern und in vielen Fällen auch mit echter Begeisterung. Dass man sie daran hinderte, erschien mir ein ausgesprochener Verlust für die UdSSR. Die Antwort, die ich bekam, war äusserst interessant:

«Vor allem wird es den Korrespondenten jetzt, wo sie wieder in Moskau sind, besser gehen. Es sind verschiedene gemeinschaftliche Reisen für sie geplant, die ihnen Gelegenheit geben werden, ausgezeichnete Arbeit zu leisten. (Das sollte sich sehr bald bewahrheiten.) Zweitens müssen Sie bedenken, dass wir alle hier akkreditierten Journalisten mehr oder weniger gleich behandeln müssen. Sie haben vollkommen recht, wenn Sie sagen, dass diese englischen und amerikanischen Schriftsteller unseren Kriegsleistungen wohlwollend gegenüber stehen. Das heisst, *fast alle* sind so eingestellt. Einer oder zwei sind es nicht, und es steht keineswegs fest, dass sie militärische Geheimnisse

zu wahren wissen. Um sicher zu gehen und auch unter Berücksichtigung der beruflichen Eifersucht zwischen den verschiedenen Agenturen und Zeitungen sehen wir uns gezwungen, die Männer, denen wir am meisten vertrauen, nicht viel besser zu behandeln als die, denen wir gar nicht trauen. Drittens ...»

Der Russe hielt eine Sekunde inne, dann fuhr er langsam und mit völlig veränderter, eindringlich ernster Stimme beinahe bitter fort:

«Drittens, Mademoiselle Curie, können wir nicht so schnell vergessen, wie die Sowjetunion in den Ländern, die jetzt unsere Verbündeten sind, fünfundzwanzig lange Jahre Tag für Tag und Monat für Monat verleumdet, beschimpft und angegriffen worden ist und heute noch von gewissen Parteien in der alliierten Presse verleumdet und angegriffen wird. Sie verlangen von mir Vertrauen. Aber zu Vertrauen gehören zwei. Vertrauen kann nicht von heute auf morgen kommen . . . Aber ich hoffe es wird kommen . . . mit der Zeit.»

Worauf mir, wahrscheinlich um mich aller peinlichen Gefühle meinen Kollegen gegenüber zu entheben, die Bitte, derentwegen ich gekommen war und deren Erfüllung mir mehr als alles andere am Herzen lag, glatt abgelehnt wurde: Ich hatte gebeten, nach Leningrad fliegen zu dürfen. Aber der Mann, der über diese Dinge zu entscheiden hatte, schilderte mir vor allem die praktischen Unmöglichkeiten, eine belagerte Stadt auf dem Luftwege zu erreichen. Dann sprach er des längeren über die deutschen Abwehrkanonen und die deutschen Kampfflieger und fand auch einige schmeichelhafte Worte, mein kostbares Leben betreffend und dass es ihm sehr peinlich sein würde, wenn mir etwas zustiesse. Das war ein harter Schlag für mich und eine arge Enttäuschung. Bisher hatte man keinen Ausländer nach Leningrad hineingelassen, das wusste ich, aber von russischen Sachverständigen wurde mir gesagt, dass der Flug nach Leningrad weder sonderlich schwierig, noch wirklich gefährlich sei. Selbst Oberst Boltin hatte sich halbwegs dazu bekehren lassen, dass es für mich sehr wichtig sein würde, einige Tage unter den Millionen von Menschen zu verbringen, die in der grossen Stadt eingeschlossen waren und mir ein Bild von dem geduldigen Kampf zu machen, den sie unter so tragischen Bedingungen kämpften. Aber gerade das wollte der verantwortliche Beamte mir nicht gestatten. Er fand, dass das Leben in einer belagerten Stadt für «westliche» Augen ein zu grausamer Anblick sei. Ich würde dieses Leid und diese Hungersnot nicht

durchhalten können. Der Heroismus in Leningrad sei ein Heroismus in Lumpen, stärker als Krankheit und Entbehrungen, stärker als Entmutigungen, stärker als der Tod, dessen Anblick viel zu brutal für eine Fremde sei, die aus fernen Ländern komme, wo das Menschenleben noch ungeheuer hoch im Kurs stehe. Und diesen Heroismus wollten die Russen stolz für sich behalten, als ihr eigenstes, herrliches Geheimnis.

Inzwischen liefen Antworten auf meine verschiedenen Bitten um Interviews ein und ich erhielt auch ganz unerwartete Einladungen von russischer Seite. Mehrere Gelehrte, die in Moskau geblieben waren, luden mich zur Besichtigung ihrer Laboratorien ein, und auf ihren besonderen Wunsch musste ich auch das Präsidium der Akademie der Wissenschaften besuchen, trotzdem es durch den Krieg sehr gelichtet war.

Ich blieb zwei Stunden im Geologischen Institut, wo einzelne Untersuchungen ihren Fortgang nahmen, während alle übrigen in Kasan und Swerdlowsk weitergeführt wurden. Die eine Hälfte des Instituts war beleuchtet, die andere blieb dunkel. Die eine Hälfte war eiskalt, die andere geheizt. Von den dreihundert, dem Institut angehörenden Geologen waren die meisten im Hinterland mit kriegswichtigen Studien beschäftigt.

Ich sass mit dem Vizedirektor Dr. Borokustow, der als Vorstand der Moskauer Sektion zurückgeblieben war und dreien seiner Mitarbeiter – zwei Frauen und einem älteren Mann – in seinem kleinen Büro: und fühlte mich sofort zu Hause. Denn Wissenschaftler sind auf der ganzen Welt gleich: sie sind einfach und schüchtern und von ihrer Arbeit besessen. Die Gelehrten, die ich in Moskau kennen lernte, unterschieden sich nur unmerklich von meinen Freunden an der Sorbonne und von meinen Familienangehörigen. Ich hatte im Jahre 1914 meine Mutter und im Jahre 1939 meine Schwester und meinen Schwager an der Arbeit gesehen und wusste genau, was für die Landesverteidigung die volle Ausnützung wissenschaftlicher Forschungen bedeutet. Es interessierte mich daher sehr, über diese russischen Fachleute Näheres zu erfahren.

Ich hatte ein wenig Angst vor einem trockenen Vortrag über «Geologie im Kriege», denn ich hatte von Geologie keine Ahnung. Diese Angst erwies sich als überflüssig, denn meine Unterhaltung mit diesen bescheidenen Menschen war ungeheuer interessant. Sie brachte mir erst richtig zum Bewusstsein, auf welch ungeheurem Gebiet – rein geographisch – Russland seinen Krieg kämpfte und welch riesige Reserven ihm von Mur-

mansk bis zum Kaukasus und von Moskau bis Wladiwostok zu Gebote standen und was für Reichtümer unter dieser nahezu endlosen Oberfläche verborgen waren. Während die Soldaten der Roten Armee auf russischem Boden starben, von dem russische Tanks und russische Gewehre die Deutschen zu verjagen bemüht waren, untersuchten Russlands Männer der Wissenschaft, deren Beruf es war, die Struktur der Erdrinde genau zu kennen, jeglichen Sektor der UdSSR., um auch ihre Scholle, ihre Felsen und ihre Wüsten in den Dienst des Krieges zu stellen und im russischen Boden Metalle und Mineralien zu entdecken, die auf dem Umweg über die Fabriken Russland rascher zum Siege führen mussten.

Ich konstatierte auch, dass dieser schnelle «Sieg im Jahre 1942», von dem die Russen mit so viel unvernünftigem Optimismus sprachen, keineswegs die einzige Art Sieg war, die sie ins Auge fassten. Während sie Unmögliches leisteten, um den Krieg möglichst zu verkürzen, bereiteten sie doch auch alles – «auf jeden Fall» – für einen sehr, sehr langen Kampf vor. Sie sahen die Möglichkeit gewaltiger Rückzüge vor, welche sie zeitweise von den Zufuhren einzelner Gebiete vollkommen abschneiden konnten. Das durfte sie an der Fortführung des Krieges in fernen, östlichen Provinzen nicht hindern, vorausgesetzt, dass diese imstande waren, sich selbst zu versorgen. Ein gigantisches Russland, welches die Sowjetpropaganda das «sozialistische Sechstel der Erde» zu nennen pflegte, bereitete sich, während es kämpfte, auf noch viel mehr Kampf auf einem Schlachtfeld vor, das Tausende von Meilen tief war und auf eine Kriegsdauer, die sich noch über mehrere Jahre erstrecken konnte.

Dr. Borokustow, der in seinem hochgeschlossenen Mantel fror, sagte zu mir:

«Wir haben in jeder Region der Sowjetunion ein bestimmtes Studienprogramm mit besonderer Berücksichtigung jener Ölfelder und Bergwerke, denen bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden war, weil sie entweder nicht ergiebig genug waren oder die Förderung auf Schwierigkeiten stieß. Wir untersuchen auch aufgegebene Bergwerke und Vorkommen und erwägen die Möglichkeit einer Wiederaufnahme der Arbeit. Seltenen Metallen wird ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Viele dieser Untersuchungen wurden selbstverständlich bereits vor dem Kriege gemacht, einige von den Mitgliedern des Institutes, im Sommer 1941, hauptsächlich im Ural und

Kaukasus, während die Deutschen im Westen immer näher-rückten. Wir haben Gruppen von Geologen, welche bestimmte, besonders wichtige Probleme zu lösen bekommen: zum Beispiel für die Aluminiumerzeugung – Ersatz des Bauxits aus der vom Feinde besetzten Ukraine durch Bauxit aus dem Uralgebiet. Unsere Geologen haben reichlich zu tun, das können Sie glauben! Im Frieden, im Laufe des Jahres 1940, veröffentlichte unser Institut, das sich mit geologischen, kristallographischen und petrographischen Forschungen befasst, 25 Bände über 150 vollkommen verschiedene Materien. Im Krieg wird natürlich weniger erscheinen, aber gearbeitet wird ebensoviel, wenn nicht mehr.»

Dann erzählte mir eine der weiblichen Mitarbeiterinnen, Madame Warsonofjewa, eine liebenswürdige Frau von etwa 50 Jahren, mit einem blassen, müden Gesicht und sehr dunklem Haar, von der Arbeit, die im Moskauer Gebiet geleistet wurde. Sie sagte:

«Einzelne unserer Forschungen aus Friedenszeiten erweisen sich jetzt als äusserst nützlich, sowohl was die reine Wissenschaft betrifft, als auch in ihrer praktischen Auswertung. Uns wurde zum Beispiel vor einigen Jahren von den Architekten des riesigen Sowjetpalastes die Aufgabe gestellt, gewisse Probleme betreffend den Widerstand einzelner Materialien gegen Hochdruck und niedrige Temperaturen zu studieren. Der Bau des Palastes wurde vertagt, aber unsere damaligen Arbeiten sind für kriegstechnische Zwecke ausgewertet worden. Dann haben wir kürzlich auch auf Wunsch des «Komitees für Zusammenarbeit der Wissenschaft mit der Landesverteidigung» mit anderen Untersuchungen begonnen. Zu diesem Zwecke ist eine Gruppe von Technikern unter Fersmans Leitung in der Hauptstadt verblieben. Hier im Institut zum Beispiel arbeiten wir augenblicklich an der Vervollkommnung der Tarnungsmethoden. Wir werden Ihnen gleich einige Laboratorien zeigen.»

Nun begann unser Rundgang durch das Institut. Feindliche Bomben hatten einige Fenster zersplittert. Im Erdgeschoss besichtigte ich eine phantastische Alineralien- und Kristallsammlung und in der Bibliothek Kisten mit Tausenden technischer Bücher, welche evakuiert werden sollten, aber schliesslich unausgepackt zurückgeblieben waren. In der Tarnungsabteilung, die wir zuerst besuchten, begrüsst mich ausschliesslich Arbeiterinnen. Sie zeigten mir vierzig verschiedene Arten weisser Farbe, die aus natürlichen, aus dem Ton und dem Sand-

stein des Moskauer Gebietes gewonnenen Substanzen hergestellt wurden.

Ich hatte bisher immer geglaubt, dass man einen Tank, der für den Winter getarnt werden soll, einfach weiss anstreichen müsse. Aber dem war nicht so. Das Spritzen der Farbe auf die Maschine war lediglich der letzte Akt eines sehr komplizierten Verfahrens. Welcher weisse Ton stimmte in verschiedener Beleuchtung am besten mit dem Schnee überein? Welches Produkt trotzte am besten dem Regen, der Sonne, der Kälte und der Hitze? Welches Material war das billigste? Welcher Anstrich haftete am besten an Eisen, an Holz oder Aluminium? An welchem Anstrich waren Strassenschmutz und Russ am wenigsten sichtbar? Wie wirkte der Anstrich auf einer Photographie? Verschwamm er auf Aufnahmen von feindlichen Flugzeugen aus mit dem Schnee oder hob er sich infolge optischer Eigenheiten unerwarteterweise deutlich ab? Das waren nur einige der Fragen, auf welche die Forscherinnen eine Antwort zu finden hatten. Und wenn sie schliesslich mit der weissen Tarnung so weit waren, musste alles wieder für die braungrüne Tarnung umgearbeitet werden, denn bald war der Frühling da, und alle russischen Tanks, Lastautos, Kanonen und Autos mussten rasch Farbe wechseln, während die Bäume Blättchen ansetzten und die Weizenfelder zu spriessen begannen.

Bevor ich das Institut verliess, wurden mir zwei Geschenke überreicht: ein Geologiebuch in russischer Sprache – das Werk einer der hervorragenden Forscherinnen, die ich eben kennengelernt hatte – und der mein Familienname viel bedeutete. Das zweite war ein tragbarer Hand- und Fusswärmer, so klein, dass man ihn einstecken konnte und der eben erst für die Soldaten an der Front erfunden worden war. Ich glaube, dass er aus mit Chemikalien imprägnierter Holzkohle bestand und – einmal angeheizt – vier bis sechs Stunden warm blieb. Ich zögerte, dieses Geschenk anzunehmen, aber Ljuba Mjeston, die bereits an unseren nächsten Ausflug in Eis und Schnee dachte – stiess mich leicht mit dem Ellbogen und flüsterte mir zu: «Annehmen, annehmen ... um's Himmels willen! Wenn Sie es nicht tun, werden wir es beide bitter bereuen!»

Als wir uns verabschiedeten, erzählte mir die Mineralogin Warsonoffjewa, die blasse Frau mit dem dunklen Haar, dass sie ebenfalls bereits mehrmals an der Front gewesen sei, und zwar um den Soldaten Vorträge zu halten. Von Zeit zu Zeit luden die Heerführer der Roten Armee Gelehrte ein, welche

den Leuten an der Front über die Fortschritte der Laboratoriumsarbeiten in den Städten berichten mussten. Madame Warsonofjewa zeigte mir eine photographische Aufnahme von einem ihrer Ausflüge. Ich traute meinen Augen nicht: zweihundert Offiziere und Soldaten in dicken Mänteln lauschten im *Freien* – die Füße im tiefen Schnee – und bei eisiger Kälte — das spürte man ganz deutlich – dem Vortrag einer Forscherin, ebenfalls in einem dicken Pelz, die ihnen von Geologie erzählte. Ich wüsste keine Armee, ausser der Roten, welche «kulturrhungrig» genug wäre, um eine derartige Szene möglich zu machen, und betrachtete das Bild mit einer Art ängstlicher Bewunderung.

Es wurde spät, und ich wollte in der Akademie der Wissenschaften nicht unpünktlich sein. Es lag mir sehr viel an diesem Besuch, vor allem, weil ich es als grosse Ehre empfand, von ihrem Präsidium eingeladen worden zu sein, aber auch weil sie in dem entzückenden Palais Orlow untergebracht war, das ich schon so oft von aussen bewundert hatte. Ich sollte nicht enttäuscht werden: das Haus war wirklich bezaubernd. Nur weiss ich nicht, ob die Sowjets es ganz richtig behandelt hatten. Ziemlich verblüfft betrachtete ich die alten Plafonds, die noch die ursprünglichen, fein gemalten Frucht- und Blumen- girlanden aufwiesen, während an den Wänden ungeheure Lenin-Porträts hingen. Wie liesse sich wohl die alte Grazie der Häuser aus der Zarenzeit mit den strengen Formen des neuen Regimes in Einklang bringen? Der Weg, den ich hier eingeschlagen sah, war nicht der richtige.

Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich von der Organisation der Akademie der Wissenschaften in der UdSSR., deren Ehrenmitglied meine Mutter im Jahre 1927 geworden war, so wenig wusste, dass ich sie einfach für eine Vereinigung von Gelehrten hielt, so wie in Frankreich. Zu meiner Überraschung wurde ich vom Vizepräsidenten der Literatur- und Sprachensektion, Herrn Lebedow-Polarski empfangen, dem einzigen Mitglied der Akademie, das nach der Evakuierung nach Kasan in Moskau geblieben war. Auf diese Art erfuhr ich — etwas spät – dass die Akademie acht Sektionen umfasste, welche nicht nur Wissenschaft, Literatur und Sprachen umfassten, sondern auch Nationalökonomie, Recht, Geschichte und Philosophie. So wie die Entwicklung aller andern modernen russischen Institute hatte auch die der Akademie der Wissenschaften, des Oberhauptes von über vierundfünfzig akade-

mischen Zentren und über tausend Forschungslaboratorien im ganzen Land, durch den Krieg eine teilweise Unterbrechung erfahren. An der Wand hing eine sehr interessante Landkarte, die ich stundenlang hätte studieren mögen, auf der nicht nur die bestehenden, sondern auch die vorläufig erst geplanten Kulturzentren in verschiedenen Farben eingezeichnet waren.

Ebenso wie die Geologen mir den Umfang des russischen Landes und die ungeheure Menge von Felsen und Erde, die es repräsentierte, zum Bewusstsein gebracht hatten, so führte mir der Mann, der mich in der Akademie der Wissenschaften empfing, die Grösse des russischen Volkes vor Augen und die Grösse der Aufgaben, welche die russischen Pädagogen zu vollbringen hatten, denen die Erziehung der Massen oblag, das heisst die Belehrung von 193 Millionen Männern, Frauen und Kindern, die – auf einem Gebiet von etwa 21 Millionen Quadratkilometern – etwa zweihundert verschiedenen Nationalitäten angehörten, achtzig verschiedene Sprachen redeten und auf verschieden hohen Kulturstufen standen. Die Politik «kultureller Autonomie» welche die Regierung der UdSSR, verfolgte, stellte an die Erzieher die mannigfaltigsten Aufgaben, wie zum Beispiel das Studium aller, vom Baltikum bis zum Stillen Ozean gesprochenen Idiome und die Ausarbeitung neuer Alphabete für jene Volksstämme, die noch nie eine geschriebene Sprache besessen hatten.

Meine Bewunderung war ungeheuer, denn ich wusste, dass all das nicht nur auf dem Papier stand; Im Laufe von 25 Jahren waren dank den ausserordentlichen Leistungen auf dem Gebiete des Unterrichts in der UdSSR, ungeheure Erfolge erzielt worden. Immerhin kam es zu einer freundschaftlichen Debatte zwischen Herrn Lebedow-Polarski und mir, als wir auf das begrenztere Gebiet der Literatur als «Kunst» zu sprechen kamen. Er erzählte mir, dass die Literatur- und Sprachensektion, der er als Vizepräsident Vorstand, nicht nur bereits eine russische Literaturgeschichte in zehn Bänden veröffentlicht habe, sondern auch eine Literaturgeschichte Westeuropas, Indiens, Chinas und Japans. Wir kamen auf die Bände zu sprechen, die Frankreich behandelten. Mit meiner gewohnten Unvorsichtigkeit, die mich immer aus dem Rahmen fallen lässt, sagte ich:

«Ich möchte Sie gerne etwas fragen, obzwar ich die Antwort schon zu kennen glaube. Haben Ihre Kritiker unsere französischen Meisterwerke von einem politischen oder einem unpolitischen Standpunkt aus betrachtet?»

Herr Lebedow Polarski verstand nicht, dass ich überhaupt zweifeln konnte. Er sagte: «Für uns gibt es auf keinem menschlichen Betätigungsgebiet unpolitische Äusserungen. Unpolitisch zu sein, ist an sich eine politische Einstellung, die wir missbilligen.»

Ich parierte den Schlag, indem ich sagte: «Das ist es ja eben. Wie können Sie die französische Literatur einzig vom politischen Standpunkt aus beurteilen, wo Hunderte und Aberhundert ihrer Werke ohne jegliche politische Absicht geschrieben worden sind? Wie kann Ihre Kritik der französischen Literatur richtig sein, wenn Sie sich bei der Beurteilung unserer Bücher nicht in den Geist versetzen, in dem sie geschrieben wurden und für den die Politik oft gar keine Rolle spielte?»

Aber jedes meiner Worte war für Herrn Lebedow-Polarski sichtlich ein Sakrileg. Darum liess ich das Thema lieber fallen. Eine ernste Diskussion über das weitverzweigte Thema Politik und Kunst hätte Stunden beansprucht, selbst wenn man sich auf die Definition der Worte «politisch» und «apolitisch» allein beschränkt hätte.

Ich wurde auf die unerwartetste Weise auf das Thema Erziehung und Kultur in Russland zurückgeführt, als ich um ein Interview mit Dr. Jefim I. Smirnow, dem Chefarzt des Sanitätsdienstes der Roten Armee bat, der – keine kleine Aufgabe – dafür zu sorgen hatte, dass jedem Soldaten der Sowjetunion die richtige Pflege zuteil wurde, wenn er erkrankte oder nach einer Verwundung Hilfe brauchte. Der Mann, der die Verantwortung für Millionen und Abermillionen russischer Verwundeter und für die Gesundheit von zwanzig Millionen Soldaten trug, war achtunddreissig Jahre alt! Ein blonder Riese mit sanften Zügen, blauen Augen, einer leisen, ruhigen Stimme und von unbeschreiblich anziehendem Wesen. Bevor ich sein Büro betrat, wurde ich dreimal von bewaffneten Wachen angehalten und später noch von zwei Gruppen uniformierter Sekretärinnen. In den Korridoren des wohlbewachten Gebäudes herrschte fiebrhaftes Leben. Umso friedlicher und ruhiger war es im Zimmer Dr. Smirnows. Als ich die mit Landkarten bedeckten Wände betrachtete, die Stösse von Akten und Papieren auf dem Schreibtisch und das kleine Feldbett, das in einer Ecke stand, fühlte ich mich vollkommen zu Hause: denn es war das Arbeitszimmer eines Gelehrten. Als meine Mutter in den aufreibenden Tagen des Krieges im Jahre 1914 ständig zwischen Paris und den Spitälern an der Front unterwegs war, wo sie Röntgen-

apparate installierte, arbeitete sie auch die ganzen Nächte an so einem Schreibtisch und ruhte erst gegen Morgen auf so einem hinter Akten versteckten kleinen Feldbett aus. Dr. Smirnow begann sofort von ihr zu sprechen. Ich sagte mir später, dass Marie Curie diesen ruhigen Dr. Smirnow bestimmt gern gehabt hätte, der mit ebensoviel Zurückhaltung von seinem ungeheuren Werk sprach wie sie von dem ihren.

Aber noch etwas anderes an diesem Dr. Smirnow hätte Eindruck auf sie gemacht und beeindruckte auch mich: er war das typische Produkt der Sowjeterziehung, ein Mann, der in einer Rekordzeit alle Stufen der Wissenschaft erklommen hatte. Er erzählte mir, dass sein Vater Glasarbeiter gewesen sei, dass auch er mit einem Handwerk begonnen habe und dass er bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr nicht hatte lesen können. Er fügte hinzu: «Ich war knapp drei Monate in die Schule gegangen und konnte ein A von einem B nicht unterscheiden.

Im Jahre 1923 begann das Wunder. Smirnow bekam ein Stipendium für eine Arbeiteruniversität in Omsk und machte sich an die Arbeit. Erst lernte er lesen und schreiben. Dann folgte der Elementarunterricht und zum Schluss allgemeine Kultur. Er absolvierte eine Offiziersschule und die Generalstabsakademie Frunse. Dazwischen studierte er Medizin. Nun war er Militärarzt und vor allem Chirurg. Er vertiefte sein Wissen auf allen Gebieten, indem er unausgesetzt Hunderte von Büchern las: mit Vorbebe technische Werke. Um mehr lesen zu können, lernte er fremde Sprachen, vor allem englisch, aber er sprach es schlecht, wie ich merkte. Er entschuldigte sich deswegen in seiner stillen Art: «Ich weiss, dass ich die Sprachen vernachlässigt habe, aber ich hatte so viel zu lernen und so wenig Zeit ...» Vor drei Jahren wurde Dr. Smirnow in die Direktion des Sanitätsdienstes der Roten Armee berufen. Im Alter von fünfunddreissig Jahren!

Ich hörte ihm so namenlos erstaunt zu, dass er lächeln musste: seine Geschichte erschien ihm nicht so ausserordentlich wie mir. Bescheiden machte Smirnow mich darauf aufmerksam, dass sein Werdegang der von Millionen Russen sei, welche unter den Zaren nie hätten lesen lernen können und unter den Sowjets eine kostenlose, obligatorische Erziehung genossen hatten. Aber seine ganz besondere Begabung stempelte Smirnow trotz allem zu einer Ausnahme, wenn er es noch so sehr leugnete. In meiner Erinnerung sollte er ein Symbol des machtvollen Sieges bleiben, den die Sowjets innerhalb von nur

zwanzig Jahren über Unwissenheit und Analphabetentum davongetragen hatten – das Symbol eines Fortschritts, der sich in Ziffern ausdrücken liess: im Jahre 1917 konnten 30 Prozent des russischen Volkes lesen und schreiben, im Jahre 1930 67 Prozent, im Jahre 1933 80 Prozent. Die Statistiken der letzten Jahre weisen einen noch höheren Prozentsatz auf und zeigen, dass in ganz Europäisch-Russland ebenso wie in den bewohnten Gegenden Sibiriens das Analphabetentum so gut wie verschwunden ist: unter den Rekruten der Roten Armee im Jahre 1940 konnten 95 Prozent lesen und schreiben. An diese Ziffern sollte ich oft denken, als ich nach Indien und nach China kam.

Gleich zu Beginn unserer Konversation schnitt Dr. Smirnow ein Thema an, das mit der allgemeinen Erziehung zusammenhing. War es ein Zufall? Jedenfalls sprach er zuallererst vom Mangel an allgemeiner Kultur bei den von den Russen gefangengenommenen deutschen Militärärzten. Smirnow, der von der untersten Stufe so rasch emporgeklommen war und der alle seine Studien erst als Jüngling absolviert hatte und dadurch seine eigene Entwicklung gewissermassen hatte verfolgen können, musste sich besonders klar über das Ausmass an Kenntnissen sein, die seine verantwortliche Stellung erforderte. Er sagte zu mir:

«Die Deutschen müssen zu wenig Militärärzte haben. Warum würden sie sonst ungenügend ausgebildete Spezialisten an die Front schicken? Nehmen wir ein Beispiel (er schlug eine Akte auf): Joseph Tanner. Geboren 1916. Sohn eines Schuldirektors. Hat acht Jahre in einem katholischen Kloster verbracht. Wollte Missionar werden. Wurde, obzwar er seine medizinischen Studien noch nicht beendet hatte, der Sanitätsabteilung der 112. deutschen Infanteriedivision zugeteilt. Bei seiner Einvernahme schien der Gefangene noch nie die Namen in ganz Europa berühmter Chirurgen und Gelehrter gehört zu haben. – Wir haben auch erfahren, dass die Nazis russische Ärzte aus den Gefangenenlagern abberufen, um sie Dienst machen zu lassen. Die Deutschen haben natürlich viel grössere Schwierigkeiten mit dem Transport und der Pflege ihrer Verwundeten – schon deshalb weil sie auf feindlichem Gebiet kämpfen und von der feindselig eingestellten Bevölkerung keinerlei Unterstützung erwarten können.»

Dr. Smirnow stand auf und gab mir an Hand einer grossen Landkarte, die an der Wand hing, einen Begriff des Sani-

täts Wesens der Roten Armee. Er zeigte mir wie die Spitäler in Staffeln von der vordersten Kampflinie bis ins Hinterland angeordnet waren und liess mir eine Weile Zeit, die unzähligen Punkte zu betrachten, welche Verbandplätze bezeichneten. Dann sagte er:

«Unsere verwundeten Soldaten werden mit der ausdrücklichen Absicht gesundgepflegt, sie so rasch als möglich wieder diensttauglich zu machen. In diesem Krieg ist der Prozentsatz der Toten im Verhältnis zur Verlustziffer ein sehr hoher. Der Prozentsatz der Russen, die in deutsche Gefangenschaft gerieten, war zu Beginn des Feldzuges auch sehr hoch. Ein Grund mehr, die Verwundeten wieder felddiensttauglich zu machen. Wir versuchen, den Roten Soldaten vom Augenblick seiner Verwundung an, möglichst wirksam zu beschützen. Auf je fünf- und zwanzig Soldaten im Feld kommt ein Sanitätssoldat, der sofort die erste Hilfe zu leisten, die Wunde provisorisch zu verbinden, den Gefallenen mittels Decken und Heizkissen gegen Kälte zu schützen und ihn vor einer zweiten Verletzung zu bewahren hat, indem er ihn in einem Schützengraben oder dergleichen unterbringt. Der verwundete Soldat wird, sobald es irgend möglich ist, zur Hilfsstelle des Bataillons gebracht (meist 500 Meter hinter der Kampflinie), dann noch weiter zurück zum Verbandplatz des Regiments, wo er heissen Tee, eine Mahlzeit und Alkohol bekommt. Geheizte Ambulanzautos bringen ihn dann in ein Spital ins Hinterland. Wir benützen auch Rote-Kreuz-Flugzeuge, aber auf diese Weise können nur wenige Verwundete gleichzeitig transportiert werden. Das Flugzeug muss klein sein, um überall landen zu können, aber dann kann es nur ein bis zwei Mann auf einmal befördern. Wir verwenden Flugzeuge auch für schwere Fälle, aber hauptsächlich für den Transport von Medikamenten, Blutplasma, Serum und Impfstoff und für die schnelle Beförderung von Chirurgen und Militärärzten. Ich verwende auch Verbindungsflugzeuge zur Übermittlung von Befehlen und Anweisungen zwischen den einzelnen Sanitätsstationen der ungeheuren Front. Dadurch kann ich die medizinische Arbeit zentralisieren und vereinheitlichen.

Ich fragte Dr. Smirnow, ob die Verluste unter den Ärzten gross seien. Er sagte, dass sieben Prozent der gefallenen Offiziere Ärzte seien. Ich erkundigte mich, was für Arbeit die Frauen beim Roten Kreuz leisteten und erfuhr, dass 50 Prozent der Militärärzte, über 70 Prozent der Zahnärzte, über 50 Prozent des Pflegepersonals und fast alle Heilgehilfen der Roten Armee

Frauen seien. Aber an exponierte Stellen wurden sie nur dann geschickt, wenn sie ausdrücklich darum ersuchten. Diese Freiwilligen würden zu speziellen ärztlichen Gruppen vereinigt und liefen die gleiche Gefahr wie die Männer. Dr. Smirnow konnte nicht oft genug darauf hinweisen, dass Militärärzte und Chirurgen – Männer wie Frauen – neben ihren Fachkenntnissen eine gründliche militärische Ausbildung bekommen mussten, wenn sie an die Front geschickt werden sollten. Sie mussten die Taktik der Truppenbewegungen verstehen, um sich ihnen einzufügen und so rasch als möglich mit Verbandmaterial und Personal bei der Hand sein zu können.

Wir kamen auch auf den Gaskrieg zu sprechen. Dr. Smirnow sagte:

«Im letzten Krieg war auf Seite der Verbündeten niemand auf einen Gaskrieg vorbereitet, und als diese Waffe zum erstenmal Anwendung fand, verbreitete sie Panik: ihre moralische Wirkung war mindestens so gross wie ihre physische. Diesmal ist man auf *beiden* Seiten vorbereitet. Und das dürfte auch der Grund sein, warum die Deutschen vor der Verwendung von Gas zurückschrecken: sie wissen genau, worauf sie sich gefasst machen müssten.» Er fügte hinzu, dass die Deutschen, wie er sich ausdrückte «chemische Angriffstruppen» besässen, für welche spezielles Truppenmaterial trainiert wurde – aber dass ihre Gasabwehrvorkehrungen keineswegs auf der Höhe seien. Er ging zu einem Wandschrank am andern Ende des Zimmers und entnahm ihm einige Bestandteile deutscher Antigasausrüstung, die man Gefangenen abgenommen hatte und unterzog sie einer detaillierten Kritik. Dann zeigte er mir auch noch – er hatte alle möglichen Muster in seinem Büro – die Wärmekissen (auf chemischer Basis) mittels welcher das russische Sanitätspersonal die Verwundeten gegen Kälte schützte.

Schliesslich kamen wir auf die furchtbaren, durch den Krieg hervorgerufenen sogenannten «traumatischen» Epidemien zu sprechen – auf die Schusswunden – und auch auf die andern Übel, die der Krieg mit sich brachte: Krankheit und Infektion. Er schien mit dem allgemeinen Gesundheitszustand der Roten Armee seit dem Beginn der Feindseligkeiten ausserordentlich zufrieden zu sein und hielt diese der allgemeinen physischen Strammheit der Nation zugute, ihrer intensiven sportlichen Betätigung in Friedenszeiten, aber auch der gut entwickelten Desinfektions- und Parasitenbekämpfungstechnik. Er erwähnte stolz ein neues System von «Dusche-Wagen», welche es den

Leuten erleichterten, sich sauber zu halten. Immerhin gab er zu, dass diese schöne Theorie nicht immer und überall zur Anwendung kommen konnte. Er sagte lächelnd: «Es existiert eine Vorschrift, dass kein Soldat der Roten Armee weniger als drei heisse Bäder im Monat nehmen dürfe. Aber im Feld und bei dieser Kälte waschen sich unsere Leute nur, wenn sie gerade können.»

Doch sein Gesicht wurde wieder ernst, als er auf die Versorgung mit Medikamenten zu sprechen kam: Sera, Impfstoffe, Anästhetika, Drogen und chirurgische Instrumente, darauf kam es an.

«Wirklich in Verlegenheit waren wir noch nie. Aber die Evakuierung einiger unserer Fabriken hat eine gewisse Knappheit in einzelnen Produkten hervorgerufen», sagte er. «Wir brauchen ja auch so ungeheure Quantitäten! Spezielle kleine Instrumente, wie zum Beispiel Skalpelle, die sehr oft ersetzt werden müssen und kleine Spritzen oder Kocherpinzetten werden in grossen Mengen gebraucht und es muss immer ein genügender Vorrat vorhanden sein. Hier können England und Amerika uns ungeheuer helfen – das heisst, sie tun es eigentlich schon.»

Dr. Smirnow zählte mir genau auf, welche Art von Produkten er aus dem Ausland bekommen hatte und auch woher sie stammten. Und mit der gleichen Präzision nannte er jene Artikel, die er am nötigsten brauchte. Ich führe sie hier nicht im Detail an (denn seine Liste dürfte sich seither mehrfach geändert haben), aber an erster Stelle standen Sera, Anästhetika und chirurgische Instrumente.

Nach einer kleinen Pause tat der russische Arzt etwas, was ich noch bei keinem Russen der UdSSR, erlebt hatte: er stellte Fragen an *mich*, Dutzende von Fragen über die Länder, aus denen ich kam. Er sass, auf seine Ellbogen gestützt, vorgelehnt an seinem Schreibtisch und aus seiner ernsten Stimme sprach brennendes Interesse:

«Nun sagen Sie mir aber: Arbeiten die amerikanischen und englischen Gelehrten an den Spezialproblemen, die dieser Krieg uns allen stellt? Sind sie sich klar über den Umfang der Kriegeroperationen auf dem Kontinent? Sind sie sich klar darüber, dass die etwa fünf Millionen starke zaristische Armee im vorigen Krieg 1'100'000 Spitalbetten für ihre Verwundeten besass und die deutsche Armee von 1918 1'300'000 und dass diese scheinbar grosse Anzahl von Betten in diesem Krieg für die Bedürfnisse der Roten Armee kaum einige *Monate* ausreichen

würde? Arbeiten die Amerikaner und die Engländer an einfachen, aber lebenswichtigen Fragen, welche für den Krieg von ungeheurer Bedeutung sind, wie die schnelle Desinfektion grosser Wassermengen oder ein praktisches Verfahren, das es jedem einzelnen ermöglicht, das Wasser, das er braucht, selbst zu desinfizieren? Auf allen diesen Gebieten sind noch grosse Verbesserungen möglich . . . Arbeiten sie noch mehr kombinierte Impfstoffe aus, um unseren Soldaten die mehrmaligen schmerzhaften Einspritzungen gegen Diphtherie, Typhus, Tetanus, Cholera und Blattern zu ersparen? . . . Jeder kombinierte Impfstoff, der das Verfahren vereinfacht und den Leuten das Leben erleichtern würde, wäre ungeheuer wertvoll.

Und noch etwas: Sind sich die Amerikaner und die Engländer klar darüber, dass wir, je näher der Friede heranrückt und je weiter und schneller wir auf europäischem Boden vorrücken, auf alles gefasst sein müssen; auf Typhus- und Pestepidemien und sogar auf einen bakteriologischen Krieg, der bei einem verzweifelten Feind nicht völlig ausgeschlossen erscheint? Was kann da nicht noch alles geleistet werden und wie ungeheuer viel kann ein Heer aus den Erfahrungen des andern lernen! . . . Jeder Feldzug der Verbündeten müsste sich auf die Erfahrungen aller vorhergehenden Feldzüge stützen. Es ist sehr wichtig, uns Medikamente und chirurgische Instrumente zu schicken: wir begrüssen alles auf das dankbarste und bitten um mehr. Aber die Zusammenarbeit der Verbündeten auf medizinischem Gebiet sollte über diesen engen Rahmen hinausgehen und weitsichtiger sein. Die Alliierten müssten gemeinsam die ungeheuren Probleme des Roten Kreuzes besprechen, welche der Krieg stellt, und man müsste diese Probleme nach und nach auch gemeinsam lösen.»

Und er wiederholte:

«Erfassen die Engländer und die Amerikaner die Dimensionen des Krieges auf dem Kontinent; und dass die Verluste sich nicht in Zehntausenden und nicht in Hunderttausenden ausdrücken, sondern in *Millionen*?»

Der russische Arzt versuchte nicht, mir eine Statistik der Verluste der Roten Armee zu geben. Er sprach keine einzige Ziffer aus, die so genau gewesen wäre, dass ich es hätte wagen dürfen, sie weiter zu geben. Dr. Smirnow wollte mir und den andern durch mich nur einen Begriff von den furchtbaren Tatsachen und dem ungeheuren Umfang des russischen Krieges geben. Er tat es ohne merkliche Bitterkeit – einfach als Tech-

niker – der der Welt das Verständnis für eine praktische Frage beibringen wollte, mit der Aufforderung, sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Nicht ein einzigesmal während unseres dreistündigen Gespräches gab Smirnow seinen objektiven Standpunkt angesichts der gegebenen Tatsachen auf. Und kein einzigesmal zog er Vergleiche zwischen den Verlusten der verschiedenen verbündeten Länder. Er äusserte kein Wort der Klage. Und kein einzigesmal erwähnte dieser russische Mann der Wissenschaft, dessen Beruf es war, Wunden zu heilen und den furchtbaren Strom russischen Blutes zu dämmen, zu mir auch nur ein Wort von dem, was zu sagen er nur allzu berechtigt gewesen wäre:

«Die ganze deutsche Wehrmacht hegt schwer auf uns. Russische Soldaten – *nur* russische Soldaten, mit Ausnahme von den Untergrundkämpfern der besetzten Länder – fallen seit 1941 auf den Schlachtfeldern von Europa – und nicht nur zu Zehntausenden, nicht zu Hunderttausenden, sondern zu *Mil-lionen.*»

XIV. Kapitel

DER FÜHRER HAT NICHT RECHT GEHABT

Seit etwa einer Woche hatten mir die Russen, die meine Fahrten an die Front in die Wege leiteten, beinahe täglich erzählt: «Es gibt noch eine Stadt, eine ganz *bestimmte* Stadt, die wir Ihnen vielleicht demnächst werden zeigen können. Das wäre natürlich etwas Grossartiges für Sie!» Aber als ich schliesslich sagte: «Nun dann fahren wir doch hin!» bekam ich eine sehr überraschende Antwort: «Nur Geduld . . . Wir müssen diese Stadt den Deutschen erst wegnehmen!»

Diese Stadt war Moschaisk und nur wenige Stunden, nachdem die Russen eingezogen waren, unternahmen Oberst Boltin und Leutnant Mjeston bereits alles Nötige für unsere Besichtigungsfahrt, indem sie alle möglichen Ämter und Hauptquartiere anriefen. Manchmal hörte ich zu, wenn sie von meinem Hotelzimmer aus die verschiedenen Nummern verlangten. Einem langen, erregten Gespräch in russischer Sprache konnte ich entnehmen, dass die beiden Offiziere – Oberst Boltin und Leutnant Mjeston – mich gegen einen unsichtbaren Gegner am andern Ende des Drahtes verteidigen mussten, um die erfor-

derlichen Erlaubnisscheine durchzusetzen. Meine unbekanntenen Gegner brachten sichtlich alle erdenklichen Gründe vor, um mich an der Fahrt nach Moschaisk zu verhindern. Ich war eine Fremde, und bisher hatte noch kein Fremder eine derartige Erlaubnis erhalten. Auch war ich eine Frau und die Kälte ärger denn je; ausserdem war kein Auto zu haben und überhaupt . . . Oberst Boltin und Ljuba lieferten einen erbitterten Gegenangriff «pro me». Ich hörte, wie sie am Telephon einen kleinen Tobsuchtsanfall bekamen: «Aber sie ist daran gewöhnt . . . Aber wir haben es ja schon gemacht... Aber sie *macht sich nichts* aus der Kälte . . . Ja, sie *weiss* sehr gut, dass Krieg ist . . .» Und siehe da . . . am Freitag, den 23. Januar schlüpfen wir zeitlich früh aus dem Hotel «Metropol» und krochen in den kleinen russischen Ford wagen, noch ehe irgend jemand im Hotel — Russen, Engländer oder Amerikaner — uns zu fragen vermochte: «Wohin fahren Sie?»

Wir hatten diesmal einen anderen Chauffeur — das lustigste Bürschchen, das ich je gesehen habe. Er unterhielt sich laut mit dem Motor und zankte ihn aus, wenn er zu husten begann. Als der Wagen dicht hinter Moskau stecken blieb, kicherte er und sagte: «Mit dem Frosch ist etwas nicht in Ordnung!» Der «Frosch» war der Vergaser. Er stieg aus und bastelte an dem «Frosch» in nur ihm selbst verständlicher Weise herum, bis der Wagen sich endlich wieder in Bewegung setzte. Wir bogen von der Hauptstrasse ab, um uns an einer militärischen Benzinstation, die in einem Wäldchen verborgen war, Vorrat zu holen. Der Chauffeur wurde von einigen Lastwagenführern freudigst begrüsst und sofort waren sie mitten in einem höchst angeregten Gespräch; später dann erfuhren wir Näheres. «Es ist wunderbar, dass ich diese Jungens hier getroffen habe. Sie müssen wissen, wir haben den ganzen Rückzug in den ersten Kriegsmontaten gemeinsam durchgemacht. Das waren Zeiten, damals bei Minsk! Wir sind nur durch die ungeheuren Staubwolken davongekommen, mitsamt unseren Lastautos und mitten aus einer Tankschlacht, in die wir unversehens hineingeraten waren. Nun, und ich bin heute noch am Leben und die Burschen hier auch . . . und die Nazis ziehen ab! Es ist jetzt nur etwas kühler, als es im Sommer war . . . das ist das einzige.»

Ja, kühl war es wirklich: zweiundzwanzig Grad unter Null und ein eisiger Wind. Die Gesichter der Wachsoldaten, die uns von Zeit zu Zeit auf dieser wohlbehüteten Strasse anhielten — es war die «Magistrale» von Moskau nach Minsk — waren

beinahe völlig unter ihren Mantelkragen und Pelzkappen versteckt; ausserdem trugen sie kleine, am Nacken festgebundene Nasenfutterale, um Erfrierungen zu verhüten.

Etwa sechzig Kilometer westlich von Moskau kamen wir an Nowa Osakowa vorbei, der Grenze des grössten deutschen Vorstosses und später dann an dem arg beschädigten Dorf Krutice, wo die Deutschen und die Russen tagelang in Schützengräben verschanzt gewesen waren, bis die Sowjets schliesslich die Offensive ergriffen hatten. Eine deutsche Verteidigungslinie folgte der anderen: Stacheldraht Antitankbarrieren, aus Eisen oder Holz und Gräben, die mit öl gefüllt und angezündet werden sollten. Ich konnte mir genau vorstellen, wie diese Landschaft mitten im Kampf ausgesehen haben mochte: verlassene Panzerwagen und Tanks beider Lager standen einander in den Schneefeldern noch genau so gegenüber wie während der Schlacht. Auf der Strasse war ein russischer Tank in Kampfstellung, Richtung gegen den Feind, stecken geblieben, ganz als bellte er ihn noch immer an. Drei bis vierhundert Meter weiter, als wir uns dem dunklen Tannenwald näherten, in dem die Deutschen sich festgesetzt hatten, kamen wir an mehreren deutschen Panzerwagen und leichten Tanks vorbei, die ebenfalls im Schnee steckten, die Kanonen aber umgekehrt gegen die Russenlinien und gegen Moskau gerichtet.

Von dieser Stelle aus hatte am 10. Januar die Offensive begonnen. Es ging um die Befreiung von Moschaisk – einem strategisch ungeheuer wichtigen Punkt, sagte der Oberst – weil er an zwei wichtigen Strassen lag, abgesehen von der Bahnstrecke Moskau-Minsk und der Moskau-Minsk-Magistrale. Nun glitt unser kleiner, russischer Ford wagen auf Moschaisk zu, das den Deutschen am Morgen des Zwanzigsten, also vor kaum siebenundzwanzig Stunden entrissen worden war.

Es hatte sich noch niemand die Zeit genommen, die zahlreichen deutschen Warnungstafeln zu entfernen: ACHTUNG LANGSAM! oder ACHTUNG MINEN! Mitten unter den deutschen Aufschriften und dem ausrangierten deutschen Kriegsmaterial arbeiteten russische Soldaten und Zivilisten bereits an der Ausbesserung der Strassen und Telephonlinien. Einige Arbeitergruppen kratzten wie wild an der Eiskruste der Strasse herum, glätteten Unebenheiten und füllten die tiefen Bombenkrater auf. Andere arbeiteten an den Brücken oder richteten Telegraphenstangen auf und spannten neue Drähte. Wir kamen an einem deutschen Friedhof mit Hunderten von

Kreuzen vorbei. Ich sah unbrauchbar gewordene Autos, Kanonen, Tanks und abgestürzte Flugzeuge: russisches und deutsches Material waren unentwirrbar verfilzt. Das ganze sah aus wie ein ungeheurer Lunapark, in dem plötzlich alles schief gegangen ist, die Berg- und Talbahn und alles, und wo die phantastisch geformten Wagen, die von Wahnsinnigen gelenkt wurden, in alle Windrichtungen versprengt worden und liegen geblieben waren. Ein grosser deutscher Tank beherrschte majestätisch die Szenerie . . . Einsam lag er da; mitten in einem Schneefeld, wie ein regloses Schlachtschiff in einem weissen Meer.

Eine deutsche Tafel besagte in gotischer Schrift: MOSCHAIISK 5 KM. Ein Pfeil deutete nach rechts. Wir verliessen die Hauptstrasse und bogen in einen holprigen Feldweg ein, an zwei Reihen von Bauernhäusern vorbei, die nicht gelitten zu haben schienen. Auch hier arbeiteten Soldaten an Telegraphenstangen. Neben einem der Häuschen frassen einige Pferde gierig von dem Heu, das man ihnen eben erst vorgeworfen hatte und schienen die entsetzliche Kälte nicht zu empfinden. Sie machten den Eindruck von Pferden, die aus einem langen Alptraum erwacht, nach endlosen Hungertagen wieder ins Leben zurückzufinden begannen.

Wir hielten in einer der Hauptstrassen von Moschaisk, neben Trümmerhaufen und zerbrochenen Ziegeln. Noch vor drei Tagen war hier die Dreifaltigkeitskathedrale gestanden. Der erste Mensch, mit dem wir sprachen – ein ganz junges Mädchen – erzählte uns schluchzend, dass der Feind, bevor er sich zurückzog, etwa zweihundert Menschen in die Kirche gesperrt und sie dann mit Dynamit in die Luft gesprengt habe . . . «Und nun liegen die Toten dort unter den Trümmern» . . . Die Deutschen hatten ausser Dynamit auch Zeitbomben verwendet, um die grössten Gebäude der Stadt zu zerstören, aber ganz Moschaisk anzuzünden, dazu hatten sie keine Zeit mehr gehabt. Daher kam es, dass zwei, drei Strassen im Zentrum arg mitgenommen waren, alles übrige aber verhältnismässig intakt geblieben war. Unausgesetzt flogen knatternd russische Flieger in geringer Höhe über uns hinweg und auf den Feind. In diesem strategischen Zentrum hatten sich noch gestern und vorgestern erschütternde Ereignisse abgespielt und ich kam noch zurecht, um ihre Auswirkungen voll zu empfinden.

Eine Weile beobachtete ich den dichten Verkehr auf der Hauptstrasse. Alles und jedes deutete auf die Fortsetzung der

Offensive. Eine ununterbrochene Prozession aller erdenklichen Vehikel hastete dem Schlachtfeld zu: Tanks, Panzerwagen, Kanonen, Munitionswagen, Heuwagen, Wagen so vollgepfropft mit Soldaten, dass sie den ganzen Weg dicht gedrängt stehen mussten, ihre Gewehre mit den aufgepflanzten Bajonetten wie Lanzen gegen den Himmel gerichtet. Eine zweite Karawane bewegte sich in entgegengesetzter Richtung auf Moskau zu: leere Lastautos, Ambulanzen voll mit Verwundeten und ein melancholischer Pilgerzug russischer Bauern, die von den Deutschen nach Westen verschleppt worden waren. Nun kehrten sie in ihre Dörfer zurück. Zerlumpte Männer, Frauen und Kinder zogen kleine Schlitten, auf die sie ihre ärmliche Habe aufgeladen hatten. Drei, vier grosse Bündel waren, in alte Fetzen gewickelt, mit Stricken an die Schlitten festgebunden. Eine Matratze, ein kleines Waschbecken oder ein bis zwei Pfannen waren meist auch noch mit eingeschnürt. Einige der Bauern hatten nicht einmal so viel zu retten vermocht und wanderten ohne Schlitten, ohne Matratze und ohne Pfannen die Strasse entlang; nur auf dem Rücken schleppten sie kleine Bündel. Ihnen hatten die Deutschen alles genommen.

Dicht an der zerstörten Kathedrale standen regungslos einige Bauern in der eisigen Kälte, als könnten sie einfach nicht mehr weiter. Wir blieben stehen, um mit ihnen zu sprechen. Was diese Menschen durchgemacht hatten, überstieg alles, was ein menschliches Wesen zu ertragen vermag. Zum erstenmal, seit ich in der UdSSR, war, sah ich hier Russen, die ihrer Verzweiflung freien Lauf liessen. Drei Frauen waren dabei, ein alter Mann und drei Kinder zwischen sieben und zwölf Jahren. Die Kinder waren so müde, dass ihre Gesichter jeden Ausdruck verloren hatten. Sie starrten uns völlig verständnislos an, als wüssten sie nicht, was vorgegangen war, als wären sie selbst nichts als leblose Bündel, die seit Monaten unausgesetzt von einer Stelle auf die andere geworfen worden waren. Der tragische Gesichtsausdruck der Frauen und ihre roten Augen verrieten, dass sie stundenlang – vielleicht tagelang geweint hatten. Und sie begannen sofort wieder zu weinen, als wir einige Fragen an sie richteten. Eine der Frauen umklammerte meinen Arm und versuchte mit Worten und Gesten zu schildern, was die Deutschen ihr angetan hatten.

«Wir sind in Dorohowo zu Hause», sagte sie, «fünfundzwanzig Kilometer östlich von Moschaisk. Ich habe in einer Glasfabrik in der Nähe gearbeitet. Am 20. November befahlen die

Deutschen allen Einwohnern, ohne Ausnahme, das Dorf sofort zu verlassen und nach Westen hinter ihre Linien in das besetzte Gebiet zurückzugehen. Aus irgendwelchen Gründen wollten sie alle Nichtdeutschen aus dem Weg räumen. Erst schickten sie uns nach Moschaisk, dann jagten sie uns wie Vieh noch zwanzig Kilometer weiter. Geschlafen haben wir im Wald oder in kleinen Gräben im Schnee. Die deutschen Offiziere und Feldwebel hatten für uns nur zwei Worte: «wer//» das heisst, wir sollten weiter gehen und ((zurück!) das heisst, wir sollten einen andern Weg nehmen. Sonst piffen sie uns einfach wie Hunden, und wenn wir nicht rasch genug gehorchten, zogen sie sofort ihre Revolver. Unsere Häuser hatten sie schon ausgeplündert, noch bevor wir aus Dohorowa verjagt worden waren. Sie hatten alles mitgehen lassen: unsere Kleider und die Kleider unserer Kinder. Sogar die Filz-Walenki der Kinder schleppten sie weg und versuchten sie anzuziehen, so klein sie auch waren.»

Ich fragte die Frau, wovon ihre Familie während der furchtbaren Wandertage gelebt habe. Sie zog ein Stück schmutzigen, schweren Schwarzbrot aus der Tasche, das so aussah wie ein Klumpen trockenen Lehms und sagte: «Das . . . das war alles!» Sie und ihre Leidensgenossen hatten dieses Brot unterwegs selbst aus etwas Mehl und erfrorenen, süsslichen Kartoffeln gebacken. Und nun waren diese Flüchtlinge nach Moschaisk zurückgewandert, gleich nachdem sie sich von den Deutschen befreit sahen und vor allem deshalb, weil sie gehört hatten, dass die Russen Brot für die verhungerte Bevölkerung mitgebracht hätten.

Ich hatte zufällig meinen Photographenapparat bei mir und hätte diese unglücklichen Menschen gerne aufgenommen; aber da ich mir die nötige Berufsstumpfheit noch nicht angeeignet hatte, die ein Reporter besitzen muss, um wen und was immer zu photographieren, ohne sich darum zu kümmern, ob es den Betreffenden recht ist oder nicht, konnte ich mich nicht entschliessen, die Bauern um Erlaubnis zu bitten. Oberst Boltin nahm mir das ab und bat eine der Frauen, es ganz ehrlich zu sagen, falls es ihr unangenehm sei. Dann würde ich selbstverständlich sofort darauf verzichten. Aber die noch immer weinende Frau sagte zu allem «ja», was immer wir wollten. Aus ihrer Antwort sprach rührendes Vertrauen: «Wir tun alles . . . alles was Sie wollen. Sie wissen ja gar nicht, wie froh wir sind, dass Sie hier sind. Sie gehören zu uns, Sie sind einer von unseren Befreiern . . . Sie ahnen nicht wie wir beim Anblick

der ersten russischen Soldaten geweint haben . . . als wir wussten, dass wir endlich erlöst werden würden. Das werde ich nie vergessen. Ich war glücklich, aber nach all dem, was mir widerfahren war, fühlte ich mich viel zu schwach, um mich zu freuen. Ich konnte mich überhaupt nicht mehr rühren . . . so hat mir mein Herz weh getan.»

Die Flüchtlinge packten ihre Bündel zusammen und wankten auf einen Laden zu, wo etwas Brot, Kascha, kleine Stückchen Seife, Schreibpapier und Streichhölzer zu haben waren. Wir begleiteten sie bis dorthin, dann begaben wir uns auf einen andern grossen Platz im Herzen der Stadt. Hier standen und lagen alle deutschen Trophäen beisammen: Lastwagen, Panzerwagen, Tanks und einige Kanonen. Von dieser Stelle aus konnten wir auch die St. Nikolauskirche sehen, einen roten Ziegelbau im russischen Barockstil. Ihr komplizierter Turm stand noch, aber das Dach war weggesprengt, nicht mit Dynamit diesmal, sondern mittels Minen. Die Häuser um den Platz herum waren intakt und an den Mauern klebten bereits russische Propagandaplakate in leuchtenden Farben. Auf einem derselben bedrohte ein russischer Soldat einen unsichtbaren Feind mit dem Bajonett, und darunter stand: «Wir geben Moskau nicht her!»

Das Wetter war sehr schlecht geworden. Ich nannte es allerdings nur «kühl», so glücklich war ich, nach Moschaisk fahren zu dürfen. Aber Oberst Boltin, dessen Gesicht schon alle Farben spielte, drückte sich deutlicher aus. Die Sonne war nicht sichtbar, und es wehte ein eisiger Wind. Tagsüber hatte ich sorgfältig meine Nase gerieben, die sich noch nicht ganz von der Erfrierung in Jasnaja Poljana erholt hatte: sie sah aus wie nach einem Sonnenbrand und auch das Gefühl war das gleiche. Wir beschlossen, im nächsten Haus Unterkunft zu suchen, in der Hoffnung einen warmen Ofen zu finden und unsere Nasen, Hände und Füsse vor Erfrierungen zu schützen. Das Haus war zufällig eine Apotheke. Es erwartete uns darin wirklich ein warmer Ofen, an dem ausser dem Apotheker noch zwei Nachbarinnen sass. Der Apotheker brachte mir einen Stuhl, machte Platz für uns und erkundigte sich, woher wir kämen und was es in Moskau Neues gäbe. Dann setzten die drei das Gespräch fort, das durch unsere Ankunft unterbrochen worden war und selbstverständlich die Deutschen zum Gegenstand hatte. Der Apotheker wandte sich an uns:

«Sehen Sie sich einmal an, was sie hier gemacht haben. Erst war ihnen so kalt, dass sie alles in der Apotheke austranken,

was nur einen Tropfen Alkohol enthielt und nicht gerade die Aufschrift «Gift» trug. Dann kamen alle Medizinaltees dran. Ausserdem aber warfen sie die meisten Flaschen, Tuben und Schachteln, die schön geordnet und sortiert in den Schubfächern lagen, in den Hof hinaus. Einen Teil davon konnten wir retten, indem wir die noch versiegelten, unberührten Fläschchen und Dosen aus dem Dreck klaubten. Können Sie mir erklären, wozu das gut sein soll? Wenn sie die Medikamente, statt sie wegzwerfen, alle weggeschleppt und behalten hätten, könnte ich das noch eher verstehen. Und noch etwas: im Keller war Brennholz aufgeschichtet. Aber das haben sie nicht verwendet. Dafür haben sie die Wandbretter und die Schubfächer herausgerissen und verheizt. Das Holz im Keller ist beinahe unberührt geblieben. Aber das ärgste an ihrer Einquartierung in der Apotheke war, dass während dieser ganzen Zeit kein Mensch eine Medizin bekommen konnte. Bis wir schliesslich eine Abordnung zum deutschen Kommandanten schickten, um uns zu beschweren. Und das nützte ein wenig: die Kerle, die sich hier im Laden eingeknistet hatten – sieben Militärchauffeure – bekamen Befehl, anderswohin zu übersiedeln und wir konnten wieder ins Haus zurück . . . Aber wie hatten diese Vandalen alles zugerichtet!»

Eine der Frauen in der Apotheke erzählte mir von ihren Erfahrungen in ihrem Haus. Eine Nachbarin war von den Deutschen erschlagen worden, weil sie ihnen einen Eimer Wasser nicht rasch genug gereicht hatte . . . einfach, weil sie nicht wusste, was sie von ihr wollten. Eine andere Frau, die zwanzigjährige Mutter eines neun Monate alten Kindes hatte für die Deutschen Holz sägen müssen. Und einer der Männer, der in dem Haus einquartiert war, gab ihr jedesmal, wenn sie nicht schnell genug war, einen Fusstritt.

Am 15. Januar war es in der Stadt plötzlich merkwürdig lebhaft geworden: weil die Ereignisse schneller waren als die Deutschen. Überall waren Befehle angeschlagen, dass die Bevölkerung binnen fünf Tagen die Stadt zu verlassen und sich in das Innere der besetzten Zone zu begeben habe. Nicht alle befolgten diesen Befehl, denn die Russen, die fühlten, dass Grosses sich vorbereitete, wollten ihre Häuser nicht verlassen. Einzelne wurden von den Nazis hinausgejagt und mussten sich auf freiem Feld in Gräben verstecken. Am letzten Tag – am 20. Januar – entfesselten achtzehn Guerillakämpfer mehrere Aufstände gegen die feindlichen Bataillone, die sich

bereits zum Abzug rüsteten. Die Nazis waren gerade eifrig dabei, die Stadt in Brand zu stecken, da drangen bereits die russischen Vorhuten ein. Es war zu spät, jedes Haus einzeln anzuzünden, aber noch immer Zeit genug, die Gebäude, die schon längst unterminiert waren, in die Luft zu sprengen; der eilige Abzug der Deutschen und der siegreiche Einmarsch der Russen waren von dem ohrenbetäubenden Lärm der explodierenden Zeitbomben begleitet, welche die wichtigsten Gebäude der Stadt und vor allem die Dreifaltigkeitskirche zerstörten.

Während wir in der Apotheke beim Ofen sassen und allen diesen Berichten lauschten, verging die Zeit. Als wir aufbrachen, um an einer Versammlung der Bewohner von Moschaisk teilzunehmen, merkten wir, dass es dazu bereits zu spät war: die Versammlung war zu Ende. Der Apotheker berichtete, dass nicht viele Leute dagewesen seien (er selbst jedenfalls war auch nicht dabei) und es sei auch wirklich «zu kalt für Versammlungen». Wir sahen nur mehr die Schilder, die zu der Versammlung einluden. Eine Frau, die mit dabei gewesen war, berichtete, dass ein Offizier der Roten Armee gesprochen und auseinandergesetzt habe, wie ungeheuer wichtig die Rückeroberung von Moschaisk für den Verlauf des Krieges sei. Die Bewohner von Moschaisk waren ganz seiner Meinung.

Unser kleiner Chauffeur hatte inzwischen mit Dutzenden von Soldaten und Chauffeuren geschwätzt und war mit Neuigkeiten geladen. Hingegen hatte er verabsäumt, sich nach dem Weg zu erkundigen, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe er das Hauptquartier des Generalleutnants Leonid A. Goworow, des Kommandanten dieses Sektors der Roten Armee, zu finden vermochte. Erst kamen wir in ein Haus, in dem drei Stabsoffiziere beisammen sassen und arbeiteten. Der eine, ein Oberst, gab uns einige technische Informationen über den Fortschritt der russischen Offensive und erklärte uns an Hand einer Karte die Truppenbewegungen – während die beiden andern, die am Tisch sassen und an ihren Rapporten weiterschrieben, uns keines Blickes würdigten. Schliesslich holte ein jüngerer Offizier uns ab, um uns zu General Goworow zu begleiten, der uns erwartete. In einem zweiten, benachbarten Haus wurden wir erst ziemlich umständlich in ein Zimmer geführt, in dem es von Stabsoffizieren wimmelte und dann in General Goworows Büro, wo uns ausser dem General selbst noch ein Brigadekommissar namens Adamow begrüsstete.

Wir setzten uns alle zum Ofen. Während ich nach und nach meinen Innenpelz, meinen persischen Fellmantel, meinen Ly-rakatzentmantel und schliesslich noch das dicke Wolltuch ablegte, das Konstantin Umanski mir geborgt hatte, schien der russische General mit dem ausdruckslos starren Gesicht sich zu fragen, warum der erste Ausländer, der nach dem Siege von Moschaisk zu ihm kam, um ihn über Kriegsstrategie zu interviewen, gerade eine halb erfrorene Französin sein musste. Er ebenso wie der Brigadekommissar Adamow belasteten mich mit einem merkwürdigen «Minderwertigkeitskomplex», was meine Kleidung betraf. Ich hatte das ausgesprochene Gefühl, nicht elegant genug angezogen zu sein, so prachtvoll sahen die beiden Offiziere in ihren ausgezeichnet geschnittenen dunklen Uniformen aus, denen die Kriegsdekorationen noch einige Glanzlichter aufsetzten.

Generalleutnant Goworow, ein grosser, etwa fünfundvierzig-jähriger, breitschultriger Mann mit sehr scharfen Zügen sah wie ein Plakat aus und sprach auch genau wie ein Plakat sprechen würde, wenn es sprechen könnte. Seine Ruhe, sein schönes, energisches Gesicht, seine herrliche Uniform und seine männlich tiefe Stimme voll Autorität und Sicherheit, das alles schien wie geschaffen, um dem Besucher eine unauslöschliche Erinnerung an die Führer der Roten Armee mit auf den Weg zu geben. Seine Konversation war so tadellos wie seine Kleidung. Er gestattete sich nicht das leiseste Zögern oder Schwanken, aber auch keine spontanen Ausbrüche. Er hörte sich meine Fragen aufmerksam an, überlegte einen Augenblick, dann beantwortete er mir Punkt für Punkt alles, was ich hatte wissen wollen.

Der General hatte eben erst telephonisch mit Verbindungs-offizieren in den vordersten Kampflinien gesprochen, und er machte mir die Mitteilung, dass seine Truppen sich bereits hinter Jaschewo befänden, etwa dreissig Kilometer westlich von Moschaisk. Dann fügte er hinzu:

«Moschaisk war die letzte Stadt der sogenannten ‚Moskauer Region‘, die sich noch in deutschen Händen befand. Die Wiedereroberung von Moschaisk setzt sozusagen den Schlusspunkt hinter den deutschen Versuch, unsere Hauptstadt einzunehmen. Hitlers Plan war kühn genug, aber seine Zeitrechnung war falsch, und er unterschätzte die Stärke und den Geist unserer Truppen. Die Armee, die ich jetzt befehle ist dieselbe, die am 18. Oktober Moschaisk hatte aufgeben müssen. Und die gleiche

Armee und die gleichen Soldaten haben nun Moschaisk zurückerobert. Die Durchführung der Operationen hatte verhältnismässig kurze Zeit in Anspruch genommen; aber sie bedurften äusserst sorgfältiger Vorbereitungen. Die Deutschen hatten die Stadt und ihre Umgebung sehr stark befestigt und viele Truppen und ungeheures Kriegsmaterial in ihr konzentriert.

Unsere Offensive setzte am 10. Januar ein. Wir sahen uns fünf deutschen Divisionen gegenüber – die bis zu seinem erst kürzlich erfolgten Tode unter dem Kommando des Generals von Reichenau gestanden hatten – einer Panzerdivision und entsprechend starker Artillerie und Luftwaffe. Am 17. Januar kamen wir nach Dohorowo, dreizehn Kilometer von unserem Ausgangspunkt und am 20. Januar waren wir noch zwanzig Kilometer weiter – in Moschaisk. Trotzdem wurde Moschaisk nicht in einem Frontalangriff genommen. Wir gingen gleichzeitig an zwei Stellen in gerader Linie vor: vom Norden der Stadt und vom Süden. Die Deutschen im Zentrum waren zu einem Rückzug gezwungen und mussten, wenn sie nicht eingeschlossen werden wollten, Moschaisk verlassen. Dank dieser Flankenangriffstaktik wurde die Stadt verschont. Die russische Artillerie hat sie nie bombardiert. Moschaisk wäre beinahe völlig intakt zurückerobert worden, wenn die Deutschen nicht im letzten Moment einige wichtige Gebäude zerstört hätten.

Unser Vormarsch», schloss der General, «wurde durch sehr viele Antitank Vorkehrungen und unzählige Minen gehemmt. Auf der Hauptstrasse allein erwarteten uns viele Hunderte von Minen. Viele davon waren an den Leichen gefallener deutscher Soldaten befestigt.»

Ich berichtete dem General, was die verschiedenen Einwohner von Moschaisk und die Flüchtlinge, denen wir begegnet waren, uns erzählt hatten. Ich wollte einmal von einem Offizier, von einem verantwortlichen Befehlshaber eine Bestätigung der «Schauergeschichten» hören, die in der Stadt umgingen, wie zum Beispiel die, welche das weinende Mädchen uns gleich nach unserer Ankunft erzählt hatte: von den zweihundert Menschen, die in die Dreifaltigkeitskirche gesperrt und mit ihr in die Luft gesprengt worden waren. General Goworow nickte nur: die grauenhafte Geschichte war wahr. Und er fügte noch ergänzend hinzu, dass die Opfer dieser Greuelthat, soweit er es bis jetzt hatte feststellen können, russische Kriegsgefangene gewesen waren, Zivilisten aus Moschaisk und Bauern aus mehr östlich gelegenen Dörfern, die beim deutschen Rückzug nach Moschaisk

zurückgedrängt worden waren. Und er erwähnte auch eine zweite Gruppe von dreihundert verwundeten russischen Kriegsgefangenen, welche die Deutschen zwei ganze Tage lang völlig hilflos in Schnee und Eis zurückgelassen hatten. Einige waren erfroren. Er sagte:

«Die Geschichten, welche die russischen Bauern in den befreiten Gebieten erzählen, sind einander schauerlich ähnlich, weil auch die Rohheit der faschistischen Methoden sich schauerlich gleich bleibt. Als wir Uwarowa zurückeroberten, ein Dorf etwa fünfundzwanzig Kilometer westlich von Moschaisk, fanden wir dort sechzig erschossene Zivilisten und acht hingen am Galgen. In Moschaisk selbst stand ein elfjähriger Junge zufällig dabei, als die Deutschen das Lenin-Monument zerstörten. Die Faschisten fragten ihn gewohnheitsmässig, wie er heisse und er antwortete, sein Vorname sei ‚Wladimir‘. Das zufällige Zusammentreffen, dass der Junge so hiess wie Lenin (Wladimir Iliitsch Ulianow) kostete das Kind das Leben. Sie erschossen es auf der Stelle.»

Dann sagte der General in seiner höflichen, zeremoniellen Art:

«Gestatten Sie nun umgekehrt *mir* eine Frage: Warum interessiert die Einnahme von Moschaisk die Amerikaner so sehr? Seit einigen Tagen bekomme ich ständig Briefe von amerikanischen Journalisten, die mich bitten, die Stadt besuchen zu dürfen.»

Ich wusste nicht recht, was ich darauf antworten sollte. Schliesslich sagte ich:

«Als die Deutschen am 18. Oktober Moschaisk einnahmen, war ich in New York. Damals gaben wir alle Moskau verloren. In der Rückeroberung von Moschaisk hingegen dürfte man heute in New York die endgültige Rettung Moskaus sehen.»

Diese Auslegung schien den General zu befriedigen. «Das bedeutet sie auch für uns. Wir haben nicht nur Moskau gerettet und grosse Gebiete unseres Landes zurückgenommen, wir haben Hitler auch durch die Vernichtung deutscher Bataillone und die Zerstörung von Kriegsmaterial sehr geschwächt. Aber meiner Ansicht nach ist der grösste Sieg, den wir erfochten haben, auf der Landkarte nicht ersichtlich. Dieser grosse Sieg besteht darin, dass wir während der letzten Monate den Deutschen in Russland die Augen geöffnet haben: Jetzt wissen sie endlich, dass sie geschlagen werden können!»

Ich erzählte dem General, dass ich vor einigen Wochen in Libyen mit deutschen Gefangenen gesprochen und sie sehr

selbstsicher und arrogant gefunden habe. Statt mir zu antworten, öffnete der General einen Augenblick die Tür zum Nebenzimmer und gab einem der Offiziere im Vorraum einen Befehl. Als er zurückkam, sagte er:

«Sie werden sofort Gelegenheit haben, mit einigen Deutschen zu sprechen, die heute gefangengenommen worden sind. Sie hatten noch nicht einmal Zeit, sich zu waschen und zu rasieren. Wenn Sie keine Läuse bekommen wollen, dann gehen Sie nicht zu nahe an sie heran!»

Während wir warteten, kamen die beiden Offiziere, General Goworow und Brigadekommissar Adamow wieder auf die etwas gedämpftere Stimmung der Deutschen zurück und stützten sich dabei auf die Informationen aus Briefen, die bei den Gefangenen gefunden worden waren. Die beiden Kommandanten behaupteten, dass die Deutschen «zu Beginn des Feldzuges nur an Eroberung und Beute» gedacht hätten. Die Soldaten waren so lange glücklich, als sie Vorgehen und plündern konnten. Aber wenn sie auch nur verhältnismässig kurze Strecken zurückgehen mussten, dann blieben sie zwar körperlich weiter tapfer, sackten aber seelisch bei schlechten Nachrichten vollkommen zusammen.

Im Laufe des Gesprächs bat ich Oberst Boltin, einige solcher von den deutschen Soldaten geschriebener oder erhaltener Originalbriefe lesen zu dürfen. Ich bekam sie dann später in Moskau wirklich zu sehen und durfte einen ganzen Abend lang unzählige Briefe in Hunderten von Handschriften entziffern. Die meisten waren ungeheuer langweilig, was für ihre Echtheit sprach. Richtige Nachrichten enthielten sie eigentlich nur wenige, ausser persönlichen Details über eine Schwester, Braut, Mutter, Nachbarin usw. Hier und dort stiess ich allerdings auf Sätze, aus denen deutlich hervorging, dass der deutsche Soldat, der bei so furchtbarer Kälte in Russland kämpfte, von seinen Angehörigen als Märtyrer angesehen wurde und sich auch selbst als solchen betrachtete. In *seinen* Briefen bedauerte er sich und in *ihren* Briefen bedauerte ihn die Familie. Er erzählte immer wieder von der Kälte: militärische Dinge erwähnte er kaum. Merkwürdigerweise enthielten die Briefe, die aus Berlin, Düsseldorf oder Mannheim kamen, lauter Hinweise auf die ungeheuren Verluste an der Ostfront. Sehr häufig berichteten sie von Freunden oder Verwandten, die in Russland gefallen waren.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde im Büro des Generals auf die Gefangenen gewartet hatten, klopfte es an die Tür

und ein Offizier meldete, dass «sie» da seien. Wir gingen ins Nebenzimmer, und beinahe gleichzeitig wurden drei Männer in deutscher Uniform hereingeführt. Ein Korporal in mittleren Jahren, etwa fünfundvierzig Jahre alt, dann ein schwarzhaariger starker Dreissiger mit einem Vollbart und ein blutjunger blonder Mensch mit verbundenem Kopf. Alle drei trugen dieselben fürchterlich dünnen Uniformen wie die Toten bei Michailowka und alle drei hatten den ausdruckslosen visionären Blick von Menschen, die vor Müdigkeit einfach nicht mehr weiter können.

Sie standen in einem kleinen Vorraum nahe der Tür und versuchten gar nicht, sich unserer Gruppe zu nähern, die aus General Goworow, dem Brigadekommissar Adamow, Oberst Boltin, Leutnant Mjeston, drei, vier Generalstabsoffizieren und mir bestand. Die Russen, die sich an dem Gespräch nicht beteiligten, blieben im Hintergrund. Ein junger russischer Unteroffizier und eine Dolmetscherin in Uniform waren mitgekommen und standen neben den Gefangenen. Als ich mich von unserer Gruppe loslöste und näher an die Deutschen heran trat, fasste mich der Unteroffizier beim Arm und schob mich zurück, um zu verhüten, dass ich die Uniformen der Deutschen streifte. Er wollte mich vor Krankheiten und Läusen schützen.

Ich fragte die Deutschen nach ihren Namen und ihren Zivilberufen. Der Mann mit dem dunkeln Vollbart war in einer Weinhandlung angestellt, der blonde Junge ein Bauer. Der älteste – ein Infanteriekorporal – hatte in einem Provinzorchester das Flügelhorn geblasen. Seine Heimatstadt war Bomst in Ostdeutschland nahe der polnischen Grenze. Dieser Musiker mit dem müden, ausgemergelten Gesicht bemühte sich ehrlich, meine Fragen zu verstehen und klar zu beantworten, aber ich fühlte, dass meine Worte ihn nur wie durch einen Nebel erreichten.

Er erzählte mir, dass er und seine Kameraden an der Eroberung von Holland und Frankreich teilgenommen hätten, immer im gleichen Infanterieregiment. Dann seien sie nach Deutschland zurückgekommen. An die Ostfront wären sie gleich zu Beginn geschickt worden, so dass sie den ganzen russischen Feldzug vom ersten Augenblick an mitgemacht hätten. Ich verstand genügend deutsch, um im Grossen Ganzen zu erfassen, was der Mann sagte, aber um selbst Fragen an ihn zu stellen, musste ich mich doch der Interpretin bedienen, einer Frau mit kurzem, straffem Haar, die jeden meiner Sätze abkürzte und

durch Weglassung der einleitenden Worte schroffer erscheinen liess, als er gemeint war. Sie übersetzte zum Beispiel meine Bitte, den Korporal zu fragen, «welches, seiner Ansicht nach, die technischen Gründe des augenblicklichen deutschen Rückzuges seien», unter Eliminierung der «technischen Gründe» und fragte ihn einfach mit versteckter Schadenfreude: «Warum geht ihr zurück?»

Der Musiker antwortete: «Die Kälte zwingt uns dazu. Wir dachten, dass der Feldzug gegen Russland im Jahre 1941 vor den ersten Frösten zu Ende sein würde. Wir sind einfach für dieses Klima nicht ausgerüstet.» Als Bestätigung seiner Worte zeigte er mir seine jämmerliche Uniform, seine zeretzten Schuhe und seine mit schmerzhaften Frostbeulen bedeckten Finger. Die Erfrierungen sahen aus wie schwere Brandwunden. Die beiden andern Soldaten waren viel zu erschöpft, um sich anders als durch Kopfnicken an dem Gespräch zu beteiligen. Für diese drei Deutschen war die Doppeloffensive der Russen und des russischen Winters mehr, als sie ertragen konnten.

Ich fragte nach ihren Familien: Hatten sie Post von zu Hause? Und gab es für die deutschen Zivilisten genug zu essen? Der Korporal antwortete, dass er schon sehr lange ohne Nachricht von seiner Familie sei, aber dass er die Ernährungsverhältnisse in Deutschland nicht für schlecht halte, trotz der Rationierung.

Schliesslich fragte ich ihn, ob er glaube, dass Hitler recht gehabt und im Interesse Deutschlands gehandelt habe, als er Polen angriff und einen Weltkrieg entfesselte. Der Gefangene schien die Idee nicht schlecht zu finden, da ja der Überfall *geglückt* und Polen *erobert* worden war. Aus dem Gehirn dieses von Müdigkeit völlig zerbrochenen Menschen hallte, wenn auch etwas geschwächt, das Echo der seit so vielen Jahren aufgesogenen Nazi-propaganda wieder. Der Korporal wiederholte immer von neuem – genau so wie Hitler – dass Deutschland keineswegs einen Weltkrieg provoziert habe und dass «nichts geschehen wäre, wenn Frankreich und England sich nicht in etwas eingemischt hätten, was sie nichts anging, indem sie Polen zu Hilfe kamen.»

Dann stellte ich folgende, völlig unabhängige Frage an ihn:

«Glauben Sie, dass Hitler recht gehabt und im Interesse Deutschlands gehandelt hat, als er Russland angriff?»

Und nun vergassen die drei Deutschen zum erstenmal, was Dr. Goebbels ihnen zu sagen eingepaukt hatte. Der Korporal

wandte müde den Kopf ab und sagte kein Wort. Der Soldat mit dem dunklen Bart, der bisher noch keinen Ton gesprochen hatte, stiess langsam hervor: «Nach dem, was wir *jetzt* sehen, hat er nicht recht gehabt.» Und der Korporal gab ihm finster recht. Der junge Mann mit dem verbundenen Kopf sagte leise: «Der Meinung bin ich auch. Der Führer hat nicht recht gehabt.»

Für diese deutschen Durchschnittssoldaten schien als Massstab ausschliesslich «Erfolg» oder «Misserfolg» zu zählen. Polen und Frankreich waren *erobert worden*: also war es recht. In Russland aber schien es nicht ganz so gut zu gehen, daher war es vielleicht nicht «recht», mit Russland etwas angefangen zu haben. Ich erinnerte mich der Worte Maria Sjogolowas in Jas-naja Poljana, als sie von den Deutschen sprach: «Sie sind wie Komödianten: sie können Misserfolge nicht ertragen.»

In dieser Hinsicht also schienen die Alliierten der Achse überlegen zu sein. Sie waren aus ihren reichlich bemessenen Niederlagen nur noch entschlossener, noch stärker und noch erboter hervorgegangen. Nur Niederlagen hatten die westlichen Nationen endlich zum Bewusstsein gebracht, in welcher Gefahr sie sich befanden. Zahllose, schreckliche Fehlschläge, die mit betäubender Schnelligkeit auf die verbündeten Nationen niedergeprasselt waren, hatten ihren Patriotismus geweckt, sie aus ihrer Schaffheit und ihrem Egoismus aufgerüttelt und ihre Bürger davon überzeugt, dass man, wenn man sein Land liebt, bereit sein muss, sich auch für dieses Land zu schlagen. Aber bei den Deutschen war das anders. Hitler hatte seine Leute ausschliesslich auf Siege gedrillt. Wenn es schief ging, verloren sie den Kopf.

Die zerlumpten Gefangenen sahen so todmüde aus, dass ich nicht das Herz hatte, sie noch länger stehen zu lassen. Darum sagte ich unverhältnismässig bald, dass ich keine weiteren Fragen mehr an sie zu stellen hätte. Woraufhin sie abgeführt wurden. Oberst Boltin übermittelte mir eine Einladung General Goworows, mit ihm zu essen: «Aber wenn wir zu Tisch bleiben, dann kommen wir nicht mehr bis Borodino, das ich Ihnen noch zeigen wollte. Sie haben die Wahl.»

Als guter Reporter hätte ich wahrscheinlich Borodino wählen müssen, schon um der Gelegenheit willen, mich in Erinnerungen an 1812 zu versenken und nach London und nach New York den Artikel zu kabeln, zu dem sich in diesem Krieg jeder Ausländskorrespondent in Russland zumindest einmal bemüssigt fühlte: «Eine Parallele zwischen Napoleon und Hitler.» Aber gerade dazu hatte ich nicht die geringste Lust. Ich behaupte,

dass kein Mensch, weder in England, noch in den Vereinigten Staaten, an die grundlegenden Unterschiede zwischen den beiden Schlachten bei Borodino im Jahre 1812 und im Jahre 1942 erinnert werden muss: Aus dem «Sieg» der Moskowa war Napoleon furchtbar geschwächt bereits der Katastrophe entgegengewankt, während Hitler, obzwar er bei Borodino «geschlagen» worden war, vielleicht noch immer weit stärker blieb, als wir es wahr haben wollten.

Ich zog zwei «unoffizielle» Stunden mit dem General Goworow und seinem Stab bei weitem vor, um durch sie die Rote Armee näher kennen zu lernen, die dieser junge Führer so ausgezeichnet repräsentierte und symbolisierte. Meine verschiedenen Besuche der Front und der Fabriken, meine Gespräche mit den Bauern der befreiten Zone und schliesslich meine Begegnungen mit Heerführern wie die Generäle Wlasow und Goworow brachten mir langsam die ungeheure Grösse dessen zum Bewusstsein, was die Sowjets geleistet hatten: die gleichzeitige Entwicklung der russischen Regimenter und der russischen Fabriken, den Aufbau einer gewaltigen Industrie und eines Volksheeres innerhalb von nur zwanzig Jahren, eines zwiefachen, eng mit der Mechanisierung der Landwirtschaft verknüpften Erfolges, der aus jedem jungen Bauer, der auf seinem Kollektivgut einen Traktor bediente, einen zukünftigen Tankführer gemacht hatte.

Einer der besten Militärtechniker der Sowjets, der im Jahre 1925 verstorbene Michail Frunse, hatte die Grundprinzipien, die für die Rote Armee charakteristisch zu werden bestimmt waren, folgendermassen Umrissen:

«Eine strenge Disziplin kann nur auf der moralischen und professionellen Autorität des Befehlshabers fussen und auf dem gewissenhaften Verständnis der Truppen für ihre militärische Pflicht. Sind diese beiden Elemente nicht vereint vorhanden, dann können wir es nie zu der Disziplin bringen, die wir brauchen und die unser Heer unüberwindlich zu machen bestimmt ist.»

Und bei einer anderen Gelegenheit:

«Sieger wird der sein, der zum Angriff entschlossen ist. Wer sich nur verteidigt, ist zur Niederlage verurteilt. Darum muss unserem Heer vor allem Mut und Angriffslust eingimpft werden.»

Und im Jahre 1941 schlug die Stunde, in der die Probe bestanden werden musste . . . die entscheidendste Probe für ein Heer, eine Zivilbevölkerung und ein politisches Regime: die

Stunde, in der der Feind ins Land ein fiel. Hitler hatte 240 deutsche Divisionen gegen die Sowjetunion eingesetzt, in der Hoffnung auf einen niederschmetternden Sieg innerhalb weniger Wochen. Die Rote Armee war zurückgegangen, dann hatte sie haltgemacht, dann kehrt, und schliesslich war sie wütend zum Gegenangriff übergegangen. Die lohende russische Vaterlandsliebe hatte die ganze Sowjetunion zum Glühen gebracht.

Ich war kein militärischer Fachmann und in Russland hatte man mir, wie sich denken lässt, keinerlei Einblick in die offiziellen Statistiken gestattet. Aber was ich mit meinen eigenen Augen sah, hinterliess vor allem den einen, unauslöschlichen Eindruck: In diesem gigantischen Krieg zwischen Amateursoldaten und Berufssoldaten waren die Verbündeten die Amateure – mit nur einer Ausnahme: Russland, das in unserem Lager als einziger Professional auftrat, da es das einzige Land war, das materiell und seelisch gerüstet in den Kampf ging. Zum erstenmal seit 1939 rannte Deutschland auf dem Kontinent mit einem Gegner gleichen Kalibers zusammen: mit einem zweiten Volk von Kriegern.

Aus dieser Situation liessen sich nicht nur ermutigende Schlüsse ziehen, sondern auch andere. Die Tatsache, dass *sogar* die Rote Armee, die seit so vielen Jahren so grossartig trainiert worden war, solche Mühe hatte, den deutschen Vormarsch aufzuhalten und sich vorerst 1'300 Kilometer weit zurückziehen musste, zeigte erst richtig, *wie* mächtig Deutschland war und wieviel Zeit die nichtmilitärischen Nationen wie Amerika und England brauchen würden, um Landkräfte aufstellen zu können, die Hitler nicht nur gewachsen, sondern überlegen waren. Seit meiner Ankunft in Sowjetrußland fragte ich mich ständig: «Und wenn Russland nicht so gekämpft hätte . . . was dann?» Ebenso wie England, das im Jahre 1940 allein den Kampf gegen Deutschland auf dem Meere und in der Luft fortgesetzt und dadurch alle Länder gerettet hatte, die sich später gegen die Achse vereinigen sollten, ebenso hatte Russland seinerseits im Jahre 1941 und 1942 alle jene Länder vor einer Niederlage bewahrt, indem es auf dem Kontinent der deutschen «Wehrmacht» eine Rote Armee entgegenstellte, die im Augenblick stärker war als jegliche Armee der andern Verbündeten Nationen.

Tatsächlich hatte ich in diesen Winterwochen einem sehr bedeutungsvollen Ereignis beigewohnt. Zum erstenmal waren Hitlers Soldaten auf dem Kontinent – in Europa – zum Rückzug gezwungen worden – sei es auch nur 50, 100 oder 200 Kilo-

meter weit. Der Abend, den ich in Moschaisk in Gesellschaft des Generals Goworow in einem Hause verbringen durfte, wo vor noch kaum drei Tagen preussische Offiziere ihre Befehle in deutscher Sprache abgefasst hatten, war vom Lichte dieses Sieges überstrahlt. Ungefähr jede halbe Stunde ging der General ans Telephon, um mit seinen Vorposten zu sprechen. Und jedesmal kehrte er mit neuen, triumphierenden Berichten über die letzten Erfolge des Tages zurück. Ich versuchte, ihm klar zu machen, was es für mich als Französin bedeutet hatte, die Eroberer Frankreichs *zurückgehen* zu sehen. Während ich durch die Städte und Weiler fuhr, die dem Feinde eben erst wieder abgenommen worden waren, verliess mich auch nicht einen Augenblick die herzbeklemmende Hoffnung auch einmal so durch befreite französische Dörfer fahren zu dürfen. Als ich dieses Gefühl mit ganz wenigen Worten zum Ausdruck brachte, wurde es plötzlich ganz still in dem winzigen Speisezimmer, in dem wir beisammen sassen. Wir hatten alle den gleichen Gedanken. Und alle hätten wir am liebsten das gleiche gefragt: *Warum* hatten nicht alle Länder, die Hitler der Reihe nach angegriffen hatte, Nazideutschland auf einmal bekämpft, alle gleichzeitig, von allen Seiten? – Warum hatten nicht die Rote Armee, die französische Armee, die Armeen der Tschechoslowakei und Polens und die englische Armee – um nur diese fünf anzuführen – Hitlers Überfall durch gemeinsamen Widerstand, durch gemeinsamen Gegenangriff in Schach gehalten – oder auch durch einen Präventivkrieg? . . .

Endlich fiel das schicksalsschwere Wort: München. Einer der russischen Offiziere – ich glaube, es war der Brigadekommissar Adamow – spie es aus. Anders konnte man die Art, *wie* er es aussprach, nicht nennen. Ich war keineswegs gewillt, Englands und Frankreichs Aussenpolitik des Jahres 1938 das Wort zu reden. Immerhin versuchte ich, den Russen auch ihren Anteil an der allgemeinen Schuld zuzuweisen, indem ich sagte:

«Seien wir aufrichtig: Jede einzelne der Verbündeten Nationen hat seit 1931 ihren ‚Münchener Pakt‘ unterzeichnet, sei es mit Deutschland, sei es mit Japan. Wir in Frankreich hatten *unser* München im Jahre 1938, Ihr in der Sowjetunion hattet es ein Jahr später, als ihr den deutschrussischen Pakt unterschreibt. Darum sollten wir zumindest eines gemeinsam tun und im Chor ‚*mea culpa*‘ sagen.»

Aber es war zwecklos, russische Offiziere zu der Erkenntnis eines Fehlers bewegen zu wollen – oder gar zur Kritik irgend

einer Verfügung ihrer Regierung. Die ganze Tafelrunde fuhr in die Höhe, und es hagelte lebhafteste Gegenargumente seitens der Offiziere. Nur der Generalleutnant Goworow hatte während dieses ganzen Gespräches den Mund nicht aufgemacht. Alle andern wetterten los, als hätten sie nur darauf gewartet, sich diese Dinge einmal von der Seele zu reden: «Wir hier in der Sowjetunion boten den Alliierten im Jahre 1938 den Krieg gegen die deutschen Faschisten an. Ihre politischen Führer lehnten ab. Und die gleichen Männer sorgten dann, im Jahre 1939, dafür, dass uns nichts anderes übrig blieb, als den deutschen Pakt zu unterzeichnen.»

Ich lenkte ab, denn ich hatte mich schon allzulange auf gefährlichem Gebiet bewegt. Immerhin konnte ich nicht umhin, mich noch schnell zu erkundigen, wie während der deutsch-russischen Freundschaft 1940 die Stimmung in Moskau gewesen sei. Ljuba Mjeston, die neben mir sass, antwortete kurz, «dass die Leute auf den Strassen und in den Kinos alles auf die Deutschen Bezügliche sehr kühl aufgenommen hätten».

General Goworow fragte mich, wo ich im Frühling sein würde und ich sagte: «In New York, aber erst will ich versuchen, nach Singapore zu kommen», worüber alle lachen mussten, obzwar es gar nicht als Scherz gemeint war. Als ich fragte: «Und wo werden *Sie* im Frühling sein?» hielten wir wieder bei der vielfach angekündigten Offensive Hitlers, die von der Rückkehr des schönen Wetters untrennbar schien. Am Tage nach einem grossen Erfolg, der ihr Vertrauen in ihre eigene Kraft ungeheuer gefestigt hatte, sprachen diese Männer der Roten Armee von dem voraussichtlichen deutschen Vorstoss wie von der bösen Phase einer Krankheit, deren Rückfälle sie sehr gut kannten: von einer Phase, durch die sie hindurch mussten, aber von der sie genau wussten, dass sie nicht ans Leben ging.

Einer der Offiziere sagte:

«Sehen Sie, hier brauchen wir uns nicht darüber den Kopf zu zerbrechen, ‚wann‘ und ‚wo‘ der Feind anzugreifen ist. Wir fragen uns nicht: ‚Sind wir bereit? Sind wir genügend gerüstet?‘ Und das hat seinen guten Grund: Wir haben den Feind im Land, und wenn wir ihn nicht zurückstossen, stösst er uns zurück. *Uns bleibt keine Wahl zwischen Kämpfen und Zuwarten.* Und deshalb glauben wir auch einzig an einen Kampf bis zum Äussersten, an einen verbissenen, tollen Kampf mit den Waffen, die wir *jetzt* haben und nicht mit denen, die wir – vielleicht – später einmal haben werden.»

XV. Kapitel

WIR KEHREN NACH POLEN ZURÜCK

Ljuba Mjeston stürzte in mein Zimmer im Hotel «Metropol»: «Eve . . . Wir müssen Moskau sofort verlassen. Herr Losowsky hat soeben von Kuibyschew das Informationsbüro angerufen. Er hat sich daran erinnert, dass Sie zu einem bestimmten Termin wieder in den Staaten sein müssen und wollte Sie darauf aufmerksam machen, dass das einzig in Frage kommende Flugzeug von Russland nach Iran Kuibyschew Dienstag verlässt . . . und das ist übermorgen. Losowsky hat das ganze Büro in Bewegung gesetzt: «Selbst wenn Mlle Curie an der Front sein sollte, *müssen* Sie sie erreichen: sie *muss* vor Dienstag früh in Kuibyschew sein. Sorgen Sie dafür, dass sie sofort einen Platz auf irgend einem Transportflugzeug bekommt!»

Ich hätte ihm sehr dankbar sein müssen. Ich wollte meine Reise so schnell wie möglich fortsetzen und im Allgemeinen mussten Kriegsberichterstatte, die aus der UdSSR, abreisen wollten, wochenlang auf eine Transportmöglichkeit warten. Trotzdem stimmte mich der Gedanke, Russland so jäh verlassen zu müssen, merkwürdig traurig. Ich verliess nur sehr ungern diese Stadt, die ich lieben gelernt hatte und trennte mich nur schwer von diesen Menschen, die mich herzlich aufgenommen und mir Vertrauen entgegengebracht hatten. Aber am aller schwersten wurde es mir, mich von einem Punkte der Landkarte zu trennen, wo die Soldaten rückhaltlos ihr ganzes Herz und ihre ganze Person einsetzten, wenn sie kämpften – nicht vierzig Prozent, nicht sechzig Prozent, nicht achtzig Prozent, sondern hundert . . . ohne zu überlegen, ohne zu zaudern . . . ein Land zu verlassen, in dem mir vergönnt war, ein Volk im Kampfe zu sehen, dem nichts zu hart und nichts zu schwer erschien.

Es hatte sich so gefügt, dass ich gerade nach Russland gekommen war, als die Rote Armee sich in der Offensive befand, und die Tatsache, dass ich Bataillone vorrücken gesehen und siegreiche Generäle interviewt hatte, dürfte mein Urteil wohl auch beeinflusst haben. Aber wenn ich meine Begeisterung

über die Art, wie die Russen Nazideutschland besiegten, zu analysieren versuchte, dann fielen mir niemals bestimmte Operationen oder aufgehäuften Trophäen ein. Ich brachte es nie fertig, den Teil der Sowjet-Communiqués bis zu Ende zu lesen, der Tag für Tag eintönig aufzählte, wieviele Kanonen, Tanks, Maschinengewehre, Gewehre und Fahrräder die Rote Armee erbeutet und wieviele Feinde sie getötet hatte. Ich fragte mich, ob denn überhaupt irgend jemand, ausser dem lieben Gott, diese toten Soldaten genau zu zählen vermochte, die an der Stelle, an der sie fielen, so unglaublich schnell unter dicken Schneedecken verschwanden.

Nein, es waren nicht nur die Siege jedes einzelnen Tages oder jeder einzelnen Woche, die mir in Sowjetrußland das Gefühl gaben, dem Endsieg weit näher zu sein als überall sonst.

In der Sowjetunion waren Schlagworte wie «Die Geschäfte gehen weiter» (business as usual) oder «Das normale Leben nimmt seinen Fortgang» völlig sinnlose Ausdrücke. *Es gab keine Geschäfte* im «kapitalistischen» Sinne des Wortes – und das Leben war bereits seit fünfundzwanzig Jahren alles eher als «normal» gewesen. Jeder Russe hatte an dem gemeinsamen, grandiosen Bestreben mitarbeiten müssen, eine neue Welt zu schaffen und in wenigen Jahren die Arbeit von vielen Jahrzehnten zu leisten. Stalin hatte nie aufgehört, dieses Bestreben aufzupeitschen und sein Volk hart und unbarmherzig zu immer härterem Mühen und immer grösseren Leistungen anzutreiben. Er hatte nicht darauf gewartet, angegriffen zu werden und die Sowjetunion in unmittelbarer Gefahr zu sehen, um von den Russen heroische Arbeit für den sozialistischen Staat zu fordern. Als am 4. Februar 1931 die Leiter der Sowjetindustrie zu einer Konferenz zusammengetreten waren, hatten sie aus Stalins Mund folgende Sätze zu hören bekommen:

«Ich werde manchmal gefragt, ob es nicht möglich sei, das Tempo ein wenig zu verlangsamen und unser Vorstürmen etwas zu bremsen. Nein, Genossen, das ist nicht möglich. Es ist unmöglich, das Tempo zu verlangsamen. Im Gegenteil: es ist notwendig, es im Rahmen des Möglichen zu beschleunigen. Das Tempo verlangsamen, hiesse nachhinken. Und Nachzügler werden immer geschlagen. Aber wir wollen nicht geschlagen werden. Die sogenannten «modernen» Länder haben vor uns einen Vorsprung von fünfzig bis hundert Jahren. Wir müssen sie innerhalb von zehn Jahren eingeholt haben. Entweder es gelingt uns oder sie werden uns zerschmettern.»

Man könnte sich nur schwer vorstellen, dass die Herren Herbert Hoover, Pierre Laval und Ramsay MacDonald im gleichen Jahre 1931 die gleichen eindringlichen Worte an die amerikanischen, französischen und englischen Industriellen hätten richten können, um sie aufzufordern, alles für die Entwicklung und eventuelle Verteidigung ihrer verschiedenen Vaterländer aufzubieten. Und noch weniger vermöchte man sich zu jenem Zeitpunkt eine Zustimmung der Parlamente Frankreichs, Englands und Amerikas zu so brutal realistischen Worten vorzustellen.

Das Resultat einer derartigen sowjetrussischen Politik war folgendes: Der deutsche Angriff vermochte eine nur zum Teil mobilisierte Rote Armee zu überraschen, er vermochte die Generäle durch seine Schlagartigkeit zu verblüffen, aber er hat das russische Volk, das schon seit Jahren nicht mehr hatte schlafen dürfen, nicht aus tiefem Schlummer geweckt. Der Krieg hatte die russische Nation nicht «im Bett» überrascht, nicht halb eingenickt, sondern er sah eine Nation vor sich, die unmittelbar dabei war, in schwerem Ringen die ideologischen Prinzipien, auf die das Sowjetregime aufgebaut war, in eine praktische Formel zu verwandeln, nach der man leben konnte. Die Russen brauchten daher im Jahre 1941 einfach nur ihre fieberhafte Friedenstätigkeit in den Dienst der Vaterlands Verteidigung zu stellen. Sie hatten nicht nötig gehabt, hastig und plötzlich einen dynamischen Geist zu entwickeln, eine neue Form der Verbundenheit mit dem Staat, sie hatten keine Armee zu improvisieren brauchen und auch nicht die Liebe zu dieser Armee. Sie hatten den Sinn des Wortes «Opfer» nicht erst im Wörterbuch suchen müssen. Das alles war ihnen geläufig: es gehörte für sie zum täglichen Leben.

Die Russen waren wie Maurer, die ein Haus bauen, dem noch das Dach fehlt. Der Sturm hatte sie überrascht, während sie, hoch oben auf ihrem Gerüst, unter freiem Himmel arbeiteten. Und nun waren sie mit aller Kraft bemüht, die Grundfesten des Gebäudes gegen die mörderische Sturmflut zu verteidigen. Und während sie rangen, wussten sie ganz genau *warum*, sie rangen: sie wollten ihren Traum wahr werden sehen, sie wollten ihr Haus wachsen sehen, sobald der Sturm sich beruhigt haben würde. In diesem Krieg wurden sie nicht nur vom allmächtigen Instinkt des russischen Patriotismus getrieben. Sie schlugen sich für ein bestimmtes Ziel und wussten nichts von Angst und Zweifel. Es war die Kühnheit der Seele

(diese wichtigste Vorbedingung eines Sieges grossen Stils), es war das männlich starke Vertrauen des russischen Volkes in sein eigenes Schicksal und sein fantastischer – manchmal aufreizender – Stolz, der sich inmitten eines erschreckend winzigen Minimums von Komfort und Lebensgenuss entfaltet, was Russland so unvergesslich machte.

Ich war und bin noch ständig von der Vorsicht verblüfft, mit der viele Kommentatoren der verbündeten Mächte sich einstimmig über den russischen Kriegsgeist äusserten: «Die Russen kämpfen gut.» Das war alles. Und dadurch vermieden sie, tiefer in das russische Problem einzudringen. Einer der Gründe dieser Einstellung wurde mir klar, als ich unter verschiedenen anderen Nachfragen nach Artikeln von einem leitenden amerikanischen illustrierten Blatt folgendes Kabel erhielt: «1'000 Dollars für Artikel von 5'000 Worten über Alltagsleben in Moskau. Stop. Keine Politik. Stop.»

In der Vorsicht des Herausgebers spiegelte sich nur die Vorsicht der Leser, die sich am Mut der Russen begeistern wollten, ohne das störende Bewusstsein, dass die Russen «Rote» waren. War es nicht viel anständiger statt zu sagen, «Die Russen kämpfen gut», lieber zu fragen «Warum kämpfen die Russen so gut?».

Die Tatsache, dass das sowjetrussische Volk unter einem kollektivistischen Regime stand, das mir vollkommen fremd war, die Tatsache, dass ich eine unverbesserliche Anhängerin der persönlichen Freiheit bin, welche das Sowjetregime während meines Aufenthaltes in Russland täglich einigemal verletzte, vermochte mich trotzdem über eine ins Auge springende Wahrheit nicht hinwegzutäuschen: Der deutsche Überfall, der meine Heimat Frankreich innerhalb weniger Wochen in Trümmer geschlagen hatte – Heer, Regierung und alles – hatte den mächtigen Bau der Sowjetunion nicht einmal zu erschüttern vermocht. Und das lag nicht ausschliesslich an der sorgfältigen militärischen Vorbereitung. Es lag an der Einigkeit der Nation und an der kraftvollen Leitung. Um es klar und einfach auszudrücken: Die weitaus überwiegende Mehrheit des russischen Volkes stand geschlossen hinter ihrer Regierung, in guter und in böser Zeit. Die sich ausschlossen, wurden «separat behandelt». Ein politischer Kommissar der Roten Armee sagte einmal zu mir ganz nebenbei: «Auch wir *hatten* eine ‚Fünfte Kolonne‘, verstehen Sie.» Bei diesem kleinen Wörtchen «hatten», in der Mitvergangenheit, lief es mir eiskalt über den Rücken. Der

Kommissar dürfte damit auf das «Reinemachen» im Jahre 1936 angespielt haben, und ich fühlte, was er wirklich hatte sagen wollen: «Wir hatten auch unsere Verräter, wie jedes Land – aber wir haben sie nicht mehr. Wir haben sie hingegerichtet oder eingesperrt, denn für uns gibt es nur eines: *«Wir wollen nicht geschlagen werden, weder von aussen noch von innen.»*

Ein geschlagenes Russland – nicht nur in seinem Körper geschlagen, sondern in seiner Seele – war etwas, was ich mir einfach nicht vorzustellen vermochte. Weit mehr noch als die •Befreiung russischer Dörfer und Städte durch die Rote Armee mitten im strengsten Winter, hatten mich vielleicht die Umstände ergriffen, unter denen der russische Rückzug in den ersten Kriegswochen erfolgt war. Das «wie» dieses Rückzuges musste einem unvergesslich bleiben, eines Rückzuges von 1'300 Kilometern, ohne dass ein einziges Regiment desertiert wäre oder sich ergeben hätte, ohne dass auch nur ein Bauer seine Ernte freiwillig ausgeliefert und ohne dass auch nur eine besetzte Stadt den Deutschen einen Quisling geliefert hätte. Der Soldat, der, nachdem er 1'300 Kilometer hatte zurückgehen müssen, bei vierzig Grad unter Null Schützengraben geschaufelt und sie verbissen verteidigt hatte; die junge Fabrikarbeiterin in Moskau, die zu mir sagte: «Wir arbeiten gern elf Stunden täglich»; die Bäuerin, die ich ohne Schuhe durch den Schnee hatte stapfen sehen, mitten in den Ruinen von Istra und die wütend die «faschistischen Banditen» verflucht hatte; der vierzigjährige General, der mir gesagt hatte: «Mein Blut gehört meinem Vaterland; der Guerillakämpfer in Tula, der von den Fortschritten gemurmelt hatte, die er täglich mache: «Es geht immer besser und besser» und die stolzen Frauen, die schweigend vor den Moskauer Bäckerläden Schlange gestanden hatten – keiner von ihnen, ich bin fest davon überzeugt, würde auch noch so leise schwanken, wenn der Sieg wieder das Lager wechseln und die Rote Armee zurückgehen müsste, statt vorzugehen.

Die Stimmung selbstverständlich konnte durch die Nachrichten nicht unbeeinflusst bleiben: die Russen sind sehr beeindruckbar und reagieren heftig auf jeden Eindruck. Der unsinnige Optimismus, der sie heute zu mir sagen liess: «Wir werden die Deutschen noch heuer schlagen, im Jahre 1942», hätte besser einem etwas verdüsterteren Blick in die Zukunft Platz machen sollen und einem tüchtigen Quantum Geduld.

Aber ich bin fest davon überzeugt, dass, was immer kommen möge, ob die Deutschen nun im Ural sind oder am Dnjepr – alle Russen, denen ich begegnet bin – der Bauer, der Arbeiter, der Soldat, der politische Leiter und der Offizier – ihren tiefen Glauben an ihre Sache bewahren werden. Sie werden unbezwingbare Patrioten bleiben, unbarmherzig gegen sich selbst und entschlossen, den Feind ebenso unbarmherzig zu schlagen, bis zum Sieg.

Und darum bewunderte ich diese Männer und diese Frauen so tief, trotz der Verschiedenheit unserer politischen Einstellung. Und darum fiel es mir so schwer, mich von ihnen zu trennen.

Auf dem Flugzeug, welches Moskau Montag, den 26. Januar verliess, waren für Leutnant Mjeston und mich zwei Plätze reserviert. Das Wetter war herrlich und die hartgefrorenen Schneegleise auf dem Flugplatz glitzerten im Sonnenschein. Auf dem Weg von Kuibyschew nach Moskau war das Flugzeug voll von Offizieren gewesen; auf dem Rückweg war es von Schauspielern besetzt, die bei der Vergebung der Flugkarten bevorzugt wurden, da sie ständig zwischen den Theatern und Opernhäusern der verschiedenen Städte, in denen sie auftraten, hin und her pendeln mussten. Sie waren lustig und gesprächig. Wir luden einige in Saratow ab, dann fuhren wir nach Kuibyschew weiter. Ljuba und ich ergatterten wie durch ein Wunder Plätze in einem Auto, das uns vom Flugfeld in die Stadt brachte.

Ich fand ohne besonderes Vergnügen das schmutzige «Grand Hotel» wieder und bekam wieder ein beinahe völlig ungeheiztes Zimmer. Ich nahm das weiter nicht schwer – da ich ja am nächsten Tag bereits weiterfuhr – aber ich sollte bald erfahren, dass es mit der Weiterreise nichts war: das persische Flugzeug war irgendwo im Hinterland stecken geblieben und noch nicht einmal in Kuibyschew angekommen, geschweige denn zum Abflug nach Teheran bereit.

Die Geschichte von meiner erfrorenen Nase in Jasnaja Poljana machte auf meine Freunde nur sehr wenig Eindruck, um nicht zu sagen gar keinen. Denn in Kuibyschew war das Thermometer in den letzten Wochen unter siebenundvierzig Grad unter Null gesunken und auch jetzt zeigte es noch minus dreissig Grad. Dieses Nordpolwetter liess meine Vorbereitungen für einen Auszug nach dem glühend heissen Fernen Osten

völlig unwirklich erscheinen. Als ich den grauhaarigen chinesischen Gesandten in der UdSSR., Herrn Shao Litse und einen seiner Räte besuchte, der eine Polin geheiratet hatte und dessen reizende Tochter ein wenig meine Landsmännin war, konnte ich es kaum fassen, dass ich wirklich eines Tages die Empfehlungsbriefe an die chinesischen Würdenträger in Burma und in China abgeben würde, welche der Gesandte in wunderschönen chinesischen Schriftzeichen für mich zu malen die Liebenswürdigkeit hatte.

Die Nachrichten vom Stillen Ozean wurden täglich schlechter. Hinter dem höflichen Lächeln meiner chinesischen Freunde verbarg sich eine grosse Unruhe. Die japanischen Diplomaten in Kuibyschew strahlten selbstverständlich. Ein junger schwedischer Attache, den ich bei einem Diner traf, erzählte, dass seine japanischen Kollegen jedem, der es hören wollte, das gleiche mitteilten: «Am 15. Februar haben wir Singapore». Das erschien mir phantastisch. Ich war noch immer der Meinung, Singapore werde sich viele Wochen lang halten.

Ich sollte mich später an diese Prophezeiung erinnern: Genau am 15. Februar, auf den Tag, eroberten die Japaner die «uneinnehmbare Festung».

Während ich in Kuibyschew auf das Flugzeug aus Teheran wartete, verbrachte ich soviel Zeit wie möglich auf der polnischen Gesandtschaft, in dem kleinen Haus in der Tschapajewskajastrasse, wo der Gesandte Stanislaw Kot mich wie ein Familienmitglied aufnahm und wo ich polnisch sprechen konnte, statt meines schrecklichen russischen Kauderwelschs. Sobald ich die Schwelle dieses Hauses überschritt, trat ich in eine aussergewöhnlich tragische Welt. Mit Ausnahme des Gesandtschaftsstabs hatten alle Polen in Uniform, denen ich dort begegnete, endlose Monate in russischen Gefangenenlagern verbracht, bevor sie Russlands Verbündete wurden und sich der neuen polnischen Armee in der Sowjetunion anschliessen konnten. Ihre Gefangenschaft hatte vom Einfall in Ostpolen durch die Russen im Jahre 1939 bis einige Wochen nach Ausbruch des deutsch-russischen Konfliktes gedauert. Eines Tages erreichten diese Männer in ihren entlegenen Gefangenenlagern Gerüchte von einer polnischen Legion, die in Russland gebildet werden sollte. Einige von ihnen hatten monatelang die russischen Strassen durchwandert, um die Ausbildungslager zu erreichen und sich anwerben zu lassen. Sie lehnten es ab, mit den Russen über Vergangenes zu sprechen und Aufklärun-

gen oder Entschuldigungen von ihnen zu verlangen. Alles, was sie den Sowjetführern gesagt hatten, war: «Gebt uns Gewehre . . . damit wir gegen die Deutschen ziehen können, um Polen zu befreien.»

Ich traf hier die polnische Armee seit Ausbruch des Krieges zum sechstenmal. Der einzige Ort, wo es mir nicht vergönnt war, sie zu sehen, war bezeichnenderweise Polen selbst. Ich war im Jahre 1939 nicht dabei, als die Polen verzweifelt auf ihrem eigenen Boden kämpften, bei der unvergesslichen Verteidigung Warschaus, wo noch einige Mitglieder der Familie meiner Mutter lebten. Ich war nicht dort, als die polnischen Heere vernichtet wurden, weil sie keine modernen Waffen besaßen, um sich zu verteidigen. Aber nur wenige Wochen nach der polnischen Niederlage war vor meinen Augen das erste Wunder geschehen: nach und nach waren in Frankreich Tausende von polnischen Offizieren und Soldaten angekommen, die sich unter unsäglichen Strapazen quer durch Europa in das Land durchgekämpft hatten, dem ihr ganzes Vertrauen gehörte. Einer meiner Vettern, Wladislaw Sklodowski, war plötzlich nach einer gewagten Flucht aus Ungarn in Paris erschienen. Er hatte sich kurz darauf den neuen polnischen Streitkräften angeschlossen – sie waren erst zwei Divisionen stark, dann vier Divisionen – und trainierten bereits in Coetquidan in der Bretagne. Wenige Monate später könnt« bereits eine polnische Brigade in französischen Uniformen nach Norwegen aufbrechen.

Dann kam der strahlend schöne Juni 1940 und mit ihm der Zusammenbruch Frankreichs. Angesichts dieses Unglücks war das Entsetzen der Polen noch grösser als das der Franzosen, denn sie hatten Mickieviczs Verse nicht vergessen: «Im Krieg vertrau ich den Franzosen, als hätte ich vier Asse in der Hand!» Und manchmal trällerten sie auch eine ihrer volkstümlichen Mazurken mit dem Text: «Wie man Schlachten gewinnt, hat Bonaparte uns gelehrt ...» Aber dieses Entsetzen der Polen währte nicht lange. Sie fragten einfach: «Wo kämpfen wir nun?» und boten alles auf, um nach London zu gelangen. Viele von ihnen reichten jenen Franzosen eine helfende Hand, die den Waffenstillstand in Compiègne nicht anerkannten und beschlossen hatten, weiter zu kämpfen. So kam es, dass mitten im Zusammenbruch ein polnischer Offizier dem Hauptmann Jean Becourt-Foch, einem Enkel des Marschalls, seinen Ledermantel borgte und ihm half, auf einem der Schiffe Platz zu finden,

welche die Polen nach England brachten. So entkam Bécourt-Foch durch den Ledermantel, der seine Uniform verdeckte, der französischen Polizei und konnte sich in Saint-Jean-de-Luz nach England einschiffen, um sich dort dem General Charles de Gaulle anzuschliessen.

Im August 1940 hatte ich ganz kurz Schottland und die zum zweitenmal auferstandene polnische Armee besucht. An eben dem Tage hatte General Wladislaw Sikorski seine ersten Bataillone Revue passieren lassen. Einzelne polnische Soldaten trugen noch französische Uniformen. Andere hatten bereits die englische «battle-dress» bekommen, die englische Feldausrüstung. Und der erste Mensch, dem ich begegnete, als er gerade aus seinem Zelt im Hochland heraustrat, war mein polnischer Vetter, dem es auch gelungen war, Frankreich zu verlassen. Einige Wochen später, während London bombardiert wurde, hatte ich die RAF-Stationen besucht, von denen aus die polnischen Kampfgeschwader mit ihren englischen Kameraden auflogen, um den Himmel über England zu verteidigen. (Bevor ich England verlassen hatte, waren bereits über vierhundert Flugzeuge von den Polen abgeschossen worden.) Im Jahre 1941 und 1942 traf ich auf meiner Fahrt an die Schlachtfelder, wo immer ich hinkam, jene polnischen Männer, die erklärt hatten, es gäbe auf der ganzen Welt keinen Ort, an dem sie nicht für ihr Vaterland kämpfen konnten (was Dr. Goebbels zu dem Spottnamen «Die Touristen des Generals Sikorski» anregte): an der Goldküste von Afrika, in Nigeria, in der Libyschen Wüste und in Ägypten. Und nun waren die Polen auch hier in Russland wieder – aus dem Nichts auferstanden und aus der Grabesstille der russischen Gefangenenlager.

In dem stillen Haus an der Tschapajewskajastrasse sass ich manchmal stundenlang mit dem Gesandten Kot und mit polnischen Offizieren und Soldaten beisammen. Diese Männer beschrieben mir ohne jegliche Emphase die Situation, in der sie sich nach dem deutschen Überfall auf die UdSSR, befunden hatten. Aus strategischen und politischen Gründen waren die Sowjetunion und Polen sofort Verbündete geworden. Die Sowjets brauchten dringend die fallweise Unterstützung der polnischen Bevölkerung, die sich augenblicklich unter deutschem Joch befand, und diese Unterstützung konnten sie nur durch eine offizielle Verständigung mit der polnischen Regierung erlangen. Die Polen andererseits brannten darauf, mit jedem, der gegen die Deutschen kämpfte, gemeinsame Sache zu ma-

chen. Sie sahen in einem Bund mit Russland eine Chance, den ewigen Reibereien zwischen Russland und Polen ein Ende zu machen, so dass nach dem Kriege ein starkes, unabhängiges Polen aus dem Chaos hervorgehen konnte. Der in London vom Sowjetgesandten Maiski und der polnischen Regierung im Exil unterschriebene Vertrag hatte am 6. August 1941 zu der Ankunft des polnischen Generals Szyszko-Bohusz in Moskau geführt, der aus England kam, um mit dem Generalstabschef der Roten Armee, Marschall Boris Schaposchnikow, ein militärisches Bündnis zu schliessen.

Nur wenige Konferenzen zwischen neuen Verbündeten hatten je im Laufe der Geschichte einen derartigen Hintergrund von Leid, Gewalt und Hass. Was der polnische General dem Roten Feldmarschall zu sagen hatte, mochte dem Sinne nach, wenn auch nicht im Wortlaut, etwa so geklungen haben:

«Ich bin hier, um zu erfahren, was aus dem polnischen Volk geworden ist, aus den Männern, Frauen und Kindern, es waren *ihrer über eine Million*, die eure Leute im Jahre 1939 festgenommen und ins russische Hinterland verschickt haben und die ihr seither in Gefangenenlagern, Arbeitslagern und allen möglichen Gefängnissen eingesperrt haltet. Ich bin hier, um zu veranlassen, dass diese *Million* Menschen befreit werden.

Ich bin hier, um zu veranlassen, dass diesen Menschen gestattet wird, freiwillig Militärdienst zu tun – so dass, sobald als möglich, eine polnische Armee, die aus den Gefangenenlagern Russlands hervorgegangen ist, ausziehen kann, um gegen Deutschland zu kämpfen.»

Etwa zehn Prozent der polnischen Gefangenen waren Kriegsgefangene: über zehntausend Offiziere und Soldaten. Der Prozentsatz der Offiziere war ein sehr hoher. Zweitausend Gefangene waren Flieger. Als die Generäle über die ersten Punkte ins reine gekommen waren, wurde die Bildung zweier polnischer Divisionen beschlossen, jede zu elftausend Mann. Die Rekrutierung begann. Der Zustrom der Freiwilligen war ganz ausserordentlich: im September 1941 hatten bereits 33'000 Mann sich gestellt. Die Zahl der Freiwilligen stieg auf 45'000. Man fasste bereits die Bildung einer dritten und vierten Division ins Auge. Im Dezember waren schon sechs Divisionen im Werden begriffen. Es wurde auch beschlossen, dass die ganze polnische Armee, die bis jetzt in Lagern an der Wolga untergebracht gewesen war, wo ihre Reorganisation unter dem General Mihail Tokarzewski grosse Fortschritte machte, nach den Sowjetrepubliken von

Turkestan und Usbekistan transferiert werden sollten, wo das mildere Klima die Ausbildung erleichterte. Die polnische Zivilbevölkerung sollte langsam nachkommen und auf die verschiedenen Kollektivfarmen aufgeteilt werden. Als Zentrum dieser neuen polnischen «Kolonie» war Taschkent vorgesehen.

Nun wurde der Plan in die Tat umgesetzt. Viele polnische Männer und Frauen arbeiteten bereits auf den südlichen Kollektivfarmen gemeinsam mit den Russen und beinahe alle polnischen Regimenter hatten die Wolga bereits verlassen und begannen ihre Lager in Turkestan aufzuschlagen. Diese Anordnung sollte für den Augenblick ein ungeheures Problem lösen, das von Feindseligkeit und Bitterkeit geladen war.

Aber wie dramatisch blieben die russisch-polnischen Beziehungen trotz allem, wenn man sie nicht nur auf dem Papier betrachtete, sondern in ihrer brutalen wirklichen Menschlichkeit! Der von den Sowjets durchgeführte «Bevölkerungs-Transfer» (und das Wort «Transfer» drückt, bei weitem nicht alles aus) hatte eine Million Polen betroffen und die Konsequenzen waren derart grausam und einschneidend, dass einige Wochen oder Monate nicht hinreichen konnten, um alles geradezubiegen, selbst angenommen, dass die gewesenen Gefangenen und die gewesenen Kerkermeister gleichermassen von dem besten Willen beseelt waren. Die erste Schwierigkeit bestand darin, alle die polnischen Soldaten und Zivilisten, die deportiert worden waren, überhaupt nur zu *finden*. Die Russen hatten sie über unzählige Orte verstreut, vom Norden des europäischen Russland bis nach Sibirien und der Grenze von Tibet. Einzelne waren auf Inseln des Eismeers interniert, vor allem im Franz-Josephsland und in Nowaja Semlja, nördlich des Ural. Andere wieder waren an der chinesischen Grenze gestrandet, um Alma Ata herum.

Um diese Polen wiederzufinden, um die Familien wieder zu vereinigen und den Schwachen und Kranken, den Kindern und Greisen die nötige Pflege angedeihen zu lassen, um alle diese geretteten Menschen nach Turkestan zu befördern und um sie in der Armee und auf Arbeitsplätzen einzureihen, dazu bedurfte es noch langer, endlos langer Monate. Es war eine jener Aufgaben, deren Durchführung einfach unabsehbar scheint und es auch ist. Bei jedem Schritt türmten sich neue, beängstigende Probleme, die sich im Augenblick als unlösbar erwiesen. Zum Beispiel besaßen die Polen eine Namensliste von fünftausend Offizieren, von denen sie bestimmt wussten, dass sie in russi-

sehen Lagern gefangen waren. Und von diesen fünftausend Männern schien auch nicht die leiseste Spur in ganz Russland auffindbar zu sein. Vielleicht waren die Sowjet-Bürokraten wirklich aufrichtig, wenn sie sichtlich hilflos erklärten: «Wir wissen ganz einfach nicht, wo sie sind.» Im allgemeinen Tohuwabohu des Krieges hatten sich fünftausend Mann verloren wie eine Nadel in einem Heuschaber. Während ich in Kuibyschew war, regte dieses spezielle Rätsel die Polen natürlich am meisten auf. Als ich zwei Monate später aus dem Fernen Osten zurückkam, sollte ich erfahren, dass ein Grossteil dieser Offiziere gefunden worden sei.

Ein junger Attache der polnischen Gesandtschaft erzählte mir von seinen langen Wanderfahrten durch das weite, endlose Russland, von Stadt zu Stadt, von Lager zu Lager, auf der Suche nach seinen verschollenen Landsleuten. Er zeigte mir auf der Landkarte den phantastischen Weg, den er zurückgelegt hatte. Er hatte sich nicht damit begnügt, mit russischen Beamten die Namenslisten durchzugehen, sondern hatte sich auch ganz selbständig auf Erkundungsfahrten begeben – die, so aussichtslos sie sein mochten, ganz bemerkenswerte Erfolge gezeitigt hatten. Er erzählte mir:

«Wenn ich in eine Stadt kam, erledigte ich erst einmal den Amtsschimmel. Manchmal wurde mir gesagt, dass sich an diesem Ort überhaupt keine Polen befänden. Dann ging ich auf die Strassen hinaus und wanderte und wanderte, meilenweit, stundenlang, erst eine Strasse, dann eine andere und wieder zurück. Ich trug sehr sichtbar einen weissen polnischen Adler auf meinem Überrock. Ein zerlumpter Mann, dann noch einer und noch einer – oder auch eine Frau oder ein Kind – kamen auf mich zu und sprachen mich schüchtern in polnischer Sprache an. Dann fragte ich: ‚Sind sonst noch Polen hier?‘ Und fast immer hiess es: ‚Ja ... wir sind unser zwanzig, oder fünfzig, dort und dort.‘ Einmal erfuhr ich auf diese Weise durch den unglaublichsten aller Zufälle, dass 300 Polen in einer nahen Bahnstation untergebracht waren. Ich begab mich sofort hin und es stimmte. Und so rettete ich diese dreihundert Polen.»

Wenn die Polen aufgefunden, befreit und «gesiebt» worden waren, mussten sie angezogen und ernährt werden. Die Russen gaben ihren «Gästen» und neuen Verbündeten die gleichen Rationen, die sie selbst bezogen: 400 Gramm Brot täglich für Zivilisten und bis 800 Gramm für Soldaten und auch Zucker, Fleisch und Kascha in kleinen Quantitäten. Viele polnische Sol-

daten bekamen auch von der russischen Intendanz «Fufaiki», das sind wattierte Hosen und Kittel – ferner Stiefel, Pelzmützen und Unterkleider. Die richtige militärische Ausrüstung – Waffen und Uniformen – wurden aus England erwartet, aber die Transportschiffe waren sehr lange unterwegs.

Inzwischen hatten die Russen einer der polnischen Divisionen – es war die Fünfte – ein gewisses Quantum Waffen und Munition zu Trainingszwecken zur Verfügung gestellt. Die Polen beschlossen, diese Waffen unter alle ihre Divisionen aufzuteilen, so dass jede einzelne Einheit zumindest ein wenig trainieren konnte, bis zu dem Tag, wo genügend Material aus England eintreffen würde. Zumindest zwei dieser Divisionen sollten, sobald sie ausgerüstet und ausgebildet waren, nach dem Nahen Osten abgehen, wo sie die britischen Truppen und die des Imperiums auf das kräftigste unterstützen sollten. (Späterhin wurde dieser Plan noch ausgebaut und der Grossteil der polnischen Kräfte in Russland und mit ihnen viele Zivilflüchtlinge überschritten die persische Grenze.)

Die Bekleidung der gewesenen polnischen Zivilgefangenen hingegen, bot so ungeheure Schwierigkeiten, dass man ihnen schlechthin nicht beizukommen vermochte. In Russland konnte man nirgends Kleider kaufen: alles musste aus dem Ausland kommen. Die Polinnen, die sich zur militärischen Hilfsarbeit bei der neuen Armee gemeldet hatten, waren gut daran: sie bekamen nach kurzer Wartezeit aus England fünftausend Uniformen. Die andern Frauen mussten sich wohl oder übel mit den Kleidern begnügen, die sie in den Lagern getragen hatten. Einzelne wenige bekamen Kleider geschenkt oder geliehen. Bei einem Tee, der mir zu Ehren auf der polnischen Gesandtschaft gegeben wurde, sollte ich mehrere polnische Frauen kennenlernen, die auf der Gesandtschaft arbeiteten. Sie waren einfach, aber nett angezogen. Sie sprachen wenig und lächelten oft. Man hätte sie sehr gut für Frauen halten können, die «in lebenswürdiger Weise auf der Gesandtschaft freiwillig Dienst taten». Und das waren sie auch, nur hatten einige von ihnen zwei ganze Jahre in den Arbeitslagern Sibiriens verbringen müssen, bevor sie in Kuibyschew landeten.

Eines Nachmittags, während ich mich mit dem Gesandten unterhielt, wurde er in ein anderes Büro ins Parterre gerufen. Kurz darauf kam er zurück und sagte: «Das müssen Sie sehen. Unten ist ein junger Mann, ein bekannter polnischer Schriftsteller, der eben hier angekommen ist, nachdem er aus einem

Konzentrationslager entlassen wurde. Er hat den ganzen weiten Weg zu Fuss zurückgelegt. Der Mann wird Sie interessieren.»

Wir gingen ins Pressebüro hinüber und trafen den eben angekommenen Polen im Gespräch mit einigen Herren der Gesandtschaft. Sein Anblick allein benahm einem derart den Atem, dass ich nicht imstande war, mit ihm zu sprechen, geschweige denn Fragen an ihn zu stellen. Ich sass einfach da und starrte den Mann an. Er war mager, unrasiert, schmutzig und schien vollkommen erschöpft. Seine hohlen, vom Fieber geröteten Wangen deuteten auf eine Lungenentzündung. Sein Anzug – wenn man das überhaupt so nennen kann – sah aus, wie ein dem Gehirn eines Hollywoodregisseurs entsprungenes Bettlerkostüm. Es bestand nur aus Löchern, mit etwas Stoff darum herum. Drei, vier verschieden dicke, ausgefranste Fetzen hingen an dem unterernährten Körper des Kranken. Er rauchte eine teure Zigarette, die ihm eben angeboten worden war.

Wir alle sprachen nur sehr wenig. In Russland unter den wiedererstandenen Polen lernte ich eine ganz ungewohnte Art von Zurückhaltung kennen. Männer, die so Entsetzliches durchgemacht, die es überstanden und sich freiwillig entschlossen hatten, an der Seite ihrer Kerkermeister gegen Deutschland zu kämpfen, wünschten von einem hereingeschnittenen Gast keine lauten Kommentare zu ihrem Unglück. Sie hätten sie zweifellos sehr taktlos gefunden. Diese Menschen waren der Ansicht, dass nur sie und kein anderer über die jetzige Einstellung der Polen den Russen gegenüber zu entscheiden hatte. Und sie waren entschlossen, zu schweigen. Sie hatten beschlossen, sich, wenn es anging, an der Seite der Russen zu schlagen und ihren neuen Verbündeten offen und ehrlich entgegenzukommen. Selbstverständlich erwarteten sie von ihren Freunden und Landsleuten – die nichts Böses durchgemacht hatten – die gleiche Würde und Stärke, die sie selbst auf brachten.

Und so sassen wir denn, beinahe wortlos, mit dem zerlumpten Mann im Pressebüro der Gesandtschaft, bis der Gesandte schliesslich die Situation humorvoll zusammenfasste. Er scherzte auf die taktvollste Weise, um den befreiten Gefangenen nur ja nicht merken zu lassen, wie krank er aussah:

«Nun, mein Freund, erst werden wir einmal versuchen, Sie anständig anzuziehen. Vor allem müssen wir Schuhe für Sie

finden . . . ich weiss tatsächlich nicht wo, aber wir werden sie schon jemandem entreissen. Dann brauchen wir ein Paar Hosen. Ohne Hosen können Sie ja doch nicht herumgehen. Und einen Rock brauchen Sie auch . . . Lassen Sie uns zwei Tage Zeit und ich verspreche Ihnen, dass wir aus Ihnen einen Gentleman machen werden . . . sozusagen aus nichts.»

Der Kranke schien sichtlich erleichtert, weil wir die fürchterliche Tragödie seines Lebens seit 1939 nicht tragisch behandelten. Er ging sofort auf diesen Ton ein und entschuldigte sich:

«Sie dürfen nicht vergessen, Exzellenz, dass ich Warschau ein wenig gar zu plötzlich in einem Tennisanzug verlassen habe.»

Am gleichen Tag lernte ich in der Gesandtschaft einen jungen Offizier namens Grzybowski kennen, der die englische Felduniform trug. Er war seit 1939 in der polnischen Armee gewesen. Die Deutschen hatten seine Einheit nach Osten gedrängt, und er war den Russen in die Hände gefallen, die in entgegengesetzter Richtung vorgerückt waren. Er wurde nach Wologda geschickt, in den Norden von Russland, dann kam er in vier verschiedene Gefangenenlager. In dem Lager, in dem er am längsten war, befanden sich vierhundert polnische Offiziere, die nach der Schilderung Grzybowskys nicht schlecht behandelt worden waren. Er und seine Kameraden hatten während der endlosen Monate erzwungenen Nichtstuns Konzerte und Theatervorstellungen arrangiert. Und die Russen hatten bei den verschiedenen Unterhaltungsabenden mitgewirkt, indem sie Vorträge über eine eventuelle polnische Sowjetrepublik hielten. Diesen Ausführungen folgte ein äusserst skeptisches Publikum von etwa vierzig polnischen Offizieren; die übrigen dreihundertachtzig erschienen einfach nicht.

Dann kam der Tag, an dem Hitler die Sowjetunion angriff. Die polnischen Offiziere wurden beinahe toll vor Freude und umarmten und küssten einander – nicht etwa in der Hoffnung, dass Russland nun für das, was es ihnen angetan hatte, gestraft werden würde, sondern aus Freude darüber, dass Hitler nun verloren war. Grzybowski sagte: «Unser Verhältnis zu den Russen verbesserte sich mit einem Schlag, denn die täglichen Berichte wirkten auf sie genau so elektrisierend wie auf uns . . . trotzdem wir ihre Gefangenen waren.»

Kurz darauf wurde der junge Mann freigelassen. Er meldete sich bei der Sechsten Polnischen Division, die bei Busuluk ausgebildet wurde, bevor sie nach dem Süden abging. Grzy-

bowsky beschrieb mir, unter welchen Umständen die Polen ihre neue Armee aufbauten. Er war während der ärgsten Winterkälte mit den zweitausend Mann seiner Einheit in Zelten untergebracht. Sie hatten sich ganz tief eingegraben, manchmal bis sechs Fuss tief, um ihre Zelte so niedrig als möglich konstruieren und dadurch vor dem Winde schützen zu können. Grzybowsky schien wunderbar darüber Bescheid zu wissen, wie man in einem Zelt einen Ofen heizt, ohne das Zelt anzuzünden und wie man sich im Freien wäscht und rasiert, bevor das Wasser im Napf gefriert und steinhart wird. Er erzählte mir von der strengen Disziplin und dem harten Drill, den die ehemaligen polnischen Gefangenen begeistert über sich ergehen lassen. Soldaten wie Offiziere hatten nur einen Traum: so rasch wie möglich an die Front zu kommen, «an welche Front immer, sie musste nur nach Polen führen». Die polnische Erde, das Vaterland, zog diese Patrioten an wie ein Magnet. Ich fragte: «Und warum sind Sie heute nach Kuibyschew gekommen?» «Ach, das ist eine lange Geschichte», antwortete Grzybowsky. «Ich gebe ein Konzert ... Vor dem Krieg war ich Pianist, müssen Sie wissen . . . und habe vor einigen Jahren in Warschau den Chopin-Preis bekommen . . . Wir halten es für eine gute Idee, das erste Konzert, das die polnischen Truppen öffentlich veranstalten, in Russland zu geben. Ich habe schreckliche Mühe gehabt, in diesem Nest ein anständiges Klavier aufzutreiben und nun übe ich wie toll, um meine Finger wieder geschmeidig zu machen. Selbstverständlich hat mein Leben in den verschiedenen Lagern bei dieser grässlichen Kälte meine Hände etwas verdorben. Aber ich hoffe trotzdem, nicht allzu schlecht zu spielen.»

Endlich eine Annäherungsbasis zwischen diesen Erbfeinden: den Russen und den Polen. Dass ein Mann, nachdem er im Krieg und dann zwei Jahre gefangen gewesen war, nach einem harten Training in Eis und Schnee noch besorgt sein konnte, ob er ein Scherzo von Chopin angesichts eines interalliierten Publikums, Russen und Polen inbegriffen, nur richtig spielen würde . . . das konnten die Russen wunderbar verstehen. Denn auch sie -wussten wie man kämpft, wie man Unbill erträgt und Unbill vergisst und wie man sich, selbst unter den ärgsten Umständen, schöner Musik völlig hinzugeben vermag.

In Kuibyschew freundete ich mich noch mit anderen Polen an, die alle der Armee angehörten. Was mich bei meinen Gesprächen mit ihnen am meisten frappierte, das war die

Einmütigkeit ihres Entschlusses und die Einheitlichkeit ihrer Gedanken. Wenn man mit einem sprach, hatte man mit allen gesprochen. In Friedenszeiten waren diese meine halben Landsleute der ungeheuerlichsten politischen Schnitzer fähig. Aber sobald Gefahr auf sie einstürmte – Krieg und feindlicher Überfall – dann führte ihre Vaterlandsliebe sie als unfehlbarer Kompass den richtigen Weg, der Grösse zu. Der Krieg machte sie schlicht und heldenhaft, genau so wie die Russen. In der UdSSR, konnte ich genau so wie in Schottland und in Libyen ermessen, was ein kleines, wunderbar mutiges und streng diszipliniertes Heer für den Ruhm eines versklavten Landes zu leisten vermag. Ich konnte sehen, wie die Polen nach und nach ihrem Vaterland einen bedeutenden Platz im Kreise der Alliierten schufen, trotzdem zurzeit auch nicht ein Fingerbreit polnischen Bodens frei war.

Es wäre absurd, behaupten zu wollen, dass innerhalb der Sowjetunion Aussicht auf eine Art Freundschaft zwischen den Russen und den befreiten Polen bestand. Nur die Zeit vermochte einzelne furchtbare Tatsachen auszulöschen, die nicht wegzuleugnen waren. Eines aber bestand zweifellos: der gegenseitige Respekt eines Kämpfers vor dem andern. Die Polen respektierten die Russen wegen ihrer Art, sich zu schlagen, und die Männer der Roten Armee hatten die Polen sofort, nachdem sie das Gefängnis verlassen hatten, nach Waffen und Munition schreien gehört. Und solche Männer, das fühlten sie, würden Hitler bekämpfen, bis zum Ende. Wenn auch manche Punkte zwischen Russen und Polen für die Zukunft bedrohlich blieben, wenn auch die Frage der polnischen Nachkriegsgrenzen zu manchen dornigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Nachbarn geführt hatte, gab es doch ein Gebiet – den Krieg selbst – auf welchem sowohl Polen als Russland ein ehrliches gegenseitiges Vertrauen haben durften.

In Kuibyschew sagte ein polnischer General zu mir:

«Die Russen behaupten ständig, dass sie Ostpolen im Jahre 1939 nur aus strategischen Gründen besetzt hätten und nur um ihre Grenzstädte vor dem Einbruch der Deutschen zu schützen. Wollen wir annehmen, dass das stimmt. Wollen wir selbst zugeben, dass Polen seinerzeit tolle Fehler begangen hat, als es vor einem eventuellen militärischen Bündnis mit der Sowjetunion zurückschreckte. Das gibt uns gewisse Anhaltspunkte für unsere Beziehungen in der Zukunft. Es ist anzunehmen, dass die Russen noch immer ein verhältnismässig schwaches und

kleines Polen an ihrer Westgrenze im Auge haben. Wenn unser gemeinsamer Kampf zu einem grösseren Vertrauen zwischen unseren Führern und unserem Volke führen würde – und es ist unser aller Pflicht, darauf hinzuarbeiten – dann könnte diese russische Auffassung eine Änderung erfahren. Polen und Russland haben im Westen den gleichen Feind: Deutschland. Es wäre für Russland von grösstem Interesse, zwischen Deutschland und sich ein starkes Polen zu wissen. Ich spreche nicht als Ideologe, sondern als Soldat, der der Ansicht ist, dass es immer Kriege geben wird, selbst in der bestgeleiteten aller Welten, wenn ich behaupte, dass ein mächtiges Polen Russland im Falle eines neuerlichen deutschen Überfalles automatisch eine sechsmonatige Atempause zwecks Mobilisierung seiner Armee sichern würde.»

Es war höchst merkwürdig, hier an der Wolga zu sitzen, während die Rote Armee die Deutschen zurückschlug und bereits mit einem polnischen General ernstlich über den *nächsten Krieg* zu sprechen.

Aber alles, was die Polen in Russland betraf, war merkwürdig – und zurzeit konnte nur ein Teil der ganzen Wahrheit erzählt werden. Es war zum Beispiel phantastisch, vom polnischen Gesandten zu einer Messe eingeladen zu werden, die ein polnischer katholischer Priester las, der eben aus dem Gefangenenlager entlassen worden war, eine Messe, zu der die orthodoxe Kirche der Stadt, das heisst mein Freund, der Bischof Pitirim, den ich seinerzeit besucht hatte, die nötigen Devotionalien zur Verfügung stellte. Es war phantastisch, dass die Armee eines der katholischsten Länder Europas – das einzige ganz katholische Land auf Seite der Verbündeten – gerade im Lande des Kommunismus und Atheismus auferstehen sollte und dass ein Ausbruch tiefsten Glaubens und leidenschaftlicher Frömmigkeit die Bildung der neuen polnischen Regimenter in der Sowjetunion begleiten sollte. Einige Offiziere beschrieben mir die ersten, in den militärischen Ausbildungslagern zelebrierten Messen, und wie die, vom Leben in den Gefangenenlagern völlig erschöpften Menschen wie Kinder geweint hatten, weil Gott von neuem seine barmherzige Hand über sie hielt.

Einer der frömmsten Polen, denen ich auf meiner Reise begegnete, war ein Offizier in mittleren Jahren, mit einem melancholischen Gesicht, das altmodisch wirkte, weil er einen langen dunklen Schnurrbart trug, der an beiden Mundwinkeln

herunterhing. Er gehörte der polnischen Aristokratie an und einer der regierenden Könige Europas war ein Mitglied seiner Familie. Vor dem Krieg war er ein reicher Mann gewesen. Er besass ein grosses Landgut und stand einem Industriekonzern in Warschau vor. Die Russen hatten ihn im Jahre 1939 gefangen genommen. Dies war das zweitemal, dass er mit den Sowjets zu tun bekam: in seiner Jugend war er Adjutant des Grossfürsten Nikolaus gewesen, und er wusste unglaubliche Geschichten aus der ersten Zeit der russischen Revolution, vom Kaukasus aus gesehen und von dem Abschied des Grossfürsten von seinen Kosaken.

Im Jahre 1939 befand sich derselbe Pole in einem Sowjetgefängnis gemeinsam mit Russen, die sich anscheinend nicht streng genug an «die Linie» gehalten hatten. Mehrere von ihnen hatte er kennengelernt. Es waren überzeugte Kommunisten darunter – Stalinisten, nicht Trotzkiisten – die die Tatsache, dass sie festgenommen worden waren, keineswegs auch nur im Geringsten an der Unfehlbarkeit der Sowjetlehre zweifeln liess. Sie äusserten sich etwa so: «Wir sind zwar im Gefängnis, aber das hat gar nichts mit der Tatsache zu tun, dass der Kommunismus trotzdem eine gerechte Sache ist.» Und Tag für Tag hatten seine russischen Gefängnisgenossen meinen polnischen Freund mit kommunistischer Propaganda traktiert. Wenn er dann in seine Zelle zurückkehrte, kniete er nieder und betete zu Jesus und der Heiligen Jungfrau.

Zu Weihnachten hatte der Pole drei von den Kommunisten in seine Zelle eingeladen. Er hatte tagelang ein kleines Bäumchen mit Schnee geschmückt, den er aus Brotkrumen und Staubzucker fabrizierte. Er und die drei Kommunisten feierten gemeinsam ein sehr freundschaftliches Weihnachtsfest um einen winzigen Brotkrumenbaum herum. Und plötzlich, spät am Abend, hatten alle vier ihre Gesichter in die Hände vergraben und geweint.

Mein Freund erzählte mir, dass er im Gefängnis ein Gelübde getan habe, falls er je wieder nach Polen zurückkommen und seine Familie Wiedersehen sollte, der kleinen Kirche seines Dorfes das schönste Bild der Verkündigung zu schenken, das aufzutreiben war. «Und wissen Sie, was geschehen ist?» sagte er, «Als ich aus dem Gefängnis entlassen worden war, schloss ich mich selbstverständlich der neuen polnischen Armee an, die in Sowjetrussland gebildet worden war. Und an einem der ersten Tage, an denen ich in einem russischen Dorf Dienst

machte, räumte ich zufällig einen alten Schuppen voll Holz und Gerümpel aus. Und was fand ich unter halb verfaulten Kisten und Scheiten? ... So unglaublich es klingen mag: eine fein gemalte alte «Verkündigung», zwar in russischem Stil, aber wunderschön. Da das Bild angeblich niemandem gehörte, nahm ich es mir. Sehen Sie, das ist der erste Schritt. Das Bild habe ich bereits ... Nun muss ich nur noch meine alte Kirche und mein Dorf wiederfinden.»

Solange ich in Russland war, unterliess ich es nie, das Wochenblatt «Polska» zu lesen, das die polnische Gesandtschaft für die gewesenen Gefangenen – Soldaten wie Zivilisten – herausgab. Für jeden, der auf und zwischen den Zeilen zu lesen vermochte, war die ganze polnische Tragödie in diesen kleinformatischen Seiten eingefangen – die ganze Epopöe und das ganze Leid Polens. Ganz klein gedruckte Spalten waren den Namen der in Russland verschollenen Polen vorbehalten. Unter dem Titel: «Angehörige werden gesucht» konnte man folgendes lesen:

«Nachfolgende Liste enthält die Namen von Personen, die auf russischem Gebiet gesucht werden. Die Namen in Klammern sind jene der Leute, die nach ihnen forschen.»

Dann folgten die Hunderte und Aberhunderte Namen Vermisster. Am Ende einer der Spalten fand ich folgende Ankündigung:

«Indien ist bereit, fünfhundert polnische Waisenkinder aufzunehmen. Die Gesandtschaft erbittet Auskünfte über polnische Waisen, mit genauer Adresse und möglichst genauen Einzelheiten.»

Die nächste Seite brachte Nachrichten aus dem Mutterland: Greuelberichte von deutschen Verfolgungen und herzbrechende Bilder, die aus den besetzten Dörfern und Städten herausgesickert waren und Polen zeigte, die vom Feinde gehängt, erschossen und gemartert worden waren . . . und auch die diabolische Behandlung der polnischen Juden. Dann kamen Nachrichten von polnischen Soldaten aus der ganzen Welt unter dem Titel: «UNSERE FLIEGER BOMBARDIEREN DEUTSCHLAND», «UNSERE KÄMPFER IN TOBRUK», oder «VON UNSEREM HAUPTQUARTIER IN LONDON». Man hatte den Eindruck, als wären die Polen in dem tollen Durcheinander des Krieges über die ganze Welt verstreut worden.

Ich sah eine Doppelseite: «Soldatentage», die von dem kürzlichen Besuch des Generals Sikorski in Russland berichtete und

zeigte, wie er die Truppenparade abnahm. Unter dem Bild eines marschierenden Bataillons auf der Seite links stand zur Erklärung: «Die, welche bereits Waffen haben, aber noch alte Uniformen tragen», und auf der Gegenseite war ein Bild: «Die, welche bereits neue Uniformen tragen, aber noch keine Waffen haben.» «Die Uniformen», hiess es in dem Artikel, «bestanden aus englischen Überrocken mit englischen Uniformknöpfen, die schlecht zu den riesigen runden Pelzmützen passten, die ihnen unser anderer Verbündeter zur Verfügung gestellt hatte.»

General Sikorski wurde auch bei der Geschützinspektion gezeigt, während er eine Ansprache hielt und sich zwanglos mit Rekruten und weiblichen Freiwilligen unterhielt. Uja Ehrenburg hatte einen langen Artikel in dieser Nummer. Er beschrieb die Tage, die er in der polnischen Armee verbracht hatte, mit folgenden Worten:

«Ich war eine Woche lang bei den Polen. Ich habe sie im Schnee vor General Sikorski defilieren gesehen. Die Männer, die an uns vorbeimarschierten, haben Schweres durchgemacht. Ein grosses menschliches Drama sprach aus ihren Augen: sie haben alles verloren. Aber sie trugen ihre Gewehre voll Stolz. Ich sah grauhaarige Soldaten mit langen Schnurrbärten und auch ganz junge Burschen, die die Gewehre küssten, die sie eben bekommen hatten. Sie hielten die Waffen stramm in ihren Händen, so strahlend glücklich, wie man ein geliebtes Weib im Arm hält.»

Selbst die farblosesten Berichte – offiziellen Charakters – waren keineswegs farblos, wenn man ihren Hintergrund sah, wenn man sich einen Polen vorstellte, einen gewesenen Gefangenen, der zum Beispiel folgendes las: «Die erste Begegnung des polnischen Premierministers und obersten Heerführers General Wladislaw Sikorski mit dem Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare in der UdSSR., Joseph Stalin, fand im Kreml statt und dauerte über zwei Stunden. Molotow, der polnische Gesandte Kot und General Wladislaw Anders wohnten der Begegnung bei. Die Besprechungen befassten sich mit allen polnischen Fragen unter besonderer Berücksichtigung der Bildung der polnischen Armee und der Hilfe, welche die polnischen Zivilisten in der UdSSR, brauchten. Am nächsten Tage fand zu Ehren des polnischen Premiers in der historischen Halle des Kremls ein Empfang statt. Die Sowjetführer brach-

ten mehrere Toaste auf die Vertreter der polnischen Armee aus und begrüßten unsere Offiziere mit besonders warmer Herzlichkeit. Nach dem Bankett dauerte das Fest noch bis in die späte Nacht. Es endete mit der Unterzeichnung der gemeinsamen Erklärung durch die beiden Regierungen.»

Unser polnischer General Anders – dieser kühne, harte, romantische Führer – befand sich also auch unter denen, die von den Gastgebern im Kreml «mit besonders warmer Herzlichkeit» begrüßt worden -waren . . . Ich sah ihn geradezu vor mir, wie er seinen Gastgebern in seiner geraden, soldatischen Art darauf antwortete. Ich erinnerte mich an einen Abend mit General Anders in Teheran – einen grossen Mann mit völlig glatt geschorenem Schädel und einem tief durchfurchten, harten Gesicht. In der halb humorvollen Art, welche die Polen, die zu viel gelitten hatten um traurig und auch zu viel, um erbost sein zu können, sich neuerdings beizulegen pflegten, lautete die Beschreibung seines Lebens während der letzten beiden Jahre etwa so:

«Ich befehligte im September 1939 eine Einheit in Polen – und kämpfte zum zweitenmal in meinem Leben gegen die Deutschen. Während des Krieges im Jahre 1914 war ich ein junger Offizier in einer zaristischen Division, die sich in der Schlacht sehr bewährte und viele Deutsche gefangen nahm, darunter auch einen General. Diesmal jedoch, im Jahre 1939, wurde ich von den Deutschen verwundet und wäre beinahe gestorben. Ich lag mit acht Wunden in einem Spital in Lwow, als die Rote Armee von Osten anrückte. Ich wurde gefangengenommen, und die Russen brachten mich erst in ein anderes Spital, dann in verschiedene Gefängnisse. Es war nicht angenehm. Im Gefängnis bekamen wir nur wenig Nachrichten. Dass die Deutschen Paris genommen hatten, erfuhr ich nur ganz zufällig zwei Monate später. Einmal, mitten im Sommer, im Ljubjanska-Gefängnis in Moskau hörte ich Bomben fallen. Es war also anscheinend Krieg. *Noch* ein Krieg. Aber was war das für ein Krieg? Einzelne Gefangene wollten wetten, dass es nur ein Krieg zwischen England und Russland sein konnte. Andere aber glaubten, es sei ein Krieg zwischen Russland und Deutschland. Ich war auch dieser Ansicht. Ich ahnte nicht, dass, während ich im Gefängnis sass, in London zwischen den polnischen und Sowjetbehörden Unterhandlungen zwecks Entlassung polnischer Offiziere wie ich einer war gepflogen wurden. Eines schönen Morgens – am 4. August 1941 – kam der Ge-

fängnisdirektor zu mir in die Zelle und sagte lächelnd: ‚General Anders, Sie sind frei, von diesem Augenblick an, und gestatten Sie, dass ich Sie beglückwünsche. Sie sind soeben von Ihrer Regierung im Exil zum Oberkommandanten der polnischen Streitkräfte in Russland ernannt worden.‘ An der Tür wartete bereits ein russisches Regierungsauto. Es brachte mich und mein sogenanntes Gepäck in ein Hotel, wo ein hochelegantes Appartement für mich reserviert war. Und ich begann sofort mit der Rekrutierung meiner Leute.»

Es ging ein Gerücht um – nur ein Gerücht – dass Stalin sich bei General Anders anlässlich der historischen Zusammenkunft im Kreml nach den russischen Gefängnisverhältnissen erkundigt habe – und dass der General dem Sowjetführer höchst phlegmatisch seine «Beobachtungen eines Augenzeugen» mitgeteilt habe: Das und jenes Gefängnis wäre ganz anständig, ein anderes wieder entsetzlich. Und noch ein anderes mittelmässig, aber nicht so arg usw.

Solche Episoden mussten einem realistischen Beobachter wie eine Farce erscheinen. Aber der realistische Beobachter konnte auch leicht vollkommen falsch urteilen, wenn er die Faktoren übersah, die aus der neuen russisch-polnischen Allianz ein wirkliches Band machten: Vor allem war diese Allianz für beide Teile eine absolute Notwendigkeit und die Notwendigkeit war ein guter Ratgeber. Zweitens arbeiteten nun der russische Patriotismus und der polnische Patriotismus parallel gegen den Angreifer vom Westen. Das russische und das polnische Volk hatten gleichermassen durch die Deutschen gelitten und hassten die Deutschen auf gleiche Art. Trotz ihrer etwas stürmischen Beziehungen zueinander war ihre kriegerische Einstellung gegen einen Feind, den sie beide nur zu gut kannten, die gleiche.

Ich habe das grausame und paradoxe Bild der russisch-polnischen Beziehungen nur deshalb so ausführlich geschildert, um in der Lage zu sein – ohne eine gefälscht rosige Schilderung der Situation zu geben – auf folgende wichtige Tatsache hinzuweisen: *Selbst* die Sowjetunion und Polen, diese einstigen Feinde, waren nun Kampfgenossen in den Reihen der Alliierten. *Selbst* Polen und die Sowjetunion waren schliesslich, am 4. Dezember 1941, imstande gewesen, einen Vertrag zu unterzeichnen, der feststellte, dass der «deutsche Hitlerimperialismus» der «ärgste Feind der Menschheit», und dass «kein Kompromiss

mit ihm möglich sei», und dass die beiden Nationen den «Krieg bis zum Endsieg und zur völligen Vernichtung des deutschen Angreifers weiterführen würden».

General Sikorski hatte diesem Ereignis an dem Tage seine richtige Bedeutung und Grösse gegeben, als er am Rundfunk in Moskau sagte:

«... Nun, wo unsere beiden Länder vom gleichen gemeinsamen Feind in ihrer ganzen Existenz bedroht sind, werden die polnischen Soldaten sich Seite an Seite mit den Russen für die Befreiung ihres Landes schlagen. Russland ist sich klar darüber, dass ein starkes, im Geiste von Morgen regiertes und gleichzeitig seiner traditionellen Politik treues Polen einen unentbehrlichen Faktor dauernden Friedens darstellt, und dass die Waffenbrüderschaft, die heute zum erstenmal in der Geschichte zwischen unseren beiden Ländern besteht, von einschneidender Bedeutung für die Zukunft der beiden Nationen sein und einen festen Unterbau für ihre freundschaftlichen Beziehungen bilden wird.

Von beiden Seiten wurde beschlossen, über das Vergangene einen Strich zu machen. Wir sind überzeugt, dass das russische Volk nicht vergessen wird, dass wir ihm in der Stunde schwerster Prüfung zur Seite gestanden sind und dass es den guten Willen und die Freundschaft Polens voll einschätzen wird. Gegenseitiger Respekt vor nationaler Souveränität wird unsere guten Beziehungen dauernd gestalten.

Heute kann es keine Verständigung und keinen Kompromiss mit den Deutschen geben. Man muss den Deutschen beibringen, ‚dass Verbrechen sich nicht bezahlt machen‘. Die Gesetze ihrer barbarischen Ideologien müssen mit Feuer und Schwert ausgebrannt werden. Hitler hat den europäischen Kontinent vereinigt, aber nicht wie er es sich gedacht hatte, sondern gegen sich selbst. Er vereinigte die Polen mit den Tschechen und den Slowaken und den Jugoslawen und den Griechen, Norwegern, Belgiern, Holländern und Franzosen, und er hat uns alle mit den Engländern und den Russen verbunden, im Vernichtungskampf gegen die grösste Geissei der Menschheit.

Wir sind im Ganzen achtzig Millionen. Das ist ein mächtiges Heer, das ist eine bedrohliche Front hinter den feindlichen Linien. Diese Front ist heute noch geheim und still, aber darum nicht weniger gefährlich als die moderne Aviatik, als Panzerdivisionen und Kriegsschiffe.»

Ich erinnerte mich an das, was General Sikorski mir bei seiner Rückkehr aus Moskau in Teheran gesagt hatte: «Nur eines ist wichtig: Der Sieg, der Polen befreien wird.» Und ich erinnerte mich an den General Anders, der gerade aus einem russischen Gefängnis kam und bei einer anderen Gelegenheit zu mir sagte:

«Wir kehren nach Polen zurück. *Freilich nicht alle.* Aber Polen wird leben.»

Diese Worte weckten in meiner Erinnerung tausendfachen Widerhall: sie waren die logische und edle Fortsetzung der polnischen Geschichte. Im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte hatte die Seele Polens sich nur wenig verändert. Mehrmals war das unzerstörbare Land von der Karte verschwunden, war wieder erschienen, um von neuem zu verschwinden, wie ein Schwimmer, dessen Kopf aus den Wogen auftaucht und wieder untertaucht. Aber immer, wenn ein Pole wieder frei aufatmen konnte, immer wenn er aussprechen durfte, was er dachte, hatte er mit demselben herrlichen Eigensinn das gleiche gesagt.

Ein Beispiel sind die ersten Verse des «Pan Tadeusz», mit denen der Dichter Adam Mickiewicz im Jahre 1834 seine Gefühle hinausschrie:

«Mein Land, du gleichst der Gesundheit,
Nur der weiss richtig dich zu schätzen,
Der dich verloren hat...»

Und der polnische Held Louis Narbutt, der während des Einfalls im Jahre 1863 auf dem Schlachtfeld fiel und sterbend flüsterte:

«Wie glücklich bin ich! ... Ich sterbe für mein Land!»

Und so bereitete sich ein General, der von den Nachbarn im Westen seines Landes verwundet und von den Nachbarn im Osten gefangen worden war, im Augenblick seiner Befreiung auf dem Boden des Exils bereits auf die Wiederaufnahme des Kampfes vor und drückte seine ganze Zuversicht in fünf kurzen Worten aus:

«Wir kehren nach Polen zurück.»

VIERTER TEIL

ASIEN

XVI. Kapitel

FLUG NACH DEM FERNEN OSTEN

Am Tag bevor ich Russland verliess, betrat ich zum erstenmal den «Laden für Fremde» oder den «Diplomatenladen, wie er auch genannt wurde. Ljuba Mjeston überredete mich, Reiseproviand mitzunehmen: das Flugzeug aus Teheran war endlich in Kuibyschew angekommen und wartete nur noch gutes Wetter ab, um nach Iran zurückzufliegen. Wir betraten den Laden mit einem grossen, leeren Sack bewaffnet – und nun geschah etwas, was ich in Russland für unmöglich gehalten hätte. Alles, was ich kaufen wollte, war wirklich vorhanden. Kein Warten, keine Lebensmittelkarten. Alles war da: Brot, Butter, Schinken, Wurst, Käse, Kompott, Mandarinen und Schokolade. Auch Fleisch und Zucker und Nudeln und Speck. Ja sogar Eier gab es. Das alles war so unwirklich, dass ich kaum wagte, dem dicken Verkäufer hinter dem Ladentisch meine Bestellungen zu geben. Ich war mir vollkommen bewusst, dass ich auf diese Dinge keinen Anspruch hatte, wenn zweihundert Meter weiter in einer langen Schlange Leute um Brot anstanden – Frauen, die seit Monaten keine Butter und kein Stückchen Obst gesehen hatten.

Aber nach Sowjetbegriffen war an dieser Situation gar nichts Sonderbares. Das «Narkomindel» (Kommissariat für auswärtige Angelegenheiten) hatte dem Laden meinen Namen angegeben, so wie die Namen aller anderen Journalisten und Diplomaten. Daher wusste der Mann, dass ich ein Recht hatte, bei ihm einzukaufen. Es war nur ein kleines Streiflicht auf die russische Gastfreundschaft: die Sowjets machten ihren wenigen fremden Gästen das Leben um eine Spur leichter als das ihrer eigenen Landsleute. Da war schliesslich nichts Böses dabei, und ich sagte mir immer wieder, dass ich mich wahrscheinlich, wenn ich ständig in der UdSSR, zu tun gehabt hätte wie die Diplomaten und die hier ansässigen Korrespondenten an diese Privilegien gewöhnt haben würde und mit der Zeit sogar froh gewesen wäre, sie geniessen zu dürfen. Schliesslich konnte man auch mit Recht sagen, dass Russland, das in ständig wachsen-

dem Masse von Amerika und der «Lend and Lease» abhing (die Lebensmittelnot wurde täglich fühlbarer), in einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten Opfer brachten, um Sowjetrußland zu helfen, den in Kuibyschew ansässigen wenigen Amerikanern auch gewisse Begünstigungen einräumen durfte.

Warum fühlte ich mich aber doch so beschämt, als ich mit meinem Sack, der alle die Mandarinen gar nicht zu fassen vermochte, an der langen Reihe russischer Frauen vorbeikam – die kein Recht hatten, den «Laden für Fremde» zu betreten? Gerade die Gleichgültigkeit, die diese geduldige Menge mir gegenüber zur Schau trug, gab mir einen Schock, den ich im Leben nicht vergessen werde. Es war, als spräche ein ganzes Volk armer Teufel mir seine Verachtung aus:

«Wir wissen, dass ihr Fremden, ihr wohlgenährten Bundesgenossen ohne Butter, Nudeln, frisches Obst, frisches Gemüse, gemischte Kost, Vitamine und Gott weiss was sonst noch nicht leben könnt. Da . . . hier habt ihr alles! Bedient euch! Wir haben es für euch aufgehoben und beneiden euch nicht einmal darum, denn wir sind stark und brauchen all das Zeug nicht. Wir können auch für ein Land mit leeren Läden kämpfen. Wir können für unsere ausgeplünderten Heimstätten kämpfen und unsere zerlumpten Kleider. Das macht uns gar nichts. Unsere Soldaten bekommen von allem das Beste. Wir Zivilisten begnügen uns mit Freude mit dem, was übrig bleibt. Und wir halten das noch zehn Jahre aus, wenn es darauf ankommt – denn für uns ist Essen und Trinken nicht das Höchste. Unsere Liebe zum Vaterland hängt nicht von dem Wohlleben ab, das es uns zu bieten vermag.»

Meine Theorie, dass das Asketentum des russischen Lebens an sich etwas sehr Gutes sein mochte, erwies sich als gefährlich und bis zu einem gewissen Grad auch sentimental. Nichts sprach für sie: denn das Sowjetsystem hatte es sich ja gerade zum Ziel gesetzt, allen Bürgern der Union Behagen und Wohlstand zu sichern. Davon aber war und blieb ich überzeugt, dass die herrliche Gleichgültigkeit, mit der die Russen ihre augenblicklichen Entbehrungen ertrugen, eine sehr wertvolle Lehre für die übrigen Alliierten darstellte. Verglichen mit den amerikanischen Lebensbedingungen während des Krieges und selbst mit den weit beschränkteren Möglichkeiten in England, die ich selbst kennengelernt hatte, war das, was das stolze russische Volk besass und bekam, soviel wie nichts . . . und für dieses «Nichts» war es bereit, sein Leben herzugeben.

Meine Abreise von Kuibyschew (Donnerstag, den 29. Januar) ging äusserst überstürzt vor sich. Von kompetenter Seite war uns versichert worden, dass das Flugzeug an diesem Tage bestimmt nicht abgehen werde. Dann aber klingelte plötzlich das Telephon und es wurde mir mitgeteilt, dass ich in einer halben Stunde auf dem Flugplatz sein müsse, falls ich mitkommen wolle. Der Flugplatz war fünfundzwanzig Kilometer von meinem Hotel entfernt. Ich begann in meinem Zimmer im Kreis herumzulaufen, gleichzeitig bemüht, meine Koffer zu packen, mich anzuziehen und zum Telephon zu eilen, das plötzlich verrückt geworden zu sein schien. Ljuba Mjeston stürzte zu mir herein und begann, aus dem tags zuvor im «Diplomatenladen» erstandenen Brot und Käse Sandwiches zu fabrizieren. Wir hatten keine Zeit für einen langen Abschied, aber wir waren beide ehrlich unglücklich, dass wir uns trennen mussten. Als ich diesen kleinen «Leutnant» mit dem frischen runden Gesicht zum letztenmal vor mir sah, hätte ich ihm am liebsten gesagt:

«Man hat Sie damit betraut, mich zu überzeugen – und das haben Sie auch sehr brav getan. Aber ich hoffe, dass auch ich *Sie* überzeugt habe. Vielleicht . . . Vielleicht werden Sie jetzt öfters an Frankreich denken, aus dem einfachen Grunde, weil ich zufällig die erste Französin war, die seit dem Einfall der Deutschen im Jahre 1941 aus einem befreundeten Land nach Russland kam. Vielleicht ist es mir gelungen, Sie zu überzeugen, dass es ausser den Soldaten des «Freien Frankreich» auch innerhalb der französischen Grenzen Millionen von Patrioten gibt, die mit Leib und Seele an unserer Seite mit den Verbündeten kämpfen. Denken Sie ein wenig nach, Ljuba . . . Wer von uns beiden hat bessere Arbeit geleistet?»

Aber nicht einmal dazu reichte die Zeit. Der Wagen der englischen Gesandtschaft, der mich auf den Flugplatz bringen sollte, stand bereits vor der Tür. Ich küsste Ljuba auf beide Wangen und stieg ein. Im letzten Augenblick reichte sie mir noch einen vierfach gefalteten Bogen Papier und sagte:

«Ich weiss, dass Ihnen dieses Sowjetplakat gefallen hat. Sie haben es sehr oft auf der Strasse angesehen und darum habe ich mir eines für Sie verschafft. Es ist das Plakat mit dem Schwur der Roten Armee, den wir alle angesichts unserer Kameraden zu leisten haben, wenn wir in die Armee eintreten. Unsere Soldaten und unsere Offiziere sind von dieser Zeremonie manchmal so ergriffen, dass sie die Worte des Schwures kaum auszu-

sprechen vermögen und sich sehr beherrschen müssen, um nicht in Tränen auszubrechen.»

Ich steckte das Plakat in meine Tasche. Philip Jordan vom «NewsChronicle» und Korrespondent der BBC., der ebenfalls an diesem Tag abreiste, sprang in den Wagen. Auf der englischen Gesandtschaft holten wir noch Dan Lascelles ab, der nach Beirut versetzt worden war und Russland endgültig verliess. Als die Stadt bereits hinter uns lag, fiel mir ein, dass ich den Rock meines Whipcord-Kostüms einzupacken vergessen hatte; das Stubenmädchen im Grand Hotel hatte ihn zum Ausbügeln übernommen, und nun war er zurückgeblieben. Ich sollte diesen Rock von nun an tagtäglich vermissen.

Auf dem Flugplatz wimmelte es von amerikanischen und englischen Offizieren und von allen möglichen Beamten und Funktionären. Erst nach einer Weile vermochte ich zu unterscheiden, wer mitkam und wer nur erschienen war, um Freunden das Geleite zu geben. Selbstverständlich mussten wir nach diesem tollen Hasten und Jagen noch sehr lange auf den Abflug warten. Erst wurden die Papiere jedes einzelnen Reisenden auf das genaueste geprüft. Ein Pilot verriet mir, dass wir in Astrachan übernachteten und am nächsten Tag nach Baku und Teheran weiterfliegen würden.

Das letzte, was ich auf dem Flugplatz von Kuibyschew zu sehen bekam, war ein grosses Plakat – das gleiche, das Liuba mir geschenkt und das ich in der UdSSR, überall gesehen hatte. Vor einem Hintergrund aus starrenden Bajonetten rief ein starkes Weib in grellrotem Gewand das russische Volk zu den Waffen, die linke Hand zum Schwur erhoben, in der Rechten den Text des Schwures, der für mich die ganze unvergessliche, unbeugsame und heroische Atmosphäre Russlands im Kriege zum Ausdruck brachte:

«Ich, Bürger der UdSSR, schwöre im Augenblick meines Eintrittes in die Reihen der Roten Armee der Arbeiter und Bauern und gelobe feierlich, stets ein mutiger, würdiger, gehorsamer und wachsamer Kämpfer zu sein. Ich schwöre, dass ich alle militärischen Staatsgeheimnisse streng bewahren, alle militärischen Vorschriften gewissenhaft befolgen und allen Befehlen meiner Vorgesetzten, meiner Kommissare und meiner Führer Folge leisten werde.

Ich schwöre, dass ich gewissenhaft bemüht sein werde, mich militärisch weiterzubilden, unermüdlich über das Wohl des Heeres und des Vaterlandes zu wachen und bis zu meinem

letzten Atemzuge meinem Volke, meiner Sowjetheimat und der Regierung der Arbeiter und Bauern treu zu bleiben.

Ich werde auf Befehl der Regierung der Arbeiter und Bauern immer bereit sein, für die Verteidigung meines Landes – der UdSSR. – zu kämpfen, und als Soldat der Roten Armee der Arbeiter und Bauern schwöre ich, mein Vaterland mit Mut, Sachkenntnis, Würde und Ehre und unter Einsetzung meines Blutes und meines Lebens bis zum Endsieg über den Feind zu verteidigen.

Sollte ich, von einem bösen Geist getrieben, diesen feierlichen Schwur brechen, dann sei die strenge Strafe des Sowjetgesetzes und der Hass und die Verachtung aller Arbeiter mein verdientes Los.»

Nun hatte ich den russischen Winter und den russischen Krieg hinter mir gelassen. Statt durch Schnee zu stapfen, ging ich durch die trockenen Strassen von Teheran über braune Erde. Zum erstenmal seit einem Monat konnte ich die Sonne auf meinem Rücken fühlen, ohne dass sie mich bis auf die Knochen vereist hätte. Es war geradezu märchenhaft, wieder Seidenstrümpfe anziehen und im Kostüm, ohne Mantel, herumgehen zu können, sauber und frisch gewaschen zu sein, in einem Restaurant eine gute Mahlzeit zu bekommen und in einem von Vorräten berstenden Laden einkaufen zu dürfen. Und es war auch schön, ein paar liebe Freunde wiederzusehen. Und doch atmete ich nicht auf, als ich in das ausserhalb des Krieges stehende ungefährdete Iran kam. Um meine Reise nach dem Fernen Osten zu organisieren, was gar nicht so einfach war, musste ich von einem Büro zum andern und von einer Gesandtschaft zur andern pendeln. Überall hatte ich das Gefühl, mich in einem Sumpf von Passivität und Untätigkeit zu verlieren. Ich sagte mir ständig: «Ja, aber was haben sie denn alle? Was ist denn hier plötzlich ganz anders geworden? Ich war doch vor kaum einem Monat in Teheran und habe viele Leute bei der Arbeit gesehen. Jeder tat ganz gewissenhaft seine Pflicht . . . Was hat sich denn hier ereignet?»

Gar nichts hatte sich ereignet, ausser, dass ich in Russland gewesen und aus Russland zurückgekehrt war und dass ich russische Männer und Frauen zurückgelassen hatte, deren Leben völlig mit dem Kriege verschmolz. Nun traf ich Freunde aus den alliierten Ländern – von den neutralen Iranern gar nicht zu reden – die auch für den Krieg arbeiteten, gewiss,

die aber dabei ein konventionelles Leben weiterführten, das sich von ihrem Leben im Frieden kaum unterschied. Der Kontrast war ungeheuer und seine Wirkung auf mich Liess sich nur mit einem plötzlichen Entzug von Sauerstoff vergleichen. Worüber ich nicht hinwegzukommen vermochte, das war der unverrückbare heilige Stundenplan, der jegliche Betätigung in Teheran beherrschte. Die Büros waren während endloser Mittagspausen leergebrannt, ebenso zur Teestunde und wurden meist nach der Teezeit für den Rest des Abends überhaupt nicht mehr aufgemacht. Nur einige Mitglieder der alliierten Militärmission machten hievon eine Ausnahme. Sie waren aber auch die einzigen, die bis spät in die Nacht arbeiteten.

Einen Zivilisten in seinem Büro anzutreffen, war eine richtige Leistung. Wenn ich mit einem hohen Beamten zu tun hatte, lud er mich meist zum Lunch ein oder zum Tee oder zu einem Cocktail oder auch zum Abendessen. Ich konnte – undankbarerweise – absolut nicht verstehen, warum wir uns bemüsstigt fühlten, fast ununterbrochen zu essen und zu trinken – ob Krieg war oder nicht. Am liebsten hätte ich jedem, dem ich begegnete, wie toll ins Gesicht geschrien:

«Nein, ich will nicht zum Lunch kommen! Mir Hegt keinen PfiffFerling an der Cocktail-Einladung des Herrn Soundso! Sagen Sie mir lieber, wie Sie diesen Krieg zu gewinnen gedenken!» Glücklicherweise schrie ich den Leuten diese Dinge nicht ins Gesicht, und es gelang mir, mich ausgesprochen netten Menschen gegenüber «gut» zu benehmen, die, ob sie nun tüchtig sein mochten oder nicht, doch immerhin mehr leisteten als ich selbst. Trotzdem war mir elend zumute. Und daran war nur Russland schuld: Russland im Krieg hatte mich mit Begeisterung berauscht, und als ich es verliess, musste ich mit dem, was ich sagte, sehr vorsichtig sein, wie ein Betrunkener, der im Begriff ist, wieder nüchtern zu werden.

Das langsame Lebenstempo in Teheran war nicht das einzige, was mich bedrückte. Auch das rasche Tempo der Niederlagen im Osten, genau dort, wo ich hin wollte – trug viel dazu bei. Vor mir lag ein Wettlauf mit den Japanern: allein um von Iran nach Indien und Burma zu kommen, musste ich gegen einen Wirbelsturm ungünstiger Ereignisse ankämpfen. Ich werde nie das apathische Gesicht jenes grossen, blonden englischen Diplomaten vergessen, eines typisch trägen, nervenlosen Menschen, als ich ihn fragte, ob er glaube, dass ich nach Singapore würde gelangen können. Er antwortete ehrlich

überrascht, in dem ihm eigenen gelangweilten Ton: «Nur wenn Sie eine Japanerin sind.» Das sollte nicht einmal witzig sein. Er nahm die militärische Situation, die bald zur Katastrophe werden sollte, einfach als gegeben hin. Und das Fürchterliche dabei war, dass er, was Singapore betraf, nur allzu recht behielt.

Ich gab den Gedanken, über Land nach Bagdad zu fliegen, bald auf: Es war zu schwer, auf dieser überfüllten Strecke einen Sitz im Flugzeug zu bekommen – und ich kabelte nach Kairo um einen Platz im nächsten Hydroplan Kairo-Singapore. Ohne eine Antwort abzuwarten, beschloss ich, per Bahn an den Persischen Golf zu fahren, um in Basra im Irak das Wasserflugzeug zu besteigen. Wenigstens kam ich aus der trostlosen Sackgasse von Teheran heraus, die ich nun schon allzu genau kannte. Dadurch würde ich auch Gelegenheit haben, die berühmte Transiranische Bahn zu benutzen, in Abadan die Petroleumraffinerie der Anglo-Iranischen Gesellschaft zu besichtigen und im Hafen des Persischen Golfes das alliierte Kriegsmaterial ankommen zu sehen.

Meine Reise begann herrlich auf dem modernen Bahnhof von Teheran, auf den der alte Schah so stolz war, und aus dem der Krieg eine Durchgangsstation für die Tausende von Offizieren, Soldaten und verbündeten Zivilisten aller Nationen gemacht hatte, die ihr Dienst in alle Weltteile rief. Der bequeme Zug war überfüllt mit Engländern, Amerikanern, Polen, Persern, Russen und Indern. In meinem Abteil waren wir zu viert: ein Engländer in Uniform, zwei russische Seeoffiziere und ich. Auf dem Bahnsteig drängten sich die Menschen, die gekommen waren, um Abschied zu nehmen. Englische Offiziere unterhielten sich mit unserem englischen Passagier und drei Mitglieder der Sowjetgesandtschaft sprachen durchs Fenster mit den russischen Seeoffizieren. Ich redete abwechselnd Englisch mit Philip Jordan und polnisch mit meinem Freund, dem polnischen Hauptmann, was meine Reisegenossen etwas in Erstaunen setzte. Noch verwunderter aber waren sie, als die Herren von der Sowjetgesandtschaft mich erkannten, sich nach meiner Reise erkundigten und ich ihnen russisch zu antworten bemüht war.

Auf dem Bahnhof herrschte eine «Grandhotel-Atmosphäre», zu der noch die Uniformen hinzukamen. Das letzte, das ich sah, als der Zug die Halle verliess, war Philip Jordans schwarze Astrachanmütze und die runde Zobelkappe des polnischen Hauptmanns. Er war ein grosser Pelzkenner, noch aus den

Luxustagen des Friedens her. Wo immer der Krieg ihn hin verschlug, überall kaufte er die herrlichsten Felle für einen Pappenstiel.

Mitten in einem Sprachengewirr von Abschiedsgrüssen setzte der Zug sich in Bewegung. Der Engländer machte sich sofort nützlich, indem er vier Decken aus seinem Gepäck zog und jedem von uns, den Russen und mir, je eine davon anbot. Die Sowjetoffiziere zögerten, sie anzunehmen und sahen einander fragend an, dann nahmen sie die Decken schliesslich doch und bedankten sich schüchtern. Es waren ganz junge Leute mit naiven Gesichtern, die aussahen, als kämen sie geradeswegs aus der Pension und als reisten sie zum erstenmal ohne Hofmeister. Niemand hatte ihnen gesagt, wie man sich in einem Abteil der Transiranischen Bahn «vorschriftsmässig» zu benehmen hatte. Hier war es so ganz anders als in Russland: die Gesellschaft hier war nicht «organisiert» . . . Entsprach es den «Vorschriften», von einem englischen Verbündeten eine Decke anzunehmen? Wem sollten sie Trinkgelder geben und wieviel? Was war dieses iranische Geld überhaupt wert? War es richtig, mit dieser französischen Frau zu sprechen, die behauptete, in Moschaisk gewesen zu sein? Das alles wussten sie nicht. Sie sassens nebeneinander, am äussersten Rand ihrer Sitze, die Hände auf den Knien und machten einen schrecklich befangenen Eindruck. Ihre marineblauen Uniformen waren schäbiger als die, welche ich in Russland zu sehen gewohnt war und die Ärmel waren zu kurz, als hätten sie sie ausgewachsen. Ihr ganzes Gepäck bestand aus zwei kleinen Handtaschen aus Patentleder und aus ihren Pistolen, die sie stets gewissenhaft bei sich behielten, an ihren Ledergürtel festgeschnallt, selbst wenn sie sich schlafen legten.

Der Engländer war ein Chemiker. Er hatte jahrelang im südlichen Persien für die Anglo-Iranische Gesellschaft gearbeitet. Als der Krieg ausbrach, vermochte er den Gedanken nicht zu ertragen, nicht auch mit dabei zu sein: er schickte seine junge Frau nach Südafrika und meldete sich zum Kriegsdienst. Die Armee aber schickte ihn sofort nach Abadan zurück, um seine technischen Kenntnisse bestmöglich auszunützen. Alles war beim alten geblieben, nur trug er jetzt eine Uniform und war – vielleicht für Jahre von seiner Frau getrennt. Unverkennbar peinigte ihn eine uneingestandene Angst. Schliesslich brach sie durch und er sagte mit geballten Fäusten: «Ich mag keine Scheidung, wegen Hitler. Ich muss diesen

Krieg so rasch als möglich gewinnen . . . am liebsten würde ich ja selbst mitkämpfen. Und wenn das Ganze einmal vorüber sein wird, dann müssen wir in England viele Kinder bekommen – Millionen von Kindern – damit unser Land für immer stärker bleibt als Deutschland und wir ein für allemal mit dem Wahnsinn aufräumen können, den wir jetzt erleben müssen.»

Wir alle legten uns unter den hochwillkommenen Decken des Engländers schlafen. Als wir erwachten, fuhr der Zug gegen Süden zu durch eine der wundervollsten Landschaften der Welt: schöner als die Schweiz und schöner als die Rocky Mountains. Mir fiel verschiedenes ein, was man mir über diese Bahn erzählt hatte, über dieses «technische Meisterwerk», das eine Steigung von 2'250 Metern nahm und durch 224 Tunnels und über 4'722 Brücken führte. Trotzdem vermochte ich mich für das Panorama nicht zu begeistern, das ich durch das Fenster zu sehen bekam. Auf dieser ganzen Reise, die nur auf den Krieg hinzielte und unendlich viel Arbeit bedeutete, war ich für landschaftliche Schönheiten merkwürdig blind geworden. Alle Naturschönheiten an denen ich vorbeikam, prallten an mir ab und ich bemerkte sie nur insoweit, als ich mir sagte: «Das muss ich mir später noch einmal ansehen.»

Etwas allerdings bemerkte ich doch an diesem sonnigen Morgen, und zwar einen Güterzug auf einem Seitengeleise, welcher wartete, bis wir vorbei waren, um seinen Weg nach Norden fortzusetzen, nachdem er die steile Rampe wieder erklommen haben würde. Er war mit Kautschuk aus Malaya und mit Öl beladen. Warum konnte diese akrobatische Trans-Iranische Bahn nicht durch eine ganz schlichte zweigeleisige Eisenbahn ersetzt werden, die durch monoton flache Gegenden führte – durch eine Linie, die den alliierten Ingenieuren, welche mit den Militärtransporten betraut waren, nicht so viel aufzulösen gab?

Der Zug fuhr schwindelnd steil abwärts zwischen hohen Wänden aus Fels und Erde. Dann weitete sich der Blick. Zwei schmale Flüsse, deren Wasser ganz rot war, schlängelten sich durch das Tal und vereinigten sich schliesslich. Vom strahlenden Himmel hob sich die Silhouette eines steilen Felshügels ab, der eine Sekunde lang in eine Franse aus unzähligen schwarzen Schafen auslief. Hier war bereits Frühling . . . Wieder ein Kriegsfrühling; der wievielte? Dieses Bewusstsein drückte mich unsagbar nieder. Über der braunen Erde, oder eigentlich unter der Erde, schimmerte ein bereits grüner Schatten, an den

Stellen, wo bald Gras wachsen würde. Ich sah die erste Palme, ganz einsam in einer tiefen Schlucht, am Ufer eines roten Sturzbaches.

Wir fuhren immer noch abwärts. Alles war wärmer, sonniger und grüner. Gelbe Narzissen wuchsen unter dornigen Bäumen – dieselben Narzissen, die ich als Kind im Walde von Senart bei Paris gepflückt hatte . . . damals im ersten Krieg. Diesmal pflückten sie die Deutschen. Ich machte den beiden polnischen Generälen im Nebencoupe einen kleinen Besuch. Einer von ihnen war in einem russischen Lager gefangen gewesen. Seine Frau und seine Tochter waren in deutscher Kriegsgefangenschaft – das gewohnte Lied, die gewohnte Wandertragödie der Polen. In diesen Tagen konnte man tatsächlich innerhalb des Kriegsgebietes – ob in Afrika, England, Russland oder im Nahen Osten – beinahe sicher sein, in jedem Zug zwei polnische Generäle zu finden.

Immer wenn der Zug an einer Station hielt, sahen wir einige dunkelhaarige iranische Soldaten, die in ihren gelb-blassgrünen Uniformen ein wenig lächerlich wirkten und sich sehr zu langweilen schienen. Sie waren da, um die «strategische Linie» zu bewachen, und das taten sie denn auch, wahrscheinlich allerdings ohne Begeisterung. Offiziere und Soldaten sämtlicher erdenklicher Länder stiegen aus, um sich ein wenig Bewegung zu machen und wurden sofort von einer Horde zerlumpter Bettelkinder belagert, denen ihre Eltern alle Tricks des Handwerks beigebracht hatten. Das war nun wieder etwas Neues für unsere Russen: diese furchtbare Bettelei, die wie Lepra über den ganzen Orient verbreitet ist, gab es im modernen Russland nirgends mehr.

Die Sowjetoffiziere fühlten sich bereits etwas wohler: sie *gewöhnten* sich langsam an diese Reise durch unbekannte Länder und versuchten, mit uns zu sprechen. Man hatte ihnen aus dem Speisewagen eine (übrigens sehr gute) Platte gebracht und sie liessen sich das Essen richtig gierig schmecken, ohne auch nur ein Brosämchen auf dem Teller zu lassen. Ich bot ihnen Mandarinen an: jeder nahm eine und bedankte sich, die Hand auf dem Herzen, mit einer kurzen, steifen Verbeugung wie ein Schauspieler oder wie ein Kind.

Die Zelte des ersten englischen Soldatenlagers tauchten in der Ebene auf und da waren auch bereits Arbeiter, die die neue englisch-iranische Pipe-Line legten. Der englische Chemiker begann mir mit dem Bleistift in der Hand mit Hilfe von Dia-

grammen und Zeichnungen zu erklären, wo und wie im Boden Öl gefunden wurde.

Eine Französin aus Teheran hatte mir gesagt: «Sie werden im Süden schon sehen! Dort sind die Engländer die Herren!» Und das stimmte auch. Nicht so sehr der englischen Truppen wegen, die in diesem Teil von Iran lagen (auf dem Bahnhof von Ahwaz sah ich gegen Abend eine ganze Menge englischer Soldaten) als wegen der materiellen Allmacht der englischen Ölgesellschaft. Nach meinem Besuch im Lande der Sowjets fühlte ich mich wieder mitten in die kapitalistische Welt zurückversetzt: «Schluss mit dem sozialistischen Unsinn!»

Die Nacht verbrachte ich in Ahwaz bei einem englischen Ehepaar. Der Mann arbeitete selbstverständlich in der «Company», wie jeder im südlichen Iran die Ölgesellschaft nannte. Meine Gastgeber besaßen ein Haus «wie in England», das Abendessen war «wie in England», sie kleideten sich «wie in England» ... kurz sie hatten das Londoner Leben nach Iran transportiert. Am nächsten Tag besichtigte ich in ihrem Wagen das moderne Ahwaz. Es war eine neue persische Stadt, das heisst das Traurigste, das sich denken lässt: breite Strassen, die nirgends hinführten, Häuser mit anspruchsvollen Fassaden und Hinterhöfen voll Dreck, unfertige und unbrauchbar gewordene Getreidesilos, sehr gute Clubs, nur für Engländer, und in dieser gottverlassenen Stadt eine Bank, die für eine Millionenbevölkerung gross genug gewesen wäre und in modernem schwedischem Stil erbaut war. Das alte Ahwaz am andern Flussufer, mit seinen grölilenden Kindern, die im Schmutz spielten und seinen Bazaren voll bunter Baumwollstoffe war zwar schmutziger, aber weit menschlicher.

Fünfundzwanzig funkelnagelneue Lokomotiven waren eben aus England auf dem Bahnhof eingetroffen. Sie waren dazu bestimmt, in die transiranische Bahn neuen Schwung zu bringen: eine gute Nachricht für alle, die mit dem Transport von Kriegsgütern zu tun hatten. In der Nähe des Flugplatzes, wo ich eines der Flugzeuge der Ölgesellschaft benützte, wurde von uniformierten Männern im Sand ein Lager gebaut. Es war für eine polnische Division bestimmt, die demnächst aus Russland erwartet wurde.

Das Flugzeug war winzig klein; es sah aus wie ein Spielzeug. Wir überflogen ein ganz flaches, halb unter den Deltawassern des Chatt-el-Arab versunkenes Wüstengebiet und folgten beiläufig – von oben gesehen – der Pipe-Line, welche das Öl

von den Feldern des Iran-Plateaus in die Raffinerie von Abadan leitete. Mr. Pattison, der Generaldirektor der Raffinerie hatte die Liebenswürdigkeit, mich zum Lunch in sein Haus am Ufer des Chatt-el-Arab einzuladen und mir einen Ingenieur zur Führung durch die Raffinerie mitzugeben. Dieser Besuch wäre auch zu jeder anderen Zeit hoch interessant gewesen, denn es handelte sich hier um die «grösste Petroleumraffinerie der Welt», welche die «grösste Destillationsapparatur der Welt» besass und den «grössten Petroleumhafen Asiens» zu seiner Verfügung hatte. Aber diesen wichtigen Punkt anfangs Februar 1942 besuchen zu dürfen, gerade als die Japaner sich den Ölfeldern von Niederländisch-Indien und Burma näherten, machte die Sache noch weit interessanter. Es war beinahe ein Versuch zu kontrollieren, wie die Ölsituation der Alliierten aussehen würde, wenn sie die Ölquellen im Fernen Osten verlieren sollten – oder auch (um den schrecklichsten Fall anzunehmen) wie Hitler dastünde, wenn er sich eines Tages auf dem Wege über die Türkei, Syrien und Iran in den Besitz der Ölquellen von Mosul und Iran zu setzen vermöchte.

Die von den beiden Armen des Chatt-el-Arab und den seichten Gewässern des Persischen Golfes eingeschlossene, völlig flache Insel Abadan war eine Welt in der Art von H. G. Wells. Die Zylinder der Bohrtürme, die runden Reservoirs, die ebensovielen gigantischen Käse-Laiben glichen, die unzähligen Leitungen und Röhren, die nach den Gesetzen einer unentwirrbaren Geometrie bald gerade liefen, bald krumm und gebogen, bildeten eine seltsame Stadt aus blitzendem Metall. Die technische Vollkommenheit dieser Werke war schon daran zu er-messen, dass alle die vielen, kompliziert geformten Gebäude keine Spur von Rauch produzierten und dass auch kaum ein Geruch bemerkbar war. Das Rohöl musste aber auch eine höllische Behandlung durchmachen: es musste der Reihe nach alle Zylinder und alle Leitungen passieren, durch die der Erfindungsgeist der Menschen es zu den verschiedenartigsten Operationen zwang: es wurde destilliert, «gewaschen», aufgeschlossen, und das alles unter einem Druck von 48 Kilogramm auf den Quadratcentimeter und bei Temperaturen von 1'400 Grad Fahrenheit, um sich schliesslich je nach den Wünschen der Ingenieure in Benzin für Flugmotoren, in gewöhnliches Benzin, in Brennöl, in Masut oder in Teer zu verwandeln. Das Öl war nirgends zu sehen – es blieb während des ganzen Raffinierungsprozesses unsichtbar – und auch Arbeiter sah man nur wenig. Die gut

regulierten Maschinen arbeiteten sozusagen von selbst. Der Kontrast zwischen den rotglühenden Öfen der Destillations- und Aufschliessungsapparate – dieser Abbilder einer modernen Hölle – und der sehr kühlen und sehr stillen Kontrollstellen, wo der Ingenieur mit einem Blick auf ein Zifferblatt den Gang aller Maschinen zu verfolgen vermochte, war ganz ungeheuer. Im Kontrollraum der riesigen, luftgekühlten und schalldichten Kraftstation sah man beinahe gar keine Einrichtung, bis auf zwei weisse Telephone auf einem leeren Tisch. Der Baum wirkte ähnlich vornehm und langweilig wie das Büro eines Bankdirektors.

Obzwar ich nicht viel von ihnen zu sehen bekommen hatte, waren doch Tausende von Arbeitern und Ingenieuren in Abadan beschäftigt: ungefähr 15'000 Eingeborene, meist Araber und achthundert Franzosen und Schotten. Das bedeutete, dass die Anglo-Iranische Gesellschaft alle Familien der Insel und im ganzen Umkreis beherrschte, im Ganzen etwa 80'000 Menschen. Die «Company» hatte für sie Wohnhäuser, Strassen, Schulen, Spitäler, Restaurants, Clubs, Kinos, Garagen, Werkstätten und Wohnviertel mit Schwimmbassins und Tennisplätzen gebaut. Die «Company» hatte auch den Fluss ausgebaggert und Hafendämme und Molen für ihre Flotte von Zisternenschiffen errichtet, die durch Verluste zur See augenblicklich sehr dezimiert war. Auf dem Rückweg zu Direktor Pattinsons Haus sah ich ein amerikanisches Schiff den verschlafenen Fluss heraufkommen. Es hiess «Ohigan», kam aus New York und war mit zwölf halbmontierten Bombern beladen, die nach Russland gingen.

Innerhalb von vier Stunden trachtete ich so viel Kenntnisse über Öl in mich aufzunehmen, als mein untrainiertes Gehirn zu fassen vermochte – und das erste, was ich lernen musste, war «petrol» zu sagen, nicht «gasoline», wie die Amerikaner.

In Abadan befand ich mich nicht mehr im Krieg – aber hinter den Kulissen des Krieges –, in einem jener Produktionszentren, welche die Kriegführung überhaupt erst ermöglichten – und ohne die das ganze Drama nicht aufgeführt werden konnte. Ohne Benzin hätten weder die Alliierten noch die Achse den Kampf auch nur einen Tag lang fortzusetzen vermocht.

Für die Achsenmächte bestand das Problem darin, Petroleum zu erobern. Japan war im Fernen Osten gerade dabei und

Deutschland hatte es für den Frühling im Kaukasus vor. Für die Alliierten, die über Öl in Hülle und Fülle verfügten, bestand das Problem im Transport dieses Brennstoffes an die Kriegsschauplätze und sie nützten klug jede Zisterne für möglichst viele und möglichst kurze Fahrten aus, statt für seltene und lange. Die Ingenieure waren vor allem von dem Gedanken geleitet, die Fahrtstrecken der Schiffe möglichst zu verkürzen. Daraus ergab sich, dass die Anglo-Iranische Gesellschaft, die von den Engländern kontrolliert wurde, bis auf die Produktion von Benzin für Flugmotoren augenblicklich nicht voll beschäftigt war. Ich erfuhr zu meinem grossen Erstaunen, dass die «Company» seit dem Kriege ihre Produktion fühlbar eingeschränkt habe und dass sie nur sechs Millionen Tonnen jährlich erzeugte, gegen zehn Millionen vor Kriegsausbruch. Der europäische Markt war ausgefallen; England war zu weit entfernt und versorgte sich leichter über den Atlantischen Ozean. Und was schliesslich den Fernen Osten betraf, so hatte er seine Ölprodukte bisher aus den Ölfeldern von Niederländisch-Indien und Burma bezogen. «Jetzt wird man wahrscheinlich die ganzen Verteilungsmethoden von Grund auf revidieren müssen», bemerkte Mr. Pattinson nur ganz nebenbei, nachdem er am Radio von den letzten japanischen Siegen gehört hatte.

Noch am gleichen Tag (Dienstag, den 3. Februar), spät am Nachmittag, brachte das winzige Flug-Spielzeug der «Company» Mr. und Mrs. Pattinson (die nach Syrien und Kairo flogen) und mich nach Basra. Wir überflogen eine schlammige Ebene, den Fluss, der sich zwischen Palmenplantagen hindurchschlängelte, dann trockene wüstenartige Gebiete, über welche Wolken grauen Staubes hinwegfegten. Wir liessen Iran hinter uns, kamen nach dem Irak und sanken über dem Chatt-el-Arab nieder, auf dem sich alle möglichen Schiffe drängten und überflogen schliesslich Hunderte englischer Lagerzelte. Das Flugzeug landete auf dem Flugfeld von Basra. Ich verschwendete keine Zeit auf die Bewunderung des «Chatt-el-Arab»-Hotels, das dem Flugplatz auf der Landseite gegenüberlag: auf der andern floss der Chatt-el-Arab vorbei, auf dem die Wasserflugzeuge Station machten. Ich eilte durch die Halle, in der englische und amerikanische Offiziere Tee und Whisky tranken, um mich beim Direktor der «British Overseas» zu erkundigen, ob er von Kairo Weisungen betreffs meiner Weiterreise nach Singapore erhalten habe. Ja, das hätte er tatsächlich – aber

das Büro in Kairo hatte die Direktive ausgegeben, dass kein Passagier im Augenblick weiter fahren dürfe als bis Kalkutta – und für mich könne selbstverständlich auch keine Ausnahme gemacht werden. Mit der Engstirnigkeit des Eigensinns kabelte ich nach Kairo – in der Annahme, dass es sich um ein Missverständnis handeln müsse und bestand auf einer Fahrkarte nach Malaya. Ebenso gut hätte ich Hirohito ersuchen können, den Vormarsch seiner Truppen gegen Osten etwas zu stoppen.

Ein Hydroplan wurde in zwei Tagen erwartet – aber aus den zwei Tagen wurden drei. Meine Freundschaft mit der Anglo-Iranischen «Company» führte zu einer Freundschaft mit ihrer Schwestergesellschaft, der «Raffidian Company» im Irak. Der Direktor der «Raffidian» Mr. Mac Pherson und seine reizende Frau boten mir ihre Gastfreundschaft an. Und eine Stunde, nachdem ich bei ihnen «eingezogen» war, kannte ich bereits «ganz Basra», das, soviel ich beurteilen konnte, aus einigen englischen Offizieren und Ingenieuren bestand, die Tag und Nacht an den Problemen des Transportes von Kriegsmaterial arbeiteten, wobei sie von Amerikanern unterstützt wurden, zu denen ständig «Neue» hinzukamen und noch anderen Offizieren und Soldaten, die nur gerade das Nötigste leisteten. Die englischen Zivilisten, die ständig hier wohnten und administrativ tätig waren, kannten den Krieg nur vom Hörensagen und die Irakesen waren – bestenfalls – völlig uninteressiert an seinem Ausgang. Unter anderen, ähnlichen Geschichten, hörte ich auch von einer blinden Irakesin, die täglich um die Wiedererlangung ihres Augenlichtes betete, um «IHN» sehen zu können, und sei es nur für fünf Minuten. Dann könne sie ruhig sterben. Der «ER» war Hitler.

Ein Engländer sagte zu mir: «Eine ganze Menge Irakesen sympathisieren mit den Nazis, ohne genau zu wissen, was das bedeutet. Sie haben eine grosse Bewunderung für Kraft und wollen mit starker Hand geführt werden. Hitler passt in ihr Programm. Ausserdem war seine Propaganda hier im Lande sehr geschickt. Wir ‚Demokraten‘ bieten den Irakesen weder Freiheit (denn wir halten ihr Land besetzt), noch eine ‚starke Hand‘ (da wir uns soviel wie gar nicht in ihre Angelegenheiten mischen). Darum verachten und hassen sie uns.»

Ich verbrachte sehr nützliche Stunden im Gespräch mit einem Manne namens Lock, dem Hafeninspektor von Basra, der in dieser Eigenschaft genauen Einblick in die Materiallieferungen hatte, die auf dem Wasserwege eintrafen und der dieses Material

dann ins Inland weiter leitete. Die Experten in Teheran hatten mich in diese Fragen schon ein wenig eingeweiht. Aber während sie sich ausschliesslich mit dem Transport zu Lande beschäftigten, hatte Mr. Lock die komplizierte Aufgabe, das übers Meer eintreffende Material auf die rascheste und günstigste Art nach dem Innern zu leiten, entweder per Bahn oder mittels Flusskähnen und Lastautos oder durch die Luft mit Hilfe von Transportflugzeugen.

Mr. Lock war einer der obersten «Weichenwärter», der bemüht war, den manchmal versiegten, manchmal anschwellenden Zustrom des Kriegsmaterials zu regeln und seine Aufteilung zu besorgen. Hier trat auch ein höchst kompliziertes System von «Bevorzugungen» in Kraft, das nicht nur das militärische Material für kriegführende Länder wie Russland zu berücksichtigen hatte, sondern auch die unmittelbaren Bedürfnisse der Zivilbevölkerung im Irak und in Iran. Russland benötigte Lastautos und Flugzeuge, aber der Irak und Iran brauchten Weizen, Gummi, Zucker und Zinn, und auch die Türkei musste ihren Anteil bekommen. Ausserdem waren die im Sande des Irak und im Süden von Iran verstreuten englischen Divisionen zu verpflegen. Das wichtigste Problem aber blieb die Steigerung der Lieferungen nach der Sowjetunion, die hauptsächlich aus Lastautos, Bombern und einigen wenigen Tanks bestanden. Man hoffte, bis Juli 1942 durchschnittlich 100'000 Tonnen Kriegsmaterial monatlich auf dem Landwege per Bahn und Camions nach Russland leiten zu können.

Ich besuchte die Werften, auf denen Chevrolet-Lastautos und Tender von schreienden und kreischenden Irakesen aus den Frachtdampfern ausgeladen wurden und wo andere Hafendarbeiter gerade dabei waren, ein norwegisches Schiff mit Datteln zu beladen, bevor es nach Indien zurückkehrte. Dann nahm mich einer der Herren der amerikanischen Militärmission auf eine Bootfahrt mit. Wir fuhren den Fluss auf und ab. In dieser schläfrigen Landschaft aus glitzerndem Wasser und verstaubten Palmen herrschte ein unbeschreiblich reges Leben. Wir kamen an allen erdenklichen Arten von Schiffen vorbei: einheimischen Dhaws, mit ihren breiten Segeln, kleineren, primitiven Ballams, die so aussahen wie Gondeln, ausländischen, grossen und kleinen, alten und neuen Frachtschiffen, Barken, die den Inlandtransport auf dem Fluss besorgten, schwimmenden Kränen und einigen kleinen Minensuchern. Wir begegneten sogar der Kriegsflotte des Irak, die aus vier Fluss-Patrouil-

len-Booten bestand. Auf dem Ufer wurden neue Speicher und Dämme gebaut. Während wir uns durch das Schiffsgewimmel einen Weg bahnten, landete gerade ein BOAC.-Hydroplan, der aus dem Fernen Osten kam, lärmend auf dem grauen Wasser des Chatt-el-Arab und scheuchte die Möven und Wasserfalken auf.

Am nächsten Tag durfte ich «irgendwo im Irak» die Stelle sehen, wo die amerikanischen Boston-Bomber ausgeladen wurden und die Werkstätten, wo man sie montierte. Ich kletterte an Bord eines Frachtdampfers, auf dem zehn Bomber zwei Monate gereist waren. Der Rumpf jedes einzelnen Flugzeuges, der über sechs Tonnen wog, lag auf einer eigenen Plattform in einem an das Deck festgeschraubten und angeseilten hölzernen Riesenverschlag. Die Räder, Flügel, Propeller, Instrumente, Ersatzteile usw. – etwa zweieinhalb Tonnen schwer – waren separat in Kisten und Rahmen verpackt. Es bedurfte etwa einer Stunde, um das Flugzeug loszuschrauben und loszubinden und weiterer zwanzig Minuten, um es vom Schiff in eine Barke zu laden. Dann traten wieder Kräne in Aktion und hoben es an Land.

Unter einem Hangar waren Mechaniker der RAF. gerade dabei, mehrere getarnte Boston-Bomber zusammzusetzen. Um jedes Flugzeug waren etwa fünfzehn Männer beschäftigt, die Hände schwarz von Schmieröl. Einer von ihnen erklärte mir, dass die mühsamste Arbeit darin bestand, die ganz besondere Wachsschicht zu entfernen, die den Rumpf während der Seereise zu schützen bestimmt war und auch die unzähligen Meter von Klebstreifen, in welche selbst die kleinsten Schrauben eingewickelt und mit denen selbst die winzigsten Nuten abgedichtet waren. «Das ist eine langweilige Beschäftigung und kann einen zur Verzweiflung bringen, so leicht sie ist», sagte er und fügte mit einem vielsagenden Seitenblick auf mich hinzu: «Das wäre gerade das Richtige für eine Frau.»

Ich brannte so sehr darauf, zu erfahren, ob Russland seine Bomber bekommen würde, dass ich ganz vergass, mir die Landschaft und die Gegend anzusehen. Am letzten Tage meines Aufenthaltes kam mir erst zum Bewusstsein, dass in Basra 165'000 Menschen lebten – ob Krieg oder nicht – und dass in der unmittelbaren Umgebung etwa zehn Millionen Palmen – oder besser gesagt Dattelbäume – auf ein bewässertes Gebiet von 180 Quadratkilometern zusammengedrängt waren. Von hier also stammten zweifellos die ausgezeichneten Datteln von Basra,

die man sich auf der ganzen Welt so gut schmecken liess. Hunderte von Araberfamilien lebten unter diesen Palmen in mit Matten austapezierten Lehmhütten, zwischen den Bächen und Kanälen der Bewässerungsanlage. Ideale Vorbedingungen für Stechmücken, Malaria und Datteln. Alle diese Menschen lebten vom Pflücken und Verpacken der Früchte. Wenn der Chatt-el-Arab stieg und mit ihm die Bäche und Bewässerungskanäle, brachte das die Araber keineswegs aus ihrer Ruhe. Sobald sie die Überschwemmung kommen sahen, zogen sie ihre Hütten einfach einige Meter weiter weg, nur gerade soviel, um mit einem Minimum an Mühe zu vermeiden, dass ihr Füsse nass wurden.

Am Freitag, dem Sonntag der Mohammedaner, konnte man die Frauen in schwarzen Schleiern und die Männer in gestreiften Turbans oder schwarzen Fouragiermützen oder auch in wallenden Beduinen-»Koufyas« faul die Kanäle und Strassen entlang schlendern sehen. In der halb modernen, halb altmodischen, halb sauberen und halb schmutzigen Stadt schien für die Schwarzbemützten Männer, die Kaffee schlürfend und ihre Wasserpfeifen rauchend stundenlang müssig auf den Kaffeehausterrassen sassen, jeder Tag Freitag zu sein. Drei Brüder, die einer der besten Familien des Landes angehörten, luden mich ein, in ihrem vornehmen Haus Tee zu trinken und mir ihre Büchersammlung anzusehen. Sie besaßen herrliche Korans aus dem XI. Jahrhundert, die ich kaum zu berühren wagte, so kostbar sahen sie aus. Die drei Brüder waren ältlich, dick und fett und ihre Gesten ebenso schleppend wie ihre Worte. Im Innenhof ihres Hauses herrschte tiefe Stille: so weit war der Krieg nicht gedrungen. Das war nicht nur ein anderes Jahrhundert als das unsere und nicht nur ein anderes Leben: es war eine andere Welt.

Das ungeheure Wasserflugzeug – beinahe so gross wie ein Clipper – war aus Kairo angekommen. Es hiess «Camille». Wir mussten vor Morgengrauen abfliegen, darum übersiedelte ich am Abend vorher aus Mr. Mac Phersons Haus in das «Chatt-el-Arab»-Hotel, um bestimmt pünktlich am Flugplatz zu sein. In meinem schönen, modern eingerichteten Zimmer hatte der Vertreter der «British Airways» eine gedruckte Karte zurückgelassen – und die gleiche Karte oder doch eine ganz ähnliche, sollte ich während meiner Reise nach dem Osten und wieder zurück noch sehr oft wieder finden:

BRITISH OVERSEAS AIRWAYS CORPORATION

Richtung: Osten.

Station: Basra.

Programm für Morgen:

Sie werden um 2.25 Uhr früh geweckt werden. Ihr Gepäck muss um 3 Uhr vor Ihrer Türe stehen. Tee, Brötchen und Butter werden im Zimmer serviert. Schecks werden mit 250 Fils eingelöst (1'000 Fils = ein Dinar = ein Pfund Sterling). Sie werden sich um 3.40 Uhr einschiffen. Der Hydroplan verlässt morgen früh um 4 Uhr den Flughafen und wird an folgenden Orten halten: Bahrein, Dubai, Gwadar und Karachi. Mahlzeiten werden während der morgigen Reise serviert, wie folgt:

Frühstück: Bahrein.

Tee: Karachi.

Lunch: Unterwegs.

Abendessen: Karachi.

Das alles wickelte sich auf das pünktlichste ab. Die Karte hätte nur noch die Bemerkung enthalten müssen: «Von nun an werden Sie überhaupt nicht mehr aufhören, müde zu sein.» Wir mussten nicht nur um 2.25 Uhr aufstehen, sondern mussten noch ausserdem ständig die Uhr vorrücken, je weiter wir gegen Osten kamen. Wir schliefen keine einzige Nacht mehr richtig durch. Ich war wieder einmal die einzige Frau an Bord: meine Reisegefährten waren fast durchwegs englische Offiziere. Ein hagerer Mann in Zivil, mit einem trockenen, intelligenten Gesicht und auffallend grossen Zähnen, entpuppte sich als der Luftmarschall Williams der australischen Luftstreitkräfte. Auch der grauhaarige Kapitän unseres fliegenden Schiffes war ein Australier und der dritte Australier an Bord war der Korrespondent des «Daily Mirror»: Tom Healey.

Von der Insel Bahrein, auf der wir landeten, sahen wir nur wenig, ausser dem glänzenden Meer, den Windungen einer flachen Küste und dem Gebäude der Flugstation, wo uns das angekündigte Frühstück erwartete. Es regnete leise, und Himmel und Wasser waren lichtgrau – grau wie kostbare Perlen. Selbstverständlich musste ich an die berühmten Perlen von Bahrein denken . . .

Eine weisse Wüste mit ganz wenigen, vereinzelt Palmen verschwand hinter uns und wir hielten in Dubai. Wieder ging es in die Höhe, über schroffe Gebirgszüge, dann über eine flockige Wolkenwand – und da war auch schon Gwadar . . . Belut-

schistan . . . Indien. Es war sehr heiss. Die braunen Boys, welche die Motorboote der «British Overseas» bedienten, trugen straff anliegende blaue Turbane, die schöner waren als die schönsten Hüte, die ich je besessen hatte. Wieder lösten wir uns vom glatten Wasser – völlig mühelos und ohne die leiseste Erschütterung. Die Landschaft unter uns wurde völlig unwirklich . . . seltsam und magisch. Das durchsichtige Wasser des arabischen Meeres war in so herrliche Farben getaucht, dass sie falsch und heimtückisch wirkten und wie vergiftet; das Wasser war jadegrün oder türkisblau mit purpurroten Streifen, die wahrscheinlich von irgendwelchen winzig kleinen Algen herrührten. Am Ufer dieses leuchtend gefärbten Meeres bildete die Küste einen grauen Schatten, den noch dunklerer Sand umrandete. Ein nacktes Felsplateau mit jähem Abhängen war ins Meer vorgelagert. Und wieder tauchten Berge auf, braun und fein schraffiert, so wie Schüler sie in Landkarten einzuzeichnen pflegen. Hohe, dicke Inseln mit senkrechten Ufern schnitten tief in das jadegrün und purpurn getönte Meer. Die eine war schwarz und sah aus wie ein mit einem Messer grob ausgehauener, viereckiger Block. Eine andere erinnerte an ein halb unter Wasser schwimmendes Krokodil.

Das Meer, das stundenlang völlig reglos gewesen war, erwachte plötzlich mit einem langen Schauer. Da waren Berge mit canyonartigen tiefen Einschnitten, dann eine flachere Küste, ein Fluss und etwas völlig Neues: Bäume – und eine Stadt. Im goldenen Schein der späten Nachmittagssonne überflogen wir den Hafen von Karachi. Das Wasserflugzeug senkte sich in weiten Kreisen zur Stadt hinunter. Seine ganze Schwere lastete auf der Luft. Die ganze Landschaft unter uns beschrieb vor unseren Augen einen Kreis: Alles drehte sich: die langen Molen, die Kräne entlang den norwegischen Frachtschiffen, die Segelboote mit ihrer in Lumpen gehüllten Bemannung, die neuen und die alten Häuser. Von der Höhe tauchten unsere Blicke indiskret in von der Strasse unsichtbare Innenhöfe, in denen ganze Familien herumlungerten. Als wir uns mit seidigem Bauschen auf das Wasser niederliessen, schwirrten Wolken von empörten Vögeln himmelwärts.

Auf dem Flugplatz von Karachi stand ein Meilenstein: Alexandria 2'540, Durban 6'970, London 4'915, Singapore 3'386, Sydney 8'157 – und ich fühlte mich schrecklich weit weg von überall. Wir hatten eine schwindelnd schnelle Fahrt hinter uns, aber nun hielten die indischen Einreiseformalitäten uns auf:

die misstrauische Prüfung von Papieren und Visen. Es dauerte eine gute Stunde, und es war beinahe schon Nacht, als ich zu dem mit englischen Offizieren überfüllten Hotel fahren konnte. Bei meiner Ankunft sassen sie auf der Veranda, schlürften Drinks und lasen die Abendblätter. Bevor ich auf mein Zimmer ging, überreichte mir einer der Angestellten die verhängnisvolle Karte: «Sie werden um 2.45 Uhr geweckt werden. Ihr Gepäck muss um 3.15 Uhr vor Ihrer Türe stehen». Ich bat um ein Sandwich, ein Bad und ein Bett. Von Karachi wollte ich nichts wissen. Von ganz Indien wollte ich an diesem Abend nichts wissen. Ich war viel zu müde.

Aber ich hatte noch nicht einmal meine Tasche auf den Tisch gelegt oder meinen Turban abgenommen, als es bereits an die Tür klopfte. Drei dunkelhäutige Inder mit fanatischen schwarzen Augen traten ins Zimmer und begrüßten mich lebhaft. Der jüngste, in einem Tropenanzug, der aus Hollywood hätte stammen können, so übermässig ausgestopft waren die Schultern, stellte mir seine Begleiter vor: Journalisten, die auf der Meldeliste des Hotels meinen Namen gelesen hatten und gekommen waren, um mich zu interviewen. Ohne meine Zustimmung abzuwarten, zogen sie ihre Notizblocks und Bleistifte hervor und setzten sich nieder.

Wir sprachen von Amerika, dem Orient, Russland . . . Japan. Um nicht selbst gefragt zu werden, stellte ich Fragen an sie: «Nun, und wie steht es mit Ihnen? Beunruhigt Sie der Vormarsch der Japaner?» Der Effekt war – gelinde gesagt – nicht alltäglich. Die beiden jüngeren Journalisten begannen gleichzeitig zu sprechen, das heisst, sie sprachen nicht, sie brüllten. Und noch ehe ich überhaupt zu Atem kam, schleuderten sie mir alles ins Gesicht, was die Inder gegen England auf dem Herzen hatten.

Ich war noch nicht in der Lage gewesen, Indien kennen zu lernen, und schon hatte Indien den Weg zu mir gefunden. Knapp zehn Minuten nach meiner Ankunft in Karachi explodierte bereits der indische Nationalismus in meinem Zimmer wie eine Ladung Dynamit. Drei Stunden später – um elf Uhr nachts, sass ich noch immer auf meinem Bett, den Turban auf dem Kopf und versuchte, mich in den Anklagen der Inder auszukennen, die noch immer schrien und diskutierten. Wir waren alle sehr müde, ich hatte nichts gegessen – und die Zeit bis 2.45 Uhr, zu der ich geweckt werden sollte, war nur sehr kurz.

Ich glaube, ich war eines der normalsten Durchschnitts-Versuchskaninchen aus dem Westen, an dem die indischen Nationalisten ihre Argumente ausprobieren konnten. Um mich präventiv auszudrücken: meine «Einstellung zu Indien» war bis jetzt die von Hunderten, von Millionen Menschen in Europa, den Vereinigten Staaten und selbst England gewesen:

1. Ich wusste sehr wenig über Indien und hatte daher kein Recht, darüber zu sprechen.
2. Trotzdem merkte ich, dass es zwischen Indern und Engländern «einfach nicht so weiter ging».
3. Ich war instinktiv immer *für* die Völker, die ihre Freiheit haben wollten und nicht *gegen* sie.
4. Trotzdem war mir klar, dass die Alliierten es nicht riskieren konnten, Indiens wegen den Krieg zu verlieren und dass Indien selbst unter japanischer oder deutscher Herrschaft weit schlechter daran gewesen wäre als unter englischer Oberhoheit.
5. Es gab in Indien viele Männer, die ich bewunderte – am meisten Rabin-dranath Tagore, Gandhi und Nehru.

Was ich später über Indien erfahren sollte, bewies mir andererseits, dass meine drei Freunde aus Karachi typische indische Nationalisten und Mitglieder der Kongresspartei waren. Der junge Mann im Hollywood-Kostüm war ein Extremist, dessen Hass gegen die Engländer und dessen Streben nach indischer Vorherrschaft jedes kühle Denken unmöglich machten und jede Konversation äusserst schwierig. Er war leidenschaftlich und nicht gescheit, aber in seiner wirren, heftigen Art äusserst beredt. Winston Churchill verabscheute er selbstverständlich, ebenso übrigens den Präsidenten Roosevelt, weil er in der «Atlantic Charter» Indien nicht besonders erwähnt hatte. Er bewies mir voll Befriedigung, dass England im Fernen Osten eine Schlacht nach der andern verlieren musste (das war übrigens wahr), dass es im Jahre 1940 «nur durch ein Wunder davongekommen sei» und dass es heute Russland für sich die Kastanien aus dem Feuer holen lasse. Indien, sagte er, könne sich nicht verteidigen, weil seine Soldaten in die Fremde geschickt worden seien, um sich für das englische Imperium zu schlagen und auch weil die Engländer Angst hätten, indischen Offizieren Kommandoposten zu geben. Wenige Minuten darauf aber schilderte er die Offiziere und Soldaten der indischen Armee als arme Teufel, die sich nur schlügen, weil sie nicht verhungern wollten. Er wusste die Bezüge des Vizekönigs auswendig und auch die des Oberstkommandierenden, General Sir Archibald Wavell, und war sicht-

lich bereit, sie ihnen, wenn es darauf ankam, vollständig zu streichen. Sollte es in Indien zum Krieg kommen, so würde dies, seiner Ansicht nach, entweder ein «Dreilagerkampf sein», das heisst die Inder würden gleichzeitig gegen die Engländer *und* gegen die Japaner gehen oder ein vollkommener Zusammenbruch mit einem völlig uninteressierten Indien und einem indischen Quisling, der für Japan arbeitete.»

Ich versuchte zu erfahren, welche Art von Regierung ihm für Indien genehm erscheinen würde. Dazu wusste er mir nichts zu sagen und begann bloss wieder zu schreien: «Immer wieder der gleiche *Circulus vitiosus!* England will uns die Unabhängigkeit nicht bewilligen, weil wir keine Regierung aufzustellen vermögen, aber wie können wir eine Regierung bilden, ohne frei zu sein? Wir wissen ebensowenig wie unsere Regierung aussehen wird, wie ihr Franzosen das heute von eurer zukünftigen Regierung wissen könnt. Ihr wollt erst einmal die Deutschen hinausjagen. Nun und wir wollen erst einmal die Engländer draussen haben. *Die Situation ist die gleiche.* Was den hindu-mohammedanischen Konflikt betrifft, den man uns ständig unter die Nase reibt, so ist das einfach eine Minoritätenfrage und als solche zu entscheiden.» Es war klar, dass die Mohammedaner, wenn es nur von diesem jungen Mann abhinge, nichts zu lachen hätten.

Der zweite junge Journalist, der auch sehr viel sprach, war weit vernünftiger. Auch er war ein leidenschaftlicher Nationalist – aber ihn beschäftigte der Krieg sehr ernstlich und er wollte von einem deutsch-japanischen Sieg nichts wissen. (Wohingegen sein Kollege gar nichts gegen ihn einzuwenden gehabt hätte ... im Gegenteil.) Seine Hauptargumente – die ich später sehr oft zu hören bekommen sollte – waren folgende: «Wir haben gar nichts dagegen, an der Seite der Alliierten zu kämpfen, wir wollen nur wissen, wofür wir kämpfen. Der einzige Weg, in Indien eine «interventionistische» und pro-alliierte Bewegung ins Leben zu rufen, wäre der, uns sofort unsere Unabhängigkeit zu geben, wobei die Engländer auf jegliche Einmischung in unsere innern Angelegenheiten verzichten müssten. Nur unter diesen Bedingungen könnten wir erfolgreich auf militärischer Basis mit den Alliierten zusammenarbeiten.» Er bewunderte Gandhi, war aber kein Anhänger der Ausschaltung jeglicher Gewalt: «Durch Ausschaltung der Gewalt», sagte er, «hat Gandhi Indien den Engländern bewahrt, denn er hat uns von einem Massenaufstand abgehalten.» Er ver-

sicherte, dass ein freies Indien ein Verbündeter der alliierten Mächte wäre, während ein von England regiertes Indien einer ihrer mächtigsten Feinde sei. Wie ein freies Indien aussehen würde und welche Regierung es haben müsste, um die verschiedenen Rassen und religiösen Gruppen zufrieden zu stellen, darüber vermochte er sich nicht zu äussern.

Und wir sprachen und sprachen – ohne Ende. Nur der älteste der drei Journalisten begnügte sich damit, seinen Kollegen hie und da Beifall zu nicken. Die drei Männer nahmen mir das Versprechen ab, bei meiner Rückkehr von China und Burma die bedeutendsten indischen Führer aufzusuchen – was ohnehin immer meine Absicht gewesen war. Sie betrachteten gewissermassen den Kampf der Freien Franzosen gegen Deutschland an Seite der Engländer als völlig sinnlos und waren der Meinung, dass ich von diesem Tage an meine Zeit ausschliesslich darauf verwenden müsste, für die Inder gegen die Engländer zu kämpfen.

Ich erkundigte mich, ob die Deutschen und die Japaner in Indien gute Propaganda machten. Der «gemässigte» Inder sagte: «Ja». Sein hysterischer Freund aber tobte von neuem los, dass Deutschland in Indien überhaupt keine Propaganda verfolge. Im Allgemeinen weigerte er sich, auch nur das geringste gegen Hitler zu sagen. Er äusserte sich so: «Wir haben die Wahl zwischen dem englischen Joch und dem Joch der Achse. Ich kann darauf nur sagen: «Mir fällt die Wahl schwer.»

Nur ein einzigesmal vermochte der junge Mann Eindruck auf mich zu machen, ja sogar mich zu rühren. Ich führte die Polen als Beispiel an, die nach zwei Jahren in den Gefangenenlagern Russlands bereit waren, sich an der Seite der russischen Bataillone gegen die Deutschen zu schlagen. Die dunklen Augen des Inders wurden noch dunkler und noch brennender, als er sagte: «Wenn Polen auch heute zur Gänze besetzt ist, so schlagen sich die polnischen Soldaten doch für ein freies Polen. Die Existenz eben dieses Polen ist durch seine Regierung im Exil symbolisiert. Wenn es nicht um ihre Freiheit ginge, würden dann diese Polen überhaupt daran denken, sich zu schlagen?»

Darauf gab es keine Antwort. Er hatte recht.

Für meinen ersten Abend in Indien war die Bilanz gar nicht so übel. Ich hatte eine solche Dosis indischen Nationalismus zu schlucken bekommen, dass sie mich beinahe umgebracht hatte.

Todmüde wankte ich in den schon beinahe leeren Speisesaal des Hotels hinunter. Ich bekam gerade noch ein vertrocknetes Stück kaltes Huhn. Und zum erstenmal seit Monaten bestellte ich mir ein Glas Whisky-Soda.

Wahrhaftig, ich konnte es brauchen.

Sonntag, den 8. Februar.

Wir sollten ganz Indien in einem einzigen Tag überfliegen – das heisst beinahe einen Kontinent. Viel konnte ich auf diese Art vom Lande nicht sehen. Es ging gar zu rasch. Als wir abflogen, war es noch dunkel, und ich schlief sofort ein. Aber der australische Kapitän sollte mich sehr bald wieder aufwecken. Er wollte wissen, ob ich mir vom Steuerraum den Sonnenaufgang ansehen wollte. Ich kletterte die Metalleiter hinauf und durfte mich neben den Piloten setzen. Wir flogen im Morgengrauen über die tausendjährige Ebene, deren Einförmigkeit nichts unterbrach. Noch selten hatte ich mich so weit von allem entfernt gefühlt, was mir vertraut war. Der grauhaarige Pilot, der diese Strecke doch gewohnt sein musste, schien ganz ähnlich zu empfinden, denn er sagte plötzlich leise zu mir: «Warum bin ich eigentlich hier in diesem Flugzeug, statt zu Hause in Australien?»

Seit einiger Zeit war in den Zeitungen davon die Rede, dass in Australien eine gewisse Unruhe fühlbar sei, weil viele Soldaten in Übersee kämpften, während die Küsten ihres eigenen Landes unmittelbar bedroht waren. Ich fragte den Piloten, was er davon halte. «Es ist zweifellos wahr», sagte er, «aber vergessen Sie nicht, dass unsere Soldaten sich speziell für den Übersee-Dienst gemeldet haben! Hätten sie zu Hause bleiben müssen, dann wären im Jahre 1939 nur sehr wenige Australier zum Militär gegangen, dessen kann ich Sie versichern. Jetzt natürlich beklagt sich ein jeder, so wie ich mich beklage, dass ich auf dieser Strecke Pilotendienst machen muss, trotzdem ich es mir selbst ausgesucht habe. So sind wir nun einmal in Australien.» Dann fügte er hinzu: «Jetzt schauen Sie aber auf die Sonne; sie kommt dort hinter den Hügeln hervor.»

Und das tat sie denn auch und sah vorschriftsmässig aus wie ein grosser roter Ball. Das fliegende Schiff und die Sonne gingen stracks aufeinander los. Kaum war die Sonne genügend aus ihrer Verschanzung hinter den Hügeln hervorgekommen, so ging sie auch schon zum Angriff über und schleuderte blendend grelle Strahlen in unsere Augen.

Gegen acht landeten wir auf dem künstlichen See Raj Samand im Staate Mewar bei Udaipur. Die Benzinstationen und die Büros der «British Overseas» befanden sich mitten auf dem über drei Kilometer langen, ausgebuchteten Damm von Baripal, der im Jahre 1661 von einem unternehmenden Maharadscha erbaut worden war. Steile Felsenhügel und der blaue Himmel spiegelten sich in dem sonnigen See. Auf einem der Hügel stand ein alter Tempel, auf einem andern ein weisser Palast, der aussah wie ein Hochzeitskuchen. Diese «Theaterdekoration» hatte auch eine «ländliche» Seite: die «British-Overseas»-Leute waren darauf bedacht gewesen, jede der hundertjährigen, in Stein gehauenen Stufen mit fröhlich bunten Blumentöpfen voll Wicken und Margeriten zu schmücken. Im Wartesaal wurden ausgezeichnete belegte Brote und eisgekühlte Getränke serviert.

Wir flogen weiter – und ich schlief sofort wieder ein. Als ich erwachte, breitete sich unter uns eine schneeweisse Ebene aus, die nur da und dort von Baumgruppen und blassgrünen Feldern unterbrochen wurde. Wir gingen auf einem breiten Fluss bei Allahabad nieder. Ich hatte gehofft, es sei der Ganges – aber nein, es war nur die Jumna. Wir flogen noch einige Stunden und viele viele Meilen über braune, sonnversengte Erde. Dieses Land und das ständige, unveränderlich schöne Wetter schienen von eh und je dagewesen zu sein und so zu bleiben bis in alle Ewigkeit. Gegen fünf Uhr nachmittags erreichten wir Kalkutta und senkten uns auf den ziemlich reissenden Hugli hinab. Die Flugbasis der «British Overseas» war ein schwimmender Ponton. Während wir auf unser Handgepäck warteten, beobachteten wir die Dampfschiffe, die den Fluss schräg überquerten, um die starke Strömung zu überwinden.

Ein Auto brachte uns durch die ärmlichen Viertel und Slums der Vorstadt in das Herz von Kalkutta. Jedes Gebäude, ob alt oder neu, wirkte wie vermodert von der ständigen warmen Feuchtigkeit. Auf den Strassen der Vororte und in den Gassen der zweitgrössten Stadt des britischen Imperiums sah ich zum erstenmal in meinem Leben nicht *einen* Inder oder *zwei* Inder, sondern eine *indische Volksmenge* im ungeheuerlichsten Sinne des Wortes: ein endloses Gewimmel von Männern und Knaben, einige barfuss, andere halbnackt, einige dreiviertelnackt, andere bis zum Hals eingehüllt, je nach der Länge der weissen Baumwollschleier, die nach Vorschrift der einzelnen Kasten auf die verschiedensten Arten um ihre braunen Körper

drapiert waren. Frauen waren beinahe keine zu sehen. Die Männer hatten schöne Bronzegesichter mit glänzenden düsteren Augen, stolze Gesichter, feindselig, erregbar und dabei doch seltsam schwach und verträumt. In diesen ersten Augenblicken in Kalkutta erhielt ich schockartig einen Einblick in die Dichte und Unermeslichkeit der indischen Volksmenge.

Einzig die sandfarbenen Kühe sahen glücklich und wohlgenährt aus und wirkten unbefangen und frei von jeder Angst. Wie unabhängig wirkten sie! Sie wanderten völlig frei durch die Strassen und über die Gehsteige, blieben faul stehen, wann immer sich ihnen irgend ein interessantes Schauspiel bot und trotteten langsam weiter, sobald sie die Sache satt bekamen. Die Erfahrung unzähliger Kuhgenerationen hatte sie genau gelehrt, dass sie in diesem Lande heilig waren und dass niemand es wagen würde, sich an ihnen zu vergreifen, was immer sie tun mochten. Diese Kühe trauten den Menschen nicht nur, sondern behandelten sie sogar ziemlich rücksichtslos und schoben sie beiseite, wo immer sie ihnen im Wege waren. Einzelne trugen elegante Halsbänder aus Blüten.

Wir erreichten das «Great-Eastern»-Hotel, wo es sehr lebhaft und sehr lustig zuzuging. Aber diese Lebendigkeit wirkte irgendwie ungesund. Obzwar die Japaner weit weg waren, bekam es Kalkutta doch bereits mit der Angst. Mehrere Kellner des Hotels waren aus der Stadt verschwunden und überliessen den prunkvollen Speisesaal, in dem Gästen im Abendkleid serviert wurde, einfach sich selbst. Schon an diesem ersten Abend deuteten verschiedene Anzeichen auf die Nähe der Japaner, vor allem die Verdunkelungsmassnahmen, die Ziegelschutzwände vor mehreren Gebäuden und die unterdrückte Unruhe.

Ich sollte vier Tage in Kalkutta bleiben und konnte es nicht erwarten, weiter zu kommen. Die Niederlagen, die lawinenartig auf den Osten niederprasselten, hatten entsprechende Lawinen von Fahrplanumstellungen zur Folge. Die Vorschriften änderten sich beinahe stündlich. Plötzlich wurde mir mitgeteilt, dass niemand, weder Mann noch Frau, nach Singapore fliegen dürfe, ausser dienstlich und in spezieller Mission. War es wenigstens möglich, nach Rangun zu gelangen? «Nein», hiess es im Büro der «British Overseas», welche Auftrag bekommen hatte, mit Rücksicht auf die kürzlich erfolgten Bombardements den Verkehr vollkommen zu unterbrechen.

Ich ging von einer Schiffsagentur zur andern, um mich zu erkundigen, wie man auf dem Seeweg nach Rangun gelangen

konnte. Das war noch möglich, aber der Schiffsverkehr äusserst dünn. Ein Dampfer sollte – angeblich – im Laufe der Woche abgehen. Ich behielt das für alle Fälle im Auge, sah mich aber noch nach anderen Möglichkeiten um. Schliesslich bekam ich einen Platz nach Lashio, Burma, und zwar auf dem nächsten chinesischen Flugzeug der CNAC. («Chinese National Airways Corporation»), das zwischen Kalkutta und Tschungking verkehrte. Von Lashio konnte ich per Bahn oder per Auto nach Rangun weiter fahren. Wenn ich genügend tief nach Süden kam, musste ich die Japaner treffen: sie waren dabei, mit beängstigender Schnelligkeit die Küste der Provinz Tenasserim entlang gegen Norden vorzudringen.

Das war also erledigt, und das Flugzeug sollte am Donnerstag abgehen. Während der wenigen restlichen Tage waren noch viele Besuche zu absolvieren und endlose Schritte bei Ämtern zu unternehmen. Ich veranlasste alles Nötige, um bei meiner Rückkehr nach Indien meine Pressekarte in Ordnung vorzufinden, machte dem chinesischen Konsul einen Besuch, um einige Details, meinen Aufenthalt in Tschungking betreffend, zu bereinigen, und schliesslich verschaffte ich mir möglichst viele Empfehlungsbriefe an Persönlichkeiten in Burma, obzwar ich das im Allgemeinen gar nicht mochte und tunlichst vermied. Ich war im Begriffe, mitten in eine Niederlage hinein zu kommen, und ich wusste von Frankreich her, was das bedeutet. Ohne Hilfe war mir alles versperrt, und die erste Schildwache konnte mich anhalten. Nun war der Moment gekommen, Sir John Herbert, den Gouverneur von Bengalen, um ein mich betreffendes Kabel an den Gouverneur von Burma zu bitten – und mir einen Brief der englischen Militärbehörde zu verschaffen (danke, Oberst Peel!), des Inhalts, dass ich, falls bis zu der Zeit, zu der ich die Grenze erreichen würde, Frauen der Eintritt nach Burma verboten sein sollte, doch als «Sonder - Kriegskorrespondentin» eingelassen werden solle und man mich nach Rangun weiterfahren lassen möge, wo die Militärbehörden von meinem Kommen verständigt seien.

In der Nacht vor der Landung der Japaner auf der Insel von Singapore dinierte ich mit englischen Freunden im berühmten «Saturday-Club». Es wurde mir gesagt, dass das nur möglich sei, weil ich ein von einem Mitglied eingeführter, durchreisender Gast sei. Sollte ich mich länger in Kalkutta auf halten, dann müsste ich zuvor nach einstimmiger Wahl in den Klub aufgenommen werden. Genau so wie in den eleganten amerikani-

schen Klubs hatte noch nie ein Mann oder eine Frau mit dem winzigsten Tropfen «eingeborenen» Blutes die Schwelle dieses Lokals betreten, von den bedienenden Kellnern abgesehen. Es war – wenn man es recht bedachte – jedenfalls sehr klug von den bevorzugten Mitgliedern, vor dem indischen Volk die grauenhafte Öde und Leere ihres gesellschaftlichen Lebens zu verbergen.

Und nun war jener Donnerstagmorgen des 12. Februar angebrochen. Mein letzter Besuch galt dem Leiter der Zensurstelle, der alle meine Papiere prüfen musste, bevor ich das Flugzeug bestieg. Seit meiner Abreise aus Amerika hatten sich die Notizen, die ich unterwegs gemacht hatte, reichlich angehäuften. Er sah sie durch, legte sie sichtlich ungerne ab, packte sie wieder ein, verschnürte meine Aktentasche, drückte ein Siegel auf jeden Knoten und nahm schliesslich die Tasche an sich, mit der Versicherung, dass ich sie im Flugzeug wiederfinden würde. Noch eine weitere Stunde verging auf dem Flugplatz mit Zollformalitäten, Prüfung der Passierscheine, Visen, Kameras, Filme, Gesundheitszeugnisse usw. Die Japaner hatten es entschieden nicht so schwer wie wir hier, als sie am andern Ende des Landes in Burma eindringen.

Der Pilot unseres Flugzeuges war ein Amerikaner, sein Hilfspilot ein Chinese, und auch die hübsche kleine Stewardess war eine Chinesin, nur allzu reichlich amerikanisiert, so dass sie beinahe aussah wie eine der berühmten Rockette-Tänzerinnen. Wir überflogen erst die Windungen mehrerer Flüsse, die zum Gangesdelta gehörten. Einer von ihnen sah breiter aus als die andern und ich entschied – ohne meiner Sache sicher zu sein – dass das der Ganges sein müsse, ganz nahe an seiner Mündung.

Nun waren wir in Burma. Die Gegend, die im Allgemeinen seit Karachi äusserst öd gewesen war, wurde plötzlich herrlich schön. Die Hügel und die immer höher ansteigenden Bergketten zogen sich sämtlich von Norden nach Süden. Und die Flüsse ebenfalls. Wir überquerten alles, da wir von Westen nach Osten flogen. Die Berge waren rot oder dunkelgrün – je nach der Farbe der nackten Erde oder dichten Wälder. Auf den Kämmen waren schmale Spuren endloser Pfade sichtbar, die auf lange Täler, Berge und Flüsse hinabschauten. Wohin mochten sie führen? Würde es mir je vergönnt sein, auf ihnen zu wandern? Weit und breit kein Haus, keine Hütte.

Nun tauchte das Plateau von Lashio auf, hoch oben in einem Ring von Hügeln. Es war so schön, dass ich am liebsten bis an

mein Lebensende dageblieben wäre, ein Wunsch, der jeden Bewohner von Lashio ein Lächeln gekostet hätte . . . Wir landeten. Der Boden war dunkelrot wie getrocknetes Blut. Drei englische Offiziere und der australische Journalist Tom Healey stiegen mit mir aus. Es war herrlich kühl; seit Persien zum erstenmal. Unser Flugzeug setzte sofort seinen Weg nach Tschungking fort und liess uns allein zurück.

Es wurde beinahe sofort Nacht. Ich fühlte mich in der Dunkelheit auf diesem vom Wind gepeitschten Flugfeld recht verloren. Ich war ziemlich ratlos und wusste nicht, wohin ich mich wenden sollte. Der Mann auf dem Flugplatz sagte, das Hotel der «Chinese Airways» sei überfüllt, und wenn ich übernachten wolle, so käme nur eine Herberge in Alt-Lashio in Frage.

Unter den Briefen, die ich aus Kalkutta mitgebracht hatte, war einer an Mr. Porter, den englischen Kommissär für die nördlichen Sch an-Staaten. Diesen Mann musste ich um Hilfe bitten. Ein altmodisches Telephon hing an der Wand des kleinen Büros auf dem Flugplatz. Ich rief Mr. Porter in seiner Wohnung an, und eine Männerstimme antwortete. Es war die Stimme eines englischen Generals, dessen Namen ich nicht verstand. Ich stellte mich vor und sagte, warum ich hier sei. Worauf die unbekannte Stimme sofort antwortete: «Oh! Mademoiselle Curie? . . . Ich habe Ihr Buch gelesen, müssen Sie wissen.» In Lashio auf jemanden zu stossen, der die Biographie meiner Mutter gelesen hatte, das war schon ein rechtes Glück. Der General fügte hinzu: «Bleiben Sie am Apparat, ich muss nur mit Porter sprechen.» Nach wenigen Minuten sagte die Stimme: «Kommen Sie zu uns. Wir schicken Ihnen Mr. Porters Wagen.»

Ein schweigsamer birmanischer Chauffeur führte mich und mein Gepäck durch die Nacht zu Mr. Porters Haus. Wir mussten drei bis vier Kilometer zurücklegen, bevor wir vor einem erleuchteten, einsamen Haus hielten, zu dem eine Ausstentreppe emporführte. Auf der untersten Stufe stand ein Mann in mittleren Jahren. Sein sonnverbranntes Gesicht und seine schief liegenden Augen erschienen mir durchaus birmanisch. Ich hielt ihn für jemanden aus Mr. Porters Stab, aber er sagte sofort: «Bitte kommen Sie weiter. Ich bin Mr. Porter.» Später erfuhr ich, dass sein Vater Engländer war, seine Mutter aber Birmanin.

Im Wohnzimmer im ersten Stock erwarteten mich der General, der mein Buch gelesen hatte, zwei weitere Offiziere und der Fregattenkapitän Gandy von der englischen Marine, der

gerade mit Hilfe von chinesischen Guerillas mit 43 seiner Leute von Hongkong durch vom Feinde besetztes Gebiet entkommen war. Die 43 Mann waren bereits unterwegs nach Rangun. Mr. Porters Gäste waren nur für ein Weilchen gekommen, um ein Glas Whisky mit ihm zu trinken und verliessen uns sehr bald. Der Kommissär mit dem birmanischen Gesicht lud mich zum Abendessen und Übernachten ein.

FÜNFTER TEIL

XVII. Kapitel

DIE TOTE STADT RANGUN

Das erste Frühstück – Mangos, Toast und Kaffee – wurde auf der Veranda von Mr. Porters Villa serviert. Die Morgensonne enthüllte mir in voller Pracht die mit dichten Wäldern bedeckten Hügel, die Lashio umgaben und näher am Haus den von roten, fremdartigen Blüten überwucherten Garten. Die Luft war frisch und kühl. Es war einer jener strahlenden Morgen, die alle Grausamkeit und alle Traurigkeit Lügen zu strafen scheinen. Plötzlich befiel mich ein gefährliches Heimweh. Wozu der ganze Krieg? Und warum hatte ich diesen Beruf erwählt und wozu machte ich diese Reise, die mich dazu zwang, die angenehmsten Orte der Welt kaum entdeckt, wieder zu verlassen und zu anderen weiter zu hasten, wo es grausam drunter und drüber ging? Ich seufzte tief, bevor ich Tom Healey anrief: er hatte im CNAC.-Hotel in einem Notbett übernachten können. Ich wusste, dass auch Tom Healey es eilig hatte, nach Mandalay zu kommen, genau so wie ich, um den Anschluss nach Rangun zu erreichen. Ich teilte ihm mit, dass Mr. Porter mir ein Taxi besorgt hatte, das mich hinbringen sollte und lud ihn ein, mitzukommen. Er nahm selbstverständlich begeistert an.

Zur festgesetzten Stunde fuhr das Taxi in Mr. Porters Garten vor. Es brachte mich und mein Gepäck zum Hotel, wo Healey mich erwartete. Wir machten uns zur Abfahrt bereit, aber im letzten Augenblick, als alles bereits in schönster Ordnung schien – der Preis war ausgemacht und unsere Maschinen und unser Gepäck waren in dem alten Wagen verstaut, erklärte der Chauffeur, dass er doch keine Lust habe, nach Mandalay zu fahren. Seine Reifen seien zu sehr abgenützt und würden die lange Bergfahrt nicht aushalten.

Glücklicherweise hatte der Chauffeur seinen Entschluss erst gefasst, als wir in Neu-Lashio ankamen – dem Zentrum dieser pilzartig aufgeschossenen Stadt, von der die Burmastrasse ausgeht. Hier bot sich uns noch am ehesten die Möglichkeit, einen

anderen Wagen zu ergattern. Ich fand kaum Zeit, einen Blick auf die unzähligen Läden, Schuppen und grossen und kleinen Häuser mit ihren Wellblech- oder roten Schindeldächern zu werfen, die im Laufe der letzten achtzehn Monate an den Hügelabhängen emporgeschossen waren. Healey traf bereits Abmachungen mit einem anderen Chauffeur, der für 80 Rupien gewillt schien, uns in seinem uralten Plymouth wagen nach Mandalay zu bringen. Während unser Gepäck umgeladen wurde, kauften wir bei einem Strassen Verkäufer Mandarinen. Er handelte nebenbei auch mit «Crown-Tonic», einem Elixier, das angeblich «Malaria, Kala-azar, Beriberri und alle möglichen anderen Fieber» zu heilen vermochte. Auf dem ganzen Marktplatz roch es nach gebratenem Schweinefleisch und gebackenen Fischen. Man hörte ständig sechs bis sieben Sprachen und Dialekte um sich herum, die von birmanischen, Schan- und Chin-Käufern gesprochen wurden, von bäuerlich aussehenden Leuten aus den fernen Bergen, von chinesischen Fuhrleuten und schliesslich von den Weissen: Engländern und Amerikanern, die in den verschiedensten Eigenschaften beim Bau der Burmastrasse beschäftigt waren.

Der hustende Plymouthwagen bahnte sich einen Weg vorbei an zahlreichen Lastkarren und Dutzenden von grauen Büffeln, die langsam auf der Strasse dahin trotteten. Erstaunt betrachtete ich die vorbeiflutende Menge: eingeborene Frauen, deren weissgeschminkte Gesichter etwas Geisterhaftes hatten, junge, unbegreiflich fest in dünne Baumwollkleidchen eingeschnürte Chinesinnen mit straffem, glattem Haar, kleine, schlanke chinesische Offiziere und drollige kleine Kinder mit typisch mongolischen Zügen. In Lashio wäre man selbst in der gewagtesten Verkleidung nicht aufgefallen. Man hätte als Cowboy herumgehen können, als Kuli, als Mandarin und auch als Bandit à la Hollywood, kein Mensch hätte einen beachtet.

Man hatte uns darauf aufmerksam gemacht, dass die Strasse nach Mandalay von Lastwagen und sonstigen Gefährten überfüllt sei, die aus dem Süden kamen. Die mit Benzinfässern und allen möglichen Kisten beladenen Vehikel, denen wir begegneten, verrieten deutlich, was in Martaban und in Mulmein vorging: die Japaner waren im Vormarsch. Und die in den Docks von Rangun eingelagerten Vorräte mussten in aller Eile per Bahn oder Achse weggeschafft werden. Unser Chauffeur, der auf der holprigen, schlechten Strasse sehr gut fuhr, wusste nie, was ihn an der nächsten Kurve erwarten

würde: ein überladener Camion mit dem Schild «Militärkommission» und chinesischen Fähnchen; ein US.-Wagen, der der amerikanischen Freiwilligengruppe des Obersten Chenault gehörte; eine englische Rote-Kreuz-Ambulanz oder ein schwerer Karren, der Teakholz führte und von zwei Büffeln unter einem Joch gezogen wurde. Auf einem der Baumstämme hockte ein Bauer mit einem asiatischen Gesicht, das zur Hälfte unter einem ungeheuren spitzen Strohhut mit breitem Rande verschwand.

Unser sympathischer Chauffeur hatte einen ganz jungen Knaben mitgenommen, etwa sechs Jahre alt, den ich erst für seinen Sohn gehalten hatte, bis ich erfuhr, dass es sein dreizehnjähriger Bruder sei. Das Bürschchen trug europäische Kleider, die ihm viel zu gross waren, à la Jackie Coogan. Es dauerte gar nicht lange, und der Kleine zündete sich eine Zigarette an, dann eine zweite und noch eine. Healey sagte zu mir: «Der scheint ja ein Kettenraucher zu sein.» Worauf wir ihn ständig mit «Camels» versorgten, was viel zur guten Laune der beiden Brüder beitrug, des grossen ebenso wie des kleinen. Der ältere hatte eine ganz besondere Art, bergab zu schlittern, indem er den Motor abstellte, während das verträumte Kind eine Zigarette um die andere rauchte und Healey und ich auf dem ungefederten Rücksitz umhergeworfen wurden und selbst nach den ärgsten Puffen nur ganz schüchtern zu stöhnen wagten.

Die Strasse, aber nur sie allein, kündete von dem Rückzug, von dem Drama, das sich tausend Kilometer weiter an der Südküste abspielte. Beiderseits der Strasse bot sich uns wie zum Trotz die schönste Gegend der Welt, die der Krieg in keiner Weise berührte und die nichts von Streit und Hass der Menschen wusste. Der dunkelkupferrote, rostfarbene Boden verschwand beinahe unter den dicht verfilzten Schlingpflanzen, Sträuchern und Bäumen. Jeder einzelne Hügel war eine üppige Dschungelpyramide, ein weicher, lebendiger Haufen Vegetation, eine Art riesiger Spieldose voll Vogelgesang. Langsam lernte ich in der wirren, grünen Masse die breiten Blätter des Teakbaumes unterscheiden, den zitternden Bambus, die lackierten Bananenbäume und die verschiedenen, von blühenden Windenranken umspinnenen Sträucher. Die Bauern, denen wir begegneten, schienen von den Ereignissen ebenso unberührt wie die Bäume und Vögel, so ruhig wandelten sie in ihrer stillen, anmutigen Art die Pfade entlang oder hockten vor ihren Pfahlhütten aus Bambus – Männer, Frauen und Kinder – die alle

dicke Cheroot-Zigarren rauchten und entweder indochinesisch in weite Beinkleider und radrunde riesige Hüte gekleidet waren oder nach birmanischer Art in bis zu den Knöcheln reichende, eng um ihre schlanken Hüften gespannte Sarongs.

Wir kamen an silbrig schimmernden Reisfeldern vorbei, dann an einem jadegrünen eiligen Fluss. Auf der rechten Strassenseite tauchte der erste von einer Reihe von Buddhistentempeln auf. Die kleine, weisse, glockenförmige Pagode war halb unter Bäumen versteckt. Die phantastischen, in den Sockel des Mauerwerks gehauenen Hochreliefs, die Köstlichkeit der vergoldeten scharfen Turmspitze schienen zu einer Bühnendekoration zu gehören und konnten unmöglich wirklich sein. Dicht an der Pagode stand ein untergeordneter Tempel, eine Pyramide aus dunklem Teakholz von komplizierter Bauart. Obzwar niemand da war, der mich hätte beobachten können, wagte ich mich doch nicht hinein. Ich konnte nur von weitem, tief im Dunkel, ein schlankes Idol schimmern sehen, die gleissend goldenen Arme sinnlich verschlungen.

Das Ächzen eines müden Motors und erregtes Stimmengewirr versetzten mich von dem schweigenden Tempel zurück auf die Strasse, auf der eine seltsame Prozession vorbeizog. Zuerst kam ein riesiges Lastauto mit der Aufschrift: «Fünf Tonnen, R. C. 6440». Es schleppte einen ungeheuren eisernen Zylinder auf Rädern – den Heizkessel eines riesigen Ofens. Zwischen dem Schlepper und dem Kessel zogen etwa 50 Kulis an langen Stricken, um dem alten Vehikel bergauf zu helfen. Einige Kilometer weiter – irgendwo im Norden – wartete wahrscheinlich eine chinesische Fabrik ungeduldig auf diesen Kessel.

Nun kamen uns noch andere, überladene Riesenlastwagen auf der Flucht aus der südlichen Gefahrenzone entgegen . . . Und da waren wieder Pagoden, die Glocken glichen und Pyramiden und manchmal auch weissen Clownhütchen . . . Wieder Tempel und Klöster aus dunkelrotem Teakholz und wieder rostrote steile Hügel ... In einem grossen Dorf machten wir Station. Als ich in den kleinen Spiegel meiner Puderdose schaute, sah ich, dass mein ganzes Gesicht und auch meine Kleider mit einer feinen roten Staubschicht bedeckt waren. Das Dorf war gut ausgestattet: es besass eine Benzinstation, eine zahnärztliche Ordination unter freiem Himmel, deren Operationsstuhl – fürchterlich anzusehen – vor mindestens fünfzig Jahren aus dem Westen her gekommen sein musste, und dann ein Gasthaus mit der Aufschrift: «Opiumverschleiss

– Ausschank von Getränken». Die beiden Geschäftszweige waren in verschiedenen Räumen untergebracht. In dem einen sassen ein paar Eingeborene und schlürften Getränke, in dem andern dürfte wahrscheinlich Opium geraucht worden sein . . . Ich selbst sah allerdings durch die halb geöffnete Tür nur ein paar faule Männer, die auf Bambusmatten lagen und schliefen. Auf dem Markt kauften wir jungen Mädchen, die kokett und scheu waren wie Eichhörnchen, Mandarinen und Bananen ab. Über ihren Sarongs aus geblütem Stoff trugen sie entzückende kleine Boleros und im Haar frische Kamelien. Ihre Zähne und ihr Zahnfleisch waren schwarz vom Betel. Die weisse Schminke, die ihr ganzes Gesicht überzog, verlieh ihren Zügen etwas seltsam Statuenhaftes. Auch die Kinder, selbst die allerkleinsten, waren in der gleichen Weise geschminkt. Ein besonders hübsches, halbwüchsiges Mädchen bot uns getrocknete Fische, Tomaten, Zwiebeln und Obst an, auch einheimische, in grüne Blätter gewickelte Cheroots. Seit meiner Rückkehr aus Russland erschien mir jeder Markt, auf dem etwas feilgeboten wurde, als ein Wunder an Üppigkeit und Überfluss, selbst dieser hier in dem gottverlassenen birmanischen Dorf. . . Da kein Frühstück in Aussicht stand, Liess ich grosszügig zehn Rupien springen – über drei amerikanische Dollars – und kaufte eine Dose Huntley and Palmer-Keks. Ich war naiv genug zu glauben, dass es wirklich echt englische Keks waren, aber sie schmeckten nach Sand. Erst später – als ich auf der Schachtel den winzigen Aufdruck «Made in Burma» entdeckte, wusste ich warum.

Wir kamen mit unserem alten Auto auf der steilen Strasse nur langsam vorwärts. Der Chauffeur war hauptsächlich damit beschäftigt, den chinesischen Militärautos auszuweichen, die uns in roten Staubwolken entgegenkamen. Bis sich schliesslich unser alter Plymouthwagen einen letzten Ruck gab und mitten in einer Steigung endgültig stecken blieb. Ich begann sehr daran zu zweifeln, dass ich den Zug nach Mandalay erreichen würde. Eine Weile sass ich unter einem Teakbaum neben einer sprudelnden, kühlen Quelle, die durch Bambusrohren floss, während unsere beiden Chauffeure an dem Wagen arbeiteten. Der dreizehnjährige pustete aus Leibeskräften in den Benzinbehälter rückwärts am Wagen, während der ältere Bruder am Motor herumbosselte. Die Berge und die Dschungel um uns her waren im goldenen Nachmittagssonnenschein beinahe unerträglich schön und erinnerten allzusehr an Ferien und Nichts-

tun. Ich konnte nicht umhin, mir zu sagen: «Ich habe es gar nicht so eilig. Warum soll ich den Zug eigentlich *nicht* versäumen?»

Aber ich hatte den Chauffeuren so oft eingeschärft, dass ich unbedingt vor sechs Uhr abends in Mandalay sein müsse, dass die beiden Brüder es sich gesagt sein liessen. Kaum war der alte Plymouth von seinen internen Leiden genesen, ging es in voller Fahrt weiter. Bald wurde der Weg ebener, die Gegend europäischer. In Maymyo, im Sommer Gebirgsaufenthalt der Regierung, versteckten die schönen Birmaninnen, die grellblaue und rote Blusen über Sarongröcken trugen, ihre geschminkten Gesichter und ihr blumengeschmücktes Haar unter Sonnenschirmen und gingen zwischen ganz im westlichen Stil gebauten Häusern spazieren: einer «gotischen» Bank, einem Kino, einer typisch englischen Kircho und kleinen Villen mit sehr unoriginellen Namen. Je mehr wir uns Mandalay näherten, desto mehr Soldaten begegneten wir: englischen Offizieren, englischen und indischen Truppen – Sikhs und Gurkhas. Vor dem Lepraspital von Mandalay trafen wir die ersten Karren mit birmanischen Flüchtlingen aus den gefährdeten südlichen Gebieten. Graue Büffel zogen die Karren und kamen nur sehr langsam vorwärts. Ich wusste nur allzugut von Frankreich im Jahre 1940 her – was diese auf staubigen Strassen flüchtenden Familien zu bedeuten hatten. Sie bedeuteten in jedem kriegführenden Land, dass ein feindlicher Überfall es hemmungslos überflutete.

Zwei Minuten vor sechs rasten wir durch eine der belebtesten Strassen von Mandalay und mussten vor dem Bahnhof scharf bremsen, um nicht mitsamt unserem Auto am Stationsgebäude zu zerschellen. Healey, der noch ein paar Tage in Ober-Burma bleiben wollte, bevor er an die Küste weiter fuhr, trug einen Teil meines Gepäcks. Es wurde mir gesagt, dass der Kommissär der nördlichen Schan-Staaten, Mr. Porter, von Lashio aus telephonisch für mich ein Abteil im Zug nach Rangun bestellt hätte. Seine Zuvorkommenheit hatte seltsamerweise zur Folge, dass jeder Mensch am Bahnhof von Mandalay, vom Stationsvorstand bis zu den Trägern, mich trotz der Aufregung wegen des Rückzugs fieberhaft ungeduldig erwartete. Ich nahm schnell meine Fahrkarte und stieg ein. Auf der Tür zu meinem Abteil standen die Worte: «Mlle Curie – Lady – Keep clean». Mlle Curie – Dame – Sauber halten.

Mandalay! – Ich war den weiten Weg von New York bis zum Mandalay der birmanischen Könige gekommen ... bis zum

Mandalay der «730 Pagoden», des «Goldenen Klosters der Königin» und der Gedichte Kiplings, der Märchenstadt, wo im Jahre 1885 der letzte birmanische Herrscher Thibaw sich den Engländern ergab – um nichts davon zu sehen zu bekommen als den Bahnhof. Der Perron war überfüllt von Eingeborenen, Zigarren rauchenden Männern und Frauen, von denen einzelne auf ihren Fersen kauerten, eine Stellung, die mir als höchste Akrobatik erschien; sie aber hielten es stundenlang aus. Blossfüßige Kinder liefen umher und bettelten; zerlumpte Greise mit langem, grauem Haar, die aussahen wie Hexen, bettelten ebenfalls. Englische und indische Soldaten tauchten da und dort auf, auch indische Zivilisten in ungeheuer hohen Turbanen und weissen Baumwollgewändern. Auch zwei hübsche, anglobirmanische Kinder bemerkte ich, einen Knaben und ein Mädchen, gepflegt wie Kinder aus dem Westen, dabei anmutig wie Orientalen. Strassen Verkäufer boten Obst an und nicht sehr appetitlichen Proviant. Dutzende träger, herrenloser Hunde schlichen umher; auch buddhistische Mönche kamen vorbei. Mit ihren glattrasierten Schädeln und ihren togaartigen, orangefarbenen Gewändern über den nackten Körpern sahen sie zum Fürchten aus. Bis auf die Männer in Uniform dachte kein Mensch in dieser lärmenden Menge daran, den Zug zu benützen. In jenen Tagen reisten nur sehr wenige Menschen nach Rangun. Die meisten versuchten, von dort wegzukommen.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, ging rechts von uns die Sonne unter . . . gegen Indien zu. Langsam verhüllte die Dämmerung die Ebene. Aber die letzten Strahlen des Tages beleuchteten noch die grellen Gewänder der Mönche, die über die Strassen irrten, die geschminkten Gesichter der Frauen, die vor den Hütten hockten und die weisse Reinheit der buddhistischen Tempel. An der nächsten Station wuschen sich birmanische Jünglinge an einem Brunnen, anmutig und unbefangen wie junge Tiere. Sie plätscherten in ihren langen Röcken im Wasser und wuschen dadurch zugleich mit sich selbst auch ihre Gewänder. Dann warfen sie mit einer raschen Bewegung trockene, frische Sarongs über und knüpften und drapierten sie mit einer Eleganz, um die eine Pariserin sie beneidet hätte.

Bald wurde es vollkommen dunkel. Das einzige, was ich noch durch mein Fenster zu unterscheiden vermochte, waren vereinzelte Feuer auf Hügelspitzen – jene Feuer, die unbekannte

Hände Nacht für Nacht über ganz Burma entzündeten . . .
Wollten Verräter dem Feinde auf diese Art Signale geben? . . .

Als wir zum erstenmal hielten, machte mir der englische Major, der das Nebencoupe innehatte, einen Besuch. Ich war die einzige Frau, um nicht zu sagen die einzige Zivilperson, in diesem mit Truppen überfüllten Zug. Der Major, ein unter-setzter älterer Herr, wollte sich erkundigen, ob ich nichts brauche. Er konnte sich nicht darüber beruhigen, dass eine Frau «ganz allein» in dieser «kritischen» Zeit nach Rangun wollte.

Den englischen Offizier schienen die Nachrichten aus Europa noch weit mehr zu beunruhigen als die Berichte von der birmanischen Front. Eben hatte das Radio gemeldet, dass die beiden deutschen Panzerkreuzer «Scharnhorst» und «Gneisenau» aus dem Hafen von Brest entkommen waren. Bevor der Major mir gute Nacht sagte, bemerkte er noch:

«Wir Engländer haben eine gefährliche ‚britannistische‘ Krisis hinter uns. Weil England nicht eingenommen worden ist, glaubten wir, eine grosse Schlacht gewonnen zu haben. Wir vergassen dabei vollkommen, dass die Schlacht gar nicht geschlagen worden war. Unsere schwersten Tage liegen noch vor uns: jetzt müssen wir erst den Kerntruppen des Feindes im Osten und im Westen die Stirn bieten.»

Am nächsten Morgen – Samstag, den 14. Februar – fuhr der Zug im Bahnhof von Rangun ein. Ich witterte vom ersten Augenblick an die fürchterliche Atmosphäre der Niederlage, des Rückzugs, der Angst, die ich nur allzu gut kannte – jene Atmosphäre, die für alle Zeiten vom Europa des Jahres 1940 untrennbar bleibt – und die mich seit dem Zusammenbruch Frankreichs wie ein Alptraum verfolgte. Auf dem Gehsteig lagen und sassen in wirrem Durcheinander Birmanen und chinesische Flüchtlinge auf armseligen Bündeln aus Lumpen. Sie hockten beisammen wie eine verängstigte Viehherde. Seit Stunden – viele sogar seit Tagen – warteten sie darauf, aus der bedrohten Stadt evakuiert zu werden, und zitterten bei dem Gedanken vor einem neuerlichen Bombardement Ranguns. Der Bahnhof war eine riesige Sackgasse und wie ich bald erfahren sollte, der belebteste Punkt der Stadt.

Taxi war keines zu sehen: der ganze Verkehr war in Rangun bereits zusammengebrochen. Ich hatte das unfassbare Glück, dass zwei Wagen, unabhängig voneinander, auf mich warteten: in dem einen sass der Adjutant des Gouverneurs, den andern hat-

te das «PublicRelation Office» geschickt. In einem der beiden fuhr ich zwischen Gärten voll blühender Bougainvilleas durch verödete Alleen. Wieder erkannte ich die unvergessliche, beklemmende Stille grosser Städte in Zeiten der Gefahr. Im Stil der Communiqués hiess es bestimmt: «In Rangun herrscht Ruhe». Ruhe war es allerdings, aber eine allzu vollkommene Ruhe. Rangun war bereits eine tote Stadt und für die Alliierten soviel wie verloren. Todesursache: Pernitiöse Anemie.

Die berühmte Pagode Shwe Dagon, die einer ungeheuren vergoldeten Glocke glich, flimmerte ganz besonders hell in der strahlenden Sonne, als wollte sie zum Ausdruck bringen, dass in Burma alles seinen gewohnten grossartigen Gang ginge. Blitzartig sah ich den getarnten Kreml vor mir und seine herrlichen Zwiebeltürme, welche die Russen, rasch entschlossen, für die Kriegsdauer matt überstrichen hatten. Die Shwe Dagon-Pyramide zu tarnen, hätte wahrscheinlich nicht viel Sinn gehabt – obzwar die goldenen Reflexe ihres Daches feindlichen Fliegern als willkommenes Richtzeichen dienen mussten. Aber selbst wenn es für die Verteidigung des Landes wichtig gewesen wäre, den Tempel zu tarnen, hätten die Engländer es doch nie gewagt, das verehrteste buddhistische Heiligtum der indochinesischen Halbinsel anzutasten – eine Pagode, in der mitten unter unzähligen Statuen und edelsteinbesetzten Kostbarkeiten drei oder gar acht authentische Haare Buddhas verwahrt lagen. Aus Rücksicht auf die gläubigen Birmanen mussten die Weissen darauf verzichten, den Shwa-Dogan-Tempel zu berühren, um auch nicht ein Härchen Buddhas zu krümmen.

Das einzige Hotel, das noch nicht definitiv seine Pforten geschlossen hatte, nannte sich «Minto Mansions». In der glühend heissen Halle lasen ein Halbdutzend englischer Offiziere mit sorgenvoller Miene ihre Zeitung. Als sie mich mit meinem Gepäck eintreten sahen und nach einem Zimmer fragen hörten, rissen sie die Augen weit auf. Einen weiblichen Gast hatten sie schon lange nicht mehr zu sehen bekommen. Und ich war auch nicht gerade dazu angetan, ihre Stimmung zu heben, so schrecklich sah ich in meinem zerdrückten Kostüm aus, auf dem noch eine dicke Staubschicht aus Ober-Burma lag. Der Direktor des Hotels teilte mir mit, dass seine birmanischen und chinesischen Angestellten, einer nach dem andern aus dem Hotel verschwänden: sie hätten Angst. Ob es einem von ihnen noch der Mühe wert schien, etwas länger zu bleiben, um mein

Kleid auszubügeln blieb dahingestellt. Schliesslich verzichtete ich darauf, mich umzukleiden und begab mich, so wie ich war, zum Lunch in den Bungalow eines der englischen Presse-Offiziere. Wir brachen in den Eisschrank ein, fanden eine Dose Sardinen, eine Dose Gänseleberpastete und eine Flasche Bier. Das Leben in Bangun, das snobistischer gar nicht hätte sein können, begann langsam an ein Picknick auf einer einsamen oder besser gesagt – verlassenen – Insel zu erinnern.

Ein sehr regsamer Australier, namens Wallace Crabbe, vom «Public Relation Office» – ein gewesener Journalist – stellte mir innerhalb einer halben Stunde meine Pressekarte aus, die mich als Kriegskorrespondentin in Burma akkreditierte. Und er teilte mir mit, dass ich heute noch an die Front weiterfahren könnte. Ich musste um fünf Uhr bereit sein, bewaffnet mit einem Tropenhelm, einem Moskitonetz, einigen Medikamenten und einem Schlafsack oder dergleichen. Das Moskitonetz und den Schlafsack borgte ich mir von einer nicht mehr jungen Sekretärin des Pressebüros aus und fuhr mit Crabbe in seinem Dienstwagen in die Stadt, um alles übrige einzukaufen. Der erste Laden, zu dem wir kamen, war geschlossen, der zweite ebenfalls. In dem dritten fand ich noch zwei baumwollene Soldatenhemden, einen Tropenhelm und Soldatensocken, die ich zu meinen Hosen tragen konnte.

Auf dieser Einkaufstournee gelang es mir doch, hie und da einen Blick auf die Stadt zu werfen. So sehr ich mich auch bemühte, entdeckte ich auch nicht die geringste ernstere Spur des jüngsten Bombardements. Die Wohnviertel und Verkaufstrassen waren nahezu unberührt geblieben. Die Japaner hatten es hauptsächlich auf das Mingalodon-Flugfeld abgesehen gehabt und die Stadt nur gerade soweit bombardiert, um unter den Eingeborenen Panik hervorzurufen. Und was den Hafen betraf, hiess es allgemein, dass die Japaner ihn sorgfältig schonten, um ihn für ihre eigenen Bedürfnisse tadellos gebrauchsfertig zu erhalten.

Erst gestern waren auf dem Seeweg in Rangun Verstärkungen gelandet. Ich sah von den Truppen nur wenig, als ich die Hafenanlagen besuchte, aber die Transportschiffe und Frachtdampfer konnte ich noch an den Molen gedrängt liegen sehen, einige bereits vollkommen leer, andere mit kostbarem Kriegsmaterial beladen, das die Alliierten nie benutzen sollten. Lastautos waren in aller Eile mit Proviantkisten beladen worden, die seit Wochen in den Lagerhäusern gelegen hatten. Ein

diensthabender Hafenoﬃzier sagte mir, dass die Lastwagen die Kisten nicht mehr bis Ober-Burma bringen könnten – dazu sei es zu spät. Der Befehl lautete dahin, die Vorräte so rasch als möglich aus Rangun selbst hinaus – und, so weit es eben ging, über die Strasse nach Mandalay gegen Norden zu schaffen. Der grösste Teil dieses Materials, das unter so ungeheuren Schwierigkeiten aus England und Amerika hergekommen war, sollte an Ort und Stelle von den Alliierten verbrannt werden, bevor Rangun sich den Japanern ergab.

Als der Hauptmann Nyar, der indische Offizier, der mich an die Front begleiten sollte, mich in den «Minto Mansions» abholte, war ich beinahe reisefertig. Ich hatte sogar noch eine Dusche in dem finsternen, schmutzigen Badezimmer nehmen können, wo es keine Badetücher gab und die Beleuchtung nicht funktionierte. Mit meinem umgehängten Rucksack stolperte ich die Treppe hinunter, das Paket mit dem Moskitonetz, dem Schlafsack und einem kleinen Kissen unter dem Arm. Auf dem Bahnhof warteten noch immer die gleichen Flüchtlinge auf den gleichen Wunderzug, der sie in Sicherheit bringen sollte. Für Hauptmann Nyar und mich waren in einem nach Osten abgehenden Militärzug zwei Sitze reserviert worden: Richtung Pegu und Kyaikto, einer kleinen Stadt dicht an der Küstenlinie zwischen der Mündung des Sittang und der Salween-Flüsse. Von dort sollten wir per Auto das vorgeschobene Hauptquartier erreichen. Die Front befand sich etwa in Thaton – ungefähr auf halbem Wege von Kyaikto zum Sittang – der einzigen bedeutenden Wasserstrasse, die den Feind noch von der birmanischen Hauptstadt trennte.

Wir sassen noch keine fünf Minuten im Zug und schon begann mein gesprächiger Begleiter mir sein Leben in der Armee zu schildern. Er war ein Mahratte, ein Hindu und war vor dem Krieg Journalist gewesen. Er gab auch sofort zu, dass er mit der nationalistischen Bewegung sympathisiere. Aber er war ein Hindu-Nationalist von ganz besonderer Art, ein Freund der Alliierten, der sich selbst zum Kampf an der Seite der Engländer zur indischen Armee gemeldet hatte, eine Armee, auf die er sichtlich sehr stolz war. Erregt erzählte mir der junge Offizier wie er für diese Geste belohnt worden sei und von den unzähligen kleinen Demütigungen, die er zu erdulden hatte, weil er kein Weisser war. Obzwar er sich über das Benehmen seiner Kollegen im «Public Relation Office» nicht beklagen konnte und sie im Allgemeinen sehr freundlich zu ihm waren,

brachten ihn die ungeschriebenen Gesetze, die den Osten beherrschten, beinahe täglich in die peinlichsten Situationen. Amerikanische Korrespondenten luden ihn zum Lunch ein und im Restaurant angekommen, mussten sie erfahren, dass in den eleganten Lokalen Ranguns Inder nicht bedient würden – genau so wie in Amerika, wo in feinen Restaurants Neger nicht zugelassen waren. Offiziere gaben in einem Klub ein Bankett – und wieder durfte der junge Inder nicht über die Schwelle des Klubhauses. Nyar erzählte mir, dass bei so einer Gelegenheit zwei höhere englische Offiziere eine Gesellschaft verlassen und ihn eingeladen hatten: «Kommen Sie, Hauptmann . . . hol der Teufel den Klub. Wir essen irgendwo anders zusammen!» Nyar hatte diese freundschaftliche Geste dankbar anerkannt, aber «in gewisser Hinsicht machte es die Sache für uns drei noch schlimmer, da wir Weggehen und allein essen mussten – abseits von allen andern, wie bestrafte Kinder». Nyar sah mich mit seinen stolzen, dunklen Augen an und sagte sanft: «Wie können die Engländer erwarten, dass wir mit unserem ganzen Herzen beim Krieg sein sollen, wenn wir ständig so vielen grossen und kleinen Demütigungen und Beleidigungen ausgesetzt sind?»

Wir breiteten unser Bettzeug über die harten Bänke unseres Abteils und schliefen einige Stunden. Um zwei Uhr früh weckte mich mein Reisebegleiter: wir näherten uns Kyaikto. Der Bahnhof war in der strengen Verdunkelung völlig unsichtbar. Als wir den Zug verliessen, sahen wir eine Weile buchstäblich nichts. Plötzlich warf eine Taschenlampe ihren abgeblendeten Strahl in unsere Gesichter und eine Männerstimme fragte: «Hauptmann Nyar?» Das Hauptquartier hatte uns einen Leutnant entgegengeschickt. Er konnte mich in der Finsternis kaum sehen; höchstens die Umrise jemandes in Hosen und einem Khakihemd. Als ich ihn mit meiner unverkennbaren Frauenstimme begrüßte, schwieg er merklich verblüfft. Wir tasteten uns durch die tintenschwarze Nacht bis zu dem Auto und verstauten darin unsere Bündel. Auf der holprigen Strasse fuhren wir einige Kilometer, aber nur ganz langsam, denn wir durften keine Scheinwerfer benützen. Endlich erreichten wir die Offiziersmesse, wo wir untergebracht wurden. Bevor wir ins Haus traten, bat uns der Leutnant, möglichst still zu sein: etwa ein Dutzend todmüder Offiziere ruhten in den verschiedenen Räumen von den Mühen eines langen, schweren Tages aus.

Wir schlichen auf Zehenspitzen durch die Veranda in eine schmale Halle. Nachdem er die Eingangstür sorgfältig geschlossen hatte, drehte unser Führer ein Licht an. Nun konnten wir einander endlich sehen. Entsetzt starrte der Engländer mich an und flüsterte:

«Ja, wie ist denn das möglich . . . Wir hatten von Rangun den Hauptmann Nyar und einen Kriegsberichterstatter von der «Herald Tribune» erwartet. Wo ist denn der Bursche geblieben?»

Ich erklärte ihm, dass ich der «Bursche» sei. Immer noch ganz leise, um die andern nicht aufzuwecken, lamentierte der Leutnant:

«Ja, aber – aber Sie sehen doch – dass wir *darauf* nicht eingerichtet sind ...» Nämlich . . . nun – das ist ein Quartier für Männer und wir schlafen mehr oder weniger alle auf dem Boden. Selbstverständlich dachte ich, dass unser Gast keine Ausnahme machen würde. Ich bin ratlos wie ich Sie unterbringen soll.»

Vergebens bemühte ich mich, den Engländer davon abzubringen, mir sein sogenanntes «Bett» zu überlassen. Aber meine Skrupel verschwanden, als ich sah, dass das «Bett» aus nichts weiter bestand als einer Holzpritsche, die genau so hart war wie der Fussboden. Der Leutnant war von dem Gedanken geleitet gewesen, mir ein, wenn auch noch so kleines, so doch wenigstens abgesondertes Zimmer zu geben, statt mich in einem der gemeinsamen Schlafsäle unterzubringen. Ich schlief bis zum Morgengrauen auf dieser Pritsche, so sehr mein Rücken und mein Kreuz mich auch schmerzten. Als ich meine Zelle verliess, um in einer Mansarde, wo ein verrostetes Waschbecken und ein Kübel Wasser mich erwarteten, Toilette zu machen, hatten die anderen Offiziere, die bereits von der Anwesenheit eines weiblichen Wesens Kenntnis bekommen hatten, ihre Verteidigungsmassnahmen getroffen. Sie waren so überaus freundlich, mir einreden zu wollen, dass mein Besuch sie freue. Aber während des langausgedehnten Frühstücks um den Tisch des Speisesaals herum, fühlte ich doch sehr deutlich, dass für diese Männer – Hauptleute, Majore und Obersten – die den Kopf ohnehin schon voll genug hatten und die wussten, dass die Japaner sie bereits morgen zur Räumung dieses Hauses zwingen konnten, meine Gegenwart nur eine Komplikation mehr bedeutete. Kriegskorrespondenten – und besonders weiblichen – ist dringendst davon abzuraten, mitten in einem Rückzug ein vorgeschobenes Hauptquartier zu besuchen. Offi-

ziere, die dem Feinde weichen müssen, mögen aufmerksame Berichterstatter nicht.

Das Quartier des Generalmajors J. G. Smyth, der die Infanteriestreitkräfte an der Salweenfront befehligte, war etwa eineinhalb Kilometer von der Messe entfernt. Sein Adjutant, Leutnant Underwood, holte mich im Laufe des Vormittags ab, um mich zu ihm zu begleiten. Wir fuhren über eine staubige Strasse zu einer niedrigen, unauffälligen Häusergruppe und betraten dort ein Büro, in welchem mehrere Stabsoffiziere arbeiteten. Wände und Tische waren mit Landkarten bedeckt. Ich bemerkte ein kleines maschinengeschriebenes Plakat:

«Der Japaner ist klein und untersetzt. Seine Ausrüstung ist schwer und er schleppt beim Kampf seinen Rucksack mit. Während der Vorbereitung zum Kampf ist er still, aber im Feuer der Schlacht beginnt er zu schreien. Er schlägt sich bei Nacht ebenso gut wie am Tage. Er lebt von den Produkten des Landes: die Bevölkerung ernährt ihn und stellt ihm Boote zur Verfügung. Wenn er im Hinterhalt liegt, verständigt er seine Truppen von der Gegenwart der Engländer durch Klopfen auf Bambusrohre und Bäume.»

Kurz darauf trat General Smyth ins Zimmer. Ein verhältnismässig junger Mann mit einem schön geschnittenen, hübschen Gesicht. Er lächelte oft und leicht – beinahe zu oft und zu leicht – als verstecke er sich hinter einem erzwungenen Optimismus. Smyth, der den Rückzug von Dünkirchen mitgemacht hatte, mussten «siegreiche Rückzüge» reichlich kalt lassen. In Gegenwart von andern, Aussenstehenden hatte er sich ein für allemal eine vertrauensvolle Miene beigelegt. Tatsächlich aber befand er sich augenblicklich in einer unsagbar schwierigen Situation. Er hatte das Kommando in Burma erst zwei Tage vor dem japanischen Überfall übernommen. Fast alle seine Truppen (Engländer, Dogras, Baiuschis, Gurkhas, Sikhs und birmanische Füsiliere) hatten Monate lang im Mittel-Osten für den Wüstenkrieg trainiert, für Verhältnisse, die denen im Dschungel beinahe diametral entgegengesetzt waren. Ihre erste Station war Mergui gewesen und seither hatten die Japaner sie etwa 400 Kilometer, die Küstenprovinz von Tenasserim entlang, ständig zurückgedrängt.

Man hätte annehmen müssen, dass die Engländer für diesen Kampf in Burma wenigstens mit modernen westlichen Waffen

ausgestattet waren. Keineswegs! Das moderne Kriegsmaterial besaßen die Gelben. Die Japaner kämpften mit Einmann-Maschinengewehren, während die Engländer nur gewöhnliche Gewehre hatten . . . Dutzende englischer Flugzeuge sahen sich Hunderten japanischer Flieger gegenüber. Man sah beinahe nie ein englisches Flugzeug am Himmel. Gewiss, die P-40 der freiwilligen amerikanischen Flieger leisteten in Burma Wunder an Tapferkeit. Aber sie dienten hauptsächlich dazu, Rangun gegen feindliche Luftangriffe zu schützen. Sie hatten damit viel zu viel zu tun, um die im Urwald verstreuten Infanterie-Einheiten tatkräftig unterstützen zu können. Und über die englischen Flugzeuge machten die englischen und indischen Offiziere sich nur lustig. Ich musste besonders einen bitteren Scherz wiederholt hören: «Gestern war die ganze RAF. über uns. Als wir das Flugzeug erblickten, war die Aufregung gross ...» Dieser klassisch gewordene Scherz brachte nur allzu deutlich zum Ausdruck, wie wenig die alliierten Luftstreitkräfte der Infanterie bedeuteten.

General Smyth machte mir an jenem Morgen die «Notwendigkeit einer Verkürzung der Front durch ständigen Rückzug in zweckmässige Verteidigungsstellungen» klar. Verkürzung der Front! Wie bekannt das klang!

Wie oft hatte ich das gleiche in Paris hören müssen, dann in Tours, während die Deutschen sich unseres Landes immer gründlicher bemächtigten. Immerhin brauchte ich nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu verstehen, dass es unmöglich war, die endlose Linie der hügeligen Thailandgrenze entlang zu halten und dass den englischen Truppen kein anderer Ausweg blieb als eine Konzentrierung zwischen Salween und Sittang. Es war selbst für einen blutigen Laien wie mich sonnenklar, dass Burma für die Engländer in dem Augenblick verloren war, in dem die Japaner Indochina besetzten. Die Engländer hatten eine unwiederbringlich kostbare Zeit auf diplomatisches Parlamentieren mit Thailand verschwendet, statt die einzige Initiative zu ergreifen, die Burma und Singapur zu schützen geeignet war . . . das heisst: Thailand zu besetzen, bevor der Feind es tat.

General Smyth verglich die beiden Rückzüge, an denen teilnehmen er gezwungen gewesen war – den Rückzug in Burma und den Rückzug in Dünkirchen:

«Die Schlacht in Frankreich war durch den raschen Rückzug beweglicher Truppen – es waren auch Panzer dabei – ge-

kennzeichnet. Die Rückzugsmanöver in Burma hingegen wickeln sich in langsamem Tempo ab; die Art des Terrains lässt nichts anderes zu. Auf den Strassen können wir Panzerwagen benützen und auch Raupenschlepper und Lastwagen, aber im Dschungeldickicht, da muss man zu Fuss gehen und einen andern als einen Nahkampf gibt es nicht: die Japaner gehen mit Schwertern los, die Engländer mit Bajonetten und die Gurkhas verwenden starke, gebogene Messer, die einen eigenen Namen haben: *Kukris*.

«Die Japaner», fügte der General hinzu, «sind ganz still, während sie sich zum Angriff sammeln. Sie verfügen über die angeborene Geschicklichkeit und Beweglichkeit wilder Tiere. Wenn sie im Hinterhalt liegen, sind sie noch immer ganz ruhig. Aber im Augenblick, wenn der Nahkampf beginnt, fangen sie plötzlich alle an zu schreien und soviel Lärm zu machen wie sie nur können. Auch unsere Leute – und nicht nur die Inder, auch unsere Jungens aus Yorkshire, haben sich angewöhnt, beim Kämpfen zu schreien. Sie haben die Japaner verschiedentlich ihre Bajonette und Kukris gründlich fühlen lassen, in der Abwehr der Samuraischwerter der Feinde . . . und beide Parteien haben gleichzeitig aus vollem Halse gebrüllt.»

Ich sollte an diesem Tage von Augenzeugen verschiedentlich Berichte von Dschungelkämpfen hören. Sie beweisen auf das klarste, dass Engländer wie Inder gleichermaßen tapfer und verbissen zu kämpfen verstanden. Aber selbst diese Berichte über persönliche Beweise der Tapferkeit vermochten mich über das endgültige Schicksal Burmas nicht im geringsten zu beruhigen. Sie waren von jener wenig überzeugenden Art der «in extremis»-Kämpfe gewissenhafter Ärzte, die ihre Patienten retten wollen, obzwar ihre Diagnosen sie längst aufgegeben haben. Die Offiziere mit denen ich sprach, versicherten ständig, dass Rangun sich halten würde. Und je öfter sie das wiederholten, desto klarer wurde mir, dass der Fall der Hauptstadt nur mehr eine Frage von Tagen sein konnte. Ich hörte auch Erwägungen über zu erwartende chinesische und englische Verstärkungen – aus dem Munde von Männern, die, ich war davon überzeugt, nicht einen Augenblick ernstlich daran glaubten, dass solche Verstärkungen noch rechtzeitig eintreffen konnten.

Die britischen Truppen in Burma mussten noch so tun, als kämpften sie: ihre Kommandanten verlangten es von ihnen. Aber ohne innere Überzeugung. Der Glaube fehlte. Sie wussten,

dass ohne Flugzeugdeckung das Unheil unabwendbar blieb. Und das Ergebnis war, dass es, trotzdem die Engländer und Inder bis zum Äussersten ihre Pflicht taten, doch zu keinem «Endkampf» kam. Immer wenn die Aussicht, eine Stadt oder einen Fluss zu halten, unter 50 Prozent Wahrscheinlichkeit sank, wurde die Stadt oder der Fluss dem Feinde überlassen und in einiger Entfernung hielt man sich dann wieder einige Zeit, und das gleiche Spiel begann von neuem.

General Smyth war gerade im Begriff, sich zu einer Generalstabs-Konferenz nach Bilin zu begeben, nur wenige Kilometer von den vorrückenden Japanern entfernt. Wir folgten ihm in unserem Auto; zwei Raupenschlepper begleiteten uns. Unter der unbarmherzigen Sonne erschien der Teak- und Mangowald unglaublich friedlich. Erst nach einiger Zeit unterschied ich hier und dort kleine Gruppen von Gurkhas, die durch das Dickicht krochen. Sie trugen Tarnungsnetze mit Laub über ihren Helmen; auch ihre Waffen waren getarnt. In diesem Dschungelkrieg bedienten sich die Soldaten der gleichen Schliche, Vermummungen und Fallen wie die kleinen Jungen, wenn sie Indianer spielen. Das Ganze wirkte wie ein tragisches Spiel erwachsener Kinder.

Die erste Kautschukplantage, die ich je gesehen hatte, tauchte rechts von uns auf. Unter ihrem zitternden, silbern schimmernden Laubdach hatte eine Autoreparaturwerkstätte ein Versteck gefunden. Jemand in unserem Wagen bemerkte, dass die Mechaniker sich beeilen müssten, wenn sie die zwischen den Gummibäumen verstreuten Vehikel noch instand setzen wollten, ehe die Japaner kamen. Das könne leicht bereits innerhalb der nächsten 24 Stunden der Fall sein. Tatsächlich schien alles, was wir unterwegs zu sehen bekamen, auf einen unmittelbar bevorstehenden Einmarsch der Japaner hinzudeuten. Englische Pioniere legten Minen, die gegebenenfalls die Brücke von Bilin in die Luft sprengen sollten. Die Balken quer über der Strasse erinnerten mich an die Eichenstämme, die in Frankreich die Landstrassen verrammelt hatten und mit denen die deutschen Tanks zum Stillstand gezwungen werden sollten. Noch etwas weiter wurden Fässer mit Benzin und Teer vorbereitet; im letzten Augenblick ausgeschüttet und angezündet, sollten sie den Vormarsch der Japaner zu hemmen versuchen.

General Smyths Wagen hielt in Bilin, die beiden Raupenschlepper, die uns begleiteten, ebenfalls. Wir beschlossen, uns noch ein Stück weiter vorzuwagen, in der Richtung gegen

Theinzeck und Thaton. Aber nun war unser Auto sich selbst überlassen. Hauptmann Nyar wurde mit einem geladenen tragbaren Maschinengewehr bewaffnet und war ständig auf dem Sprung, sich gegen einen unsichtbaren Angreifer zu verteidigen. Selbstverständlich war vom Feind weit und breit keine Spur, denn bis zur Front hätten wir noch etwa sieben Kilometer fahren müssen. Man konnte sich kaum etwas Seltsameres vorstellen als diesen jungen Offizier, der mit seiner Waffe gegen eine unbeschreiblich friedliche Landschaft loszog, gegen zwitschernde Waldvögel, gegen die herrlichen orangefarbenen Blüten, die bis an die Spitzen der höchsten Bäume emporkletterten (sie hiessen im Volksmund «Flammen des Waldes») und gegen die Turmspitzen der kleinen Pagoden, die hier und dort das dichte Grün des Laubwerks überragten.

Es war nicht leicht, die birmanische Füsilierkompanie zu finden, deren Stellung man uns angegeben hatte: sie war zu gut unter Buschwerk versteckt. Wir stiegen aus, gingen enge Pfade entlang und mussten schliesslich auf allen Vieren durch Staub kriechen, um den Unterstand des Offiziers zu erreichen, der diese Kompanie befehligte. Sie war von der Strasse aus ebenso unsichtbar wie vom Himmel. In dem natürlichen Unterschlupf war es zum Ersticken heiss, da nicht das leiseste Lüftchen einzudringen vermochte. Der Hauptmann der Kompanie sass auf der Erde und ass Corned Beef zum Frühstück – das gleiche Corned Beef, von dem ich in der Libyschen Wüste gelebt hatte. Er war ein grosser, starker Mann mit blondem Haar und einem geröteten, schweissbedeckten Gesicht. Dreieinhalb Jahre hatte er in Burma Dienst gemacht und war den Japanern mit seinen Soldaten in Mulmein und Martaban in hartem Nahkampf gegenüber gestanden. «Wir wurden in ganz geringem Mass von Artillerie unterstützt», sagte er, «die Hilfe von oben her aber war gleich null.» Immer das gleiche Lied: keine Flugzeuge zur Unterstützung der Erdtruppen.

Nach kurzem Aufenthalt in dem glühend heissen Unterstand kehrten wir zu unserem Auto zurück. Das erste, was wir bald darauf zu sehen bekamen, war ein verbranntes Generalstabsauto, das von einem feindlichen Flugzeug getroffen war. Das Dickicht wurde immer lichter und der Boden sumpfig. Wir fuhren langsamer, weil vor uns eine Kolonne Gurkhas marschierte. Die Männer trugen in der glühend heissen Sonne ihr schweres Gepäck auf dem Rücken. Mit müdem Lächeln erzählte ein blutjunger englischer Offizier, dass sie nun schon

sechs Stunden unterwegs seien, um eine Einheit in der vordersten Kampflinie abzulösen. Ich hatte das Gefühl, dass diese Männer auf Positionen zumarschierten, die bereits aufgegeben waren. Palmen standen die Strasse entlang; inmitten von etwas, das kein Dschungel mehr war, sondern ein Garten, blühten Bougainvilleas. Wir hatten das Dorf erreicht, wo seit der vergangenen Nacht die Brigade stationierte, die eben Thaton verlassen hatte.

Reglos sassen die birmanischen Bauern vor den Türen ihrer Bambushütten und betrachteten das vorbeiziehende Militär und uns mit der vollkommensten, geheimnisvollsten Gleichgültigkeit. Der Kontrast zwischen ihrer Ruhe und der Panik unter den Bewohnern von Rangun berührte einen ganz merkwürdig. Die Städter, die Nachrichten hörten und im Brennpunkt der Ereignisse standen, flohen vor den japanischen Bomben. Die Leute auf dem Lande aber rührten sich nicht von der Stelle, entweder weil sie nicht wussten, was vorging, oder weil das, was vorging, sie nicht interessierte, solange feindliche Flieger nicht Bomben und Granaten auf ihre Köpfe niederprasseln liessen. Einer der englischen Offiziere bemerkte hiezu: «Ihre Anwesenheit macht es uns im Grunde gar nicht leichter. Den Japanern geben und verkaufen sie Wasser, Reis und was immer sie an Lebensmitteln besitzen – und borgen ihnen Boote, damit sie über die Flüsse setzen können. Ausserdem unterrichten sie sie über jeden unserer Schritte.»

Bis zu welchem Grad bei der birmanischen Fünften Kolonne organisierter Widerstand gegen die britische Oberhoheit mitsprach und inwieweit es sich nur um angeborene Apathie und Feigheit handelte, war schwer zu sagen. Zweifellos war Burma keineswegs immun gegen den im Osten weit verbreiteten Weissen-Hass. Die Eroberung und «Befriedung» des Landes durch die Engländer lag auch nicht allzu weit zurück, und so mancher Eingeborene erinnerte sich an die Zeit, wo er noch der Guerilla gegen die Leute aus dem Westen angehört hatte. Unter den gebildeten Birmanen gab es eine nationalistische Bewegung; erst vor wenigen Monaten hatten die Engländer den birmanischen Premier U Saw einsperren müssen, weil sie in Erfahrung gebracht hatten, dass er direkte Beziehungen zu Japan unterhielt. Immerhin deutete das, was ich in Rangun und an der Front sah und hörte keineswegs darauf hin, dass die unwissenden Bauern, die die Japaner so freundlich aufnahmen, dies aus einem bestimmten Grunde getan hätten. Viele von

ihnen hielten sich aus Sicherheitsgründen an die siegreiche Seite und auch materieller Vorteile wegen.

Wir mussten erst beim Hauptquartier der Brigade eine Bewilligung einholen, bevor wir unseren Weg zur Front fortsetzen konnten. Leutnant Underwood, der unsere Expedition leitete, stieg aus, um das Nötige zu veranlassen. Als er zurück kam, merkten wir, dass es eine stürmische Auseinandersetzung gegeben haben musste. Die Militärbehörde sah unsere einsame Spazierfahrt in der Richtung gegen Tahton äusserst ungern und fand sie – gelinde gesagt – überflüssig. Obzwar wir nicht auf das geringste Anzeichen gestossen waren, das auf die Anwesenheit» von Japanern gedeutet hätte und nichts gehört hatten als das Vogelgezwitscher im Dschungel, bekamen wir doch den sehr energischen Befehl, auf der Stelle umzukehren und uns unverzüglich in die Offiziersmesse zurückzugeben, in die wir gehörten.

Das seltsamste an jeder Niederlage war, dass man so wenig zu tun hatte und so wenig tun *konnte*. Auch das war 1940 in Frankreich genau so gewesen. Der teilweise Zerfall der Landesverteidigung und die plötzliche Unterbrechung des Verkehrs hatten die kampfesfreudigen Männer einzelner entlegener Sektoren für Stunden zum Nichtstun verurteilt, solange bis sie den lakonischen Befehl bekamen, sich zurückzuziehen; sie hatten keine Ahnung warum und konnten keine Stellung dazu nehmen. An jenem traurigen 15. Februar trank ich beinahe den ganzen Nachmittag mit englischen und indischen Offizieren Tee im Schatten hoher Teakbäume, unter denen ein Tisch und Stühle aufgestellt worden waren. Diese Männer hatten während der letzten 48 Stunden an den erbittertsten Kämpfen teilgenommen. Sie waren die Überlebenden teilweise dezimierter Einheiten. Andere Offiziere und andere Truppen setzten im Augenblick in einer Entfernung von nur wenigen Kilometern den völlig aussichtslosen Kampf fort, während die Offiziere, in deren Gesellschaft ich mich befand, rasteten und weitere Instruktionen ab warteten.

Einer von ihnen war ein Offizier der indischen Armee und befehligte ein Bataillon Balluschis; ein schöner, schlanker, braun-gebrannter Mensch mit dunklen Augen. Er sah aus wie ein Anglo-Inder und war es wohl auch. Er war im Staate Mysora zu Hause. Die Shorts, die er trug, hatten einem gefallenem Kameraden gehört und die viel zu weiten Schuhe hatte ein anderer Offizier ihm geborgt. Kühl und völlig über den Dingen

stehend, erzählte er mir wie er die letzten Tage verbracht hatte, und die andern Männer am Teetisch warfen nur hie und da eine sarkastische Bemerkung ein. Von Zeit zu Zeit unterbrach sich Major P. O. Dünn – so hiess er – um mir eine Zigarette anzubieten und mich zu fragen, ob ich noch eine Tasse Tee wünsche oder «vielleicht ein Stückchen Toast»? Der Kontrast zwischen unserem friedlichen Beisammensein und den grauenhaften Episoden des Dschungelkrieges, die man mir beschrieb, war kaum zu ertragen.

«Ich befahl vorgeschobene Stellungen am rechten Salweenufer», erzählte Major Dünn. «Die Truppen bestanden aus Baiuschis, Pathans, Panschabi und Dogras. Da ich auf einen plötzlichen Angriff gefasst sein musste, schickte ich zwei Erkundungspatrouillen entlang dem Flussufer aus – eine nach Norden, die andere nach Süden. Die südliche Patrouille wurde angegriffen und erlitt schwere Verluste: 18 Mann von 80 fielen. Gleichzeitig wurde unsere 500 Meter breite und 800 Meter lange Kernposition von 21 japanischen Fliegern angegriffen, die uns über zwei Stunden lang bombardierten, ohne dass wir auch nur einen Mann verloren.

Am selben Tag, um sechs Uhr abends, wurden wir zu Land angegriffen. Wir schlugen den Feind mit Bajonetten zurück. Ich versuchte Verstärkungen anzufordern, konnte aber keine Radioverbindung mit dem 25 Kilometer weit entfernten Hauptquartier bekommen. Wir waren also auf uns allein angewiesen. In der Nacht darauf kam es zu einem zweiten Überfall auf unsere Hauptstellung, die 450 Mann stark war. Es gelang dem Feind, uns von unseren beiden Patrouillen abzuschneiden. Eine von ihnen wurde von einem indischen Hauptmann namens Siri Kanth Korla befehligt. Später erfuhr ich, dass er und sein Leutnant nach hartem Kampf gefangengenommen worden waren. Die Japaner banden die beiden an Händen und Füßen. Immerhin waren sie unvorsichtig genug, ihre Waffen nur zwei Meter von ihnen entfernt liegen zu lassen. Der Hauptmann und der Leutnant mühten sich neun Stunden lang, um ihre zwei Meter entfernten Waffen zu erreichen und sich ihrer zu bemächtigen. Der Hauptmann erschoss einen der Wachsoldaten, den andern erstach er mit einem Messer. Die Nacht über blieb er kaum 15 Meter von der Stelle entfernt, an der die Japaner ihn wutschnaubend suchten. Beim Morgengrauen machte er sich dann davon und es gelang ihm, die englischen Stellungen zu erreichen.»

An diesem Punkt des Berichtes kamen noch drei weitere Offiziere zum Tee herüber. Major Dünn begrüßte sie herzlich und bestellte Brot, Butter und Keks für sie. Dann wandte er sich wieder zu mir und fuhr fort:

«Während Hauptmann Siri Kanth Korla diese Abenteuer hatte, kämpfte ein Grossteil unserer Abteilung die ganze Nacht weiter. Um fünf Uhr früh war der Nahkampf bis zu meinem Hauptquartier gedrungen. Fünfzehn von uns, das Küchenpersonal inbegriffen, wehrten sich gegen die Japaner in tollem Handgemenge: jeder einzelne kämpfte um sein Leben. Der Kampf liess eine Weile nach – dann wurden wir eine halbe Stunde lang im Sturzflug beschossen. Acht Mann, ein Offizier und ich gingen auf die japanischen Stellungen los, und es gelang uns, im Dschungel zwei Kilometer vorzugehen. Um nicht entdeckt zu werden, musste ich an einer Stelle schnell auf einen Baum klettern und über eine Stunde lang furchtbar unbequem oben sitzen bleiben, während ein ganzes japanisches Bataillon mit Maultieren und Ausrüstung unter mir vorbeizog. Das gab mir Gelegenheit die feindlichen Formationen zu studieren: auf je zehn Mann kamen zwei Japaner mit Maschinenge wehren, die übrigen acht waren mit gewöhnlichen Gewehren bewaffnet. Zwei hatten Handgranaten bei sich und vier trugen Schwerter.

Sobald die Japaner verschwunden waren», fuhr der Major fort, «sprang ich von meinem Beobachtungsposten auf die Erde. Ein Leutnant namens Holden, vier meiner Leute und ich trafen einander wieder, und wir marschierten stundenlang auf unsere Linien zu. Plötzlich, wir glaubten uns bereits gerettet, stiessen wir auf eine versprengte japanische Patrouille und wurden gefangengenommen. Aber nach einer halben Stunde entkamen wir wieder dank einer der ältesten und kindischsten Kriegslisten: Einer von uns rief der Wache etwas zu, die Wache drehte sich um, und alle rannten davon so schnell sie konnten... Wir waren wieder frei – aber in was für einem Zustand! Wir hatten beinahe keine Kleider mehr am Leibe, alles war uns während unserer verschiedentlichen Eskapaden, beim Kriechen durch Gestrüpp und beim Klettern auf Bäume abgerissen worden. Das dornige Buschwerk peitschte unsere nackte Haut. Die letzte Gefahr, die wir noch vermeiden mussten, war, von unseren eigenen Truppen erschossen zu werden, wenn wir uns den englischen Linien näherten. Seither ist nach und nach eine ganze Anzahl meiner Offiziere und Soldaten einzeln aufgetaucht, nachdem sie stundenlang durch den Dschungel gewan-

dert waren. Hauptmann Siri Kanth Korla kam auch zurück. Und auch Leutnant Holden – und noch viele andere, die dreißig bis vierzig Kilometer gewandert waren. Das hier ist ein richtiger Krieg aus dem Hinterhalt, mit lauter plötzlichen Überfällen – ein richtiges Versteckspiel. Sobald wir die nötige Ausrüstung bekommen, Kleider und Munition, gehen wir sofort wieder los.»

Während dieser Beschreibung «eines Durchschnittstages in Burma» hatte sich in dem Baum, unter dem wir saßen, kein Blättchen bewegt. Tiefe Waldesstille umgab uns. Als ich zu unserer Offiziersmesse zurückkam, entdeckte ich, dass zwischen je zwei blutigen Kampftagen in diesem friedlichen Weiler eine Art konventionellen, englischen Lebens seinen Fortgang nahm und die Offiziere, mit denen ich hier zusammen lebte, sich zum Dinner umzukleiden wünschten. Während einige auf der Veranda Whisky-Soda tranken, verschwanden die andern einer nach dem andern in der Richtung auf eine verrostete Badewanne und kamen eine Weile später, frisch rasiert und in gut gebügelten Tropenuniformen wieder. Ich wusste nicht, ob ich es wagen konnte, mit General Smyth in meinen staubigen Hosen und meinem zerknitterten Khakihemd zu speisen. Es war mir bei meiner Abreise von Rangun nicht im Traume eingefallen, dass ich mich auch an der Front würde «anziehen» müssen, ob Niederlage oder nicht. Das einzige, was ich tun konnte war, ein frisches Hemd anzuziehen, mein matt gewordenes Haar zu bürsten und mein Gesicht mit Seife abzuschrubben und frisch herzurichten. Natürlich traf ich den General und seine Offiziere so tadellos gekleidet an, dass ich wegen meines Aussehens in peinlichster Verlegenheit war.

Wir verlebten einen ruhigen Abend und sprachen hauptsächlich über den Krieg in Russland – was weit erfreulicher war, als eine Diskussion über das, was im Osten vorging. Nichtsdestoweniger erfuhr ich von einem der Offiziere warum am Vormittag die Generalstabskonferenz in Bilin stattgefunden hatte. Die Engländer waren daraufgekommen, dass sie bei der Evakuierung von Thaton den Eisenbahningenieur der Küstenlinie von diesem Entschluss zu verständigen vergessen hatten. Dieses Versehen war ihnen erst zum Bewusstsein gekommen, als sie erfahren hatten, dass der Frühzug, die Gefahr nicht ahnend, genau wie bisher in die Stadt gefahren war. Stundenlang hatten die englischen Stabsoffiziere aufgeregt darüber debattiert, wie der Feind diesen Irrtum wohl ausnützen würde.

Und sie überlegten die Möglichkeiten, den kleinen Zug zu zerstören, falls er mit japanischen nach allen Seiten schiessenden Soldaten beladen, aus Thaton zurückkehren sollte. Alles wurde für den Eventualfall genau besprochen: Unterminierung der Bahngleise und Brücken, Konzentrierung heftigsten Feuers auf den Zug selbst. Und endlich tauchte in der Ferne die Höllenmaschine am Horizonte auf. . . Aber statt mit bis an die Zähne bewaffneten Japanern war der Zug mit Frauen und Kindern beladen, lauter Zivilisten, die nur allzu glücklich waren, der Gefahrenzone entkommen zu sein. In der Meinung, der Feind sei ihnen auf den Fersen, hatten die Engländer Thaton Freitag verlassen. Und über zwei Tage später hatten die Japaner, die wahrscheinlich nicht wussten, dass die Garnison bereits weg war, die Stadt nicht besetzt. Nun, nachdem der Zwischenfall erledigt war, blieb den Engländern nichts weiter übrig, als über ihn zu lachen und – vielleicht auch – sich ihn zur Lehre dienen zu lassen.

Am nächsten Tag kehrte ich mit Hauptmann Nyar und einem überlebhaften Obersten namens Wheeler nach Rangun zurück. Wir kamen mittags dort an, um zu erfahren, dass Singapur gefallen war – am 15. Februar – Genau an dem Tag, den die japanischen Diplomaten vor einigen Wochen in Kuibyschew vorausgesagt hatten. Ich bearbeitete bis vier Uhr früh in meinem Zimmer in den «Minto Mansions» meine Schreibmaschine, bis schliesslich ein unbekannter Offizier, der über mir wohnte, energisch dagegen Einsprache erhob, weil er nicht einschlafen konnte. Im Laufe des Vormittags, während ich meine Kabel dem «Public Relation Office» zur Zensur vorlegte, teilte der verantwortliche Oberst mir mit, dass man ständig auf eine völlige Unterbrechung des Zugverkehrs gefasst sei und dass ihm «ein Stein vom Herzen fallen würde», wenn ich die Freundlichkeit hätte, noch am gleichen Nachmittag abzureisen. Wenn ich in Rangun bliebe, so liefe ich Gefahr, per Schiff nach Indien evakuiert zu werden und sehr viel Zeit zu verlieren, ehe ich nach Tschungking käme. Obzwar dieser Rat einer übergrossen Vorsicht entsprang, blieb mir nichts weiter übrig, als mich zu fügen.

Um zehn Uhr war ich bei Sir Reginald Dorman Smith, dem Gouverneur von Burma angesagt. Er erzählte mir, dass seine birmanische Dienerschaft ihn derart überwache, dass er es nicht wagen könne, einen Handkoffer aus einem Zimmer ins andere zu tragen. In ganz Rangun würde sich sofort wie ein

Lauffeuer die Nachricht verbreiten, er sei im Begriffe, die Stadt zu verlassen. Mit einem ebenso liebenswürdigen wie unechten Lächeln versicherte mir Sir Reginald, dass Rangun sich bestimmt halten würde; er fügte sogar hinzu, dass er hoffe, mich auf meiner Rückreise aus China wieder an der birmanischen Küste begrüßen zu können. Ich hätte Seiner Exzellenz gerne darauf geantwortet: «Warum geben Sie sich all diese Mühe? Ich bin eine Französin. Ich *weiss*, wie eine Niederlage aussieht.»

Etwas märchenhaft Angenehmes hatte dieser Besuch jedenfalls im Gefolge: der Gouverneur stellte mir für den ganzen Tag nicht nur seinen Wagen zur Verfügung, sondern auch seinen Adjutanten, Leutnant Bettersby. Was eine derartige Begünstigung in einer von Panik geschüttelten Stadt bedeutete, in der jedes praktische Problem einfach unlösbar geworden war, vermochten Worte nicht auszudrücken. Sofort als die englische Flucht eingesetzt hatte, war es in Rangun unmöglich geworden, fremdes Geld zu wechseln. Bis dahin hatte ich die amerikanischen Banknoten, die ich als Reisegeld mitführte, überall wechseln können. Aber in Burma war nichts zu machen. An diesem 17. Februar weigerten sich drei Banken – Cook inbegriffen! – amerikanische Dollars anzunehmen. Übrigens sollten bereits in einer Stunde sämtliche Banken geschlossen werden; und die aufgeregten Beamten waren zu langen Auseinandersetzungen nicht aufgelegt. Wie sollte ich meine Hotelrechnung bezahlen? Glücklicherweise hatte Leutnant Bettersby den guten Einfall, den amerikanischen Konsul um Hilfe zu bitten. Wir fuhren sofort mit unserem Regierungsauto beim Konsulat vor und erhielten von dem sehr freundlichen Amerikaner einen Brief an die «National City Bank» mit der Bitte, mir für 100 Dollar Rupien ausbezahlen zu wollen.

Bis zu dem Augenblick, wo ich Rangun verliess, spielte sich immer krasser etwas Erschütterndes vor mir ab: der langsame Zerfall einer von Panik und Angst erfassten grossen Stadt. Städte wie Menschen brechen zusammen, wenn plötzlich ihre Nerven versagen. Die Läden, die noch vor einer halben Stunde offen waren, hatten wie an Feiertagen alles versperrt und verrammelt. Die Kleider, die ich tags zuvor im Hotel in die Wäscherei gegeben hatte, waren nicht geliefert worden, weil der Wäscher davongelaufen war. Das Restaurant, in dem ich mit einigen amerikanischen Journalisten Rendezvous gehabt hatte, war im Begriff, zu schliessen, weil es weder Lebensmittel,

noch Kellner, noch Gäste mehr gab. Endlich stiess ich auf Leland Stowe, den weisshaarigen Korrespondenten der «Chicago Daily News», einen der reizendsten Kollegen, denen ich auf meiner ganzen Reise begegnet bin. Im Auto des Gouverneurs fuhren wir von einem Lokal zum andern, bis wir schliesslich ein Restaurant fanden, das noch in Betrieb war. Leutnant Bettersby war unterwegs ausgestiegen, weil er in der Stadt dringend zu tun hatte, aber Sir Reginalds unbezahlbaren Wagen gab ich deswegen keineswegs her. Stowe und ich landeten in einem ziemlich düsteren Restaurant und assen dort sehr gewürzten Curry mit Reis. An Nebentischen sassen englische Offiziere, einige amerikanische Journalisten und auch ein paar Freie Franzosen. Bis zum Abgang meines Zuges blieb uns noch genau eine halbe Stunde, während der wir darüber diskutieren konnten, wie *wir* den Krieg führen würden, wenn wir die militärischen Operationen zu leiten hätten und was für ein Unglück es für die Verbündeten sei, dass man alle strategischen Entscheidungen nicht ausschliesslich uns überliess.

So viele Engländer, Soldaten und Zivilisten, waren in Burma lieb und gut zu mir gewiesen – und so viele englische Kämpfer hatten während des birmanischen Rückzuges einen beispiellosen Heldenmut an den Tag gelegt, dass es mir schwer fällt, niederzuschreiben, was mir in Rangun und in Bilin den grössten Eindruck gemacht hatte. Dieser Eindruck war folgender: Die meisten Engländer, denen ich begegnet war, lebten schon sehr lange im Orient und waren seit dem Kriege nicht mehr in England gewesen. Ich hatte das – vielleicht absurde – Gefühl, dass ich ihnen über ihr eigenes Land manches hätte erzählen können, was sie nicht wussten: dass ich, seit ich den Blitzkrieg in London mitgemacht hatte, jetzt England besser kannte als sie selbst – ich will sagen das England «aus Blut, Sch weiss und Tränen». Immer wenn ich an tadellos gekleideten steifen Diplomaten und hohen Funktionären vorbeikam, die im Klub ihre Cocktails schlürften, immer wenn ich Offizieren begegnete, die noch immer der Meinung waren, dass es besonders klug sei, einen Krieg genau so zu führen wie ein langweiliges Bankgeschäft und vom «Vaterland» nur mit leiser Ironie sprachen, dann hätte ich ihnen am liebsten gesagt:

«Hailoh Herr! Mir scheint, Ihre Uhr geht nach . . . Sie müssen sie in Ordnung bringen, und zwar möglichst schnell. Wir sind nicht mehr in Chamberlains England, und wir führen auch nicht Chamberlains Krieg. Das jetzige England ist Church-

ills England. Euer dekadenter Snobismus und eure träge Lässigkeit sind ganz aus der Mode gekommen. Ihr kommt mir vor wie Frauen mit lächerlichen Hütchen, die vielleicht vor zwei Jahren noch modern waren, die aber jetzt keiner mehr trägt. Ich muss euch doch daran erinnern, was sich im Jahre 1940 in London zugetragen hat. Lasst mich euch – falls sie über den Ozean nicht bis zu euch gedrungen sein sollten – die Worte wiederholen, die euer Premierminister der ganzen Welt zugerufen hat, im Namen eurer auf eurer Insel eingeschlossenen Landsleute und auch in *eurem* Namen . . . damals, als ganz England auch nicht über *ein* genügend ausgerüstetes Regiment verfügte, das imstande gewesen wäre, einem so fürchterlichen Feind zu trotzen:

„Wir werden unsere Insel verteidigen . . . um jeden Preis. Wir werden an der Küste kämpfen und an den Landungsstellen; wir werden auf den Feldern und in den Strassen und auf den Hügeln kämpfen: ergeben werden wir uns nie.“»

Wieder bestieg ich den staubigen birmanischen Zug, diesmal in der Richtung nach Mandalay und Lashio. Die Waggons waren voll mit birmanischen, europäischen, indischen und chinesischen Zivilisten, die aus der bedrohten Stadt flüchteten. Zwischendurch sah man auch viele Männer in Uniform. Soldaten, die völlig erschöpft aus dem Dschungelkampf zurückkehrten, hatten nur einen Gedanken: schlafen. Auf dem Bahnsteig einer Station sah ich eine Abteilung Gurkhas. Einzelne hatten ihre schweren Schuhe ausgezogen und wuschen ihre schmerzenden Füße am Brunnen. Andere, die auf dem Boden sassen, schliefen fest, mit geballten Fäusten neben aufgerichteten Gewehrbarben. Ihre nackten Rücken schimmerten durch die zerrissenen Hemden.

Fahrpläne gab es keine mehr. Wir konnten frühestens in 35 Stunden in Lashio sein, es konnten aber auch 50 werden. Wir mussten uns damit abfinden, bei Tag unter der Hitze zu leiden, bei Nacht unter der Kälte und die ganze Zeit unter Hunger und Durst. Die meiste Geduld beanspruchten die endlos langen Aufenthalte in den einzelnen Stationen. Der Zug, der nur ganz langsam dahinkroch, stand mehr als er fuhr. Immer mehr Soldaten stiegen ein, von den «normalen» Reisenden abgesehen. Einzelne schleppten noch ihre Rucksäcke, andere besaßen gar nichts mehr. In das Abteil, das ich mit zwei englischen Regierungsstenographinnen teilte, die nach

Maymyo evakuiert worden waren – stieg ein junger blonder Leutnant der Handelsmarine, der uns erklärte, warum er kein Gepäck besitze. Sein Schiff sei kürzlich versenkt worden und mit ihm alles, was er besass. Er sei auf ein anderes Schiff versetzt worden, das im Hafen von Rangun verankert liege, und habe Tag und Nacht mit seinen Leuten amerikanisches Lend-Leasematerial ausgeladen.

Jedesmal, wenn der Zug in eine Station einlief, stieg ich aus, um mir das unglaubliche Durcheinander von Menschen und Gepäckbündeln anzusehen, die wie von einer ungeheuren Flutwelle erfasst, von Süden nach Norden geworfen wurden. Flüchtlinge, die ihre in Bettdecken gehüllten Habseligkeiten schleppten, schoben mich beiseite, während ich zwischen Kisten mit dem Aufdruck «Made in USA.» oder «Britain delivers the Goods» umherirrte. Während eines dieser Aufenthalte kam ich mit einem Feldweibel ins Gespräch, der bei Martaban gekämpft hatte. Zweimal war er gefangen genommen worden und zweimal war er entkommen. Während der letzten zehn Tage hatte er im Ganzen nur sechsmal gegessen. Ich traf ihn beim Obststand eines Strassenhändlers, wo er ebenso wie ich Mandarinen und Bananen zu kaufen versuchte.

Ich kehrte in mein Abteil zurück, wo zu den beiden Stenographinnen und dem Offizier der Handelsmarine noch drei junge Engländerinnen hinzugekommen waren, die ebenfalls aus Martaban kamen. Sie waren in Yorkshire zu Hause. Ihre Gesichter waren braungebrannt: seit vier Tagen wanderten sie nun schon «in falscher Richtung», wie eine sich ausdrückte und legten mit 15 Kilo schweren Rucksäcken täglich durchschnittlich 30 Kilometer zurück. Sie sprachen nur sehr wenig. Der Rückzug hatte sie traurig und missmutig gemacht; aber entmutigt waren sie deswegen keineswegs. Sie sagten: «Wenn wir aus China und aus England Verstärkungen bekämen, wenn wir genügend Flugzeuge zu unserem Schutze hätten, dann müssten wir Burma halten und später dann die Offensive ergreifen können.» Immerhin gab einer von ihnen müde und leise zu – aber mit so starkem Yorkshirerakzent, dass ich ihn kaum verstand:

«Burma ist kein Schlachtfeld für Weisse. Während dieses ganzen Feldzugs war alles gegen uns. Vor allem waren wir nicht richtig ausgerüstet: wir hatten weder leichte Maschinengewehre, noch Flugzeuge und nur sehr wenig Artillerie. Das Klima, der Dschungel, die Tiere und die Menschen ... alles war

uns fremd, und alles war feindlich gegen uns eingestellt. Und dann die Malaria, die ein noch ärgerer Feind ist als die Japaner. Von den 1'100 Mann unserer Einheit hatten 400 das Fieber.»

Am Bahnhof von Pegu bekamen wir ein Abendessen. Ein grosser magerer Pilot von den amerikanischen Freiwilligen Fliegern setzte sich an unseren Tisch und sagte, dass er im Zug keinen Platz mehr gefunden habe. Selbstverständlich luden wir ihn in unser Abteil ein. Von dem Augenblick an hörte man nur mehr ihn. Seit siebeneinhalb Jahren gehörte er dem amerikanischen Heer an, wo er es zum Leutnant gebracht hatte. Im Juli 1941 war er zu den Freiwilligen Fliegern gegangen. Und seither kämpfte er unter chinesischer Flagge. Seine Kameraden und er waren während der birmanischen Krise nach Rangun geschickt worden, um bei dem «Selbstmord-Krieg» mitzutun, wie er es nannte. Er trug keine Uniform: sein Kostüm bestand aus einer Leinenhose, einem Hemd mit offenem Kragen und einem alten, schmutzigen Pullover.

«Um gegen die Japse zu kämpfen, dazu braucht man keine Uniform», sagte er mit etwas schwerer Stimme, die auf das Bier zurückzuführen war, das die jungen Engländerinnen ihm zu trinken gaben. «Hauptsache: man hat ein Flugzeug, Benzin und Munition. Ich habe bis jetzt drei japanische Flugzeuge abgeschossen, dafür habe ich 1'500 Dollar bekommen, die schicke ich nach Hause. Für jedes abgeschossene Flugzeug gibt man uns 500 Dollar, ausser den 600 Dollar, die wir monatlich bekommen. Einer meiner Kameraden hat einmal sechs Japaner an einem Tag abgeschossen.»

Der schmutzige, tollkühne New Yorker war eine Spezies, der ich bisher noch nie begegnet war, ausser etwa unter den russischen Guerillas ... Er war Kämpfer, ohne Soldat zu sein. Er hatte sich als Zivilist dazu gemeldet, japanische Flugzeuge zu zerstören und Japaner umzubringen, schon lange vor dem Überfall Japans auf die Vereinigten Staaten. Er drückte sich sehr deutlich und bildhaft aus und seine ganze Art war wunderbar unbefangen. Bombardements im Sturzflug von 6'000 Metern Höhe machten auf ihn nicht viel Eindruck, dafür graute ihm vor allem, was mit militärischer Disziplin zusammenhing. «Meine Einstellung zum Krieg ist folgende: Jeder für sich und keine Befehle», sagte er. Vor allem aber keine Besichtigungen; die sind die Hölle beim Militär. *Sie* waren gewiss gerade bei so einer Besichtigung, als wir in Pearl Harbor ins übers Dach bekamen.»

Unser amerikanischer Pilot hasste die chinesische Küche, aber schätzte sehr die Zähigkeit der chinesischen Flieger, «obgleich ihre Gehirne für eine plötzliche Landung nicht schnell genug arbeiten», und eine besondere Vorliebe hatte er für chinesische Mädchen. Den Fanatismus der japanischen Flieger beim Kampf schilderte er sehr lebhaft:

«Merkt ein Japaner, dass er verloren ist, dann hat er nur mehr einen Gedanken: dem Feinde, bevor er selbst zugrunde geht, noch so viel Schaden zuzufügen wie irgend möglich. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie japanische Piloten versuchten, aus der Luft auf mich hinunterzustürzen, trotzdem sie genau wussten, dass das ihr eigenes Ende ebenso bedeutete wie das meine. Ich sah einen Japaner mit dem Fallschirm niedergehen und im Augenblick, wo er auf unserem Flugfeld landete, wie toll mit seinem Maschinengewehr auf unsere Mechaniker schiessen.

Nach einer Nacht im Zug erreichten wir Mandalay, von wo wir im gleichen Waggon beinahe sofort nach Lashio weiterfahren. Wieder sollte ich von der sagenhaften Stadt nur den Bahnhof sehen. In Maymyo stiegen fast alle meine Reisegefährten aus. Ich blieb mit dem amerikanischen Piloten allein zurück. Es war etwas Tragisches um diesen jungen Abenteurer, bei dem der Mut ebenso gross war wie das Heimweh. Er schreckte vor keinem Kampf zurück, aber im Grunde vertrug er das Alleinsein nicht und seine Nerven waren von Heimweh zerrissen. Das alles sollte ich nach und nach erfahren, während unser Zug langsam die Höhen von Ober-Burma erkletterte. Der Flieger ass der Reihe nach alle Äpfel auf, die ich mitgenommen hatte. Und während er hineinbiss und kaute, hörte er nicht auf zu sprechen. Als keine Äpfel mehr da waren, begann die Sonne bereits unterzugehen und ich wusste eine ganze Menge aus dem Leben des jungen Piloten.

Wir verbrachten eine zweite endlose Nacht im Zug. Ich versuchte auf der harten Bank zu schlafen, aber es gelang mir nicht. Trotz meines Kamelhaarmantels zitterte ich vor Kälte und Müdigkeit. Ich fühlte mich fast ebenso elend wie in Kairo, als ich Malaria hatte. Beim Morgenrauen kamen wir endlich nach Lashio. Unser Zug hatte 30 Stunden Verspätung und trotzdem – noch immer wirkte der Zauber, der mich während meines ganzen Aufenthaltes in Burma beschützte – trotzdem wartete Mr. Porters Wagen geduldig an der Bahn. Ich setzte den amerikanischen Piloten beim Hotel der CNAC. ab und

kam bei dem Hoch-Kommissar noch eben recht, um ein Bad nehmen und mich umkleiden zu können, bevor ich mich an den Frühstückstisch setzte, dem Hausherrn gegenüber, der es nicht erwarten konnte, das Neuste aus dem Süden zu erfahren.

Nun musste ich trachten, nach China zu kommen. Das Flugzeug nach Tschungking hatte Verspätung wie alles andere auch. Die Fahrpläne der CNAC. waren vollkommen in Unordnung geraten, nicht nur der birmanischen Katastrophe wegen, sondern auch weil die Reise des Generals Tschiang Kai-schek die Fluggesellschaft gezwungen hatte, zwei Flugzeuge dem normalen Verkehr zu entziehen. Tschiang Kai-schek wurde täglich von Neu Delhi zurück erwartet, und Mr. Porter machte mich darauf aufmerksam, dass er mein Zimmer möglicherweise plötzlich brauchen werde, um es dem Generalissimus und Madame Tschiang zur Verfügung zu stellen.

Drei Tage wartete ich in Lashio auf ein Flugzeug. Es waren angenehme Tage, und ich ruhte mich ein wenig aus. Immerhin lag eine traurige Abschiedsstimmung über ihnen, wie bei einem Begräbnis. Das war das Ende Burmas, das Ende allen Verkehrs auf dieser Strasse und auch das Ende von Lashios Eintagsglanz als Endstation der birmanischen Bahn und als Ausgangspunkt der Burmastrasse. In einigen Wochen würden Strasse und Bahn beide bereits im Besitz der Japaner sein. Vielleicht würde niemand Lashio mehr so sehen, wie ich es gesehen hatte, zum Bersten voll mit Waren aller Art und mit Bergen von Banknoten; jenes Lashio, in dem die Häuser aufschossen wie Pilze und die Bevölkerung täglich wuchs. Im Augenblick waren zehntausend Menschen, die sich aus aller Herren Länder hier zusammengefunden hatten, in dem alten Dorf Lashio mit seinen schmutzigen Gasthäusern und Bambushütten zusammengedrängt, aber auch im neuen Teil der Stadt, wo unvollendete Villen mit anspruchsvollen Säulenportalen und überladenen Veranden zwischen Läden und Schuppen emporgeschossen und nicht vollendet worden waren. Chinesische und englische Ingenieure leiteten von verschiedenen Büros aus den Lastwagenverkehr zwischen Lashio und Kunming. Die chinesischen Chauffeure, die in der Stadt übernachteten, füllten das Lichtspieltheater, die – «Royal Talkies» – das in einer Riesenscheune untergebracht war. Der Film, der gerade lief, hiess «Love-Devil» – der Liebesteufel. Die zuletzt angekommenen Flüchtlinge von der Südküste stürmten die Läden und kauften allen Reis, alle Seife und alle

Konserven auf. Und die Filialleiter der Bank of China, die nicht zu ahnen schienen, dass Lashio sein Schwanenlied sang, suchten unentwegt neue Büroräume, die ihnen gestatteten, ihre bereits schwindelnd hohen Umsätze noch zu erhöhen.

Ausser dem Kino war noch ein zweites Gebäude ständig überfüllt; das war die Polizeibaracke, die auch als Gefängnis diente. Es war ein Holzhaus auf Pfählen mit einer offenen Galerie im ersten Stock und einer hohen Palisade, die den Hof begrenzte. Das Ganze sah eigentlich recht freundlich aus. Als ich vorbeikam wurden gerade zwei mit Handschellen eingeliefert. Die peinliche Situation, in der sie sich befanden, schien sie nicht sonderlich zu berühren. Das Unangenehmste für sie war vielleicht die unmittelbare Nachbarschaft der Alarmsirene, die im gleichen Hause untergebracht war.

Das Zentrum des gesellschaftlichen Lebens von Lashio befand sich in dem kleinen CNAC.-Hotel, das der Fluggesellschaft gehörte. In der Bar des Hotels konnte man Drinks bekommen und auch etwas zu essen, man konnte einem alten Radio lauschen und vor allem eine Menge Menschen treffen, mit denen man reden konnte; amerikanische freiwillige Flieger, Lend-Lease-Funktionäre, reisende Sowjetdiplomaten, Zeitungsleute, chinesische, amerikanische und englische Ingenieure, die am Bahnbau Burma-Yunnang beschäftigt waren. Von Zeit zu Zeit tauchten Kommandanten der verbündeten Streitkräfte im CNAC.-Hotel auf, niemand wusste woher, um am nächsten Tag ebenso plötzlich wieder zu verschwinden – niemand wusste, wohin. Einen Abend verbrachte ich in der CNAC.-Bar mit dem amerikanischen Brigadier General John Magruder und seinem Begleiter Oberst Aldrich, die eben aus Tschungking gekommen waren. Die beiden Herren reisten am nächsten Morgen um fünf Uhr bereits weiter. Wahrscheinlich um im Hafen von Rangun die Vernichtung des amerikanischen Kriegsmaterials zu überwachen.

Ich sah keinerlei chinesische Truppen in der Stadt. Einige chinesische Kompanien aber waren bereits in Lashio durchgekommen und es wurden ständig weitere erwartet. Über die Hauptstrasse von Alt-Lashio war ein breites Transparent gespannt: «Ein Hoch unseren tapferen chinesischen Truppen!»... dicht an den Barrikaden aus Bambus, wo die Burmastrasse erst richtig begann und wo die Zollstelle untergebracht war, die den Warentransport nach China zu kontrollieren hatte. Ich einem winzigen Büro erhielten die Lastwagenführer grüne und rote

Durchlassscheine mit der Aufschrift: «Dem Inhaber ist der Warentransport zwischen Lashio und China gestattet.» Nur mit diesem Scheine bewaffnet durfte der chinesische Chauffeur sich mit seinem Lastauto auf die asphaltierte Strasse nach Kuming wagen.

In Begleitung eines Korrespondenten des «Daily Express» namens Burchett machte ich in einem Jeep eine Erkundungsfahrt die ersten 60 Kilometer der «Strasse» entlang, die sich im Zickzack durch rote Berge und Dschungel wand. Der Verkehr war viel dichter und viel gefährlicher als auf der Strasse von Lashio nach Mandalay. Die Lastautos mit Kriegsmaterial machten den Weg in Konvois und fuhren ziemlich schnell. Sie nahmen von unserer Existenz nicht die geringste Notiz und wichen auch nicht einen Zoll zur Seite, um uns vor- oder durchfahren zu lassen. Und das hatte seinen guten Grund: sie vermieden es, mit ihren Rädern auf die gefährlichen «weichen Schultern» zu geraten, auf den Strassenrand, der nicht ganz verlässlich war. In Burma galten die Chinesen als gute, aber tollkühne Fahrer. In der lebhaftesten Verkehrszeit über die Burmastrasse zu chauffieren, war keine Kleinigkeit. Der Anblick verschiedener zerschmetterter Lastautos, die im Strassengraben und in Abgründen lagen, wirkte nicht sehr ermutigend.

Auf der Rückfahrt kamen wir an den Verladezentren vorbei, wo Dutzende von Lastautos verschiedener Transportgesellschaften auf Kriegsmaterial und Benzin warteten. Jedes Auto fasste durchschnittlich zweieinhalb Tonnen. Die höchste monatliche Transportziffer auf der Burmastrasse wurde mit 19'000 Tonnen im September 1941 erreicht. Kein anderer Monat wies auch nur ein ähnlich gutes Ergebnis auf. Seltsamerweise warteten seit Monaten Berge von Kisten in Ober-Burma und auf der chinesischen Seite der Yunnangrenze darauf, ins chinesische Hinterland transportiert zu werden.

Meine Gespräche mit den Ingenieuren, die im bedrohten Lashio den Verkehr zu kontrollieren hatten, waren meist sehr traurig und oft geradezu erschütternd. Die Niederlage im Süden hatte lange Monate intensivster Arbeit über Nacht zunichte gemacht. Wie sollte zum Beispiel der chinesische Direktor der Yunnan-Burma-Bahn, Dr. Tseng Yang Fu, sich noch über das ungeheure Tempo freuen, mit dem 250'000 chinesische Kulis auch jetzt noch auf chinesischem Boden arbeiteten? Sie bauten Steinbettungen für eine Eisenbahn, die sehr

bald nur mehr in die feindlichen Linien führen konnte. Dr. Tseng – der früher Bürgermeister von Kanton gewesen war – erzählte mir, dass er seit 1935 aus strategischen Gründen für den Bau einer Bahn eingetreten sei, welche Burma direkt mit China verbinden sollte. Die Engländer hatten nur geringes Interesse für den Vorschlag gezeigt und ihn zu teuer und für den Augenblick auch überflüssig gefunden.

Jetzt, wo Burma im Begriffe stand, dem Feind in die Hände zu fallen, wurde man sich erst der ganzen Bedeutung dieses herrlichen Landes mit seinen bei weitem nicht ausgewerteten Möglichkeiten bewusst. Beamten und Offizieren, die seit Jahren hier lebten, wurde plötzlich klar, was Burma als Lebensmittelspeicher, als Bezugsplatz von Rohmaterialien, als natürliches Bollwerk Indiens und schliesslich als einziger Berührungspunkt mit dem Freien China bedeutete. Auf einmal erinnerten sich die Leute, dass Burma jährlich allein 3 Millionen Tonnen Reis exportierte und noch mehr war die Rode von den Silber-, Zink- und Bleivorkommen in den Schanstaaten, vom Wolfram im Tavoygebiet, von den Zinn-, Gold-, Kupfer-, Rubin-, Tungsten-, Bismut-, Platin-, Schwefel- und Graphitbergwerken und den reichen Ölfeldern von Magwe und Minbu und von dem kostbaren Teakholz. Jetzt erst verstand man, warum die Japaner Burma so dringend haben wollten – und warum die Verbündeten es ganz anders hätten verteidigen müssen.

Zu spät! Für Reue und Gewissensbisse war jetzt nicht die Zeit. Das Radio überbot sich an schlechten Nachrichten. Die fanatischen japanischen Armeen schlossen sich um Rangun, und Mandalay war gebombt worden. Die Bahn, die an die Küste führte, war abgeschnitten. Das bedeutete, dass nur noch das Kriegsmaterial, das sich bereits im Norden befand, über die Strasse nach China gebracht werden konnte.

Sämtliche Fachleute von Lashio waren mit einem Bleistift in der Hand über die Landkarte gebeugt, um die neuen Fahrpläne zwischen Lashio und Tschungking zu studieren. Einer von ihnen war mein chinesischer Freund, Dr. Tseng Yang Fu. Es wäre nur zu verständlich gewesen, wenn dieser Mann, der die chinesische Nachhut vom Feinde bedroht sah, vor Verzweiflung den Kopf verloren hätte. Sein Gesicht aber blieb unverändert heiter. Dr. Tseng war einer jener Chinesen, die immer lächeln, komme was wolle. In seinem lebhaften Gesicht lächelten Mund und Augen zugleich, als er mir die neuen Zugangsstrassen beschrieb, die augenblicklich benutzt wurden, um

den Kontakt zwischen dem halb eingeschlossenen China und der Aussenwelt aufrecht zu erhalten. Angenommen, die chinesisch-englischen Kräfte hielten sich in Ober-Burma, dann konnte man von Imphal (in Indien) nach Wuntho in Burma auf einem Maultierpfad gelangen; ausserdem verband eine schlechte Strasse Wuntho und Katha, wo man den Weg per Schiff auf dem Irrawaddyfluss bis Bhamo fortsetzen konnte. Weiter gegen Norden war noch eine Möglichkeit, in der Richtung nach Myitkina am obersten Ende der birmanischen Bahn. Noch weiter nördlich lag das Plateau von Thibet und die Bergkette des Himalaya.

«Dann – dann wäre die Myitkinastrasse der einzig mögliche Weg, China durch Burma zu versorgen?» fragte ich leise und wenig vertrauensvoll. Ich fürchtete, dass selbst diese unsichere Lösung sich als unverwendbar erweisen würde. Burma war ein Land der Schlappen, charakterisiert durch Verstärkungen, die nicht kamen, Schlachten, die nicht geschlagen und Beschlüsse, die nicht rechtzeitig gefasst wurden, vergebens gebaute Bahnen und Strassen, die erst nach tragischen Verspätungen dem Verkehr übergeben werden konnten. Es war ein feindliches Land: dem Gegner offen, undurchdringlich für uns.

Der rasche Blick, den Dr. Tseng mir zuwarf – wohlwollend, ironisch, nachsichtig und herausfordernd zugleich – lehrte mich zum erstenmal die chinesische Zähigkeit kennen. Der kleine, untersetzte Mann antwortete so unbefangen, als erzählte er eine nette Anekdote:

«China ist erst über Hongkong beliefert worden. Diese Strecke wurde abgeschnitten. Dann über Indochina – auch diese Strecke wurde abgeschnitten. Dann über Rangun – und auch diese Strasse wird abgeschnitten werden. Aber jedesmal, wenn ein Weg ungangbar wird, Mille Curie, werden wir einen andern finden, und wenn es sein muss . . . noch einen andern, damit China weiter kämpfen kann. Wenn von Burma die Rede ist oder von welchem andern Ort immer dürfen wir niemals sagen: ‚Das ist der letzte Weg.‘ Denn dazu sind wir ja gerade da, um den Weg zu finden, den man auch noch nach dem letzten gehen kann. Verstehen Sie?»

XVIII. Kapitel

CHINA BEREITET SICH FÜR SEIN SCHICKSAL VOR

Wer in Lashio einen Namen hatte, war an jenem Nachmittag auf dem Flugplatz erschienen. Mr. Porter war da und auch alle wichtigeren Ingenieure der Burmastrasse. Sie versuchten so zu tun, als wären sie nur rein zufällig hier zusammengetroffen, ohne jeden besonderen Grund. Aber jeder einzelne teilte mit allen andern eine «streng vertrauliche» sensationelle Information: Das Flugzeug des Generals Tschiang Kai-schek und seines Gefolges sollte auf seinem Heimwege von Indien in Lashio Station machen. Gleichzeitig wurde auch das reguläre Flugzeug der CNAC. erwartet, auf dem ich einen Platz nach Tschungking belegt hatte. Nachdem mein Gepäck abgewogen worden war und ich meine Papiere der englischen Zensur übergeben hatte, setzte ich mich mit einigen englischen, amerikanischen und chinesischen Freunden in der Nähe der Landungsstelle ins Freie. Es wurde sehr schnell Nacht. Feuer und vereinzelt Lichter flammten auf den Hügelspitzen auf – dieselben geheimnisvollen Feuer, die ich über ganz Burma beobachtet hatte. Wusste ein feindlicher Spion, der irgendwo einen Geheimsender bediente, diese Zeichen zu deuten? Oder ein feindlicher Flieger, der bei Nacht zu Erkundungszwecken Burma überflog? Verkündeten diese Lichter vielleicht gerade im Augenblick den Japanern, wo der Generalissimus sich mit seinem Gefolge befand? Wer konnte das wissen?

Ich hörte im Dunkel die Flüsterstimme des Korrespondenten Burchett vom «Daily Express»: «Wollen Sie den General Hutton sehen? Er ist auch hier.» Hastig begaben wir uns zur Abflugstelle hinüber und stolperten ungeschickt über Stacheldraht. Etwas Geringeres als die Ankunft des Generalissimus hätte – das wusste ich – den Befehlshaber der Verbündeten Streitkräfte in Burma, Generalleutnant T. J. Hutton bestimmt nicht dazu zu bewegen vermocht, von der Südfront, wo er so ungeheuer viel zu tun hatte, nach Lashio zu kommen. Während der gegenseitigen Vorstellung vermochte ich das Gesicht des

englischen Generals im Dunkel der Nacht kaum zu unterscheiden. Ich erriet beinahe nur seine schlanke, elegante Silhouette und bemerkte die nervösen Bewegungen seiner Hände, wenn er mit seinem Stock spielte. Der Tonfall seiner Stimme klang unterstrichen beruhigend. Im Gespräch mit Fremden auf einem Flugplatz behielt der General wohlweislich seine Sorgen für sich. Er versicherte mir höflich, dass er «es ausserordentlich bedauert» habe, mich in Rangun und Bilin verfehlt zu haben. Als Antwort auf meine diesbezügliche Frage sprach er sich äusserst anerkennend über die chinesischen Verstärkungen aus, die kürzlich in Burma eingetroffen waren. Er unterstrich die Tatsache, dass Generalissimus Tschiang Kai-schek sich damit einverstanden erklärt habe, seine Truppen unter englisches Kommando zu stellen: Hutton rechnete ihm diesen Vertrauensbeweis sehr hoch an. Zur Situation im Süden äusserte er sich nur insoweit als er sagte, dass England die strategische Bedeutung Ranguns lange unterschätzt habe und für diesen Fehler nun teuer bezahlen müsse.

Etwas später sollte ich weniger diplomatisch über die laufenden militärischen Ereignisse sprechen hören. Ein amerikanischer Flieger, der in seinem P-40 von der Küste zurückkam, sagte zu mir: «Augenblicklich können Sie auf der Werft von Rangun spazieren gehen und sich aus den amerikanischen Lend-Lease-Kisten nehmen, was Sie wollen. Es ist kein Mensch mehr dort, der Sie daran hindern würde.»

Ein Flugzeug summt unter dem bestirnten Himmel und landete neben uns. Ich verabschiedete mich von allen, während mein Gepäck verstaut wurde. Das selige Lächeln auf Burchetts Gesicht, während wir einander «Auf Wiedersehen» sagten, sprach Bände. Wir waren im Augenblick in Lashio die einzigen Journalisten. Infolge meiner Abreise konnte Burchett über den Besuch des Generalissimus Tschiang Kai-schek in Burma einen «exklusiven Bericht» nach London kabeln.

(Später, in Tschungking, sollte ich erfahren, dass der General Tschiang dann schliesslich doch nicht nach Lashio gekommen war. Er hatte im letzten Augenblick seine Reiseroute geändert und den Weg von Indien nach Kunming ohne Aufenthalt zurückgelegt.)

Meine Reisebegleiter waren chinesische Zivilisten, amerikanische Offiziere, zwei englische Kuriere mit diplomatischer Post und ein englischer Oberst. Sie waren seit Kalkutta unterwegs und sassen zusammengekauert, in Mäntel und Decken gehüllt,

auf ihren Sitzen. Die verdunkelten CNAC.-Flugzeuge hatten es sich zum Prinzip gemacht, bei Nacht in China einzufliegen, um dem Feind keine Möglichkeit zu bieten, sie anzugreifen. Der herrlichste Mondschein enthüllte uns die Konturen der Berge und die glitzernden Wasserläufe, die wir überflogen. Selbst die Feuer auf den Hügeln wurden fast unsichtbar, als wir eine Höhe von 3'500 Metern erreichten. Der Mond, die Sterne und die silbern schimmernden Wolken schienen uns näher als die Erde.

Es war elf Uhr nachts. Wir sanken tiefer und landeten auf dem Flugfeld von Kunming. Das Flugzeug ging erst am nächsten Morgen um sieben Uhr nach Tschungking weiter. Chinesische Boys luden rasch unser Gepäck aus, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, wo wir die Nacht verbringen konnten. Ich hatte eben erst von einem Beamten der CNAC. erfahren, dass ich nicht auf dem Flugplatz bleiben könne und alle Hotels überfüllt seien, als der englische Oberst mir zu Hilfe eilte. Zwei seiner Freunde aus Kunming hatten ihn abgeholt, und in ihrem Wagen war noch ein Platz für mich frei. Sie würden in der Stadt schon noch eine Unterkunft für mich finden.

Wir machten uns auf den Weg. Seitdem ich bei sinkender Nacht Lashio verlassen hatte, war meine Reise nach China in eine mysteriöse Atmosphäre getaucht. Von meinen Begleitern wusste ich nur gerade so viel, dass der Oberst Rosher hiess. Während wir durch die dunkle Nacht fuhren, erkundigte sich der Besitzer des Wagens, ein ziemlich bejahrter Engländer, ob einer von uns aus Indien oder aus Burma Whisky mitgebracht habe. Wir sagten «nein», und er liess deutlich durchblicken, dass wir von den wirklich wichtigen Problemen dieses Krieges keine Ahnung hätten. Es war in China nahezu unmöglich, echten Whisky aufzutreiben und der, den man bekam, kostete ein Heidengeld.

Ich war noch nie in China gewesen, überhaupt noch nie im Fernen Osten. Diese plötzliche Landung in Kunming, mitten in der Nacht, machte alles noch unwirklicher. Schon im Halbdunkel fiel mir sofort die seltsame Form der Dächer auf: sie waren anmutig geschwungen wie Augenwimpern. Dann fiel mir das Indigoblau der Baumwollgewänder auf, die von den Männern getragen wurden, welche sich zu dieser späten Stunde in den hell beleuchteten Läden und Teestuben drängten. Die chinesischen Aufschriften über den Schaufenstern waren für

mich nichts als Arabesken. Zu meiner angenehmen Überraschung strahlten mir plötzlich von einer der Mauern französische Worte entgegen: «Hotel du Commerce». Aber wir hielten trotzdem vor diesem Hause nicht, sondern fuhren weiter bis zu einem andern Hotel mit einem äusserst komplizierten Eingang: erst passierten wir ein schmales Tor, das unseren Wagen nur ganz knapp durchliess, dann kamen wir in zwei mit Felswerk geschmückte Innenhöfe, bis wir schliesslich in einer düsteren, ganz im westlichen Stil möblierten Halle landeten. Wir wandten uns in französischer Sprache an einen schläfrigen anamitischen Boy, der über unsere Ankunft keineswegs entzückt schien. Bald kamen uns auch noch andere Passagiere unseres Flugzeuges nach. Wir waren alle hungrig und müde – aber es gab weder etwas zu essen, noch war ein Zimmer frei.

Der ältliche Engländer – er hiess Bernie – wohnte ständig in diesem Hotel. Dank ihm und seinem Begleiter – einem hochgewachsenen hübschen Mann, der wenig sprach und ebenfalls ein Engländer zu sein schien – trieben wir schliesslich eine Büchse Sardinen auf, ein Stück Wurst, etwas Brot, eine halbe Flasche Whisky und ein wenig lauwarmes Wasser. So müde wir auch waren, fingen wir doch sofort an zu essen. Plötzlich, als niemand ihn hören konnte als ich allein, wandte sich der hochgewachsene junge Mann, den ich für einen Engländer gehalten hatte, ganz leise an mich, beinahe ohne beim Sprechen die Lippen zu bewegen:

«Ich hatte nicht gleich verstanden, wer Sie sind. Es ist ein unglaublich glücklicher Zufall, gerade Ihnen begegnet zu sein. Ich bin nur für wenige Tage im Freien China – unter einem falschen Namen – sonst arbeite ich für General de Gaulle in dem von den Japanern besetzten Gebiet. Ich organisiere dort die Untergrundbewegung.»

Um halb zwei Uhr früh unterbrach uns Mr. Bernie und sagte zu mir:

«Sie müssen um sechs Uhr aufstehen. Und bis dahin müssen Sie sich ausruhen. Ich habe eine Idee: Sie können oben im Zimmer meiner Frau übernachten, wenn es Ihnen nichts macht, mit ihr das Bett zu teilen.»

Der mir völlig fremde Engländer bot mir ritterlich die Hälfte seines Ehebettes an. Er selbst würde schon ein halbes Bett bei einem seiner Freunde im gleichen Stockwerk finden. Nun mussten wir nur noch Mrs. Bernie von der unangenehmen Sachlage in Kenntnis setzen. Wir drangen in ein Zimmer

ein, das beinahe vollkommen von einem altmodischen Bett ausgefüllt wurde, in welchem eine grauhaarige Dame in tiefem Schlummer lag. Sie blinzelte krampfhaft – das angedrehte Licht tat ihr weh. Aber kaum hatte sie erfasst, worum es sich handelte, fand sie sofort die liebenswürdigsten Worte zu meiner Begrüssung. Sie schien nicht im Geringsten verärgert und ging sogar so weit, mir zu sagen: «Ich freue mich ausserordentlich, Sie kennen zu lernen», worüber wir alle hell auf-lachen mussten. Nachdem der verbannte Ehemann gegangen war, wusch ich mich schnell in einem primitiven kleinen Nebenraum, dann zog ich mich aus und schlüpfte in das warme Bett. Ich drehte das Licht ab und im Finstern hörte ich Mrs. Bernie noch gutmütig sagen:

«Sollten wir uns je auf der Strasse begegnen – ich glaube nicht, dass wir einander erkennen würden.»

Ich werde die Liebenswürdigkeit nie vergessen, mit der Mrs. Bernie mein Eindringen in ihr eheliches Lager hingenommen hatte: von allen Beweisen der Gastfreundschaft, die mir während dieser Reise zuteil geworden waren, gehörte dieser bestimmt zu den grosszügigsten. Beim Morgengrauen weckte ich sie ein zweitesmal auf, denn es war Zeit, mich reisefertig zu machen. Bald darauf stand ich mit Oberst Rosher und meinen anderen Reisegefährten wieder auf dem Flugplatz. Wir zitterten vor Kälte. Kunming liegt über 2'000 Meter über dem Meeresspiegel; der schneidende Wind brachte uns das deutlich zum Bewusstsein. Wir warteten sehr lange: als wir schliesslich abflogen, war es acht Uhr.

Von dem Augenblick an startete ich nur noch mit weit aufgerissenen Augen das grandiose Schauspiel an, das jeden Reisenden aus dem Westen gleichermassen fasziniert: auf das – Scholle für Scholle – von Generationen geduldiger chinesischer Bauernhände gemodelte Land China. Nackte Hügel wechselten mit Tälern; aber die natürlichen Hebungen und Senkungen des Bodens beeindruckten mich weniger als die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen der im Tal hingestreckten oder in die Hügelabhänge eingehauenen länglichen Felder. Die liebevoll konstruierten Terrassen, die sich an allen Abhängen staffelten, folgten genau den Konturen des Terrains, als wären sie von einem Künstler zur blossen Augenweide entworfen worden. Einzelne Felder mit konzentrischen Furchen erinnerten an runde Muscheln. Andere hatten die Form von Halbmonden, Baum- oder Blütenblättern. Die Bohnen-

felder waren grün, die Rapsfelder leuchtend gelb. Die kanalisierten, überfluteten Reisfelder, die so blass waren wie der Himmel, der sich in ihnen spiegelte, schimmerten hell. Terrassenförmig ansteigend, sahen sie aus wie eine Treppe aus Glas.

Wir überflogen noch höhere, noch kahlere Berge. Ihre braunen oder rötlichen Kämme verschwanden bald unter einer Decke schneeweisser Wolken. Sie war so flach und so glatt, dass ich das Gefühl hatte, man müsste auf ihr gehen können. Als wir knapp vor der Landung unter dieser Decke hervorkamen, lagen wieder die bebauten Felder unter uns. Da! . . . Zwischen schwindelnd steilen Felsen lag ein blassgrüner Fluss – der mächtige Jangtsekiang. Hunderte leichter Sampans, kleiner Dampfer und gedeckter Dschunken, die aussahen wie dicke Raupen, lagen am jenseitigen Flussufer verankert. Das Flugfeld war eine graue Sandinsel, die sich aus seichtem Wasser erhob: wenn der Jangtsekiang anschwellt, war das Flugfeld unbenützbar. Männer in blauen Chinesengewändern, westlichen Anzügen oder Uniform verfolgten mit zurückgeworfenen Köpfen die Landungsmanöver unseres Flugzeugs.

Ein junger Chinese namens Jimmy Way, vom Propagandaministerium, begrüßte mich mit breitem Lächeln: «Sind Sie in Rangun in Verlust geraten? . . . Wir warten bereits acht Tage auf Sie.» Und bevor ich wusste, wie mir geschah, sass ich bereits höchst unbequem in einem Tragsessel. Meine Füße lagen höher als mein Kopf, während mich zwei magere Kulis Hunderte von Felsenstufen emportrugten, die zu den schwarz gestrichenen Häusern der Stadt hinaufführten. In Tschungking ersetzten die Treppen die Strassen, es war eine Hauptstadt mit einer Fluglinie, aber ohne Eisenbahn. Wenn man nach Tschungking kommen und sich dort fortbewegen wollte, musste man sich entweder eines Flugzeugs bedienen oder einer Sänfte.

Alles hier war mir auf die absonderlichste Art fremd: vor allem die Kontraste der Farben, Gerüche und Geräusche. Das lebhaft Blau der Baumwollgewänder hob sich von den schwarzen Häusern und dem nebelgrauen Himmel ab. Der Geruch auf den Strassen war beklemmend durchdringend. Es war kein aussergewöhnlicher Geruch, das nicht, aber ich hatte noch nie einen Geruch erlebt, der eine ganze Stadt derart imprägniert hätte. Und wie eigenartig und mannigfaltig waren die Geräusche von Tschungking! Die raschen, leichtfüßigen Schritte der Rikschakulis, die Gesangsfetzen und fernen Töne einer schmachtenden Melodie, die Hupensignale

der wenigen Autos und die dumpfen Wirbel der kleinen Trommeln, deren die Strassen Verkäufer sich bedienten, um Kunden anzulocken! Von Zeit zu Zeit hörte man den rauhen Schrei eines Rikschakulis, der sich durch die Menge einen Weg bahnte. Vom ethischen Problem dieser menschlichen Zugtiere ganz abgesehen, sah man in so einem Wägelchen auch unsagbar lächerlich aus, die Knie hochgezogen und die Achseln weit zurückgeworfen. Diese Stellung war nicht nur komisch, sie wirkte auch hochmütig und ausserdem fühlte man sich äusserst ungemütlich.

Einzig die zerbombten Häuser hatten etwas Vertrautes. Sie erinnerten mich an London, Ramsgate, Coventry, Alexandria, Moskau und Moschaisk – an die lange Reihe todwunder Städte, die ich im Laufe der letzten zwei Jahre zu sehen bekommen hatte. In Tschungking allerdings war es schwer zu sagen, ob die Häuser vom Feinde zerstört worden waren oder ihre eigene Baufälligkeit sie so zugerichtet hatte. Darum wirkten diese Ruinen noch düsterer als überall sonst.

Die Bewohner von Tschungking teilten mit ihren Leidensgenossen in Dover (England) das Privileg, die sichersten Unterstände der Welt zu besitzen: mit Dynamit in Felsen gesprengte Tunnels. Das häufige dumpfe Grollen der Sprengungen, die neue Felshöhlen zugänglich zu machen bestimmt waren, gehörte mit zum Alltagsleben dieser Flüchtlingszentrale. Es wurde mir gesagt, dass während meines Aufenthaltes in der Stadt kaum ein Luftangriff zu erwarten sei. Die «Saison» beginne erst im April, wenn die Nebel sich teilten und die Stadt sichtbar vor den japanischen Fliegern lag. Die Chinesen sprachen vom voraussichtlichen Beginn der Bombardements mit der gleichen Ruhe, mit der man in Friedenszeiten die Eröffnung der Jagd zu besprechen pflegte oder das nächste FussballWettspiel.

Das «Press-Hotel», wo die ausländischen Berichtstatter wohnten, gehörte mit zu der halb zerstörten, halb wiederaufgebauten Häusergruppe des Propagandaministeriums. Die blasierten Reporter pflegten es das «Konzentrationslager» zu nennen. Aber im Grunde war es ein Glück, in einer Stadt, wo der Strassenverkehr und Transport zu den allerschwierigsten Dingen gehörten, so Tür an Tür mit dem Telegraphenamt und der Zensur zu leben. Ich wurde in einer winzigen Zelle einlogiert, in der ein hartes Holzbett stand, ein Waschbecken mit Krug und ein Schreibmaschinentisch, in dessen Schubfächern mein Vorgänger Hunderte beschriebener Bogen zurückgelassen hatte.

Die Türen aller Zimmer mündeten direkt auf einen Innenhof, so dass jeder jeden genau beobachten konnte. Und ebenso verhielt es sich in den abgetrennten Baracken, die das einzige Badezimmer und den gemeinsamen Speiseraum enthielten. Bereits bei der ersten Mahlzeit mit meinen Kollegen fühlte ich deutlich, wie ihnen dieser Mangel an Komfort und dieses Nie-allein-sein-Können auf die Nerven gingen. Die Luft war geladen von unterdrücktem Streit. Ich versuchte, so schnell wie möglich mit Stäbchen essen zu lernen. Das war unbedingt nötig, wenn ich nicht verhungern wollte; denn Gabeln gab es nicht. Man bekam in China alles gehackt, mit Ausnahme von Reis: Schweinefleisch, Gemüse, Eier – jedes separat in tiefen Schalen angerichtet, die ein blaugekleideter Bursche vor uns auf den Tisch stellte.

Nachdem ich bei den Herren im Propagandaministerium gewesen war, die mich mit chinesischem Lächeln, chinesischer Freundlichkeit und chinesischem Optimismus empfangen hatten, machte ich mit Charles Fenn, einem der «Associated Press»-Korrespondenten einen Spaziergang. Es dauerte ziemlich lange, ehe ich mich in Tschungking zurecht fand. Welche Strasse immer wir einschlagen mochten, wir konnten sicher sein, auf einer Seite entweder einen steilen Abhang oder eine endlose Treppe zum grünen Wasser eines der beiden Flüsse hinabführen zu sehen. Es war beinahe als balanciere man auf einem Drahtseil, wenn man in Tschungking spazieren ging.

Langsam gewöhnte ich mich an die blauen Gewänder – nicht nur an die, welche Männer und Frauen auf der Strasse trugen – sondern auch an jene, die gerade aus der Wäsche kamen und überall zum Trocknen aufgehängt waren, wo immer man hinsah: sie hingen an Bambusstangen, die durch die weit ausgebreiteten Kimonoärmel gezogen waren. Nun musste ich auch die faszinierenden Läden kennen lernen, wo man Sandalen aus dickem Stroh bekommen konnte, Gemüse, Mandarinen, Reis, Süßigkeiten, Ingwer, ungeheure goldgeschmückte Säрге, Hunderte dekoriertes Kerzen, die von der Decke herunterhingen und alle möglichen «Ersatz»-Liköre mit hochtrabenden französischen Etiketten. Wie kompliziert war so eine chinesische Strasse! Die peinliche Sauberkeit der Bevölkerung hob sich krass von dem unfassbaren Schmutz ab, der sie umgab. Um über Tschungking etwas wirklich Brauchbares schreiben zu können, dazu würde ich nicht nur Tage und Wochen, sondern Jahre brauchen.

Was ich persönlich in diesem Lande in Erfahrung zu bringen hatte, war relativ einfach. Ich war bei der birmanischen Niederlage mit dabei gewesen,; die einen Wendepunkt in der Geschichte Chinas^bedeutete. Strategisch war das Land in grösserer Gefahr denn je. Bis zu welchem Grade war die Bevölkerung sich dessen bewusst und wie weit ging ihre Angst? Wie war zum Beispiel die Einstellung des jungen Soldaten, den ich in Khakiuniform und Strohsandalen über die Strasse gehen sah? Und die des Kuli, der an einer Bambusstange zwei Wassereimer schleppte, die schwer auf seinen Schultern lasteten? Ich hätte darauf schwören mögen, dass diesen beiden das alles nicht im Geringsten nahe ging. Sie hatten wahrscheinlich vom birmanischen Zusammenbruch überhaupt noch nichts gehört. Da musste schon etwas ganz anderes kommen, als eine ganz gewöhnliche militärische Niederlage, um eine überbevölkerte shezuanische Stadt aus dem Gleichgewicht zu bringen – oder gar einen Riesen wie China aufs Krankenbett zu werfen.

Die Gespräche, die ich in den folgenden Tagen mit einflussreichen Chinesen hatte, bestätigten mir, dass das Wort «Verzweiflung» in ihrem Wörterbuch nicht vorkam. Ihre Reaktionen auf die Katastrophenserie im Osten wirkten sich auf einen Neuling wie mich auf die lehrreichste Weise aus. Die Chinesen hatten mit den Vereinigten Staaten, Grossbritannien, Niederländisch-Indien und mehreren anderen Staaten ein Bündnis gegen Japan geschlossen. Nun hielten sie ihr Vaterland für gerettet, da doch die verbündeten vier Grossmächte viermal so stark sein mussten als China es allein gewesen war. Zu ihrer Verblüffung aber stellten die Chinesen fest, dass dieses neue Allianzsystem sie in eine fürchterliche Situation gebracht hatte. Zum erstenmal seit 1937 sah China sich von der übrigen Welt so gut wie abgeschnitten. Und ebenfalls zum erstenmal hatte es Truppen aus seinem eigenen ungeheuren Territorium hinausschicken müssen, um zu versuchen, die Situation in Burma zu retten. China musste seinen weissen Verbündeten – den Engländern – zu Hilfe eilen! Mit seinen 25 neuen Alliierten befand sich China scheinbar in einer weit prekäreren Lage als zurzeit, da es Japan allein gegenüber stand.

Die Bestürzung der chinesischen Führer aber hatte nicht lange gedauert, obzwar es übertrieben wäre, zu behaupten, dass alle die tragische Entwicklung der Ereignisse gleichermassen mit Humor auffassten. In Tschungking zum Beispiel bekam ich so manchen bitteren Kommentar zu hören, die

kriegerischen Tugenden der Engländer betreffend, und auch was die «skandalösen Hintergründe» der Niederlagen von Pearl Harbor, Hongkong und Singapur betraf. Aber die gleichen Männer, die sich so sarkastisch äusserten, zeigten andererseits nicht die geringste Beunruhigung, was den endgültigen Ausgang des Krieges betraf. In den Chinesen war Seelenstärke mit Realismus vereint. Ihre Seelenstärke hatte es ihnen ermöglicht, der japanischen Invasion viereinhalb Jahre mit langsamen Rückzügen, Evakuierung ganzer Provinzen und ständigem Wiederaufbau zerstörten Landes zu begegnen: und das hatte ihnen auch die Überzeugung gegeben, dass Japan nicht unbesiegbar war. Andererseits liess ihr Realismus und die traditionelle Gewohnheit, über die unmittelbare Zukunft hinauszusehen, sie insoweit klar urteilen dass, wenn die Verbündeten auch augenblicklich gezwungen waren, sich zurückzuziehen, um Zeit zu gewinnen, die Koalition den Chinesen auf lange Sicht doch ungeheure Vorteile zu bieten hatte. Schon jetzt waren die Engländer und Amerikaner hundertprozentig engagiert: sie waren es sich schuldig, die Japaner aus chinesischem Gebiet zu vertreiben. Der berühmte «chinesische Zwischenfall» war ein Krieg der Verbündeten Nationen geworden. Das war schon eine sehr beruhigende Sache für China.

Und noch mehr: gerade die alliierten Niederlagen hatten China in gewissem Sinne über Nacht eine stärkere Position auf dem internationalen Schachbrett gesichert. Nun, wo England und Amerika Japan im Stillen Ozean und in Asien bekämpften, brauchten sie China genau so dringend wie China sie brauchte. Und brauchten es umso mehr, als gerade sie selbst sich nicht besonders auszeichneten. Die neuen Anleihen, die China von England und den Vereinigten Staaten während der letzten Woche zugesichert bekommen hatte, waren nur eines der Symptome der Wandlung in den Beziehungen zu ihrem östlichen Verbündeten. Und ein noch auffälligeres Zeichen waren die Reise des Generalissimus Tschiang Kai-schek nach Indien und Chinas offenkundige sympathische Einstellung zu Indiens Kampf um seine Freiheit. Abgesehen davon, dass der Generalissimus um den unmittelbaren Anschluss Indiens an die Sache der Alliierten warb, arbeitete er zweifellos bereits für die Zukunft vor. Er legte jetzt schon den Grundstein zu einer engen Nachkriegsfreundschaft zwischen einem siegreichen China und einem befreiten Indien. Vom Range eines chinesischen Führers

stieg Tschiang Kai-schek zu dem eines Beschützers asiatischer Interessen empor.

Nach den harten Schlägen, welche die gelben Japaner dem weissen Mann in Pearl Harbor, Hongkong, Singapore, Java und Rangun zugefügt hatten, war es um sein Prestige im Osten schlecht bestellt. Er hatte im Orient sein Gesicht verloren. Die Reaktionen Tschungkings auf die Niederlagen der Alliierten mussten nicht nur im Lichte des augenblicklichen Krieges betrachtet werden, man durfte auch den Hintergrund vergangener Ereignisse nicht übersehen, die im Gedächtnis der Chinesen noch sehr lebendig waren: Ereignisse wie der Opiumkrieg im Jahre 1840, die Besitzergreifung Hongkongs durch die Engländer, der Boxeraufstand, die in Peking stationierten ausländischen Garnisonen, die fremden Kanonenbootpatrouillen auf dem Jangtse . . . und die Versetzung Chinas in einen halbkolonialen Zustand durch Freihäfen, ausländische Konzessionen, Zollkontrollen und exterritoriale Rechte. Würde China sich je wieder von westlichen Mächten bevormunden lassen? Die Antwort konnte nicht deutlicher sein: *Nie mehr*. So gefährlich bedroht China durch seinen augenblicklichen Feind Japan auch sein mochte, fühlte es sich doch auf ganz geheimnisvolle Weise freier und stärker als vor dem Fall von Hongkong. Es war seiner Stellung als Weltmacht um eine Etappe näher gekommen.

Solche Nuancen waren bei den Gesprächen zwischen Alliierten in Tschungking unter der Oberfläche fühlbar. Aber die Gespräche selbst drehten sich natürlich um Probleme von unmittelbarer Wichtigkeit. Mit bewundernswerter Ruhe prüften die chinesischen Sachverständigen mit ihren englischen und amerikanischen Kollegen, inwieweit die Sperrung des Hafens von Rangun die chinesische Kampffähigkeit beeinflussen musste und welche Zwangsmassnahmen getroffen werden konnten, um die Lieferung von Kriegsmaterial zu beschleunigen. Immer wenn ich einen chinesischen Experten fragte: «Kann China auch weiter kämpfen, selbst wenn es eine Zeitlang abgeschnitten bleibt», bekam ich die gleiche unbestimmte Antwort: «Was auch kommen mag – unter allen Umständen werden die chinesischen Soldaten und Guerillas ihren Abwehrkampf gegen die Eindringlinge fortsetzen. Aber Abwehr ist nicht Angriff, und Abwehr allein führt nicht zum Sieg. Unsere jüngsten Niederlagen im Fernen Osten, bei denen die Alliierten völlig unerwarteterweise und auf den verschieden-

sten, weit voneinander entfernten Kriegsschauplätzen ihren Teil abbekamen, beweisen, dass es notwendig ist, in China selbst Offensivbasen zu schaffen, um es den Verbündeten zu ermöglichen, Japan eines Tages mit vereinten Kräften anzugreifen.»

Selbst der General Ho Ying-Chin war bester Laune, als er mich empfing. Ich sage deshalb «selbst», weil der Generalstabschef und Kriegsminister mir als Freund der Verständigung mit Japan geschildert worden war, als der Mann, der im Jahre 1935 den Ho-Umetsu-Vertrag begünstigt und unterzeichnet hatte: eine Art chinesisches München. Um in die untere Stadt zu gelangen, musste ich einen weiten Weg in einer Rikscha zurücklegen. Endlich hielt ich vor dem grossen, schwarz gestrichenen Gebäude, in welchem die chinesischen und alliierten militärischen Leiter amtierten und ihre Zusammenkünfte abhielten. Im Innenhof zählte ich vierzig Autos. In zwei verschiedenen Räumen fanden gleichzeitig zwei Konferenzen statt, die eine von Technikern, die andere vom Generalstab. Eine steife Schildwache führte uns in einen kleinen Salon. Mein Begleiter war Mr. C. C. Chi, ein Mitglied des Propagandaministeriums, der während meines ganzen Aufenthaltes in China mein Führer, Dolmetsch und unermüdlicher Berater sein sollte.

An der Wand hingen grosse Landkarten mit chinesischer Beschriftung, die ich nicht entziffern konnte, und auf einem niedrigen Tisch stand eine flache Schale mit frischen Kameilien. Ein Soldat brachte uns Tee. Dann öffnete sich die Tür abermals: eine der Stabskonferenzen war beendet, und der Minister hatte Zeit, uns zu empfangen. Er war ein untersetzter kleiner Mann mit einem breiten, lächelnden Gesicht. Aber der Blick hinter seinen Augengläsern war durchdringend und schlau. Er trug eine Khakiuniform und Sporenstiefel. Unser Gespräch gestaltete sich etwas schleppend, teils chinesisch, teils englisch mit den nötigen Übersetzungspausen. Ho Ying-Chin begann mit einer Zusammenfassung der Kriegslage im Osten. Er ging rasch über den Verlust von Süd-Burma hinweg, den er «dem Mangel an Abwehrmassnahmen, der Unterlegenheit der Alliierten in der Luft und zur See und schliesslich der Betätigung der einheimischen Fünften Kolonne» zuschrieb. Er unterstrich die fundamentalen Unterschiede der Kriegsbedingungen in China von denen an allen anderen Fronten. Er sagte:

«Eine endlose Landfront wie die chinesische, an der die feindlichen Kräfte ebenso zerstreut sind wie die unseren, ist einer Truppenkonzentration, wie eine japanische Blitzoffensive

sie erfordern würde, nicht günstig. Im Stillen Ozean liegt die Sache anders. Japan kann sich eine Insel oder eine Basis auf dem Festland aussuchen, die es zu erobern wünscht und dann seine ganze Stärke auf diesen Punkt konzentrieren. Der erste zu sein, der zuschlägt, gibt dem Angreifer bei dieser Art der Kriegführung eine erdrückende Überlegenheit.»

Die momentane Situation in China beschrieb der General folgendermassen:

«Wenn die Unterbrechung der birmanischen Verkehrslinien unsere Schwierigkeiten auch erhöht, so müssen wir andererseits feststellen, dass der japanische Druck auf die 6'000 Kilometer der chinesischen Front sich ein wenig gelockert hat, weil einzelne feindliche Truppenkörper nach Süden transferiert wurden. Wir selbst haben Truppen von der Front abgezogen, um sie nach Burma zu dirigieren, wo sie an der Seite der Engländer kämpfen werden.»

Der General Ho war unbedingt für die Teilnahme chinesischer Streitkräfte an allen Operationen gegen Japan, «selbst auf indischem Boden, wenn es sich als notwendig und nur im Geringsten als praktisch erweisen sollte». Er unterstrich die Tatsache, dass die Arbeitskräfte, Rohmaterialien, Fabriken und Werften Indiens für die alliierte Kriegführung unentbehrlich seien. Als ich ihn fragte, welche Rüstungsmaterialien aus dem Ausland das chinesische Heer besonders benötige, antwortete er:

«Ernährung und Kleidung machen uns keine Sorgen. Die Knappheit, die sich da und dort fühlbar macht, ist weit mehr auf die ungleichmässige Verteilung und auf Transportschwierigkeiten zurückzuführen, als auf wirklichen Warenmangel. Leichte Waffen, Maschinengewehre und Munition können wir selbst genug hersteilen. Aber was Flugzeuge aller Typen betrifft – Bomber, Kampfflieger und Transportflugzeuge – hängen wir von England und Amerika ab; auch schwere Artillerie brauchen wir von ihnen.»

Könnte China eines Tages selbständig eine grössere Offensive wagen? General Ho sagte nicht ausdrücklich «nein», aber er lenkte vom Thema ab – was Antwort genug war. Er liess durchblicken, dass die Chinesen allein nicht viel mehr tun konnten, als sich zu verteidigen, aber dass sie jede Operation der Verbündeten auf ihrem Boden begrüssen würden. Sofort fügte er hinzu: «Von China und der Sowjetunion aus kann Japan am besten angegriffen werden.»

Und das führte uns zum üblichen Höhepunkt jeglicher Konversation in Tschungking: den Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten eines sowjetrussisch-japanischen Konflikts. Wie beinahe alle Chinesen, mit denen ich sprach, war auch General Ho überzeugt, dass Deutschland und Japan aufs engste zusammenarbeiteten und die Strategie der Achse sehr bald in einer gemeinsamen Offensive gegen Russland zum Ausdruck kommen werde, von beiden Seiten zugleich und zu einem von Hitler festgesetzten Zeitpunkt. Der chinesische Minister war nicht der Ansicht dass Japan die Beendigung der augenblicklichen Phase im Stillen Ozean abzuwarten brauche, um einen Schlag gegen Norden zu führen, mit dem Baikalsee als Hauptziel. Er behauptete, dass in diesem – vorderhand nur hypothetischen – «sibirischen Krieg» der, welcher zuerst zuschlagen, auch die Oberhand habe und begehrie die Situation in der Mandschurei als «sehr gespannt». ^Vergebens jagte ich in den darauffolgenden Tagen irgend einer präzisen Information nach, welche mir die agressiven Absichten Japans gegen die UdSSR, für die unmittelbare Zukunft bestätigt hätt^jTatsache war, dass die Chinesen es sich so sehr wünschten, Russland in ihren Krieg eintreten zu sehen, dass sehr häufig der Wunsch zum Vater des Gedankens wurde.

General Ho wiederholte mehrmals, dass China bereits «Russlands Verbündeter im Krieg gegen Deutschland und Italien» sei, wenn auch Russland im Fernen Osten nicht mitkämpfte. Er fügte hinzu, dass das Zusammenwirken Chinas mit Russland noch in einem «embryonalen Stadium» sei. Er machte kein Hehl aus seiner persönlichen antikommunistischen Einstellung und leistete sich einige Ausfälle gegen die Betätigung der chinesischen kommunistischen Armeen in den Randgebieten. Immerhin fügte er hinzu, dass sowjetisch-japanische Differenzen China sofort an der Seite der Russen sehen und auf die «chinesischen Kommunisten von gutem Einfluss sein würden».

Die Audienz war zu Ende. Der Kriegsminister verliess sein Büro unter den Ehrenbezeugungen der Schildwachen, die in musterhafter Reihe in Achtungstellung standen. Während der General sorgfältig seine tadellos weissen Handschuhe anzog, warf ihm sein Adjutant eine lange Pelerine über. Ein Generalstabsauto amerikanischen Fabrikats brachte uns in die Oberstadt. In wenigen Minuten hatten wir den Weg zurückgelegt, für den ein Rikschakuli trotz eiligsten Laufens eine volle Stunde

gebraucht hätte. In den abschüssigen Strassen bemerkte ich am Eingang einiger in den Abhang gehauener Höhlen viele Kulis bei der Arbeit. General Ho sagte:

«Wir bereiten uns für die nächste Luftangriff-Saison vor. Wie ein Frühling ohne Bomben aussieht, wissen wir überhaupt nicht mehr. Heuer dichten wir soviele Unterstände wie möglich gegen Gas ab – nur gerade für den Fall, dass die Japaner es sich einfallen lassen sollten, unsere Bevölkerung mit Senfgas zu traktieren, das sie in geringerem Masse schon bei unseren Soldaten ausprobiert haben.»

Als ich in Tschungking ankam, wusste ich so herzlich wenig von China, dass ich beschloss, systematisch jedem informierten Chinesen, der sich geneigt zeigen sollte, mit mir über sein Land zu sprechen, einen Besuch abzustatten. Nach General Ho Ying-Chin suchte ich einen der fleissigsten Männer der Hauptstadt auf, den Verkehrsminister Chang Kia-gnau, der von Beruf ein erfolgreicher Bankmann war. In seinem Hause lernte ich zum erstenmal die Raffinements chinesischer Gastfreundschaft und Kochkunst kennen. Wir assen ausgezeichnete, höchst komplizierte Dinge. Ich trank Wein, der wie Blüten duftete, aus einem winzigen Silberbecher, den ich jedesmal leeren musste, wenn einer meiner Gastgeber seinen Becher hob, mich ansah und «Gan Pai!» sagte.

Es war kein Gala-Diner, sondern etwas viel Angenehmeres und Schmeichelhafteres: man hatte mich zum Familientisch zugezogen. Die Frau des Ministers war anwesend und seine zwölfjährige, pausbäckige Tochter. Dann war noch sein jüngerer Bruder da und ein älterer Bruder Carson Chang, der Führer einer politischen Gruppe, die sich unglückseligerweise «die nationalsozialistische Partei» nannte, obzwar sie mit Hitlers Lehren nicht das geringste gemein hatte. Wir verbrachten einen vergnügten Abend mit zwei weiteren Gästen, meinem treuen Mr. Chi und dem Londoner «Times»-Korrespondenten Malcolm MacDonald, einem der bestinformierten und nettesten Engländer von Tschungking. Meine Gastgeber hatten bezaubernde Geschenke für mich vorbereitet: alte chinesische Seide mit Drachen und Blumen bestickt.

Vor Tisch sass ich mit Mr. Chan Kia-gnau vor einer Landkarte. Der Minister – ein dicker, kahlköpfiger Mann – erklärte mir mit seiner klaren Stimme die tragischen Konsequenzen, welche im Laufe von fünf Jahren die aufeinanderfolgenden Rückzüge

und Verluste der grossen Häfen für das Verkehrs- und Transportnetz von China nach sich gezogen hatten. Zugleich mit Peking, Schanghai, Nanking und Hankau waren dem Feind auch die zwölf wichtigsten Eisenbahnlinien in die Hände gefallen. Stellenweise hatte man die Schienen herausgerissen, um den Ansturm der Japaner zu hemmen. Inzwischen waren die chinesischen Heere und 20 Millionen Zivilisten, von einer der gewaltigsten Wanderungswellen der Weltgeschichte erfasst, in wüstem Durcheinander und unter unsagbaren Entbehrungen ins Hinterland geschwemmt worden. Die Schienen und das bewegliche Material hatten später beim Bau neuer Linien in Mittel- und West-China Verwendung gefunden, bis auch einzelne von diesen wieder – kaum vollendet – von den Japanern erobert oder abgeschnitten worden waren. Im Augenblick waren nur noch drei Linien und einige Linienstümpfe im Freien China in Betrieb: drei weitere Linien waren im Bau.

Um den Mangel an Eisenbahnlinien wettzumachen, lenkte Mr. Chang einen grossen Teil des Verkehrs auf die Wasserstrassen der Flüsse ab. Nach dem Fall von Hankau hatten Dampfschiffe flüchtende Truppen den Jangtse aufwärts bis Tschungking gebracht, während Hunderte von Dschunken die Evakuierung von Waren besorgten. Seither waren auf Anregung des Ministers etwa 1'400 Dschunken mit einer Tragfähigkeit von je zehn Tonnen auf Staatskosten gebaut worden, zu denen noch die zahllosen Dschunken hinzukamen, die Privaten gehörten.

Mr. Chang – hatte er überhaupt je Zeit zu schlafen und sich auszuruhen? – war auch für den Bau neuer Strassen und für die Instandhaltung der alten verantwortlich. Die berühmte, über 2'500 Kilometer lange – und nun aufgegebene – Burmastrasse war innerhalb von zehn Monaten gebaut worden, was einen Rekord darstellte. Sie war nur eine von vielen anderen Strassen, die unsere fleissigen chinesischen Verbündeten während des Krieges aus dem Boden gestampft hatten. Seit Beginn der Feindseligkeiten hatten drei Millionen Kulis über 16'000 Kilometer lange Strassen gebaut oder umgebaut. Philosophisch bemerkte Mr. Chang: «Wir haben wenigstens einen Vorteil: unsere Reserven an Arbeitskräften sind unerschöpflich.» Immerhin fügte er hinzu, dass man nur dort Strassen bauen könne, wo keine Japaner seien und dass die zukünftigen Versorgungswege von China davon abhingen, wieviel Land zwischen Ostindien und Yünnan frei bleiben

würde. Um sicher zu gehen, konzentrierte der Minister einen Grossteil seiner Aufmerksamkeit auf die uralte Karawanenstrasse, die über Hami, nach Russland und dem Schwarzen Meer führte. Vor vielen hundert Jahren waren die kostbaren chinesischen Seiden auf den Rücken von Kamelen diese Pfade entlang nach Europa gebracht worden. Und auf dem gleichen Wege sandten nun die Sowjets den Chinesen Kriegsmaterial.

Mit bewunderungswerter nachdrücklicher Überzeugung sagte Mr. Chang:

«Merken Sie sich: es ist niemals ein Leichtsinn, im Gegenteil, es ist immer sehr vorteilhaft, in Asien neue Verkehrslinien zu schaffen. Vor uns liegt ein langer Krieg. In zwei, drei Jahren werden die Alliierten vielleicht dringend einzelne von den Hochstrassen brauchen, die ich im Freien China zu bauen beabsichtige und für die sie sich augenblicklich nur sehr wenig interessieren.»

Dann sprach der Minister von der sehr gefährdeten Verproviantierung Chinas:

«Wir müssen uns auf mehrere Blockade-Monate oder Jahre vorbereiten. Die Blockade wird bis zur Fertigstellung der indischen, tibetischen oder mongolischen Strassen dauern oder bis zur Wiedereroberung Burmas durch die Alliierten und die damit verbundene Wiedereröffnung des Hafens von Rangun. Während dieser Zeit können nur Flugzeuge uns vor dem Hungertode bewahren und es uns durch Lieferung von Benzin und nicht allzu voluminösem Kriegsmaterial ermöglichen, durchzuhalten. Was wir zuerst und vor allem benötigen, sind Transportflugzeuge. Mit dem Flugzeug ist man in acht Stunden von Kalkutta in Tschungking. Jedes Flugzeug hat eine Tragfähigkeit von vier Tonnen. In der Theorie könnten uns also hundert Flugzeuge, wenn sie jeden zweiten Tag unterwegs wären, 6'000 Tonnen Benzin monatlich bringen, etwa so viel als wir vor einem Jahr über die Burmastrasse zu bekommen pflegten.»

Noch eine Spazierfahrt im Rikscha durch die Strassen von Tschungking an einem kalten, windigen Tag ... Diesmal sollte ich vom Handelsminister Mr. Ong Wen-Hao Näheres über einige volkswirtschaftliche Probleme des Freien China erfahren. Zu

meiner Freude wurde das Gespräch Französisch geführt. Mr. Ong hatte an der Universität Löwen in Belgien sein Doktorat gemacht. Er war Geologe, gewesener Universitäts-Dekan und Mineningenieur. Ebenso wie Mr. Chang Kia-gnau war er weit mehr Fachmann als Politiker. Sein Gesicht wird mir unvergesslich bleiben: es war hager, knochig, asketisch, dunkelgelb und über die schmale Stirn zog sich eine gebrochene Narbe. Hinter seinem banalen amerikanischen Schreibtisch sah er in seinem langen, dunklen Seidengewand bestimmt nicht wie ein Kaufmann aus. In ganz ungewöhnlich fliessendem Französisch sagte er:

«Was ist dieser Krieg überhaupt? Erstens einmal will Japan Chinas Rohmaterialien und Chinas Handel kontrollieren. Es versucht, unsere Industrie zu eliminieren, die in absehbarer Zeit eine gefährliche Konkurrenz zu werden droht; darum muss Japan einer Modernisierung Chinas rechtzeitig Vorbeugen. Um zu diesem Resultat zu gelangen, hat unser Feind sich entschlossen, nach deutschem Muster mit Gewalt vorzugehen. Hätte Tokio nicht versucht China militärisch zu beherrschen, so hätten unsere beiden Länder sehr gut Zusammenarbeiten können. Japan hat Stahlwerke, und China hat Kohle und Eisenerz. Japan ist ein grosser Textilproduzent, und China ist einer der drei grössten Baumwollproduzenten der Welt. Mit einem Wort, unsere beiden Länder ergänzen einander. Aber Japan ist es nicht um Zusammenarbeit zu tun. In seinem ungeheuren Ehrgeiz erstrebt Tokio ein absolutes Industrie- und Handelsmonopol und will auf der asiatischen Hälfte der Erde die einzige Militärmacht sein. Es ist fast, als führten wir diesen Krieg auch teilweise zu dem Zwecke, um Japan die Notwendigkeit internationaler Handelsbeziehungen klarzumachen.»

Mr. Ong steckte seine Hände in die weiten Ärmel seines Gewandes und begann, über Frankreich und Paris zu plaudern und sich nach gemeinsamen Freunden zu erkundigen. Aber ich führte das Gespräch unbarmherzig auf seinen Ausgangspunkt zurück: die volkswirtschaftlichen Konsequenzen der verbündeten Niederlagen im Fernen Osten. Er seufzte ein wenig, dann sagte er:

«Der neue, unendlich wichtige Faktor ist folgender: gestatten wir Japan, seine Siege zu konsolidieren, lassen wir ihm genügend Zeit, die Produktion in den von ihm eroberten Gebieten zu reorganisieren, dann stehen wir einem reichen, gut ausgerüsteten Feinde gegenüber: einem sehr mächtigen Feinde. Japan wird in Malaya Öl finden und in Niederländisch-Indien

und in Burma ebenfalls; in Malaya und auf den Philippinen findet es Eisen; in Java und in der Gegend von Tavoy Kautschuk; Wolfram findet es in Burma und ebenfalls in Burma und in Indochina findet es Reis. China wird sich verteidigen müssen, indem es den Ertrag seiner Landwirtschaft, seiner Bergwerke und Fabriken auf das höchste steigert, wobei es den Vertrieb und die Preise genau kontrollieren muss. Lebensmittel und Rohmaterial bringt unser Land genügend hervor: wir haben Reis, Kohle, Erz und Baumwolle, was soviel bedeutet wie Nahrung, Heizung, Waffen und Kleidung. Aber Chinas schwache Industrialisierung macht es von den Alliierten abhängig, insoweit verschiedene Waffengattungen in Frage kommen. Ein zweites sehr ernstes Problem ist das Öl: glücklicherweise hatten wir auf der Burmastrasse grosse Lager angehäuft, bevor Rangun fiel. Als Ersatz produzieren wir etwa 600'000 Hektoliter Spiritus im Jahr, mit dem wir unsere Lastautos betreiben. Und zu diesem Zwecke brauchen wir wieder eine Menge Lastautos.

Eine weitere paradoxe Folge des Krieges im Stillen Ozean ist die Tatsache, dass der chinesische *Export* für die Alliierten sehr wichtig werden kann. Ja, die Gebiete, aus denen man die gleichen Materialien früher zu beziehen gewohnt war, sind nun verloren gegangen und die Vereinigten Staaten zum Beispiel können sehr leicht eines Tages auf unser Zinn, Quecksilber, Wolfram und Antimon angewiesen sein. Ein Grund mehr, sichere Transportwege von China zu seinen Verbündeten zu schaffen und in unseren Fabriken und Bergwerken Überstunden zu machen.»

Dieses Beharren auf dem Ausbau der chinesischen Industrie überraschte mich sehr. Ich wusste selbstverständlich, dass zahlreiche Fabriken aus Schanghai hatten ins Hinterland verlegt werden müssen. Ich wusste auch von der Entwicklung der chinesischen Industrie-Genossenschaften im Freien China wie in den von den Guerillas kontrollierten, vom Feinde besetzten Zone, unter der Führung jenes ganz ungewöhnlichen Neuseeländers Rewi Alley, der begeisterte Unterstützung nicht nur seitens des englischen Gesandten Sir Archibald Clark Kerr fand, sondern auch seitens der Madame Tschiang Kai-schek und ihrer Schwestern und einer ganzen Gruppe unternehmender Chinesen und Ausländer. Aber obzwar diese Genossenschaften Waren fabrizierten, sah ich in ihnen doch nur eine Reihe improvisierter Werkstätten, die sich auf einer Basis von Selbstdisziplin, sozialer Wohlfahrtsbestrebungen und freiwilliger Zusam-

menarbeit zwischen Arbeitern, Konsumenten und der Regierung zusammentaten. Aus den Notwendigkeiten des Krieges geboren und zu dem Zwecke geschaffen, Millionen von Flüchtlingen Arbeit zu sichern, waren diese Genossenschaften dazu bestimmt, China eine dezentralisierte, halbhandwerkliche Volkswirtschaft zu geben: ihren grössten Erfolg hatten sie in der Textilindustrie erzielt, in der Steingutfabrikation, der chemischen und der Bekleidungsindustrie usw. Die Genossenschaften vereinigten in den Werkstätten verhältnismässig kleine Arbeitergruppen. Modernen Fabriken glichen sie in keiner Weise. Sie wurzelten auf dem Dorfe weit mehr als in der Stadt und gestatteten die Verwendung ungeschulter Arbeitskräfte der landwirtschaftlichen noch weit zurückgebliebenen Provinzen, aus denen augenblicklich das Freie China bestand. Sie stellten nicht nur die für das Land lebenswichtigen Produkte her, sondern leisteten auch der wirtschaftlichen Invasion Japans in den besetzten Zonen erfolgreichen Widerstand.

Aber nun noch etwas anderes. Obzwar China nicht nur seiner grössten Städte verlustig gegangen war, sondern auch seiner von den Westmächten auf halb kolonialer Basis und mit fremdem Geld modernisierten Küstengebiete, träumte es noch immer seinen Traum weiter, eine unabhängige Industriemacht zu werden, und zwar nicht erst in Friedenszeiten, nach erfochtenem Sieg, sondern jetzt, sofort. Die Blockade erfüllte die Chinesen mit einem ungeduldigen Drange nach Autarkie. Und sie riefen auch bereits etwas wie eine moderne Industrie ins Leben, rund um die Fabriken, die vom Osten nach dem Innern des Landes verlegt worden waren.

Ich besuchte einzelne dieser geflüchteten Fabriken in Begleitung von Ling Chi-Lung, dem Direktor des Handelsdepartements der Industrie- und Bergbau-Reorganisationsbehörde. Das Wort «Reorganisation» in diesem Zusammenhang war der reine Euphemismus. Seine wirkliche Bedeutung bestand darin, dass Mr. Ling eines schönen Morgens im Jahre 1937 zu den Leitern der «Nationalen Hilfskommission» berufen worden war und den Auftrag erhalten hatte, «die Fabriken aus Schanghai sofort nach Westchina zu transportieren». Als Mr. Ling mir die Geschichte erzählte, fügte er milde hinzu: «Ich muss gestehen, es gab mir einen kleinen Schock, als ich das hörte.» Und dabei erwähnte er gar nicht, dass der Evakuierungsbefehl tatsächlich zu spät gegeben worden war: die chinesische Industrie an der Küste sollte nicht wieder gut zu machende Ver-

luste erleiden. 1'465 Fabriken und Bergwerke im Werte von 237'403'568, Dollars wurden vom Feinde vernichtet oder mit Beschlag belegt. Alles in allem waren – laut den Statistiken des offiziellen Jahrbuchs, das die chinesischen Leistungen gewiss nicht unter den Scheffel stellte – nur 386 Fabriken gerettet worden; 140 davon befanden sich in Schanghai. Wenn man die Schwierigkeit dieser ungeheuren Aufgabe berücksichtigt, dann dürfte ich gerechterweise nicht schreiben «nur» 386 Fabriken, sondern müsste bewundern, dass *soviele* Fabriken gerettet worden waren. Man hatte 6'800 Tonnen Maschinen abzutransportieren vermocht. So niedrig diese Ziffer auch schien, Mr. Ling Chi-Lung dürfte sie kaum niedrig gefunden haben, als es sich darum handelte, alle diese hastig verpackten Kisten Tausende von Kilometern ins Innere des Landes zu schaffen; nicht nur mittels Dschunken und Sampans, Zügen und Lastautos: auch auf Menschenrücken, auf den Schultern Tausender von Kulis.

Mr. Ling – auch einer jener chinesischen Geschäftsmänner, die viel lächeln – unterhielt sich mit mir, während wir den Kiliang entlang durch Tschunkings Vororte fuhren. Unter uns strömte der Fluss durch ein enges, tiefes Tal. Sein Wasser war matt und fahl. Mit einem verträumten Blick in den Abgrund sagte Air. Ling, als spräche er von alten, heben Erinnerungen: «Eines Tages kam ich auf genau so einer Hochstrasse durch eine plötzliche Überschwemmung um 10'000 Tonnen Maschinenmaterial.» Und er fügte lächelnd hinzu: «Letzten Endes machte es nichts, denn ich holte mir die Alaschinen wieder, nachdem das Wasser zurückgegangen war.» Bescheiden unterstrich er immer wieder, dass er ja weiter gar nichts getan habe, als die Fabriken «von einem Ort an einen andern» zu schaffen, und dass er mit ihrer Neuinbetriebsetzung gar nichts zu tun gehabt habe. Aber andererseits sei es vorgekommen, dass er infolge des ständigen Vordringens der Japaner eine und dieselbe Fabrik ein zweites und sogar ein drittesmal hatte abschleppen müssen, was selbstverständlich jedesmal mit einem neuerlichen Auseinandernehmen, Einpacken und Wiederausammensetzen aller Maschinen verbunden gewesen war.

In einem der Dörfer, die wir passierten, hielt uns eine Art Luftschutz-Parade auf. Bald danach wandten wir uns nach rechts. Eine steile Strasse führte uns zum Fluss hinunter.

Hier lernte ich noch eine Schwierigkeit kennen, deren die Ingenieure, welche die verlegten Fabriken zu installieren hat-

ten, Herr werden mussten. In der Provinz Szetschuan gab es nirgends dicht am Flussufer liegende flache Bauplätze, die sich für die Errichtung von Werkstätten geeignet hätten. Erst mussten aus Klippen und Felsen Terrassen herausgehauen werden, nahe genug den Flüssen, um sie als Transportwege benutzen zu können, aber doch nicht zu nahe, um vor den gefährlichen, alljährlichen Überschwemmungen geschützt zu sein.

Die erste Fabrik, in die Mr. Ling mich führte – eine Baumwollspinnerei – hatte Tschengtschau in der Provinz Honan zu einer Zeit verlassen, wo die Japaner nur 60 Kilometer weit jenseits des Gelben Flusses gelegen hatten. Sie war per Bahn nach Hankau hinuntergereist. Dann weiter mit dem Dampfschiff den Jangtse hinauf bis Ischang und noch weiter flussaufwärts mittels Dschonken. Schliesslich, nachdem sie ein ganzes Jahr unterwegs gewesen war, erreichten 1'000'000 einzelne Teile in 11'800 Verschlügen und Kisten auf 360 Dschunken Tschungking. Sie waren an einer Stelle zusammengesetzt worden, wo früher ein Hügel gestanden hatte, der von 1'500 Kulis abgetragen worden war, um einen Sauplatz für die Fabrik zu schaffen. Im Augenblick beschäftigte sie 3'000 Frauen, die 25'000 Spindeln bedienten. Sie war sechs Tage der Woche, Tag und Nacht, in Betrieb und arbeitete in zwei Schichten zu je elf Stunden täglich. Auf Veranlassung von Madame Tschiangs berühmten Bruder T. V. Soong hatte die Bank von China in dieses Unternehmen ungeheure Summen investiert und daraus eine «Muster»-Fabrik des Freien China gemacht.

Durch den herrlichen Indigoton der chinesischen Kleider boten die Arbeitssäle ein sehr schönes Bild: alle Frauen und Mädchen trugen blaue Baumwollkittel. Viele erinnerten mit ihrem kurz geschnittenen schwarzen Haar an moderne Grotesk • puppen. Ich hätte darauf geschworen, dass die jüngsten und kleinsten nicht älter sein konnten als zehn Jahre – aber wie man mir versicherte, war keines der Mädchen jünger als vierzehn. Ihr Lohn betrug zwischen zweieinhalb und zwölf chinesischen Dollars täglich bei freier Wohnung, aber ohne Verpflegung. In einer dicken Dampfwolke wuschen sie Rohbaumwolle in Zentrifugen, die aus Massachussets stammten. In anderen Räumen spannen sie die Wolle auf Spindeln aus Lancashire, die ein von der «General Electric» konstruierter Generator betrieb. Wie ich hörte, wurden Spinnmaschinen nun ständig im Freien China selbst fabriziert. Aber was die Werkzeuge an sich und was die ganz schweren Maschinen betrifft, hing China nach

wie vor von Amerika und England ab. Die Baumwollspinnereien konnten so lange arbeiten, wie ihre ausländischen Maschinen es aushielten.

Während der verschiedenen «Luftangriff-Saisons» waren etwa 150 Bomben in nächster Nähe niedergegangen; die Spuren der Zerstörung waren noch sichtbar. Zum Schutze der Türen und Wände verwendeten die Chinesen statt Sandsäcken Zementfässer. Ich besuchte die Schlafsäle, in denen die Mädchen in übereinander angebrachten Betten schliefen wie in einer Schiffskajüte – je acht in einem Raum. Die Arbeiter hatten saubere, zementierte Waschräume, eine Kantine, in der sie sich Essen kaufen konnten, einen Garten und einen Saal für Vorträge und Konzerte. Im Grossen Ganzen machte die Fabrik einen besseren Eindruck als die Fabriken, die ich in Russland gesehen hatte. Aber sie war sichtlich eine Ausnahme; ich bekam durch sie keineswegs ein genaues Bild der Lebensbedingungen der chinesischen Arbeiterklasse im Allgemeinen.

Mit seiner komischen Art zu sprechen – er verwandelte jedes «r» in ein «l», machte Mr. Ling mich auf zwei kleine Löwen aus Stein aufmerksam, «die den Zugang zur Tlibüne dekollierten». Mit echt chinesischem Humor fügte er hinzu: «Vielleicht wird es sich spätel zweckmässig eiweisen, die Fabrik noch weitel landeinwärts zu tianspoltieren.» Er wollte damit nur andeuten, dass es ihm eine wahre Freude sein würde, seine Fabrik noch einmal einzupacken und anderwärts hinzuschaffen, zum Beispiel in ein tibetanisches Dorf.

Dicht neben der Baumwollspinnerei stand eine andere Fabrik, die von Soldaten bewacht wurde: die «Iron and Steel Industries Ltd.». Ein Teil der Maschinen dieses Werkes war aus Schanghai evakuiert worden. Die Anlage kam von allen Eisen- und Stahlgiessereien des Freien China einer wirklich modernen Fabrik am nächsten. Ling erzählte mir voll Stolz, dass 90 Prozent der jetzt in den Werkstätten in Verwendung stehenden Werkzeuge von chinesischen Händen hergestellt worden seien. Zwei Stunden lang bewunderte ich die Hochöfen und Eisenhämmer und sah zu, wie Draht und Nägel hergestellt wurden. Arbeiter und Ingenieure waren sichtlich erregt, als in einem schmutzigen Oberlichtraum, in dem die Funken nur so flogen, aus dem einzigen Bessemer-Hochofen blendend weisser milchdünner Stahl in bereitstehende Formen floss, die dann in Sandbetten auskühlten. Die Männer, die mit den Gefässen voll flüssigen Metalls hantierten, waren in ihren Strohsandalen bei-

nahe barfuss. Sie trugen schmutzige, kurze Höschen oder Overalls und – ich fragte mich warum – runde Strohhüte. Gewiss, sie arbeiteten nicht ganz so präzise, wie es in Detroit oder Birmingham strengste Vorschrift war. Um die Maschinen herum war viel erregtes und wahrscheinlich überflüssiges Gewimmel. Von allen Seiten hörte man Rufe und Geschrei. Das waren die neuen, erst kürzlich geschulten Lehrlinge. Immerhin wurde die Arbeit gemacht, und zwar im Augenblick ausschliesslich Stahl. Schwere Hämmer hoben und senkten sich und schmetterten auf die rotglühenden Barren nieder.

Das war ein feierlicher Abschnitt in der Geschichte des Freien China. In diesem Werk, dem ersten seiner Art in den westlichen Provinzen, liefen die Maschinen erst seit wenigen Monaten. Zwischen die steilen Küppen des Szechwan eingeklemmt, wurde – vielleicht – eine Schwerindustrie geboren. Jetzt blieb nur abzuwarten, ob die Chinesen den Sprung aus dem Mittelalter in das zwanzigste Jahrhundert machen konnten, ohne dabei das Genick zu brechen, ob die ländlichen Analphabeten über Nacht in Ford- und Chryslerarbeiter verwandelt werden konnten, oder ob sie doch eine Übergangsperiode zwischen Landwirtschaft und Mechanisierung brauchten, wie die halbhandwerklichen Genossenschaften sie ihnen boten. Der wichtigste Prüfstein blieb die Schwerindustrie – die Basis jeglicher Industrie überhaupt. Die augenblicklichen Produktionsziffern waren leider noch recht kläglich! Das Freie China produzierte zurzeit bestenfalls einige hundert Tonnen Stahl im Tag, während Japan alle 24 Stunden 20'000 Tonnen Stahl aus seinen Hochöfen spie.

Später am Nachmittag durfte ich mich auf der Veranda eines Landhauses ausruhen, hoch oben auf einem bewaldeten Hügel in der Umgebung von Tschungking. Zu meinen Füßen breitete sich eine jener chinesischen Landschaften aus, deren bestrickende Schönheit es mir völlig unverständlich erscheinen liess, wie ich mich je vom Zauber des Fernen Ostens würde losreissen können. Tief unten floss der Kialing. Über ihm staffelten sich in Terrassen Reisfelder, die ineinandergriffen wie Steine eines Geduldsspiels. Sie wurden von anderen Feldern überragt, über denen ungeheure Felsen gen Himmel starteten. Am Kamm der Hügel hoben sich vereinzelt Bäume mit verzweifelt gekrümmten Ästen wie Silhouetten vom farblosen Himmel ab. Das Ganze sah aus wie ein alter chinesischer Farbstich. Das sehr moderne, sehr freundliche Landhaus gehörte dem unmittel-

baren Vorgesetzten Mr. Lings, dem Vizepräsidenten der Staatlichen Hilfskommission Mr. M. C. X. Tschien, der im Freien China die staatlichen Industrien leitete.

Air. Tschiens kleiner Sohn begrüßte mich chinesisch mit mehreren tiefen Verbeugungen. Dann sang er für mich mit energischer, durchdringender Stimme sämtliche Melodien, die er kannte. Das Kind hielt sich kerzengerade wie ein Soldat und fixierte mich mit entwaffnender Gespanntheit, um sich des Erfolgs seines Repertoire zu versichern, das zu erlernen viel Mühe gekostet hatte. Als es zu Ende war, überreichte mir seine Mutter, die nur chinesisch sprach, eine mit einem Band umwundene Pergamentrolle, in der sie in chinesischen Schriftzeichen zum Ausdruck gebracht hatte, was meine Familie, was Marie Curie, ihr bedeutete und wie glücklich sie sei, mich in ihrem Hause begrüßen zu dürfen. Es gab keinen Ort auf der ganzen Welt, wo ein empfindsamer Gast, der menschliche Anmut und Güte voll zu schätzen wusste, so glücklich hätte sein können wie bei chinesischen Freunden. Ich erinnerte mich an die Worte meiner Mutter, als sie in Paris von ihren Schülern aus dem Osten und vor allem von ihren chinesischen Laboratoriums-Mitarbeitern sprach: «Ich bin in ihrer Gegenwart immer ganz befangen. Sie sind um so viel kultivierter als wir.»

Ich erzählte Mr. Tschien, was ich in den Fabriken gesehen hatte. Der junge, energische Direktor, einer der fanatischsten Verfechter einer beschleunigten Industrialisierung Chinas, gab offen zu, dass das Werk sich noch in den Kinderschuhen befände, besonders was die Erzeugung von Stahl beträfe. Immerhin seien Fortschritte zu verzeichnen. Die Staatliche Hilfskommission hatte bereits 41 Industrieunternehmungen im Betrieb, 43 Bergwerkgesellschaften und 24 Kraftwerke, die insgesamt 200'000 Arbeiter und 10'000 Ingenieure beschäftigten. Diese verschiedenen Werke produzierten Eisen, Stahl, Kupfer, Blei, Zink, Petroleum, Tungsten, Antimon, Zinn, Quecksilber und Wasserkraft.

Wenn er «fachsimpelte» verschwand Mr. Tschiens gewohnter, strahlend vergnügter Gesichtsausdruck. Seine ruhige Stimme hatte dann einen kraftvoll metallischen Unterton. Er setzte mir auseinander, dass neben den staatlichen Werken auch einige private Gesellschaften Arbeitsbewilligungen erhalten hätten. Aber er persönlich verließ sich hauptsächlich auf die staatlichen Unternehmungen, soweit es sich um die beschleunigte

Industrialisierung des Freien China, um die Verbesserung seiner Wirtschaftsbedingungen und um die Befestigung der Landesverteidigung, kurz darum handelte, «China zu einem modernen Land zu machen». Ich fragte ihn, welche Art von Hilfe er von den Verbündeten Chinas zwecks Verwirklichung dieses hochfliegenden Programmes erwarte. Er gab mir seine Antwort, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern: «Geld, Transportmittel, Werkzeuge, einzelne Rohmaterialien, wie Kupfer zum Beispiel und auch einige Halbfabrikate.» Und gleichsam, um mich zu beruhigen, fügte er hinzu, dass die Westmächte keine Angst zu haben brauchten, eines Tages den chinesischen Markt zu verlieren: die Modernisierung des Landes müsse ja dementsprechend die Kaufkraft der Bevölkerung erhöhen.

Bevor wir uns trennten, sagte Mr. Tschien noch folgendes:

«Vor uns liegt noch viel Schweiß und Blut. Aber keine Tränen^ Wir wollen nicht weinen. Wir wollen arbeiten. Dieser Krieg, Sie müssen das verstehen, ist nur eine Vorbereitung Chinas auf sein Schicksal. Er hat der Welt Chinas Tapferkeit bewiesen. Nun müssen wir aber auch noch unsere Grösse beweisen, wir müssen beweisen, dass wir nicht vergebens gekämpft haben, indem wir ein bis dahin rückständiges, uneiniges und verrottetes Land stark gemacht haben und fähig, für sich selbst einzustehen und einem etwaigen zukünftigen Überfall gewachsen zu sein. Der Schlüssel hiezu liegt in einem einzigen Wort: Industrialisierung. Unsere Bauern, unsere Soldaten und unsere Kulis haben ungeheuren Mut und Seelenstärke an den Tag gelegt. *Aber den Chinesen genügt es nicht, Helden zu sein.* Unser Sieg wäre völlig wertlos, wenn nach dem Triumph der Verbündeten Mächte ein schwaches, ackerbautreibendes China nach wie vor einem wohl besiegten, aber doch höchst industrialisierten und hyperorganisierten Japan gegenüberstände. Wir müssen, während wir kämpfen, bereits unsere neue Heimat aufbauen. Wir müssen uns bereit halten. Denn erst wenn der Krieg vorbei sein wird, werden Japan und China einander wirklich gegenüberstehen. Dann erst wird es sich zeigen, wer der Stärkere ist.»

XIX. Kapitel

JUNGE MÄNNER UND ALTE MASCHINEN

Ich hatte beschlossen, einen Ausflug nach Tschengtu, der Hauptstadt von Szetschuan (= Shezuan) zu machen, die etwa 150 Kilometer nordwestlich von Tschungking liegt. Nach östlichen Begriffen eine ganz kurze Reise innerhalb ein und derselben Provinz. Nichtsdestoweniger gestattete sie mir einen Einblick in die Ungeheuerlichkeit des Transportproblems im Freien China. Die Tatsache allein, dass Tschungking weitab von jeglicher Eisenbahnlinie lag, ergab eine ganze Anzahl von Komplikationen, denn die Flüsse führten nie dorthin, wohin man wollte und die kleinen Benzinvorräte waren ausschliesslich der Regierung, dem diplomatischen Korps und den Lastautos vorbehalten, welche lebenswichtiges Kriegsmaterial zu transportieren hatten.

Ich wollte ursprünglich per Lastauto reisen. Aber in grosszügigster Weise stellte mir der Finanzminister Dr. H. H. Kung ein Auto, zwei Chauffeure und das nötige Benzin zur Verfügung. Es war ein Dodge-Wagen amerikanischen Ursprungs; ein Fenster fehlte ganz und ein Kotflügel war bis zur Unkenntlichkeit verbogen. Wir legten auf der holprigen Strasse, die sich zwischen Hügeln hindurch wand, etwa 30 Kilometer in der Stunde zurück. Benzinstationen und Reparaturwerkstätten gab es auf der Hochstrasse nicht – aber auch keine Autos wie das unsere: wir begegneten während der vier Tage, die dieser Ausflug in Anspruch nahm, zahlreichen Lastwagen, aber keinem einzigen Privatauto, ausgenommen innerhalb der Stadtgrenzen von Tschengtu und Tschungking. Wir waren unser vier: die beiden Chauffeure – die Gesprächspausen nur machten, um sich zu räuspern und geräuschvoll auszuspucken – mein Reisebegleiter Mr. Chi und ich.

Ich war glücklich, der provisorischen Hauptstadt zu entfliehen, in der ich recht angenehme Stunden inmitten eines Kreises

hoher Staatsbeamter und ausländischer Diplomaten verbracht hatte, aber doch in einer mehr oder weniger unechten Atmosphäre. Und nun sollte ich endlich das kennen lernen, was Chinas grösste Waffe in diesem endlosen Abwehrkrieg darstellte: die chinesische Erde, die weiten, bergigen und fruchtbaren Provinzen im Westen, in die ein ganzes Volk sich hatte zurückziehen können, ohne Hunger leiden zu müssen. An sämtlichen Abhängen -war jedes winzigste Stückchen Erde bebaut. Es erinnete mich an Frankreich und an die Kunst, mit der auch unsere Bauern ihre Felder zu pflegen verstehen. Auf jedes winzigste Fleckchen, das nicht gerade ein Felsen "war, hatte man irgend etwas gesät. In der Frühlingssonne schoss vieles bereits in Halme und ganz Szetschuan glich einem grossen, bunten Garten. Bohnen und Erbsen standen in Blüte und auch der grellgelbe Raps. Überall auf den Hügeln spross bereits der Reis. Reisfelder, tief unten in den Talmulden, standen unter Wasser und glänzten in der Sonne. Sie harrten der zweiten Saat. Wo einige Wochen später ein junges Reisfeld grünen sollte, glitten jetzt friedlich Enten über das Wasser.

Je länger ich die chinesischen Reisfelder betrachtete, desto weniger konnte ich verstehen, wie das Wasser hingeleitet wurde und wieso es Tag für Tag an der Oberfläche stehen blieb, ohne von dem porösen Boden aufgesogen zu werden. Ich bekam die Bewässerungsanlagen zu sehen, die kleinen Wassermühlen, welche die Bauern mit ihren Füßen betrieben und die das Wasser in enge Gräben pumpften. Und ich sah auch die Erdwälle, die jede bebaute Terrasse umgaben, um das Wasser zu dämmen, das sonst über den Abhang abgeflossen wäre. Es war einfach faszinierend, so eine Bauernfamilie, Vater, Mutter und Kind, alle in Blau, im Gänsemarsch auf einer dieser Erdumzäunungen von einem Reisfeld zum andern wandern zu sehen... In der Morgensonne spiegelte das stehende Gewässer ihre schlanken Silhouetten, so dass sie darin auf dem Kopfe standen und die Landschaft und der ganze Himmel ebenfalls. Aber ich konnte noch immer nicht verstehen *wieso* und durch welche Zauberkünste das Wasser so ruhig mitten am Abhang auf dem Felde stehen blieb. Es war eines der vielen Geheimnisse, welche die Bauerngenerationen einander seit Jahrtausenden überliefert hatten. Der Boden war überall so kunstvoll und mit so viel peinlichster Sorgfalt bearbeitet worden, dass der Aussenstehende sich sagen musste: «Seit Menschengedenken, seit Tausenden von Jahren haben Chinesen auf diesen Hügeln geackert

und geschafft. Die Bauern Chinas und die Scholle Chinas sind eins. Und dieser Boden gehört untrennbar diesem schwer arbeitenden Volk.»

Das Wort «gehören» würde den Bauern, die ich gebückt auf ihren Feldern stehen sah, vielleicht ein bitteres Lächeln entlockt haben. Szetschuan war an und für sich eine der reichsten Provinzen Chinas. Aber die Bauern waren in Szetschuan so bettelarm wie überall. Die meisten hatten nichts als Schulden, erzählte man mir, es gab Fälle, wo einer sechzig Jahre abar bei - ten musste. Die feudalgesezte, welche die Ausbeutung des "Bodens bestimmten, waren langsam von der jetzigen Regierung gemildert worden, aber trotzdem hatte das Regime nie eine einschneidende Änderung erfahren. Demnach waren die Bauern den oft höchst korrumpierten Adeligen ausgeliefert, welche das Amt des Regierungsvertreters, des Gutsherrn und des Geldverleihers in einer Person vereinigten. Die weiten Grenzen des ungeheuren China umfassten ein gigantisches Problem: die Schaffung möglicher Lebensbedingungen für die Bauern und die rationelle Bewirtschaftung und Neuaufteilung des Bodens. Die vorgeschlagenen Lösungen waren in den einzelnen Gegenden verschieden. Die nationale Regierung ging langsam und schrittweise vor. Aber die sogenannten «kommunistischen» Regierungen der Grenzgebiete und der von den Guerillas kontrollierten Zonen arbeiteten radikaler: wer mit seinen eigenen Händen zu arbeiten gewillt war, bekam ein Stück Land. Und anscheinend hatte diese Lösung gute Erfolge gezeitigt. Selbst die Japaner kamen in den von ihnen besetzten Gebieten um das chinesische Agrarproblem nicht herum. Aber sie lösten es auf ihre eigene Weise: durch Terror und Plünderung.

Tiefste Armut und anscheinende Üppigkeit waren im Osten so oft eng beisammen, dass es für einen Fremden unmöglich war, zu konstatieren, ob eine Stadt oder ein Dorf «reich» war oder «arm». Ich wusste, dass Millionen von Bauern und Kulis im Elend lebten. Was ich auf den Strassen nach Tschengtu mit eigenen Augen sah, war keineswegs geeignet, mich aufzuklären. Wir kamen durch belebte Dörfer, in denen an allen Dächern Gemüsekränze zum Trocknen aufgehängt waren; durch Marktflecken, in denen jedes Haus entweder einen Laden beherbergte oder ein Teehaus. Die Läden barsten vor Waren, und in den Teehäusern wimmelte es von endlos schwatzenden Gästen. Es ging also den Leuten sehr gut? Bis zu einem gewissen Grade schon, zumindest verglichen mit den letzten Jahrzehnten. Die

Zuwanderungen von der Küste ins Landesinnere hatte den Wohlstand von Szetschuan sehr gehoben. Sie waren mit dem Ende des Bürgerkrieges zusammengefallen, und auch mit dem Abstieg der Militärdiktaturen und der fast völligen Ausmerzung des Banditenwesens. Die Strasse, auf der ich gerade reiste, wäre noch im Jahre 1937 als sehr «unsicher» angesehen worden. Im Grossen Ganzen befand sich Ostchina dank dem Krieg mitten in einem grossen wirtschaftlichen «Boom».

Ja, aber woher kamen dann diese zerlumpten Soldaten, denen wir unterwegs begegneten, die Männer in Uniformen, an denen weder Schnitt noch Farbe mehr erkennbar waren? Zum Unterschied zu meinen Beobachtungen in Russland, schienen hier die Soldaten und Offiziere weit schlechter dran zu sein als die Beamten, die Kaufleute, die Gutsbesitzer und die Intellektuellen. Die Erfordernisse der Landesverteidigung hatten in China noch nicht mit den alten Vorurteilen der Mandarinen aufgeräumt, welche die Soldaten auf die niedrigste Stufe der sozialen Leiter stellten und die Gelehrten an die Spitze . . . Und was sollte man zu diesen Horden von Kindern sagen die, wenn sie uns erblickten, sofort aufhörten an ihrem Zuckerrohr zu kauen, um in einem tollen Bettel-Blitzkrieg über uns herzufallen? In Tschungking hatte ich nur wenige Bettler gesehen: sie wurden von der Hauptstadt sorgfältig ferngehalten. Aber in allen anderen Städten wimmelte es von ihnen.

Bevor wir nach Nei-Kiang kamen, das als Zuckerzentrale bekannt war, überquerten wir auf einer schweren Ruderfähre einen Fluss. Das Wetter war warm und sonnig. Kein Lüftchen regte sich. Während die Kulis uns ans andere Ufer hinüberruderten, stiegen wir aus dem Wagen, um die Sampans zu beobachten, die lässig über das schlammige Wasser glitten. Ein kleines Kind verkaufte uns ein paar Mandarinen und Erdnüsse, an denen wir lange knabberten. Wir landeten glücklich am flachen Ufer und fuhren von der Barke ans Land. Bald darauf verkündete eine leichte Brise, die bereits mit dem charakteristischen Geruch der chinesischen Städte geladen war, die Nähe von Nei-Kiang.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich durch die engen Strassen und zwischen den dunklen Häusern, deren steile Dächer aus zwei Etagen bestanden. Erst dachte ich, wir seien zufällig in eine Art Jahrmarkt hinein geraten. Aber nein: so sah Nei-Kiang immer aus. Mr. Chi, dessen schwarzer Anzug bereits mit einer dicken Staubschicht bedeckt war,

deutete stolz auf ein Hotel, «wo man eine wirklich geruhsame Nacht verbringen konnte», was in China hervorhebenswert war. Er erzählte mir auch, dass die Läden der «Zuckerstadt» für ihre Süßigkeiten und besonders für ihre kandierten Früchte berühmt seien. Ich kaufte schnell ein wenig Ingwer und noch einiges andere, um es meinen Freunden in Tschungking mitzubringen. Lange sollte ich mich meines Besitzes nicht freuen. Wir verstaute die gut verschnürten Päckchen im Rücksitz des Wagens, bevor wir in ein Teehaus frühstücken gingen. Als wir nach einer Viertelstunde zurück kamen, waren alle unsere Pakete verschwunden.

Wir fuhren weiter, aber bevor wir die Stadt verliessen, hielt unser Wagen nochmals: einer unserer Chauffeure hatte irgendwo Obst entdeckt, das er kaufen wollte. Während er weg war, überfiel uns wieder eine Bettlerbande, die sich einer Art Überfallstechnik bediente. Meist waren es Kinder – armelige, wilde, unsagbar schmutzige kleine Wesen – mit Ausschlag bedeckt und von allen Krankheiten der Welt zerfressen. Sie versuchten, die Tür des Wagens zu öffnen. Ihre Hände griffen keck durch das fehlende Fenster, sie zogen mich an meinen Armen und an meinen Kleidern, um mich zu zwingen, sie anzuschauen. Die energischsten der Bande waren ein kleines, etwa elfjähriges Mädchen mit einem harten, von Leiden und Aufruhr durchwühlten Gesicht, das etwas tragisch Greisenhaftes hatte und ein alter, halb blinder Mann, dessen Augen aussahen wie schimmelig. Das Mädchen schrie im höchsten Diskant und brachte entsprechend den Bettlertraditionen Drohungen und obszöne Scherze durcheinander. Diese beiden Unglücklichen gingen mir lange nicht aus dem Sinn – das kleine Mädchen mit seinem mir unverständlichen Geschrei und dieser Greis mit den schrecklichen Augen verfolgten mich wie ein Alptraum. Es war als hätte die Kleine geschrien: «Ich bin jung. *Warum* bin ich so elend dran?» Und der Alte: «Ich bin *alt*. *Warum* bin ich so elend dran?» Ich hätte ihnen nicht zu antworten gewusst.

Dank dieser Reise ins Innere des Landes änderte sich langsam das schematische Bild, das ich mir in Tschungking von China gemacht hatte. Erst in diesen überfüllten, trotz Schmutz und Krankheiten blühenden Städten; erst auf diesen Jahrhunderte alten Strassen vermochte ich unter einer hauchdünnen modernen Firnissschicht das ungeheure Erbe der Vorzeit wahrzunehmen. Der krassste Kontrast zwischen Okzident und Orient

lag vielleicht in der Bewertung eines Menschenlebens, die auf den beiden Erdhälften grundverschieden war. Franzosen, Amerikanern und Engländern war das Leben jedes einzelnen ihrer Landsleute von Haus aus ungeheuer wertvoll. In China mähten Elend, Seuchen, Überschwemmungen, Dürre, Hungersnot und Kriege ständig Millionen von Leben dahin, ohne dass es möglich wäre, die Opfer auch nur zu zählen. Die Eintragungen der Geburten und Todesfälle in die Register waren in China keineswegs selbstverständlich: kein Mensch schien auf einige Millionen genau zu wissen, wieviel Chinesen es auf der Welt gab. Die Friedhöfe, an denen wir vorbei kamen, beleuchteten dies besonders krass: sie bestanden aus unzähligen, kaum sichtbaren und wie die nahen Hügelketten mit Gras bewachsenen Erdwellen. Hier ruhten Millionen einfacher Leute begraben. Es war als brodelte es in diesem Boden von Gräbern. Das Fehlen jeglichen Grabsteins, jeglicher Inschrift gaben dem Tod etwas Namenloses und Ungeheures. So wie die lebenden Bauern gehörten auch ihre dahingegangenen Ahnen untrennbar mit zur chinesischen Landschaft.

Auf dem Wege nach Tschengtu waren alle die verschiedenen Zivilisationen und «Lebensgewohnheiten», die in China sozusagen «nebeneinander herliefen», die einen tausendjährig und tief verwurzelt, die andern erst kürzlich importiert, symbolisch vertreten. Hier zum Beispiel strebten Dutzende mit Benzin beladener Lastwagen in Konvois dem Norden zu. Andere kamen ihnen von dort entgegen und brachten Reis, Zucker, Tabak und Salz. Camions und Autobusse waren mit Soldaten und Zivilisten vollgepackt; sogar auf ihren Dächern kauerten Menschenklumpen, die auf gefährliche Weise hin und her geschleudert wurden. Die lärmenden Vehikel wirbelten so dicke Staubwolken auf, dass die Prozession schwer beladener Kulis, die auch die Strasse entlang kamen, nur etwas langsamer, vollkommen in ihnen verschwand. Diese Männer transportierten Waren und Passagiere genau wie seit Jahrtausenden.

Auf den Strassen Chinas gingen einem über die verschiedenen grausamen Auslegungen des Wortes «Menschenmaterial» die Augen auf. Während dieser viertägigen Reise hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wieviel ein menschlicher Körper zu leisten vermag, ohne zusammenzubrechen. Ein widerstandsfähigeres Werkzeug lässt sich kaum denken. Die ganze Strecke entlang wanderten halbnackte Männer mit glänzender wachs-

gelber Haut, unter schwere Lasten gebeugt, von Stadt zu Stadt. An Bambusstangen, die sie auf den Schultern balancierten, schleppten sie Steine, kleine Bäume, Wassereimer, ungeheure Strohballen, Körbe mit schreienden Hühnern, Säcke mit Reis und dunkle, dicht aneinandergebundene Schweine, die ohrenzerreissend grunzten und quiekten. Die Kulis trippelten hastig, als wäre die Last zu schwer für ihre Schultern und drohte, sie zu Boden zu werfen. Aber sie stürzten nie und legten in dieser stets gleichen Gangart Meile auf Meile zurück, ohne Ende. Mit einer genügenden Anzahl von Kulis konnte in China einfach alles transportiert werden: Bäume, Steine, Tiere oder Passagiere. Deren gab es auf der Strasse nach Tschengtu sehr viele; sie reisten in Rikschas oder in Sänften, die auf elastischen Bambusstangen ruhten, oder auch in kleinen Tragsesseln. Die Kranken wurden auf Tragbahnen transportiert und die Toten in schwarzen, verzierten Särgen. Auch schwer beladene Karren sah man, denen statt Zugtiere Menschen vorgespannt waren. Wenn es besonders mühsam bergauf ging, verzerrten sich die Gesichter dieser Unglücklichen wie im Krampf.

Überall die gewundenen Hochstrassen Chinas entlang summt der eintönige rhythmische Gesang der Kulis. Der Rhythmus variierte je nach der Art der Arbeit und die melancholischen Melodien wurden von den Stosseufzern der erschöpften Menschen unterbrochen. Die Kulis, welche Karren schoben oder zogen, sangen atemlos immer zwei Töne. Erst «hai» dann «to» und ein zweites «hai-to» folgte im gleichen Ton, aber zart wie ein fernes Echo. Die Kulis, die Lastautos aus- und einluden, sangen anders. Und noch andere Rhythmen begleiteten die Mühen der Männer, die an Tauen flussaufwärts Lasten zerrten und die Arbeit der Leute beim Strassen- und Bahnbau. Das waren ^vielleicht die wahren Kriegslieder des chinesischen Volkes! Die Abermillionen unbewaffneter Kulis, deren Muskeln das LarW am Leben erMelten, waren das «Volksheer», das China unbesiegbar machte!

Als wir am zweiten Tag Tschengtu erreichten, sahen wir viel mehr Häuser im typisch «altchinesischen Stil». Die wichtigsten Gebäude der Dörfer, die wir passierten, hatten schwarze, geschwungene Dächer und mit komplizierten Basreliefs bedeckte Wände. Von Zeit zu Zeit tauchte eine Pagode auf. Und hie und da erblickte ich von der Strasse aus eine merkwürdige schreckliche Tiergestalt aus Stein, mit ungeheuren Augen und einer höhnischen Fratze. Mr. Chi erklärte mir die chinesischen

Inschriften – Kriegs-Slogans – welche die alten Mauern einer Stadt namens Lo-Tschih bedeckten:

GEBT UNS UNSERE TÄLER UND BERGE ZURÜCK!

und

HABT IHR GELD, GEBT ES DEM KRIEG,
HABT IHR KRAFT, GEBT SIE DEM HEER!

Auf dem Hauptplatz dieser Stadt wurden gerade frische Rekruten in wattierten blauen Uniformen ausgebildet. Sie versuchten, einen Stechschritt zu erlernen, der sehr an die deutsche Wehrmacht erinnerte.

Die Belebtheit von Tschengtu machte sich bereits lange vor unserer Ankunft in der Hauptstadt von Szetschuan fühlbar. Fussgänger schoben in endlosen Reihen Karren, Wägelchen und Lastwagen der Stadt zu, als zöge sie ein Magnet. In dieser Gegend waren die Köpfe der Männer glatt rasiert. Einige trugen Turbane wie ich sie in Tschungking nie gesehen hatte, und eine besondere Art von farbig geflochtenen Strohsandalen. Zum erstenmal bemerkte ich hier die «kleinen Füsse» einiger älterer Frauen.

Es war gerade Markt, und unser Wagen konnte in den engen Strassen kaum vorwärts kommen. Noch nie im Leben hatte ich so viele Menschen auf einem Quadratmeter beisammen gesehen. Mit Ausnahme der Soldaten hielten eigentlich alle Männer und Frauen in dieser blauen Volksmenge irgend etwas in der Hand, das sie zum Verkauf anboten: Spulen mit Rohbaumwolle, ein Huhn, eine Bambusmatte. Die Männer rauchten lange Pfeifen. Viele Frauen trugen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken.

Die weit offenen Läden waren ein tolles Farbgewirr unter dem blauen Schatten der Plachen, welche die Waren vor der Sonne schützten. Die zu Hunderten aufgestapelten lackierten Särge waren feiner ausgeführt als die in Tschungking und wahrscheinlich auch einer besseren Käuferklasse vorbehalten. Auch das Gemüse und Obst sah besser aus. Man konnte alle Arten Fleisch bekommen: Fische, Schweinsköpfe und Geflügel. In einzelnen Läden gab es Silberfiligran – eine Spezialität von Tschengtu; in andern wurden Pelze verkauft: rote Füchse hingen zu Dutzenden von der Decke und daneben mit Schaffell gefütterte Mäntel, die an die persischen Pustins erinnerten. Man hatte in Tschengtu schon irgendwie das Gefühl, dass Tibet, Chinesisch Turkestan und sogar Sowjetrussland nicht mehr arg

weit sein konnten. Einige der grösseren Geschäfte trugen neben den chinesischen auch russische Aufschriften.

Moderne Läden im europäischen Stil stellten Kleider und Schönheitsmittel aus, die zumindest aus der Ferne grossartig aussahen. Es war eine reiche Stadt. Selbst die Rikschas wirkten mit ihren Polstersitzen und Seitenlaternen eleganter als die in Tschungking. Tschengtu hatte über eine halbe Million Einwohner und viele davon waren reiche Grundbesitzer, die das fruchtbare Land der angrenzenden Ebene bebauten. Tschengtu war auch ein militärisches Zentrum mit einer Militärakademie und einer Fliegerschule, einer Regierungsstelle und einer Universität. Seit der Kriegs-Völkerwanderung gegen Westen war die Bevölkerungsziffer um 200'000 gestiegen.

Ich wurde bei der Frau des Ackerbau-Ingenieurs Dickinson untergebracht. Ihr Haus stand im Universitätsviertel. Zum erstenmal seit langer Zeit erwartete mich ein warmes Bad, ein wirklich gutes Bett und eine ausgezeichnete europäische Mahlzeit. Die Hausfrau, eine freundliche grauhaarige Kanadierin übergab mir ein maschinengeschriebenes Blatt, auf dem meine Zeiteinteilung und mein Programm verzeichnet waren, das die Provinz behörde von Szetschuan für mich zusammengestellt hatte. Es waren so viele Dinners und Tees vorgesehen, dass ich mich fragte, was ich bei diesen Gelegenheiten anziehen sollte. Tschungking war nur eine provisorische Hauptstadt, in der man eigentlich nur kampierte und wenig Toilette machte. Tschengtu hingegen war schon von jeher eine bedeutende Stadt. Meine Reisekleidung genügte hier nicht.

Was ich vor allem zu sehen wünschte, waren die Militärakademie und die Fliegerschule. Beim Besuch der Akademie erinnerte ich mich an die engen Beziehungen, die Sowjetrussland einst mit China verbunden hatten. Während der Jahre der Kuomintang hatten die Sowjets einen grossen Einfluss auf die Reorganisation der chinesischen Armee und Generalissimus Tschiang Kai-schek, der seine militärischen Studien in Japan gemacht und sich später dann mit deutschen Militärtechnikern umgeben hatte, war ein Jahr lang, 1923, in Russland gewesen. Das war die Zeit, in der Dr. Sun Yatsen Russland als Chinas einzigen Freund ansah und Borodin, der von Moskau eingesetzte «Ratgeber», die Kuomintang nach dem Vorbilde Sowjetrusslands gestaltete. Die Dekoration der Versammlungssäle von Tschengtu mit Flaggen, Propagandaplakaten und eingerahmten Kriegsslogans und auch die überlebensgrossen

Portraits der chinesischen Führer über den Eingangstüren entsprachen genau dem russischen Geschmack (wenigstens äußerlich, wenn schon nicht dem Geiste nach) und unterschieden sich nur sehr wenig von dem, was ich in öffentlichen Gebäuden in der UdSSR, zu sehen bekommen hatte. In der vom Generalissimus vor acht Jahren gegründeten Militärakademie von Tschengtu konnten die zwanzigjährigen zukünftigen chinesischen Offiziere eineinhalb Jahre studieren und die Anstalt als Leutnants verlassen, mit einem Monatsgehalt von 40 chinesischen Dollars plus Reiseration und einem kleinen Unterhaltsbeitrag. Der Direktor der Akademie, General Chen Chi-cheng führte mich erst durch die Lehrsäle, voll von Bombenmodellen, Stacheldraht und Brücken und Festungen en miniature, die auf langen Tischen ausgestellt waren. Er war ein dicker, kleiner Mann, an dem alles rund war: der Körper, das Gesicht und die Wangen. Er trug eine Brille mit kreisrunden Gläsern und an den fetten Händen weiße Handschuhe. Nachdem wir uns alles angesehen hatten, angefangen von japanischen Waffen bis zu den chirurgischen Instrumenten des Akademiespitals, fuhren wir zu den Exerzierplätzen hinaus, auf denen die künftigen Offiziere gerade gedrillt wurden.

Ich fragte General Chen: «Welche Lehre lässt sich aus dem chinesisch-japanischen ‚Zwischenfall‘ vom militärischen Standpunkt aus ziehen? Inwieweit hat der japanische Überfall Ihre Theorien der Kriegskunst beeinflusst und geändert?»

Der General antwortete: «Unser Abwehrkrieg hat uns zweierlei gelehrt. Erstens, dass die Guerilla und der Nahkampf wesentliche Faktoren des Krieges sind, zu denen die zukünftigen Soldaten und Offiziere systematisch trainiert werden müssen. Bis zu einem gewissen Grade muss hier Jahrhunderte weit bis zu der primitiven Kampfweise unserer Ahnen zurückgegriffen werden. Aber das zweite, neue Element ist mindestens ebenso wichtig. Hier handelt es sich um die absolut notwendige Zusammenarbeit der Luftwaffe mit der Infanterie und Artillerie zu Lande und der Luftwaffe und der Flotte zur See. Diese zweite Feststellung können wir leider nicht in dem Masse von der Theorie in die Tat umsetzen wie wir es gerne möchten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil China nicht genug Angriffswaffen besitzt.»

Unser Gespräch wurde durch ohrenbetäubenden Lärm unterbrochen. Hunderte von Rekruten hatten nur wenige Meter von uns entfernt zu exerzieren begonnen. Die Kadetten waren

wie für einen Fechtkurs ausgerüstet Die Gesichter waren durch Masken geschützt und die Khakiuniformen wattiert. Die Jungens schwangen Holzgewehre und stürzten unter wildem Geschrei aufeinander los. Diese wütende und etwas wirre Schauspielprobe, diese ungefährlichen Bajonette, das alles hätte mich vielleicht zum Lächeln gebracht, wenn mir nicht sofort eingefallen wäre, dass vor wenigen Tagen in Bilin in fast allen Geschichten, die ich von englischen und indischen Soldaten gehört hatte, von Bajonettkämpfen gegen die Japaner im Dschungel von Burma die Rede gewesen war. Die Schlacht, welche diese maskierten Männer mimten, war übrigens sehr schön anzusehen. Sie erinnerte geheimnisvoll an mittelalterliche Turniere geharnischter Ritter.

Der Nahkampf kurs wurde bald abgebrochen, und die Schüler durften ausruhen. Eine zweite Gruppe trat zum Kampfe an. Mir zuhebe wurde sie in der Handhabung von Maschinengewehren und Gewehren unterrichtet. Die jungen Leute marschierten mit rhythmischen Turnschritten oder sie krochen auf dem Boden. Sie schossen auch. Aber bei den Artillerie-Übungen fiel kein Schuss – nicht einmal ein blinder. Die Lade- und Zielhandgriffe wurden in lautloser Stille durchgeführt. Das einzige, was man von Zeit zu Zeit hörte, waren die kurzen Kommandorufe der Instrukturen. Mehrmals erstarrten die Schüler in einer Art lebendem Bild; die einen knieten in Erwartung eines Signals, während die andern sich ebenso regungslos bereit hielten, den ersten Schuss abzugeben.

Während ich die jungen Männer Chinas so schneidig für den Krieg trainieren sah, betrachtete ich ihre Waffen und erkundigte mich, woher sie stammten. Die Übungskanonen auf einer Seite des Feldes waren altes deutsches Fabrikat. Auf der entgegengesetzten Seite waren sie japanischer Herkunft. – Die Gewehre kamen aus Russland und aus der Tschechoslowakei. Die optischen Instrumente stammten aus den Zeisswerken in Deutschland. Die Maschinengewehre waren vor vielen, vielen Jahren ebenfalls in der Tschechoslowakei hergestellt worden. Auf diesem traurigen, windigen Exerzierplatz von West-Szetschuan eröffnete sich mir innerhalb weniger Sekunden das Drama und der Heroismus des ganzen chinesischen Krieges. Für die Chinesen war dieser Krieg ein Krieg ohne Waffen. Ein Volk von Bauern und Kaufleuten schlug sich mit leeren Händen gegen den furchtbar bewaffneten Angreifer des Ostens.

Ich wusste selbstverständlich, dass in keinem Lande der Welt den Kadetten zu Übungszwecken gerade das erstklassigste Material zur Verfügung gestellt wurde und dass Chinas Ausrüstung an der Front gewiss besser war als das, was ich hier zu sehen bekam. Trotzdem machten diese jungen Chinesen, die mit *alten* Kanonen, *alten* Maschinengewehren und *alten* Gewehren bewaffnet waren, die aus aller Herren Länder stammten und weiss Gott wie nach Szetschuan verschlagen worden waren, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Dazu kam noch die naive Antwort, die der General mir gab, als ich mich erkundigte, ob die Schule auch Panzermaterial besitze:

«Ja, wir haben einige Tanks. Sie stehen hinter dem Laboratorium.»

Ich hatte nicht den Mut, «hinter das Laboratorium» zu schauen, um zu sehen, was das für Tanks sein mochten, aus welcher europäischen Fabrik sie stammten und – aus welchem Jahr. Ich wusste, die ganzen chinesischen Panzertruppen bestanden aus kaum 50 Tanks. Nun konnte ich verstehen, warum die Männer, die für China verantwortlich waren, nur den einen Gedanken hatten, eine Schwerindustrie zu schaffen, und warum sie davon träumten, ihr Land, nicht nur was Reis betraf, sondern auch soweit es sich um Stahl handelte, unabhängig zu machen. Jetzt wusste ich auch, warum ich in Tschungking ständig eine geheime Bitterkeit gegen Chinas westliche Verbündete herausgeföhlt hatte. Obzwar Amerika und England sich entschlossen vor einem Pakt mit Japan auf Kosten Chinas gehütet hatten / brachten sie trotzdem in den Jahren 1931 bis 1941 Japan mehr Hilfe als China, indem sie den Japanern Benzin, Alteisen, Kupfer und Maschinen für die Schwerindustrie lieferten.

Immerhin hatte mir mein Itesuch der Militärakademie doch wenigstens theoretisch vor Augen geföhrt, wie die Chinesen sich ihrer Kanonen bedienen würden, *wenn* sie Kanonen hätten. Als ich die Fliegerschule für Unteroffiziere besuchte, sollte ich noch einmal das gleiche erleben: ich sollte erfahren, wie die Chinesen sich ihrer Flugzeuge bedienen würden, *wenn* sie Flugzeuge hätten. Diese von Tschiang Kai-schek im Jahre 1927 gegründete Unteroffiziers-Fliegerschule war in vieler Hinsicht äusserst modern. Die Dutzende von Gebäuden, die zu der Schule gehörten und auf ein grosses Areal verteilt waren, machten einen sehr guten Eindruck. In den Lehrsälen wurde über alle Details der Flugtechnik unterrichtet, vom Zielen bis zur

Handhabung des Bombenvisiers, von praktischer Mechanik bis zur Luftstrategie. Die Schule besass alles – bis auf moderne Flugzeuge.

Gewiss, am Himmel waren einige Apparate zu sehen, die landeten, abflogen und wiederkamen, und auch hier wusste ich, dass die besten Flugzeuge Chinas nicht gerade hier auf diesem Übungsfeld zu finden waren. Trotzdem erfüllte mich der Anblick dieses Lehrmaterials mit tiefer Trauer. Ein chinesischer Instruktor unterrichtete gerade 50 junge Leute in Fliegeradjustierung im Freien. Die schwarze Tafel war mit Schriftzeichen bedeckt. Der Instruktor trat zu mir und fragte lächelnd:

«Wollen Sie eines unserer Flugzeuge ausprobieren? Suchen Sie sich eines aus. Wir haben mehrere Modelle – beinahe zu viele, möchte ich sagen. Es sind amerikanische, längst überlebte Modelle da, russische Flugzeuge, die auch nicht neuer sind und Maschinen mit amerikanischem Motor und chinesischem Rumpf und mit chinesischen Maschinengewehren bewaffnet. Wir haben sogar französische Flugzeuge gehabt – aber das ist schon lange her.»

Ich entschied mich für einen kleinen amerikanischen Apparat, kletterte über die Flügel und setzte mich auf den Sitz hinter den chinesischen Instruktor. Wir beschrieben einige Kreise über der grüngelben Ebene von Tschengtu. Die 50 Piloten-Lehrlinge, die auf Bänken neben dem Flugfeld sassen, schien dieser Besuch einer Fremden sehr zu interessieren. Nach unserer Landung verging eine halbe Stunde mit herzlichem Händeschütteln und photographischen Aufnahmen. Aber ich wurde die ganze Zeit den einen Gedanken nicht los: «*Junge Männer, alte Maschinen, junge Männer, keine Maschinen . . .* Womit sollen sie sich schlagen?» Immer wieder Chinas wundester Punkt: es hing mit seinem Flugwesen genau so wie mit seiner Artillerie von Fabriken ab, die Tausende von Kilometern weit in fremden Ländern lagen.

In einem der Gebäude, die ich besuchte, bot mir der Direktor der Unteroffiziers-Fliegerschule, Oberst Liu Kyung-kwey Tee an. Wie die meisten höheren chinesischen Offiziere hatte auch er seine Ausbildung in Japan genossen. Er erzählte mir, dass er bis 1934 dort beschäftigt gewesen sei. Tag für Tag hätte er seinen japanischen Kameraden zuhören müssen, die sich ihrer Unbesiegbarkeit rühmten und keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die deutschen militärischen Methoden zu bewundern.

Die Fliegerschule in Tschengtu, welche nicht mit der nur Offizieren vorbehaltenen Zentral-Fliegerakademie verwechselt werden durfte, nahm Schüler von siebzehn bis zwanzig Jahren ohne Mittelschulbildung an. Nach einer zehnmonatigen, allgemeinen militärischen Ausbildung begann die Fliegerausbildung, die achtzehn Monate dauerte. Während der letzten sechs Monate machten die fortgeschrittenen Schüler Spezialkurse im Jagdflug und im Bombardieren. Alle Instruktoeren waren Chinesen. Und keiner wurde zum Fliegersergeanten befördert, bevor er nicht ein Minimum von 180 Flugstunden aufzuweisen hatte.

Es war von den 140 Mann der Fliegerabordnung die Rede, welche China kürzlich nach den USA. geschickt hatte, um sie mit schnelleren Apparaten vertraut zu machen. Und selbstverständlich sprachen wir davon, wie dringend China Flugzeuge brauche – Transportflugzeuge, Kampfflugzeuge und Bomber. Aus ziemlich wirren Ziffern entnahm ich, dass China augenblicklich viel mehr Piloten als Flugzeuge besitze.

Die Vormittagskurse auf den Übungsfeldern waren zu Ende: wir sahen den Schülern nach, die, patriotische Lieder singend, in ihre Quartiere zurückgingen. Sie bewohnten nette Schlafsäle mit übereinander angebrachten Schlafstellen. Unter seinem Bett hatte jeder Schüler ein Glas, eine Zahnbürste und eine Kupferschale. Die schwarzen Gebäude waren aussen mit riesigen vergoldeten Inschriften bemalt, Slogans, die Air. Chi mir übersetzte:

«Sobald du weisst, was recht ist, handle mutig!»

«Wenn du in Schwierigkeiten gerätst, weiche nicht zurück!»

«Jede kleinste Scholle, die der Feind besetzt hält, ist eine Schande für unser Heer».

«Sei stark! Nur einer kann durchhalten: der Feind oder du.»

Ich hatte Gelegenheit, mit einigen der Instruktoeren zu sprechen. Einer von ihnen, der Sohn eines chinesischen Kaufmanns in Siam, hatte bisher an einundzwanzig Kampfhandlungen gegen Japan teilgenommen. Ein anderer achtundzwanzig Jahre alter Pilot, ebenfalls der Sohn eines Kaufmanns, der von der Insel Hainan stammte, hatte neunhundert Flugstunden aufzuweisen und zwei japanische Flugzeuge abgeschossen. Ich sprach auch mit drei jungen Schülern, alle drei Bauernsöhne aus Szetschuan. Es waren liebe, starke Jungens mit schneeweissen Zähnen und lachenden, pechschwarzen Augen; Aus ihren Gesichtern sprach Mut und der begeistertste Wunsch, dem

Vaterland zu dienen. Alle drei wollten auch nach dem Krieg Flieger bleiben. Bis an ihr Lebensende.

Ich fragte sie, warum sie sich gerade diesen gefährlichen Beruf ausgesucht hätten, und einer von ihnen antwortete sofort, ohne zu zögern: «China braucht nichts notwendiger als eine Luftflotte.» Ein zweiter fügte hinzu: «Wenn das Vaterland in Gefahr ist, müssen die Jungen es schützen.» Dann erkundigten sie sich voll brennendstem Interesse nach den amerikanischen und englischen Flugzeugen. Sie hatten noch *nie* eine Hurricane, eine Spitfire oder eine Kittyhawk gesehen. In Tschengtu war eigens ein Landungsplatz für die lang erwarteten amerikanischen Fliegenden Festungen angelegt worden – aber die Festungen waren nie eingetroffen. Die Kadetten sprachen von diesen modernen Flugzeugen mit der sehnsuchtsvollen Bewunderung von Kindern armer Leute, die von einem kostbaren Spielzeug sprechen, das sie in einem Schaufenster gesehen haben.

Dieser Generation von Chinesen war die Liebe zu Maschinen und Technik angeboren und die Worte Pflicht, Vaterland, Nation und Disziplin hatten für sie wieder einen Sinn bekommen. Der in China so lange missachtete Soldatenberuf erschien ihnen ehrenvoll. Diese Bauernsöhne dachten nicht mehr daran, wieder auf die Reisfelder zurückzukehren, die ihre Eltern im Schweiße ihres Angesichtes bearbeiteten. Sie hatten nur mehr den einen leidenschaftlichen Wunsch: den Himmel über diesen Reisfeldern zu verteidigen.

In Begleitung Air. Chis und Dr. Ken Chen-oueys, eines chinesischen Diplomaten, der seinen Titel «Rat im Hauptquartier des Generalissimus Tschiang Kai-schek» mit Geist und Humor trug, kehrte ich zur Universität zurück. Unterwegs machten wir beim Grabmal Liu Siangs halt, des letzten Diktators von Szetschuan, eines unmöglichen Menschen, der der Regierung seiner Zeit eine Alenqe aufzulösen gegeben hatte. Das Grabmal war von überwältigender Hässlichkeit. Liu Siang starb *sehr* plötzlich im Jahre 1937. Und die Regierung feierte die gute Nachricht, indem sie eine Summe von eineinhalb Alillionen chinesischer Dollars für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Dahingeschiedenen aussetzte. Die Bewohner von Tschengtu, die dieses scheussliche Mausoleum bis in alle Ewigkeit vor sich sehen müssen, können einem leid tun.

Ich sollte in Tschengtu noch drei weitere interessante Erfahrungen machen, und zwar von grundverschiedener Art.

Der Gouverneur Chan Chun und seine Frau luden mich in ihr Haus ein und setzten mir das raffinierteste Diner meiner ganzen chinesischen Reise vor. Wenn ich nicht irre, waren es vierzehn Gänge, von denen einzelne ausgezeichnet waren, besonders die à la Canton zubereiteten Entenhäute und eine feine Mischung von Bohnen und gehackten Krevetten. Nicht ohne einen gewissen Widerstand kostete ich endlich auch von den berühmten hundert Tage alten Eiern, die innen ganz grün waren und aussahen wie schimmelig. Sie schmeckten etwa wie überreifer Roquefort und ich ass sie mit dem gebührenden Respekt vor ihrer Rarität und ihrem ehrwürdigen Alter, aber ehrlich gestanden ohne Begeisterung.

Meine zweite Erfahrung war ein Theaterabend in einem schlecht riechenden überfüllten Saal. Die Vorstellung mit ganz traditionellem Programm wurde auf einer viereckigen mit Laternen geschmückten Estrade gegeben, auf der die Hauptdarsteller sich bewegten. Auf einer Seite dieser Bühne stand noch eine weitere Gruppe von Männern, die auch an der Handlung teilnahmen, indem sie trommelten, Geige spielten, sangen oder die Handlung durch Stöhnen, Ausrufe und Schreckensschreie unterstrichen. Dass ich der Aufführung so schwer zu folgen vermochte, hatte seinen Grund nicht nur in meiner Unkenntnis der Sprache, sondern auch darin, dass alle Überlieferungen des chinesischen Theaters mir fremd waren, da hier jede Geste etwas Bestimmtes zu bedeuten hat. Seit mehr als zehn Jahrhunderten haben alle chinesischen Schauspieler ihre Hände in einer bestimmten Art geneigt, um anzudeuten, dass sie ein Fenster öffnen, oder sie haben einen bestimmten Schritt gemacht, der besagte, dass sie nun zu Bett gingen. Wie sollte eine ahnungslose Europäerin das erraten, wenn auf der Bühne weder ein Bett noch ein Fenster zu sehen ist? Ich hatte schon genug damit zu tun, zu unterscheiden, welche von den Schauspielern lebende Menschen darstellten und welche die Rolle von Geistern und Symbolen spielten.

Ich hätte nicht zu sagen vermocht, ob mir dieses seltsame Schauspiel mit seiner schrillen, misstönenden Musik, seinem hysterischen Geschrei, seinen herrlichen Gewändern und der furchtbar derben Schminke auf den Gesichtern der Darsteller gefiel oder ob ich es furchtbar fand. Ein berühmter «Ham»-Schauspieler gab den Gatten. Ein anderer Schauspieler, der die zweite Frau der ersteren darstellte, sprach mit hoher Stimme, und seine Bewegungen waren übertrieben weibisch affektiert.

Ein dritter Schauspieler verkörperte den Geist der ersten Frau des Helden. Auch noch andere gespenstische Gestalten spielten mit, und an einer Stelle kam sogar der Tod persönlich auf die Bühne. Er trug eine fürchterliche Maske, wirklich grauenhaft. Ich konnte verstehen, warum der moderne Chinese, der Geschäftsmann mit der grossen Schildpattbrille, der ständig zwischen Tschungking und New York hin- und herflog, jegliches Interesse am traditionellen «alten» Theater verloren zu haben schien und nur sehr selten einem Ausländer riet, es sich anzusehen. Das krankhafte, leidenschaftliche, sinnliche, zerrissene China, welches diese alten Dramen beleuchteten, stimmte nicht mit dem tugendhaften, friedlichen Lande überein, das die Führer des modernen China der Aussenwelt zu zeigen wünschten.

Etwas war äusserst überraschend: die gebildeten Bürger einer der ältesten Nationen der Erde schienen weit stolzer auf Chinas Fortschritt zu sein als auf Chinas Traditionen. Ja noch mehr: dieselben nationalistischen Chinesen, die über ihren Abwehrkrieg gegen Japan weit hinaus jegliche Ambitionen und Kolonisationsbestrebungen seitens des Auslandes bekämpften – die der Weissen inbegriffen – bauten nichtsdestoweniger mit eigenen Händen ein neues Land halb nach westlichem Muster auf, ein Land, das streng genommen seinen nationalen Charakter bereits zum Teil eingebüsst hatte. Meine Freunde in Tschungking waren besonders stolz auf das China der von den Universitäten Brüssel und New York zurückgekehrten Studenten, auf das China der YMCA., das China des Neuen Testaments, obzwar dieses China nicht mehr ganz chinesisch war und in vieler Hinsicht kaum mehr etwas anderes als eine Nachahmung des Westens.

Meine letzte Erfahrung in Tschengtu war ein Tee, den die Universität mir zu Ehren veranstaltete. Die Einladungen lauteten folgendermassen:

«Sie sind herzlich zu einem Tee zu Ehren von Mlle Curie eingeladen, der Samstag, den 7. März um 16 Uhr im Empfangssaale des Verwaltungsgebäudes im Rahmen der Internationalen Frauen-Organisation, des Nationalkomitees der Vereinigung christlicher junger Mädchen, der IWCA., des weiblichen Colleges der westlichen Universität und des Gingling-College stattfindet.»

Bis auf die halbe Stunde, während welcher Schüler und Schülerinnen mir zu Ehren einige Gesangs- und Tanznummern zur Vorführung brachten, Volkstänze und Volkslieder, die sie von

den Grenzbewohnern gelernt hatten – und den schiefstehenden Augen meiner Gastgeber unterschied sich das Ganze nur wenig von einem Empfang in Amerika. Ich unterhielt mich mit angesehenen Professorinnen der Universität wie Frau Wu vom Gingsing-College. Sie zeigte mir später die Schlafsäle der Studentinnen. Mehrere Universitäten waren aus den Küstengebieten nach Tschengtu verlegt worden, wo sich augenblicklich einige hundert Studentinnen aus Nanking und Schanghai befanden. Sie schliefen zu viert in einem Zimmer auf harten Pritschen. Ich kam auch in den grossen Speisesaal, wo junge Mädchen mit kurzem Haar und entschlossenen Gesichtern gerade beim Abendessen sassen. Ich sprach ein paar Worte zu ihnen, dann beantwortete ich ihre Fragen. Die jungen Chinesinnen wollten eine Menge über den Krieg hören, genau wie es auch amerikanische Studentinnen getan hätten, und fragten beinahe mit den gleichen Worten. Dann war die Reihe zu fragen an mir. Sie antworteten mit schlichter Offenheit. Eine von ihnen stand auf und sagte:

«Mlle Curie, Sie fragen, was wir von unseren Verbündeten denken. Nun, wir Chinesen waren überzeugt gewesen, die Westmächte würden mit den Japanern in wenigen Tagen fertig werden. Wir sind enttäuscht. Aber wir bleiben ruhig und sind entschlossen, unseren Verteidigungskrieg fortzusetzen.»

Das junge Mädchen setzte sich wieder, ein wenig verwirrt ob ihrer Kühnheit. Dann stand eine zweite Studentin auf, um mir rührend vertrauensvoll zu erklären, als wolle sie mich trösten: «Ich muss Ihnen sagen, dass ich fest an den Sieg der Demokratien glaube.»

Ich fühlte mich in diesem chinesischen Universitätsmilieu ungeheuer wohl. Eine Woche später sollte ich Gelegenheit haben, die geflüchteten Universitäten in der Umgebung von Tschungking zu besuchen. Die Art wie die männlichen Studenten mich aufnahmen, gab mir das gleiche Gefühl der Kameradschaft und des gegenseitigen Verständnisses, wie ich es in Tschengtu gehabt hatte. Für einen Fremden war der Kontakt mit chinesischen Studentenvereinigungen ausserordentlich wertvoll. Es ging bei diesen Organisationen reichlich laut zu, und ihre Einstellung war eher links, was der augenblicklichen Regierung einige Sorgen machte. Aber sie waren ungeheuer lebendig und voll Enthusiasmus. Der Verkehr mit den jungen Leuten und jungen Mädchen an den Universitäten war immer ungezwungen und herzlich.

Die Rückfahrt nach Tschungking nahm zwei Tage in Anspruch; es sah sogar aus, als würde sie noch weit länger dauern. Der keuchende Dodge-Wagen schien am Ende seiner Tage und musste unterwegs mehrmals wegen Motordefekt stehen bleiben, einmal mitten auf der Strecke in einer herrlichen rotbraunen Hügellandschaft. Wir waren völlig hilflos, bis schliesslich ein Lastauto der Luftwaffe, das nach Tschengtu unterwegs war, auf unser verzweifeltes Winken hin stehen blieb. Etwa zehn junge Kadetten machten sich hastig an unserem Wagen zu schaffen, während zwei Flugzeugmechaniker den Motor auseinander nahmen. Die vielen von Schmieröl schwarzen Maschinenteile lagen um das Auto herum im roten Sand, dann setzten die Männer sie wieder zusammen, nachdem sie die amerikanische Maschine mit einem Stück Zinn verpicht hatten, das mit einer Stickschere aus einer Konservendose herausgeschnitten worden war – anscheinend dem einzigen brauchbaren Werkzeug, über das unsere eigenen Chauffeure verfügten.

Die ganze Sache hatte drei Stunden gedauert. Ich war sehr hungrig und wanderte mit Mr. Chi zu einer Lehmhütte auf der Spitze eines Hügels. Dort empfing uns eine schielende, halb verkrüppelte Frau. Ihr Gesicht war zum Fürchten, eines ihrer Augen war ungeheuer gross, rot und blind. Sie sah aus wie ein Zyklop. Wir kauften ihr Erdnüsse und zwei harte Eier ab und dankten Gott, während wir assen, dass er die Erdnüsse und die Eier mit Schalen versehen hatte. So konnte wenigstens keine kranke Hand sie berühren.

Die Nacht verbrachten wir in einem Dorf namens Tschiu Tschu Tschien, das zwischen einem Fluss und steilen Felsen eingeklemmt lag. Unsere Chauffeure, die nicht den Mut hatten, bei Nacht zu fahren, weigerten sich, die Reise vor dem nächsten Morgen fortzusetzen. Eine alte Pagode und eine neue moderne Schule sahen über die Doppelreihe von Lehmbauten hinweg. Ich verbrachte die Dämmerstunde damit, von einer Werkstatt zur andern zu gehen und die Leute bei der Arbeit zu beobachten: den Schmied – eine schwarze Silhouette vor lodernden Flammen – den Ziegelbrenner, den Zimmermann, den Korbflechter, die vielen Frauen, die vor ihren Hütten Baumwolle spannen und die Händler, die Reis und Obst verkauften. Man konnte sehr gute blaue Gewänder in Tschiu Tschu Tschien bekommen, auch Leder und verschiedenes Gemüse. Ein Ei kostete 90 chinesische Cents, ein Pfund Reis zweieinhalb chinesische

Dollar, eine kleine Kerze 50 Cents. Für 50 Cents konnte man sich beim «Seher», der gleichzeitig Stadtschreiber war, sein Horoskop stellen lassen.

In diesem und in hunderttausend andern auf dem ungeheuren Boden Chinas verstreuten Dörfern herrschte ein über-sprudelndes Leben. Und eben dieses intensive Leben, diese un-ausgesetzte fieberhafte Arbeit waren die unbeugsame unge-heure Macht, welche Japan nicht zu vernichten vermochte. Im Laufe der letzten Jahre war es den Japanern gelungen, den Strassen, Bahnen und Flusswegen entlang vorzurücken. Sie hatten sich der grossen Städte bemächtigt. Aber die unzähligen landwirtschaftlichen Zentren waren selbst in den «besetzten» Gebieten ihrer Umklammerung entgangen. Sie waren nicht im-stande, alle Dörfer zu erobern und zu unterjochen. Hinter den feindlichen Linien, in den ungeheuren Gebieten, die zwischen den einzelnen japanischen Garnisonen lagen, führten relativ unabhängige Gemeinden ihren Lebenskampf weiter. Diese Zen-tren dienten der Guerilla als Operationsbasen und waren die Stützpunkte des chinesischen Widerstandes. Nur weil die chi-nesischen Bauern sich nicht unterworfen hatten und ihr Wille zu kämpfen ungebrochen geblieben war, konnte Japan trotz der ungeheuren Überlegenheit seiner Waffen den «chinesi-schen Zwischenfall» nicht durch einen Sieg absehüessen.

Ein Konvoi von vierzig Militärlastwagen parkte über Nacht in Tschiu Tschin Tschien, und über 200 Chauffeure und Solda-ten waren im Dorf einquartiert. Nachdem wir auf der dunklen Strasse umhergeschlendert waren, die von Kindern, Schweinen, Ziegen, Eseln und langsam in den Stall heimkehrenden schwar-zen Büffeln -wimmelte, fanden wir schliesslich in einem Tee-haus einen freien Tisch und bestellten unser Abendessen. Ge-kocht wurde im Freien. Innerhalb weniger Minuten hatte eine junge Frau uns ein ausgezeichnetes Essen aus Eiern, Reis, ge-hacktem Fleisch und gekochten Bambussprossen zubereitet. Es war so dunkel, dass wir unsere Schalen und Stäbchen kaum unterscheiden konnten. Nach dem Essen holte der Wirt sich den Stadtschreiber zu Hilfe, dessen Hauptquartier sich um die Ecke befand und liess sich von ihm die Rechnung zusammen-stellen: 13 chinesische Dollars für Mr. Chi und mich.

Mein Begleiter war meiner Unterkunft wegen ernstlich be-sorgt, als er hörte, dass die beiden Herbergen mit Chauffeuren überfüllt seien und dass man dort unmöglich wohnen könne. Nach langen Verhandlungen wurde beschlossen, dass Air. Chi

auf einem Tisch in einer der Gaststätten schlafen würde und dass man für mich in einer Dachkammer, die man beim besten Willen nicht Zimmer nennen konnte, eine Bambusmatte auf den Boden breiten würde... Durch das verfaulte Strohdach schimmerte der Himmel. Es war keine Beleuchtung vorhanden, kein einziges Möbelstück, keine Möglichkeit sich einzuschliessen. Aus einem unerfindlichen Grunde hing am Türknopf ein totes Eichhörnchen.

Ich schlief auf dem Fussboden, dessen Matte mir als Bett diente, sofort ein, trotz des endlosen Stimmengewirres, trotz des Gelächters und Geheuls, trotz des lauten Schnarchens und der Rufe und des Scharrens verschiedener Tiere, die ich nicht kannte und die in diesem wie von Dämonen heimgesuchten Hause umherirrten. Um vier Uhr früh weckten mich laute Unterhaltungen gerade zur rechten Zeit. Wir mussten bei Morgengrauen aufbrechen. Die Chauffeure machten einen ungeheuren Lärm, riefen einander laut lachend, schneuzten sich unsagbar laut und spuckten mit haarsträubender Gründlichkeit. Die volkstümliche Sitte dieses endlosen Spuckens machte es mir unmöglich, alle Chinesen «reizend» zu finden.

Beim Schein eines in Pflanzenöl getauchten Bambusstäbchens zog ich meine lange Hose und meinen Pullover an. Dann frühstückte ich unterwegs in der Kälte mit den Chauffeuren, die sich abfahrtbereit machten. Es dämmerte bereits, aber noch schien der Mond. Auf einem Holzfeuer kochte mir eine Bäuerin zwei Eier und Reis.

Ich bat Mr. Chi, die Frau zu fragen, ob sie von der Front etwas gehört habe. Sie sah uns verständnislos an. Von der Front? Wie sollte sie etwas gehört haben und durch wen? Auf welchem Wege? . . . Sie sagte:

«Einige unserer Männer, die lesen können, erfahren die Nachrichten an Markttagen in der kleinen Stadt, ein paar Kilometer von hier. Von Zeit zu Zeit schauen sie auch in die Zeitung oder sie politisieren in den Teehäusern miteinander. Aber hier in Tschiu Tschu Tschien gibt es keine Nachrichten.»

Sie verliess uns, um die Chauffeure zu bedienen, die ungeduldig wurden. Von ihnen hätte sie bestimmt erfahren können, was im Süden vorging, aber sie dachten sichtlich nicht daran, ihr etwas davon zu erzählen. Als sie zu uns zurückkam, sagte sie langsam:

«Der Krieg ist weit. Sehr weit. Wir Bauern hier können ihnen nur kämpfen helfen, indem wir unser Land bearbeiten und Gemüse und Reis bauen, soviel wir können.»

Immer nur durch Vermittlung von Mr. Chi fragte ich sie, ob sie gehört habe, dass Generalissimus Tschiang Kai-schek einige Wochen ausser Landes in Indien gewesen sei. Sie lächelte entschuldigend: «Nein, davon habe ich nichts gehört.» Und auch von der Besetzung der Burmastrasse wusste sie nichts. Und wo die Burmastrasse lag und was Burma war, wusste sie auch nicht.

Aber drei Dinge gab es, über die sie genau Bescheid wusste. Sie wusste wer Tschiang Kai-schek war. Sie wusste, dass die Japaner Chinas Feinde waren und war überzeugt, ja geradezu eigensinnig überzeugt, dass der Krieg «gut enden muss». Ihr instinktives Wissen um die Tatsache, dass das chinesische Volk seit Jahrtausenden in ihrem Dorf zwischen Fluss und Feldern gelebt hatte, genau so wie in allen anderen Städten und Dörfern, die sie kannte, seit sie auf der Welt war, gab ihr das absolut sichere Gefühl, dass es bis in alle Ewigkeit so bleiben werde. In ihrer völligen Unkenntnis der Ereignisse des Tages, des Monats und des Jahres, und obzwar sie weder lesen noch schreiben konnte, hatte sie doch den gleichen weiten Blick wie irgend ein Minister oder General. Jede Fiber ihres plumpen, starken Körpers war sich der Ewigkeit Chinas bewusst.

XX. Kapitel

BESUCHSTOURNEE IN CHINA

Nun war ich wieder zurück im «offiziellen» Tschungking und kletterte von neuem die endlosen Treppen und schwindelnd steilen Gassen auf und ab. Fast täglich gab mir irgend eine Einladung Gelegenheit, neue Menschen kennenzulernen. In der zerstörten Stadt mit ihren wackligen Häusern oben auf den Hügeln war das gesellschaftliche Leben in vollem Gange. Ein Empfang auf der russischen Gesandtschaft bedeutete eine Klettertour bis zur höchsten Felsspitze – die Hälfte des Weges per Wagen, der Rest zu Fuss. Der Lunch beim neuen englischen Gesandten Sir Horace Seymour fand in einer Villa statt, von der aus man den Fluss beinahe aus der Vogelperspektive sehen konnte: ein unvergleichlich schöner Anblick. Wollte man den amerikanischen Gesandten, Mr. Clarence Gauss, besuchen, dann musste man ein Auto oder eine Rikscha benutzen, Hunderte von

Stufen zum Flussufer hinuntersteigen, den Fluss mittels Sampan mitten durch reissende Wirbel überqueren und schliesslich atemlos jenseits des Wassers wieder einen Hügel emporklettern, über enge, übelriechende Stiegen, auf denen man spielenden Kindern begegnete, langen Zügen schwarzer Schweine und sogar Pferden, die daran gewohnt schienen, sich statt horizontal, vertikal fortzubewegen.

Andere Diplomaten, zum Beispiel der australische Minister, wohnten noch weiter draussen auf dem Lande. Um sie zu sehen, musste man immer mehrere Vehikel benutzen: ein Auto, ein Boot und eine Rikscha. Die ausgezeichneten Restaurants der unteren Stadt konnte man per Rikscha erreichen. Aber wenn ein Ausländer vom «Press»-Hotel zum «Kialing-House» gelangen wollte, wo die meisten grossen Empfänge stattfanden, oder zu den Verwaltungsgebäuden, wo ich in einer Atmosphäre, die ganz an die der YMCA. erinnerte, Gast der «Neues Leben»-Bewegung war, dann brauchte er nichts als ein Paar gute Beine. Im «Kialing-House» wohnte ich unter anderen Veranstaltungen auch einem Dinner des chinesisch-amerikanischen Kultur-Institutes bei. Hervorragende chinesische Gelehrte, die an der Columbia-Universität und in Princeton studiert hatten, sangen amerikanische Studentenlieder, brachten ein «modernes» englisches Theaterstück zur Aufführung und hielten Vorträge, in denen sie George Washington mit Dr. Sun Yatsen verglichen und sagten, dass «Amerika und China, diese beiden friedliebenden Staaten zu beiden Seiten des Ozeans, einander anzögen wie Chlor Natrium anzieht. Aus den offiziellen Reden und trotz der bitteren Enttäuschungen, welche die Westmächte China in der letzten Zeit bereitet hatten, fühlte man deutlich die ehrliche Bewunderung heraus, welche die gebildeten Chinesen den Vereinigten Staaten entgegenbrachten. Sie rechneten fest damit, dass Amerika von nun an ihr Land im Kampfe für seine Unabhängigkeit tatkräftig unterstützen und dass es einen Friedensplan ausarbeiten und durchführen werde, der allen Nationen der Welt, ob Ost oder West ihre langersehnte Freiheit sichern musste.

Bei den chinesisch-amerikanischen Banketten fühlte ich mich noch halbwegs – aber sehr halbwegs – zu Hause, was ich jedoch von einem Diner beim Präsidenten der provisorischen koreanischen Regierung, Mr. Kim Kou und seinem Aussenminister Mr. Tjosowang nicht sagen konnte, zu denen ich mit mehreren anderen Kollegen von der Presse eingeladen war. Ich

fand völlig unerwarteterweise eines Tages in meinem Zimmer eine auf rosa Papier getippte Einladung, die ich mit grösstem Vergnügen annahm. Nun wusste ich aber nur sehr wenig über Korea, und über Mr. Kim Kou und Mr. Tjosowang wusste ich gar nichts. Ich konnte mich nicht einmal erinnern, inwieweit die provisorische Regierung Koreas von China und von Tschiang Kai-schek anerkannt worden war. Und um die Sache noch besser zu machen, sprach Mr. Kim Kou kein Wort englisch. Mit der meiner Unwissenheit entsprechenden Vorsicht, hüllte ich mich während des ganz europäischen Diners im «Restaurant de Moscou» in verängstigtes Schweigen. Air. Kim Kou erhob sich sehr bald, um in koreanischer Sprache über die Geschichte der Koreanischen Unabhängigkeitsbewegung seit 1919 zu sprechen. Ich verstand kein Wort und begnügte mich damit, die schöne Erscheinung dieses 66 jährigen Patrioten zu bewundern. Er hatte wunderbare Züge, einen ausdrucksvollen Mund, und seine broncefarbene Gesichtsfarbe erinnerte an eine primitive, in Mahagoni geschnittene Holzskulptur.

Ich konnte nicht hoffen, alle meine Gedächtnislücken, das brennende Thema Korea betreffend, in einer einzigen Stunde aufzufüllen. Es war mir unmöglich, den stürmischen Phasen der jüngsten Geschichte dieses Landes zu folgen und sie zu verstehen, ob es sich nun um die ersten Jahre handelte, wo Russland, China und Japan einander die Oberhoheit streitig gemacht hatten oder um die spätere Epoche, wo Japan im Jahre 1910 von Korea einfach Besitz ergriff. Bei diesem Diner versuchte ich nur, meine Gastgeber kennen zu lernen. Was mich bei ihnen am meisten überraschte war, dass jedesmal, wenn an unserem Tisch irgend jemand eine besonders kühne Tat der koreanischen Nationalisten während der letzten zwanzig Jahre erwähnte, immer einer der so wunderbar ruhig und ausgeglichen wirkenden Anwesenden sofort mit den enthusiastischsten Gesten zum Ausdruck brachte, dass der betreffende Coup entweder von ihm selbst oder von seinem Bruder oder seinem Onkel oder seinen Bundesgenossen oder einem seiner Kameraden ausgegangen sei. Air. Kim Kou und seine Alitarbeiter schienen ihr ganzes bisheriges Leben ständig in Greifweite von Dynamit und Bomben verbracht zu haben. Tatsächlich war es Kim Kou gewesen, der die sensationelle Ermordung des japanischen obersten Befehlshabers, des Admirals der Flotte und mehrerer anderer japanischer Heerführer während des Defiles der siegreichen japanischen Truppen in Schanghai organisiert

hatte. Einer seiner Minister erzählte mir, dass die Zahl der Festnahmen und Ausbrüche aus dem Gefängnis Mr. Kim Kous die aller anderen revolutionären Führer der Welt übersteige.

Augenblicklich war Mr. Kim Kou bemüht, in China eine Armee von drei Divisionen aufzustellen, für seine Truppen die Vorteile des amerikanischen Lend-Lease zu erlangen und gegen den japanischen Feind nicht nur die in Korea verbliebenen Koreaner, sondern auch jene vielen Koreaner, die in der besetzten Mandchurei, im besetzten China, im Freien China, in Ostrussland, in Hawaii, in den Vereinigten Staaten, in Mexiko und sonstwo lebten, zu vereinigen. Er und seine Kollegen sahen sich dem Problem aller Emigranten gegenüber: die Koreaner waren untereinander nicht sehr einig (einzelne Gruppen wollten, wie ich hörte, von der provisorischen Regierung nichts wissen) und hatten grosse Schwierigkeiten, von den Alliierten anerkannt und diplomatisch unterstützt zu werden. Sie schilderten mir ihre Heimat als eine Art Tschechoslowakei des Fernen Ostens, ein Land, das von Japan etappenweise erobert worden war, fünfunddreissig Jahre vor Hitler, aber unter Anwendung reiner Nazimethoden, während die Grossmächte alles geschehen liessen und sich für diese Frage nicht im geringsten interessierten.

Dieses koreanische Diner war seltsam. Aber ein anderer Abend war noch viel seltsamer. Freunde wollten mich mit einer seltenen Spezies, mit einem pro-chinesischen Japaner bekannt machen, dem sehr populären, links orientierten Schriftsteller Outarou Kaji. Wir kamen in einem fast ärmlichen, von Zigarettenrauch vollgequalmten Zimmer zusammen. Mr. Kaji sass auf einem niedrigen Schemel, trank Tee und kaute Erdnüsse. Er hatte ein reizendes, aristokratisches Gesicht, lang, schmal und sehr blass und sah aus wie ein junger Page. Dabei war er gar nicht so jung. Er war verheiratet, hatte mehrere Kinder, und seine revolutionäre Laufbahn reichte ziemlich weit zurück. Als Mitglied der Arbeiter- und Bauernpartei und der anti-imperialistischen Liga war er in Japan mehrmals von der Polizei festgenommen worden, bis er schliesslich als Schauspieler verkleidet nach Schanghai entkommen konnte. Seit Beginn des «chinesischen Zwischenfalles» arbeitete er mit Unterbrechungen an der chinesischen für das japanische Heer bestimmten Propaganda.

Ich hatte mich noch mit niemandem so schwer zu verständigen vermocht, wie jetzt mit Outarou Kaji. Er sprach nicht

Englisch und verstand auch Chinesisch nur sehr schlecht. Er war in Begleitung eines Freundes erschienen, der japanisch verstand, aber keine einzige westliche Sprache. Zum Überfluss war das Ehepaar, bei dem wir in dem kleinen raucherfüllten Raum zu Gast waren, chinesisch-deutscher Herkunft. Der Mann, ein Chinese, sprach ausser seiner Muttersprache noch Deutsch. Sein Englisch war schlecht. Und als Kaji eine Geschichte zu erzählen begann, musste jeder Satz erst von seinem Begleiter ins Chinesische übersetzt werden, und dann gab es unser Gastgeber an seine blonde Frau Deutsch weiter. Und sie erzählte es mir schliesslich englisch. Unsere Fragen und Antworten mussten daher jedesmal von mir zu Kaji und zurück eine lange beschwerliche Reise machen und unterwegs dreimal übersetzt werden. Kein Mensch wusste, ob die ursprüngliche Fassung und die endgültige Phase jedes Satzes noch das geringste miteinander gemein hatten.

Wir tasteten uns nur mühsam durch die ganze Unterhaltung. Wenn einer von uns ins Feuer geriet, konnte er nur schwer die lange Abwicklung der Verdolmetschung und die schleppende Rückkehr der Antwort ab warten. Kaji erklärte uns in seiner lebhaften feurigen Art die Propagandaerfolge, die er bei den japanischen Gefangenen erzielt hatte. Er habe in einem einzigen Gefangenenlager «400 seiner Landsleute» für die Sache der Alliierten gewonnen. Er erzählte von den Flugblättern, die unter die kämpfenden japanischen Truppen abgeworfen worden waren und von seinen Versuchen, auf den Schlachtfeldern per Lautsprecher direkt zu den japanischen Soldaten zu sprechen. In einem der Frontabschnitte hatte er dem Kommandanten wiederholt (selbst entwickelte) Friedensbedingungen angeboten. Der Kommandant zeigte sich genügend interessiert, um zu fragen – alles per Lautsprecher und auf eine Entfernung von etwa 100 Metern – was dies für Bedingungen seien. Un Kaji hatte geschrien: «Abbruch des Krieges; Rückzug der japanischen Truppen aus dem chinesischen Gebiet; Sturz der Militärpartei und Bildung einer Volksregierung in Japan.» Nach einigem Nachdenken antwortete der Kommandant ernst, dass er «auf derartige Bedingungen nicht vorbereitet sei», und seine Leute bekamen Befehl, Kajis Lautsprecher zu beschiessen. In einem Frontabschnitt, der seit Tagen ruhig gewesen war, setzte daraufhin wieder lebhaftes Feuer ein. Kaji zeigte sich durch diese Szene, die mir leicht grotesk erschien, nicht im Geringsten entmutigt. Er war überzeugt, dass grosse

Gruppen in Japan mit der diktatorischen Regierung unzufrieden waren – besonders die Bauern. Und er hoffte, dass eines Tages eine Art «Weimar-Japan» aus der militärischen Niederlage des japanischen Heeres hervorgehen würde.

Der japanische Schriftsteller arbeitete für die chinesische Propaganda nur fallweise. Tschungking fürchtete seine kommunistische Einstellung und beschuldigte ihn «gefährlicher Ideen». Man erzählte mir von einer dieser «Ideen», die Kaji und seine Jünger grossartig gefunden hatten. Sie schrieben ein pazifistisches, antimilitaristisches Theaterstück und führten es in mehreren Städten des Freien China auf. Ihre Absicht war zweifellos die beste. Nichtsdestoweniger hatte der Generalissimus in Kriegszeiten für Antimilitarismus nicht viel übrig, und die Vorstellungen wurden auf der Stelle abgebrochen. Das hatte Kaji sehr beleidigt.

«Gefährliche Ideen ...» Bis zu welchem Grade war es im Freien China ein Verbrechen, «gefährliche Ideen» zu haben? – Ich war zu kurze Zeit im Lande, um das beurteilen zu können. Der Kommunismus als solcher war von Tschiang Kai-schek erbarmungslos unterdrückt worden. Ein Kommunist konnte im regulären chinesischen Heer nicht dienen. Und doch hatte der Generalissimus seit Kriegsbeginn, das waren fünf Jahre, von der Sowjetunion ständig bedeutende materielle Hilfe bekommen und angenommen. Andererseits wurden grosse Gebiete Nordchinas und der Guerillazonen von kommunistischen oder «quasi-kommunistischen» Regierungen verwaltet, die von Tschungking nahezu unabhängig waren. Und diese Gebiete umfassten einen Sechstel des Landes. Kommunistische Guerillas, kommunistische Armeen – die Achte Mobile Armee und die Neue Vierte – kämpften in diesen Sektoren gegen Japan. Im Prinzip hatten alle diese Truppen dem Generalissimus den Eid geleistet. Entsprechend einer «Vereinigten Front»-Vereinbarung waren die Namen der Roten Divisionen abgeändert worden und offiziell wurde im Zusammenhang mit ihnen das Wort «rot» nicht gebraucht. Immerhin kam es zeitweise noch zu Scharmützeln zwischen den Streitkräften der Zentralregierung und den Roten – obzwar sie alle erklärten, Schulter an Schulter gegen Japan, den gemeinsamen Feind, zu kämpfen.

Die Beziehungen zwischen Tschiang Kai-schek und den Kommunisten waren, gelinde gesagt, recht eigenartig. Zum Beispiel: der berühmte kommunistische General Tschu En-lai war der offizielle Verbindungsoffizier zwischen der Achten Mobilien

Armee und der Zentralregierung. Jeder wusste, dass er sich in Tschungking befand – und das musste er auch, von Berufs wegen. Bei einem Tee der «New-Life»-Bewegung hatte mich eine sehr konservative chinesische Dame, Madame Tschu En-lai, der Gattin des Kommunistenführers vorgestellt, was etwa so ungeheuerlich -war, als hätte Mrs. Herbert Hoover mich mit Mrs. Earl Browder bekannt gemacht. Äusserlich machte alles einen höchst toleranten und versöhnlichen Eindruck. Trotzdem hielten meine amerikanischen Freunde, die mir ein Interview mit Tschu En-lai verschaffen wollten, es für notwendig, meinen Besuch in seinem Hauptquartier in tiefstes Geheimnis zu hüllen. Ich musste mitten in der Nacht durch ein Gewirr steiler Gassen auf den kompliziertesten Wegen und Umwegen zu ihm schleichen, «für den Fall, dass die Polizei Auftrag erhalten haben sollte, uns zu beobachten». Ich sollte nie erfahren, ob es sich dabei um eine vernünftige Vorsichtsmassregel gehandelt hatte oder ob das Ganze nur eine Komödie war, um unserer Expedition den Reiz des Verbotenen zu geben. Wie dem auch sei, der Ausflug gefiel mir. Tschungking bei Nacht war etwas Herrliches. Die Finsternis verhüllte Schmutz und Elend. Verdunkelung gab es keine, und die verstreuten Lichter auf den Hügelspitzen loderten gleich leuchtenden Pyramiden gen Himmel.

Wie Schauspieler in einem Kriminalfilm erreichten wir ein verfallenes Haus, eine Art Unterschlupf, den ich bei Tag selbst bei bestem Willen nicht wiedergefunden hätte. Auf unser Signal hin öffnete sich die Tür. Zwei Soldaten in hellen Uniformen arbeiteten bei Kerzenlicht in einer Halle, deren Wände mit Landkarten bedeckt waren. Im Nebenraum hing ein Bild Stalins an der Wand. Kerzen, eine Schale voll Orangen und eine Vase mit roten und weissen Blumen schmückten den mit einem weissen Tuch bedeckten Tisch. Ein alter kahlköpfiger Parteimann in einem Overall, mit einem traurigen, an den Mundwinkeln herabhängenden Schnurrbart, sass mit einem jungen Mann und einem Mädchen an einem Tisch: beide hatten den «moderneren» Gesichtsausdruck kommunistischer Studenten.

Tschu En-lai erhob sich, um mich zu begrüßen. Er war ein lebhafter Mensch mit einem beweglichen, nervösen Gesicht und sehr dunklen Augen. Ihm fehlte die starre Ruhe des Ostens, aber auch der typisch chinesische Sinn für Humor. Nur sein ständiges Schnupfen konnte gar nicht bodenständiger sein.

Die Konversation mit ihm fiel mir sehr schwer: er sprach schnell und warf die schlecht ausgesprochenen englischen Worte hastig durcheinander. Aus dieser Marmelade kurzer Sätze löste sich die Persönlichkeit eines sehr intelligenten Menschen – politischen Führers, Generals und Diplomaten – der eine Situation auf die durchdringendste Weise zu analysieren verstand, ohne automatisch der «Parteilinie» zu folgen.

Der Kommunistenführer erklärte mir ein wenig die Einstellung der Roten Tschiang Kai-schek gegenüber. Die Kommunisten bekämpften die «reaktionäre Politik der Kuomintang», ohne dabei zu übersehen, dass der Generalissimus ein unersetzlicher Heerführer war und augenblicklich das Symbol des geeinigten China. Obzwar Tschu En-lai mit Tschiang nur noch zusammenkam, wenn ganz bestimmte Dinge zu besprechen waren, so hatte er ihn doch früher einmal sehr gut gekannt. Ja, er hatte sogar in der Whampoa-Militärakademie unter ihm gedient. Nach dem Bruch Tschiang Kai-scheks mit den Kommunisten und den darauffolgenden Jahren des Bürgerkrieges, die ihren Höhepunkt in dem dramatischen Langen Marsch der Roten gegen Norden gefunden hatten, war Tschu En-lai an der Seite der Kommunistenführer Mao Tse-tung und Tschu En-tschu offen gegen den Generalissimus aufgetreten. Tschu The war der einzige General, den Tschiang nie zu besiegen vermocht hatte. Es hatte Zeiten gegeben, wo der Generalissimus grosse Summen auf Tschüs Kopf aussetzte ... Und trotzdem, als es im Jahre 1936 zum Aufstand von Sian kam, als der Tschiang Sue-liang, der «Jung-Marschall», Tschiang Kai-schek «entführte», hatte Tschu En-lai dadurch, dass er sich in letzter Minute einmischte, viel zur Rettung von Tschiangs Leben und Prestige beigetragen. Warum? Weil er der Ansicht war, dass ein bedrohtes China Tschiang notwendig brauchte, um Japan zu bekämpfen.

Die Roten liessen keine Gelegenheit vorübergehen, ständig zu wiederholen, dass sie sich der japanischen Gefahr lange vor Tschiang bewusst gewesen seien und dass sie einzig darauf hin gearbeitet hätten, Tschiang in einen totalen Krieg «hineinzutreiben» und ihm verständlich zu machen, dass es viel wichtiger sei, Japan zu bekämpfen als die Kommunisten. Worauf der Generalissimus zur Antwort gab, dass er vor allem, bevor er China in einen erbarmungslosen Kampf trieb, getrachtet habe, es einig und stark zu machen, das heisst, er musste erst China mit den Waffen erobern, bevor er beginnen konnte, es zu

regieren, und die Einstellung der Kommunisten bedeutete für ihn ein ständiges Hindernis. Trotz des augenblicklichen Waffenstillstandes hatte Tschiang den Roten nie verziehen. Er konnte sich mit dem Gedanken nicht abfinden, dass die Roten nicht nur eigene Regierungen hatten, sondern auch eigene Armeen. Tschu En-lai seinerseits beklagte sich über die Tatsache, dass Tschungking, obzwar die kommunistischen Truppen mehr als ein Drittel der japanischen in China engagierten Streitkräfte im Schach hielten (genau zwölf Divisionen gegen dreissig, sagte er mir), bei der Versorgung der Achten Mobilien Armee mit Kriegsmaterial grosse Schwierigkeiten mache. Er schätzte die Roten Truppen auf drei Divisionen im Freien China (das war auch die Ziffer, die General Ho Ying-tschin mir genannt hatte) und die Guerillakämpfer in dem von den Japanern besetzten Gebiet auf «mehrere Hunderttausend».

«Unseren Soldaten», sagte Tschu En-lai, «fehlt es an Nahrung, Waffen, Kleidung und Geld. Das bisschen Nahrung, das sie bekommen, gibt ihnen die einheimische Bevölkerung in Form von Getreide-, Reis- und Maisabgaben. Ein Grossteil unserer Waffen besteht aus Gewehren, Maschinengewehren und Kanonen, die wir den Japanern weggenommen haben. Wir haben auch unsere geheimen Fabriken oben in den Bergen, wo wir leichte Waffen, Munition und Handgranaten herstellen – die gleichen, die die russische Guerilla mit Vorliebe verwendet».

Nun kam auch Mrs. Tschu En-lai herein, eine liebenswürdige, herzliche Frau, die ihr glattes Haar ziemlich lang auf die Schultern herabfallend trug. Sie zeigte uns Muster von Geweben, die im Grenzgebiet von den halb-handwerklichen Kooperativen hergestellt wurden, welche 50 bis 60 Arbeiter beschäftigten. Sie zeigte mir einen Baumwollstoff, einen andern, ziemlich groben aus Wolle, einige Servietten, eine Decke, ein Paar Sandalen und einen dicken Ledermantel, der für einen kommunistischen chinesischen Offizier bestimmt war, und auf den sie sehr stolz zu sein schien. Ihr Mann und sie beschrieben mir das Leben in den Guerillagebieten, mit denen sie in ständigem Kontakt waren. Die japanischen Besetzungstruppen waren an vielen Stellen sehr dünn gesät. Die Roten konnten ihre eigenen Schulen und sogar ihre eigenen Zeitungen haben. Neben den kämpfenden Guerillatruppen in den vom Feinde kontrollierten Gebieten gab es dort auch sehr eifrige politische Organisationen. Ich war nicht imstande zu unterscheiden, welche dieser «politischen Gruppen» mit der Zentralregierung

zusammenarbeiteten und welche sich als «kommunistisch» betrachteten.

Und noch eine zweite Frage vermochte ich nicht zu beantworten, die alle Ausländer in China sich schliesslich stellen mussten: «Bis zu welchem Grade waren die chinesischen Kommunisten eigentlich «rot»? Am besten beleuchtete ein blasierter amerikanischer Berichterstatter die Angelegenheit, als er mit seiner trägen Stimme bemerkte: «Die chinesischen Kommunisten, meine Liebe, stehen noch etwas mehr rechts als Mr. Roosevelt.» Damit wollte er sagen, dass sie nicht einmal «rosa» seien, geschweige denn «rot». Man erinnerte mich daran, dass im Jahre 1923, zurzeit der Hochblüte der sowjetisch-chinesischen Freundschaft, ein von Dr. Sun Yatsen und dem UdSSR.-Gesandten Mr. Joffe unterzeichneter Vertrag feststellte, dass das «Sowjetsystem tatsächlich in China augenblicklich nicht eingeführt werden könne, da dort die Vorbedingungen für eine erfolgreiche Entwicklung des Kommunismus und Sowjetismus vollkommen fehlten». So hatten die Sowjets selbst China schriftlich vor dem Kommunismus bewahrt. Jetzt, nach diversen Schwankungen, hatten die Kommunisten sich für die Kriegsrufe und Leitsätze: «China den Chinesen», «Jetzt Demokratie» und «Nationale Einheit» entschieden. Der Marxismus schien nur mehr Zukunftsmusik zu sein, ein Programm für bessere Zeiten.

Inzwischen verlangte auch Tschiang Kai-schek die «Nationale Freiheit» und die «Demokratie «... die Demokratie ohne Kommentar. Aber seine «Demokratie» sollte – wenn überhaupt je! – erst nach einer Periode der Vormundschaft von unbestimmter Dauer und ausgeübt von der Kuomintang-Partei zur Anwendung kommen. Etwas verwirrend war die Tatsache, dass die Kuomintang wie auch die Kommunisten behaupteten, treu den drei Regierungsprinzipien zu folgen, die der Vater der chinesischen Revolution, Dr. Sun Yatsen, hinterlassen hatte: «Nationalismus, Demokratie und Volkswohlfahrt». In China konnte niemand, ob rechts, ob links, es sich leisten, sich geistig gegen den verehrten Doktor zu stellen. Selbst der Verräter Wang Tsching-wei, das Haupt der Pseudoregierung von Nanking, der Pierre Laval Chinas, gab vor, Suns Lehren zu befolgen.

Ein maschinengeschriebenes Flugblatt aus dünnem Papier, das ein Freund der Kommunisten mir geliehen hatte, gab mir interessante Details über die Art von Regierung, die jetzt in

den Randgebieten am Ruder war. Der Titel dieses offiziellen Dokumentes lautete:

«Die Regierung des Schensi-Kansu-Randgebietes veröffentlicht hiemit die Vorschriften betreffend den Schutz des bürgerlichen Besitzrechtes.»

Ein recht beruhigender Anfang für ein kommunistisches Manifest! Die erste Seite der Kundmachung, die vom Januar 1942 datiert war, proklamierte: «Redefreiheit, Pressefreiheit, Versammlungs- und Organisationsfreiheit, freie Wahl des Wohnortes, Bewegungsfreiheit, Glaubensfreiheit, gleiche demokratische Rechte aller Anti-Japaner im Grenzgebiet, ohne Rücksicht auf Verschiedenheiten der Nationalität, der Klasse, der Partei, des Geschlechtes, Berufs und Glaubens.»

Den Anti-Japanern wurde in Artikel 3 das Recht des Privateigentums zugesichert. Artikel 4 lautete:

«In den Distrikten, in denen Land verteilt worden ist, wird allen Bauern, die Land erworben haben, das Besitzrecht zugesichert. In anderen Distrikten, wo das Land nicht aufgeteilt wurde, ist den Grundbesitzern das Besitzrecht gesichert und die Gläubiger haben das Recht, Schulden einzutreiben.»

Das Flugblatt unterstrich wiederholt die «Notwendigkeit einer anständigen und ehrlichen Regierung, der Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion und des obligatorischen Unterrichts, ferner eines öffentlichen Gesundheitsprogramms und eines zehnstündigen Arbeitstages.» Es enthielt auch folgende überraschend «tolerante» Erklärung:

«Unsere Partei will mit allen anderen politischen Gruppen und Parteien einen gemeinsamen Wählerblock bilden. Sie will ein für allemal daran festhalten, dass die Kommunisten auf den Kandidatenlisten nur ein Drittel ausmachen dürfen, damit alle Parteien und Gruppen und alle Personen, die nicht bei einer bestimmten Partei eingetragen sind, an der Tätigkeit der repräsentativen Organe und an der Leitung der administrativen Angelegenheiten der Grenzgebiete teilnehmen können. Sollte ein Kommunist zum Leiter irgend einer administrativen Institution ernannt werden, muss er garantieren, dass zwei Drittel seines Stabs aus Nichtkommunisten zusammengesetzt sein werden. Die Kommunisten müssen mit den Nichtkommu-

nisten auf demokratische Weise Zusammenarbeiten und sich davor hüten, die Einstellung ihrer Kameraden gering zu achten, sie beherrschen und alles monopolisieren zu wollen.»

Noch überraschender war der Artikel 20, der vorschlug, «den japanischen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten und auch jenen aus den von Japan versklavten Ländern gegenüber, wenn sie gefangen werden, unter welchen Umständen immer, eine Politik der Nachsicht walten zu lassen... denen, die an unserem Abwehrkrieg teilzunehmen wünschen, grösstes Entgegenkommen zu zeigen, diejenigen aber, die nicht bei uns bleiben wollen, freizulassen. Unter keinen Umständen dürfen sie getötet, gefoltert, gedemütigt oder dazu gezwungen werden, sich zu ergeben oder ihre Reue zum Ausdruck zu bringen. Dieselbe nachsichtige Behandlung sollen ausnahmslos auch jene genießen, die, nachdem sie freigelassen worden sind, sich wieder den feindlichen Truppen angeschlossen haben und wieder von unserem Heer gefangen genommen worden sind, selbst wenn sie mehrmals freigelassen und wieder festgenommen werden sollten.» Um die merkwürdig anmutende Besorgtheit der Roten gegenüber den japanischen Gefangenen zu verstehen, «selbst wenn sie wiederholt freigelassen und wieder festgenommen werden sollten», musste ich mich an die Worte Kajis, des alliiertenfreundlichen Japaners erinnern: «In den Augen der jetzigen japanischen Führer entehrt ein lebend gefangener Krieger seine Nation. Um ihre Soldaten anzueifern, bis ans Ende durchzukämpfen, verbreiteten die japanischen Offiziere das Gerücht, dass die Chinesen ihre Gefangenen martern und hinrichten.» Kaji war daher der Ansicht – und die Führer der Achten Mobilen Armee ebenfalls – dass die beste Gegenpropaganda darin bestünde, die Gefangenen in die feindlichen Linien zurückzuschicken, ohne ihnen ein Haar gekrümmt zu haben. Das plötzliche Auftauchen dieser «Auferstandenen» musste, sagte er, die Stimmung der fanatischen Japaner einschneidend beeinflussen. Tschiang Kai-schek jedoch war nicht dieser Ansicht. Er dachte praktischer und sperrte seine Gefangenen gut ein, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, «wiederholt freigelassen und wieder festgenommen» zu werden.

Obzwar das Programm der Kommunisten links und das des Generalissimus rechts orientiert war, trafen sie einander doch in zwei grundlegenden Punkten: dem Hass gegen die Japaner und der Notwendigkeit, China von jeglichem ausländischem

Imperialismus zu befreien. Tatsächlich machten die Zentralregierung und die Kommunisten einander beinahe Konkurrenz, was den Nationalismus betraf. Wenn es um den Krieg ging, war immer einer patriotischer als der andere. Kommunisten und Regierungstreue hassten beide hemmungslos ihren japanischen Feind. Ausserdem wussten sie, dass diejenigen, die zur Befreiung Chinas von seinen Belagerern am meisten beitrügen, die meiste Aussicht auf Beliebtheit und Macht nach dem Siege hatten.

Es schien, dass Stalin, dieser Superrealist und Supernationalist, von seinem fernen Kreml aus alle Manifestationen chinesischer Kampflust anzufeuern schien, wo immer sie herkommen mochten. In der Situation, in der Russland sich zu einem Zeitpunkte befand, wo Deutschland sich grausam in die östliche Flanke der UdSSR, verbissen hatte, befasste Stalin sich hauptsächlich mit Strategie. Und er hielt es sichtlich für wichtiger, Südsibirien durch eine Koalition aller chinesischen Widerstandskräfte zu schützen als allzu eilig in China ein kommunistisches Regime durchzusetzen.

Während unser kleiner Kreis stillschweigend bei Kerzenlicht beim Essen sass, kommentierte Tschu En-lai Tschiang Kaischeks Politik folgendermassen:

«Der Generalissimus wird mit den Japanern nie einen Kompromiss schliessen. Er will es nicht – und er kann es nicht. Aber er kann die Japaner auch nicht aus China hinausjagen, solange er nicht von den Alliierten genügend materielle Hilfe bekommt. Er wird also weiter trachten, Zeit zu gewinnen und abzuwarten, bis die Alliierten ihre Stosskraft gegen den Osten zu richten in der Lage sind. Bis dahin wird er versuchen, seinen politischen Einfluss im Lande zu erweitern. In diesem Krieg wird erst Deutschland geschlagen werden, weil der «Kampf gegen Hitler unaufhaltsam ist. Er ist eine Maschine ohne Bremsen. Die Art des Kampfes, der auf den europäischen Schlachtfeldern in vollem Gange ist, duldet keine langen Atempausen. Unsere Aufgabe ist es daher, solange durchzuhalten, bis die Westmächte Japan mit genügenden Mitteln anzugreifen vermögen.»

Nach der Mahlzeit, der Frau Tschu En-lai durch einen ausgezeichneten Wein besonderen Glanz verliehen hatte, verbrachten wir den Abend im Gespräch, während wir den Saft unzähliger Orangen und Mandarinen schlürften. Tschu En-lai erzählte mir bei einer bestimmten Gelegenheit von den Erleb-

nissen der Achten Mobilen Armee. Zufällig kam ich auf die Kriegslieder zu sprechen, welche die Soldaten und Guerillakämpfer auf der Strasse sangen und ich fragte ihn, welche dieser Lieder am populärsten seien. Tschu En-lai sprang auf und rief begeistert:

«Warten Sie . . . ich werde die Jungens bitten, sie Ihnen vorzusingen!»

Trotz meinem Widerspruch weckte er die Soldaten, die auf dem Fussboden des Nebenraumes schliefen. Einer nach dem andern kam herein und blieb halb verschlafen an der Schwelle stehen. Diese vier Infanteristen der Achten Mobilen Armee trugen blassblaue, von Staub beinahe weisse Uniformen. Sie waren blutjung: achtzehn Jahre, siebzehn Jahre . . . Die Flammen der zu Ende brennenden Kerzen warfen ihr flackerndes Licht auf ihre Kindergesichter, in die Müdigkeit, Hunger und Leid noch keine Furchen gegraben hatten. Sie sangen, an die Wand gelehnt, mit verschränkten Armen, die Köpfe stolz erhoben. Einer von ihnen starrte unausgesetzt zur Zimmerdecke empor, als träumte er von einem fernen Dorf im weiten China. Diese schlanken Burschen in ihren ärmlichen Uniformen hatten eine Wolke von Abenteuerlust und den Glauben eines modernen Kreuzzuges in unser Zimmer gebracht. Ihre Stimmen waren frisch und klar und sassen noch nicht ganz fest. Die Melodien waren lebhaft und rhythmisch. Das erste Lied begann mit folgenden Worten, die man mir zeilenweise so übersetzte:

Vorwärts!
Unsere Truppen marschieren der Sonne entgegen.
Unter unseren Füßen ist Heimatboden,
Und wir tragen die Hoffnung unseres Volkes mit uns.
Wir sind die unbesiegbare Kraft, die von Angst nichts weiss,
Die sich nie ergeben wird
Und durchhält, bis der Feind vertrieben ist.

Die Flagge der Freiheit weht.
Horch! . . . Der Wind heult und die Trompeten schallen.
Horch! ... So dröhnt das Verteidigungslied!
Kameraden! Kommt mit uns
Eilt zum Schlachtfeld der Freiheit
Eilt Kameraden und folgt dem Feind!
Vorwärts!
Vorwärts!
Unsere Truppen marschieren der Sonne entgegen,
Den Ebenen Nordchinas zu
Und den Bergen jenseits der Grossen Mauer.

Die Jungens machten eine Pause und wechselten halblaut einige Worte. Dann sangen sie das «Lied der Guerilla»:

Wir sind die Scharfschützen, wir sind die Freischärler.
Jede Kugel bringt dem Feinde den Tod.
Wir sind die ungreifbare Armee;
Wir fürchten keine hohen Berge und kein tiefes Wasser,
Wir haben Unterstände überall:
Auf allen Berggipfeln leben unsere Freunde.
Wir haben keine Gewehre, wir nehmen sie dem Feinde;
Wir haben keine Kleider, wir haben nichts zu essen;
Aber der Feind hat alles.
Wir sind auf dieser Erde geboren,
Wir sind auf dieser Erde gross geworden.
Jeder Zoll dieser Erde gehört uns.
Wir kämpfen bis ans Ende der Räuber unseres Landes.

«Und nun», sagte Tschu En-lai, nach einer abermaligen Pause, «nun werden sie ein Kriegslied singen, das im ganzen Freien China jeder kennt.»

Dieses Lied könnte nicht nur ein Lied der Chinesen, sondern es könnte das Lied aller Kämpfer dieses Krieges sein, die Hymne aller Verbündeten Nationen der Welt. Hier die Worte:

Auf,
Ihr die keine Sklaven sein wollt!
Wir wollen eine neue Welt aufbauen,
Mit unserm Fleisch, mit unserm Blut.
Unsere ärgste Zeit ist gekommen:
Nun schreie jeder Bürger so laut er kann:
Auf!
Wir sind Millionen mit einem einzigen Herzen,
Bereit, dem Feuer des Feindes zu trotzen.

Die vier jungen Leute in Uniform verneigten sich schüchtern vor mir und gingen in das Nebenzimmer zurück. Sie waren nicht mehr schläfrig. Noch eine halbe Stunde lang konnten wir sie leise Lieder summen hören. Und noch einmal sangen sie die Stelle, die mich noch lange verfolgen sollte, als ich China längst verlassen hatte:

Wir sind Millionen mit einem einzigen Herzen
Bereit, dem Feuer des Feindes zu trotzen . . .
Wir wollen eine neue Welt aufbauen,
Mit unserem Fleisch, mit unserm Blut . . .
Auf!

Auf meiner Besuchstournee lernte ich auch eines Morgens eine der seltsamsten Persönlichkeiten Chinas kennen: den 62jährigen «christlichen General» Feng Yu-hsiang. Vielleicht war ich zu zeitlich gekommen. General Feng, ein breitschultriger Riese, liess mich eine hübsche Weile warten, dann erschien er schliesslich in Pantoffeln und in einem – ich kann es nicht anders sagen – abgetragenen Pyjama, obzwar das sicher nicht der richtige Ausdruck für sein bäuerliches, bis zu den Knien von einem losen Kittel bedecktes Gewand war.

Während wir Tee tranken und verzuckerten Ingwer assen, hatte ich Gelegenheit, mir den braunen, fetten, glattrasierten Schädel des berühmten Kriegsherrn anzusehen und auch seine schlaun Augen und seine dicken Lippen. Feng, der Sohn eines Maurers aus der Anhweiprovinz, hatte eine unglaubliche Laufbahn voll unentwirrbarer Intrigen hinter sich. Aber auf seinen Japanerhass konnte man sich verlassen. Er stammte noch aus seiner Kindheit und war ihm seither treu geblieben.

Dieser Kriegsherr war abwechselnd Tschiang Kai-scheks Freund und Feind gewesen. Die zwei Männer hatten einander in den Dreissigerjahren lange bekämpft, bis sie schliesslich die Streitaxt begraben hatten. General Feng gehörte nun dem Nationalen Kriegsrat an. Er war in China eine populäre Erscheinung und musste seine ausländischen Besucher begeistern, so zäh hielt er an dem Althergebrachten fest. Er war ein Soldat – gewiss – aber vor allem war er ein Mann, der von den Feldern herkam, von der Scholle. Abgesehen davon, dass er nach links neigte und Christ war, und zwar ein sehr frommer Christ, entsprach er genau dem Bild grosser Kriegsherren vergangener Jahrhunderte.

Auf jede meiner Fragen antwortete General Feng mit einem Aphorismus oder mit irgend einer alten Geschichte, die er sentenziös in chinesischer Sprache erzählte, so wie ein Bauer dem andern sie am Wochenmarkt erzählen würde. Jeder Satz wurde mir übersetzt. Um mir die japanischen «Banditen» zu beschreiben, bediente er sich einer Parabel, einer chinesischen Geschichte «vom Raub der königlichen Pfähle». Sie schien den Gegenstand nicht besonders zu beleuchten und nicht einmal ganz dazuzupassen, bis auf die Tatsache, dass die Räuber zum Schluss furchtbar bestraft wurden: und so würde es eines Tages auch den Japanern ergehen. Ich fragte den General, was ein blockiertes China im Krieg noch zu leisten vermöge. Wieder antwortete er mit einem Zitat: «Schiess nie, bevor du nicht

gut gezielt hast.» Womit er sagen wollte, dass das Land wenig Waffen haben würde und man daher nur schießen dürfe, wenn man sicher sei, ins Ziel zu treffen.

Unser Dolmetsch sagte etwas von der Möglichkeit eines baldigen japanischen Angriffs auf Russland. Zwei weitere Sprichwörter fielen von den beredten Lippen des Generals: «Wenn ihr einen Mann nicht kennt, beobachtet seine Freunde» und «Wenn ihr die Zukunft eines Mannes nicht kennt, befragt seine Vergangenheit.» Japan war in der Vergangenheit ein Verräter gewesen. Japans Freund, Deutschland, hatte Russland angegriffen, während ein sowjetisch-deutscher Vertrag noch in Kraft war. Darum würde Japan Russland eines Tages angreifen. Feng Yu-hsiang brannte natürlich darauf, Russland mit Japan im Krieg zu sehen, «besonders deshalb», sagte er, «weil ein chinesisch-russisches Bündnis die Mobilisierung der Mongolei, der Inner-Mongolei und Sikiangs erleichtern und auch die Zusammenarbeit der Zentralarmeen und der chinesischen Kommunisten fördern würde.»

Ich fragte den General, was die hervorragendste Eigenschaft des chinesischen Soldaten sei, worauf er antwortete:

«Kindliche Pietät. Ein Soldat, der nicht tapfer kämpft, hat seine Kindespflicht nicht erfüllt. Und ein Chinese, der seinen Vorfahren gegenüber seine Pflicht nicht erfüllt, wird als untreu angesehen.»

Der christliche General unterbrach sich selbst und schloss mit den Worten:

«Aber wer bin ich denn, dass ich darüber sprechen dürfte, wie gut die chinesischen Soldaten sich schlagen? Wir haben in China ein Sprichwort: ‚Wer Melonen verkauft, darf Melonen nicht loben.‘ Ich bin ein Offizier. Ich darf Soldaten nicht loben. Soldaten sind meine Melonen . . . Sie verstehen doch?»

Sein lautes Lachen füllte den Raum. Und mein Besuch bei dem furchtbaren General Feng war zu Ende.

EINE GROSSE CHINESISCHE FAMILIE

Der Generalissimus und Madame Tschiang Kai-schek waren seit ihrer Indien-Reise noch nicht in die Hauptstadt zurückgekehrt. Sie hatten sich auf dem Rückweg, länger als ursprünglich beabsichtigt, in Kunming aufgehalten. Wahrscheinlich um die Befestigungen der Yünnan-Provinz zu inspizieren, die durch den japanischen Vormarsch in Burma gefährdet waren – und um mit den einheimischen Funktionären und dem Obersten (später General) Chennault, dem Gruppenkommandanten der amerikanischen Freiwilligen, zu konferieren, der in Kunming sein Hauptquartier hatte. Während meiner reichen Arbeitstage in Tschungking lernte ich zwei der berühmten Soong-Schwestern kennen – Madame H. H. Kung und Madame Sun Yatsen. Madame Tschiang, der jüngsten und berühmtesten der drei Schwestern wurde ich erst nach ihrer Rückkehr vorgestellt. Ich war ihr vorher nie begegnet.

Ich hatte wiederholt die ganz aussergewöhnliche Karriere der klugen und schönen Töchter des verstorbenen Charles Soong bewundert, dieses erfolgreichen chinesischen Kaufmannes, der in den Vereinigten Staaten studiert hatte. Er war ein frommer Methodist, Leiter der YMCA., der sich als Sachverständiger in der Herstellung und im Vertrieb gedruckter Bibeln einen Namen gemacht hatte.

Auch die drei Mädchen hatten, so wie ihr Vater, einen Teil ihrer Erziehung in Amerika genossen. Eiling und Chingling im Wesleyan College in Macon, Georgia und Mayling im Wellesley College, Wellesley, Massachusetts. Nach ihrer Rückkehr in ihr Heim nach Schanghai hatten sie durch ihre Eheschliessungen alles in der Soong-Familie vereinigt, was in China Macht, Einfluss und Prestige bedeutete. Chingling hatte Dr. Sun Yatsen geheiratet, den Vater der chinesischen Republik. Die älteste Tochter Eiling war mit dem Bankier Mr. H. H. Kung vermählt, einem sehr reichen Mann und emsigen Sekretär der YMCA., der obendrein noch ein direkter Nachkomme des Vaters der chinesischen Philosophie, Konfuzius war. Und Mayling schliess-

lich hatte Tschiang Kai-schek geheiratet, den Mann, der China einigen und sein Land während des Verteidigungskrieges führen sollte.

Militärische Macht, politische Macht und Macht^{des}Geldes, das Prestige hundertjähriger . Traditionen/; moderner revolutionärer Lehren, enge Berührung mit den westlichen Ländern durch Kultur und Religion: alles das war nun in der Soong-Familie konzentriert. Es hatte mit der Heirat Chinglings und des grossen Doktors begonnen. Chingling war in vieler Hinsicht die bedeutendste der drei Schwestern, schon deshalb weil Sun Yatsens geistiges Erbe den Soongs durch sie übermittelt worden war. Aber nun kam das Paradoxon: Sun Yatsens Witwe stand nun völlig abseits, sie war eine einsame Frau, die seit fünfzehn Jahren nicht aufgehört hatte, sich unausgesetzt und ausschliesslich missbilligend über die Politik der regierenden Kuomintangpartei auszusprechen. Als im Jahre 1927 der Bruch zwischen der Rechten und der Linken dieser Partei erfolgte und als die endlosen Kämpfe Tschiang Kai-scheks gegen die Roten einsetzten, hatte Madame Sun sich entschlossen an die Seite der Linken gestellt. Im Namen ihres dahingeschiedenen Gatten hatte sie proklamiert, dass die Revolution verraten worden sei, und dass sie sich daher der neuen Politik der Partei nicht anschliessen könne. Und im gleichen Jahre 1927 fuhr sie nach Moskau, wo sie eine Zeitlang lebte. Und ebenfalls im gleichen Jahr wollte es das Schicksal, dass der Generalissimus Mayling Soong heiratete und dadurch Madame Suns Schwager wurde.

Madame Sun Yatsen hatte im Laufe ihres Lebens unglaubliche Dinge über Tschiang Kai-scheks Regierung geschrieben, welche ihre beiden Schwestern selbstverständlich mit aller Kraft unterstützten. So zum Beispiel: «Die reaktionäre Regierung von Nanking macht mit den Imperialisten gemeinsame Sache in der Unterdrückung des chinesischen Volkes. Nie lag der verräterische Charakter der gegenrevolutionären Kuomintangführer so schamlos offen zutage wie jetzt ...» (Aus einem Telegramm an die anti-imperialistische Liga in Berlin 1930) – oder auch: «Die Unglücks-Politik der Nanking-Regierung, die sich auf eine innere Befriedung einlässt, bevor sie sich gegen Einfälle von aussen wehrt, hat den japanischen Militaristen in die Hände gearbeitet.» (Artikel in der Augustnummer des «Forum», 1937.) Diese unabhängige Einstellung hätte in jeder anderen Familie der Welt die persönlichen Beziehungen ver-

giftet . . . nur nicht in China. Selbst in den Jahren, wo Madame Sun im freiwilligen Exil in Hongkong gelebt hatte, stand sie immer mit ihren beiden Schwestern gut, trotzdem sie politisch «die andere Seite» vertraten. Eine chinesische Familie ist etwas so Festgefügtes, dass nichts sie zu zerbrechen vermag.

Und als ich Madame Sun Yatsen besuchte, wohnte sie sogar bei ihrer älteren Schwester Madame Kung. Sie empfing mich in einem kleinen kahlen Raum. Obzwar unser Gespräch sehr lang war, hatte ich doch das seltsame Gefühl, als sässe sie, ebenso wie ich, nur am äussersten Rand ihres Stuhles und als wäre ihr Platz keineswegs in diesem Hause. Ihre innere Einsamkeit drückte sich nicht in Worten aus und doch fühlte man sie beinahe sofort. Und ich glaube, ich hätte, auch ohne vorher darüber informiert worden zu sein, sofort herausgefunden, dass Chingling jetzt die einzige der drei Soong-Töchter war, die kein Geld hatte. Der Komfort des Kung-Hauses schien nicht bis zu ihr zu dringen. War sie ein Aschenbrödel? Oh nein! Madame Sun hatte einen eigenen Charme. Sie war keineswegs ein Opfer – oder doch jedenfalls nicht *nur* ein Opfer. Sie war den Träumen ihrer Jugend treu geblieben und kämpfte für sie als fanatischer Apostel.

Nachdem ich eine Weile mit ihr gesprochen hatte, sagte ich mir: «Marie Curie hätte sie gern gehabt.» Warum eigentlich? Diese reine Gelehrte, die jeglicher Politik völlig fern gestanden war, hatte mit dieser fanatisch links eingestellten Chinesin kaum etwas gemein. Und doch waren Ähnlichkeiten vorhanden: diese absolute Ehrlichkeit und Schlichtheit; diese studentische Art des ganzen Wesens; und auch diese Unauffälligkeit, trotzdem sie jedem unvergesslich bleiben musste; diese Schüchternheit jeder Bewegung; diese heimliche, leicht verletzbare Empfindlichkeit; und auch die prachtvolle, ein wenig gedämpfte Stimme.

Madame Sun war sehr schön, obzwar sie sich dessen nicht bewusst zu sein schien. Dass sie bereits fünfzig Jahre alt sein sollte, war kaum zu glauben: sie sah aus wie ein junges Mädchen. Eine plötzliche Angst, die aus ihren dunklen Augen aufstieg und die Art, wie sie in unterdrückter Verzweiflung die Lippen zusammenpresste, verliehen ihrem Gesicht einen pathetischen Zauber. Ihre Art zu sprechen war eindringlich und offen – dann zögerte sie plötzlich und zog sich in jäher Verlegenheit in sich zurück, als habe sie Angst, in ihrer Aufrichtigkeit zu weit gegangen zu sein.

Sie wollte sichtlich den fremden Gast vor allem von einigen grundlegenden Dingen überzeugen, vor allem davon, dass «das Freiheitsideal in China nie untergehen werde, wie immer die Kuomintangpolitik auch sein möge». Ich hatte das Gefühl, als wollte sie mir, wenn auch mit anderen Worten, sagen: «Ich beschwöre Sie, verlassen Sie China nicht mit dem Gefühl, dass die Revolution tot ist. Nehmen Sie nicht den Eindruck eines realistischen, harten China mit nach Hause ...» Sie sprach mir nicht von dem, was ich in China gesehen hatte, sondern von dem, was ich *nicht* gesehen hatte: von den Kooperativen, von den Guerillahelden im besetzten Gebiet und der Achten Mobilien Armee. Die Roten kämpften unter den schwierigsten Verhältnissen, sagte sie. Sie haben nichts zu essen, keine Waffen, keine Medikamente, kein Chinin, keine Vitamine – und kein Geld. Sie versuche ihnen zu helfen, so gut sie könne und sehne die Hilfe Amerikas herbei.

Sie erzählte mir von den zwei Organisationen, die ihrer Ansicht nach eine «demokratische» Seite Chinas darstellten: der Gruppe, die das «Staatswohl» auf ihr Panier geschrieben hatte und aus den linksstehenden Mitgliedern der Kuomintang bestand und der chinesischen Verteidigungs-Liga, die sich hauptsächlich mit Hilfsarbeit befasste. Sie verurteilte mit harten Worten ein, zwei Repräsentanten der Nationalregierung, die sie im Verdacht hatte, «Beschwichtigungstendenzen» zu vertreten und dann besprach sie die allgemeine Kriegslage. Diese Frau setzte zweifellos ihre ganze Kraft für den Sieg ein. Sie hasste die Japaner mit hemmungsloser Leidenschaft. Aber der Sieg müsse auch einen politischen Sinn haben. Sie wollte China siegen und gleichzeitig demokratische Rechte erringen sehen: zwei Siege zugleich. Sie wollte einen Sieg «durch das Volk, für das Volk».

Seit Jahren hatte sie eine enge Zusammenarbeit der Regierung und der chinesischen Roten einerseits und Chinas mit den Russen andererseits gepredigt. Und daran hielt sie fest. Sie glaubte immer noch, dass Sun Yatsen auch heute nur in dieser Richtung gearbeitet hätte. Was ich nicht zu beantworten vermochte, trotz ihrer erschütternden Aufrichtigkeit, und was wahrscheinlich auch sonst niemand genau hätte beantworten können, das war, ob im China von 1942 Madame Sun Yatsen Hoffnungen und konstruktive Pläne von Millionen ihrer Landsleute vertrat – oder ob sie nichts mehr war als das Symbol eines sterbenden Traumes. Sollten ihre unerschütterten Ideale

schliesslich triumphieren? Oder waren sie, ganz im Gegenteil, mit Chinas kurzer revolutionärer Vergangenheit lebendig begraben? Das wusste ich nicht.

Ich sollte Madame Sun im gleichen Hause anlässlich eines Empfanges bei Mr. und Mrs. H. H. Kung Wiedersehen. Es war ein elegantes, intimes Diner von nur zwölf Personen. Das Essen war ausgezeichnet und unter den Gästen befand sich auch Mr. T. F. Tsiang, der gewesene Gesandte in Moskau, jetzt Leiter der «politischen Angelegenheiten», mit dem ich schon wiederholt gesprochen hatte. Er war einer der scharmantersten und klügsten Männer von Tschungking. Während des Essens sass Madame Sun nur zwei Plätze von mir entfernt. Und ich hätte sie nach unserem Gespräch unter vier Augen kaum wiedererkannt, so verändert war sie. Trotzdem sie sehr liebenswürdig war, mischte sie sich bis auf ein, zwei Ausnahmen überhaupt nicht in die allgemeine Unterhaltung.

Der Star des Abends war ihre ältere Schwester Eiling, unsere Gastgeberin, eine ausserordentlich starke und originelle Persönlichkeit. Madame H. H. Kung war eine elegante, gepflegte, äusserst amerikanisierte Frau. Ihre enge, sehr kleidsame Abendtoilette, ihre «moderne» Frisur gaben ihrer Erscheinung eine strahlende Sicherheit. Sie sprach ausgezeichnet und sehr präzise, stellte viele Fragen und wollte alles ganz genau wissen. Sie hatte die dominierende Art jener Amerikanerinnen, die immer erfolgreich sind, ob es sich um Geldanlagen handelt, um Eheschliessungen, um Komitees, denen sie vorstehen oder auch nur um eine Gesellschaft, die sie geben. Ich brauchte nur eine Sekunde lang ihr energisches Kinn anzusehen, um zu wissen, dass Eiling genau wusste, was sie wollte, dass sie darum kämpfte und schliesslich alles erreichte.

Nach Tisch beobachtete ich ihren Gatten, den Bankier, Finanzminister und Enkel des grossen Konfuzius, während er langsam durch den Salon schritt und an jeden seiner Gäste der Reihe nach das Wort richtete. Er war ein untersetzter Mann mit einem ruhigen, geheimnisvollen Gesicht. Er trug ein dunkles Seidengewand und auf dem Kopf ein kleines rundes Käppchen. Er bewegte sich völlig lautlos, jede seiner Gesten war ruhig und majestätisch. Dieser moderne Geschäftsmann, dessen beste Freunde in Wallstreet und in der Londoner City zu Hause waren, hatte das höfliche, lässige Wesen eines Chinesen vergangener Jahrhunderte. Und das verlieh ihm einen ungeheuren Reiz.

Dr. Kung sprach mit leiser, etwas müder Stimme: er hatte erst kürzlich eine schwere Krankheit überstanden. Er war sehr freundlich – aber auch sehr vorsichtig. Meine Fragen beantwortete er mit wohlgeformten Sätzen, die dem Problem nie «auf den Grund» gingen. Ich versuchte, das Thema auf eine der grössten Gefahren zu lenken, die China bedrohten: auf die jäh hereinbrechende Inflation. Ich erfuhr nicht viel, und was ich erfuhr, war für die Veröffentlichung nicht geeignet.

Bei der allwöchentlichen Presse-Konferenz, Dienstag den 10. März, im Propagandagebäude, erzählte uns der Wortführer der chinesischen Regierung unter anderen Neuigkeiten, dass der amerikanische General Joseph W. Stilwell dem Generalissimus als Generalstabschef zugeteilt worden sei und dass China mit Indien diplomatische Repräsentanten austauschen würde. Der Wortführer warnte die Alliierten – auf dem Wege über die Ausländskorrespondenten – von neuem vor der «Gefahr, Japan in seinen im Fernen Osten eroberten Gebieten festen Fuss fassen zu lassen.»

Diese Einstellung konnte man in Tschungking ständig hören: viele fürchteten, die Verbündeten könnten der Front im Fernen Osten nicht genügend Aufmerksamkeit schenken und nur wenig zur Verbesserung der asiatischen Lage beitragen. Eine derartige Strategie setzte seitens Englands und Amerikas die Überzeugung voraus, dass China sich unbegrenzte Zeit und unter allen Umständen halten werde und dass die Verbündeten die Chinesen in zwei drei Jahren noch immer brav kämpfend, in Erwartung der Hilfe aus dem Westen, vorfinden würden. Diese Einstellung verletzte die Chinesen. Gewiss waren sie entschlossen, bis zum Äussersten zu kämpfen. Aber sie hatten auch endgültig genug von dem westlichen Klischee, das «Wunder» des chinesischen Widerstandes gegen einen überlegenen Feind. Sie wollten Japan nicht mit Wunden schlagen, sondern mit Flugzeugen, Granaten und Kanonen. Sie erwarteten von den Alliierten *sofortige* materielle Hilfe und eine unmittelbare wirksame Offensive gegen Japan. Selbst wenn man wusste, dass in diesem Kriege erst Deutschland zerschmettert werden musste, war es doch schwer, den Durchschnittschinesen davon zu überzeugen. Er wollte – selbstverständlich – den Feind geschlagen sehen, der seit beinahe fünf Jahren sein Land zu unterjochen versuchte.

Als die Pressekonferenz zu Ende war, ging ich auf mein Zimmer, zog mein Nachmittagskleid an, meinen Kamelhaarmantel,

meinen ewigen beigefarbenen Turban und ein paar relativ saubere Handschuhe. Sogar ein Paar Schuhe mit hohen Stöckeln kramte ich heraus, die ich seit Wochen nicht angehabt hatte. Ein amerikanischer Kollege, dem ich auf der Treppe begegnete, fragte mich: «Was ist denn los? Warum diese Hof-Robe?» Er hatte nicht nötig zu fragen, denn vor dem Hotel erwartete mich ein unverkennbares Regierungsauto. Jeder im Pressehotel wusste über jeden Schritt aller andern genau Bescheid – und nichts entging der allgemeinen Aufmerksamkeit. Das Auto brachte mich auf den Hügel zum Hause Tschiang Kai-scheks. Der Generalissimus und Madame waren eben aus Kunming zurückgekehrt und Madame hatte mich in liebenswürdigster Weise zum Tee eingeladen.

Der Führer Chinas wohnte in einer banalen Villa in europäischem Stil, nicht besser und nicht schlechter als mehrere andere, ebenfalls von Regierungsmitgliedern und ausländischen Diplomaten bewohnte Häuser. Der Salon mit seinen langweiligen, durchwegs gleichen Armsesseln hätte der Stolz der erstbesten amerikanischen oder europäischen Bürgerfamilie sein können. Ich wartete eine Weile . . . dann erschien Madame Tschiang Kai-schek, schlank, elegant und tadellos wie ein Schmuckstück von Cartier. Sie war noch hübscher als ihre Bilder. Ihre schmalen, lebendigen Augen waren auffallend schön. Ihr bis zu den Knöcheln reichendes Kleid stellte eine Art Kompromiss zwischen einem chinesischen Gewand und einer westlichen Haute-Couture-Création dar. Und so war alles an ihr: halb chinesisch, halb westlich.

Sie sprach perfekt amerikanisch, geistvoll und gewählt. Auch ihre geschickte und zugleich scharmante und tatkräftige Art hatte etwas Amerikanisches. Was immer sie sagte, war klug, traf den Nagel auf den Kopf und konnte auch ausgesprochen ergreifend sein. Und sie entspannte sich nicht eine Minute. Sie arbeitete ununterbrochen und sah plötzlich ganz müde und erschöpft aus, als ginge diese Anspannung über ihre Kraft. Ich hätte ihr am liebsten gesagt: «Hören Sie mich an. Ich habe jahrelang neben einer grossen Frau gelebt. Wer Marie Curie gekannt hat, der weiss, wie schwer und erdrückend es ist, eine berühmte Frau zu sein. Warum vergessen Sie nicht einfach, dass ich hier bin, warum schliessen Sie nicht einfach ihre Augen und ruhen Sie aus? Sie haben es nötig. Berühmten Leuten, die grosse Verantwortungen tragen, kann man nur auf eine einzige Art helfen, indem man sie davon dispensiert

ihre Rolle zu spielen und ihnen gestattet, sich zu benehmen wie gewöhnliche Sterbliche ...» Aber ich wagte es nicht.

Mit welcher Anmut und mit welcher Überzeugung erfüllte sie ihre wichtige Mission der ersten Propagandistin Chinas! Die Exaktheit ihres Denkens und ihre grosse Gewissenhaftigkeit zeigten sich in den winzigsten Details. Zum Beispiel: Ich war nur einer der Gäste, die sie an diesem Nachmittag erwartete. Sie wusste alles, was mich betraf, angefangen von den Büchern und Artikeln, die ich bisher geschrieben und den Vorträgen, die ich gehalten hatte, bis zu meiner jetzigen Betätigung als Kriegsberichterstatteerin. Sie wusste, was ich in China unternommen und gesehen und auch was ich nicht gesehen hatte. Wiederholt sagte sie: «Schade, dass Sie diese oder jene Stadt nicht besuchen konnten» oder «diese oder jene Organisation» oder «dass Sie diese oder jene Person nicht kennengelernt haben». Sie kannte auch die Namen unserer gemeinsamen Bekannten in den Vereinigten Staaten. Und sie stellte sogar – nicht immer wohlwollende – Fragen, Russland und England betreffend an mich. Pearl Harbor, der Fall von Hongkong, die Kapitulation Singapores hatten sie sichtlich tief erschüttert. Diese Katastrophen hatten, wie sie sich ausdrückte, bei dem chinesischen Volk «Ungeduld» hervorgerufen. Sie gab mir zu verstehen, dass die chinesischen Armeen «wohl zurückgegangen seien, aber in viereinhalb Jahren nicht kapituliert hätten».

Ich sprach von meiner Absicht, nach Indien zurückzukehren. Sofort fragte sie mich, ob ich Nehru aufsuchen würde. Sie kannte ihn gut und hatte anlässlich ihrer letzten Reise mit ihm gesprochen. Sie sprach von dem Hinduführer mit dem grössten Interesse und einer Bewunderung, die bereits an Anbetung grenzte. Auch Madame Kung hatte mir von Nehru gesprochen. Und Madame Sun Yatsen ebenfalls. Und jeder Chinese, mit dem ich über das Indienproblem gesprochen hatte. Für die Chinesen war Nehru nicht nur der Repräsentant einer der indischen Gruppen, der Kongresspartei. Für sie verkörperte er ganz Indien: *war* Indien. In den Regierungskreisen von Tschungking sprach man von ihm viel mehr als von Ghandi, dessen Pazifismus ihnen leicht auf die Nerven ging. Ghandis Anti-Gewalt-Einstellung, sagten sie sich, konnte bei der Vernichtung der japanischen Barbaren, die chinesische Gefangene folterten, chinesische Städte plünderten und chinesische Frauen vergewaltigten, nicht viel helfen.

Ein Teil meines Gespräches mit Frau Tschiang galt den Organisationen, für die sie sich; interessierte und die sie zum Teil selbst ins Leben gerufen hatte: die «Neues Leben»-Bewegung, die Freiwilligen des Kriegsgebietes, die Liga der verwundeten Soldaten, die Freunde der Verwundeten, das chinesische Rote Kreuz und die Kriegswaisenhäuser. Ich wusste, dass sie persönlich 40'000 Kriegswaisen adoptiert hatte. Sie wachte darüber, dass sie möglichst gut gepflegt und zu Kriegsdienstleistungen angehalten wurden. Wir sprachen auch von General Chennault und der amerikanischen Freiwilligengruppe, deren Ehrenkommandant Madame Tschiang war. In unoffiziellen Ansprachen pflegte sie die tapferen Yankeeeflieger «Meine Engel mit und ohne Flügel» zu nennen ... «Meine Boys!» und sie war so bestrickend, dass die Boys sich von ihr gerne «Engel» nennen liessen. Einige Jahre war sie der offizielle Chef der chinesischen Luftflotte gewesen, dann hatte sie diese Stellung aufgegeben, um sich verschiedenen Hilfs- und Aufbauorganisationen zu widmen.

Eine einzige dieser Aufgaben hätte das Leben einer fleissigen Frau auszufüllen vermocht. Oder selbst das eines Generals – um nicht zu sagen mehrerer Generäle. Als ich Madame Tschiang fragte, wie sie das alles zu bewältigen vermöchte, antwortete sie lachend:

«Meine Hauptarbeit, der ich die meiste Zeit widme, ist etw as ganz anderes: sie besteht darin, meinem Mann zu helfen – zum Beispiel als Dolmetsch im Gespräch mit unseren englischen und amerikanischen Verbündeten. Mit und für den Generalissimus zu arbeiten, erachte ich für die wichtigste Aufgabe meines Lebens.»

Etwas später, während wir Tee tranken, öffnete sich die Türe, und der Generalissimus trat ein. Er war kleiner, magerer und älter, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er trug eine schlichte Khakiuniform, ohne jegliche Auszeichnung. Der kurze Schnurrbart und die wenigen Millimeter Haar, die er hatte, waren beinahe grau. Auch die Augen waren grau wie dunkler Stahl. Tschiang Kai-scheks blasses Asketengesicht hatte zarte Züge, die seltsamerweise ausschliesslich Strenge, Geheimnis und fürchterlichen Eigensinn verrieten. Wer hatte je zu behaupten gewagt, dass im Grunde Madame Tschiang es sei, die hinter den Kulissen China regiere? Ohne den Schatten eines Zweifels war *hier* der Herr – hier dieser ausgemergelte Offizier, der mir so hebenswürdig zulächelte und auch alles, was ich sagte, mit

höflichem Lächeln beantwortete und mit einem steifen kurzen Neigen des Kopfes (wenn das was ich sagte, ein Kompliment war) oder mit einem Staccato kurzer chinesischer Worte (wenn ich etwas gefragt hatte). Ich sah in ihm den Präsidenten des obersten Rates der Landesverteidigung, den Chef der Kuomintangpartei, den Präsidenten der obersten Verwaltungsbehörde, den Präsidenten des politischen Volksrates, den obersten Kriegsherrn und den obersten Herrn der Flotte und der Luftwaffe: alles in einer Person. Er hatte eine absolute Macht über die nationale Regierung. Tschiang Kai-schek kontrollierte das Freie China, mit Ausnahme der kommunistischen Gebiete. Es war nicht ausgeschlossen, dass dieser Pilsudski Chinas eines Tages, nach der Befreiung der jetzt von Kreaturen der Japaner regierten Gebiete, eine Nation von 450 Millionen Menschen unter seiner starken Hand vereinigen konnte.

Wenn ich den Generalissimus und Madame Tschiang nebeneinander sah, wurden mir die ungeheuren Vorteile klar, die ihre Verbindung ihnen gegenseitig sicherte. Tschiang Kai-schek war durch und durch Chinese, und sie war «verwestlicht». Er sprach nur asiatische Sprachen (chinesisch und japanisch), sie hingegen hatte chinesisch erst lernen müssen, als sie als erwachsenes Mädchen aus Amerika zurückkam. Ich hatte den Eindruck, dass der Generalissimus mehr Englisch verstand, als er vorgab: nicht Englisch zu sprechen, war vielleicht für ihn ein Mittel, Fragen erst nach reiflicher Überlegung beantworten zu dürfen. Wie dem auch sein mochte, dieser chinesische Patriot und hundertprozentige Orientale hatte durch seine Heirat eine Gefährtin gefunden, die ihm die Welt zu erklären vermochte – und ihn der Welt. Madame Tschiang schrieb englisch und dachte englisch. Sie wusste, was die Leute im Westen zu verdauen vermochten und was ihnen fremd bleiben musste. Tschiang Kai-scheks China besass in ihr einen unschätzbaren Wortführer. Während ihrer triumphalen Reise durch die Vereinigten Staaten im Jahre 1943 waren alle Menschen vom Scharm dieser grossen chinesischen Dame tief beeindruckt, von den bedeutendsten Kongressmännern bis zu den namenlosen Bewunderern, die ihre hinreissende Stimme am Radio hörten.

Der Generalissimus war wie ein feines, unentzifferbares chinesisches Buch, voll kompliziertester Ideogramme, aus denen ein Fremder nichts herauszulesen vermochte. Madame Tschiang war gleichsam die englische Übersetzung des Originaltextes. Sie bot der Aussenwelt ein lesbares China – ein etwas vereinfachtes,

etwas verschönertes China, ein China, das der erstbeste Farmer im Wilden Westen zu verstehen und zu bewundern vermochte.

Was nicht besagen will, dass diese im amerikanischen College von Wellesley erzogene Mayling eine fremde Einstellung in die Heimat zurückgebracht hatte und eine vorgefasste prowestliche Meinung. Ganz im Gegenteil: sie hatte ihre modernen, in Amerika erworbenen Methoden völlig in den Dienst Chinas gestellt. Sie war eine chinesische Nationalistin im vollsten Sinne des Wortes. Sie hatte mit ihrer Kritik der grossen Demokratien niemals hinter dem Berge gehalten und immer die Apathie und den Imperialismus des Westens aufs heftigste gebrandmarkt. Sie war es, die im Mai 1942 in einem Artikel des «Atlantic Monthly» schrieb:

«Wir haben den Weg gewählt, den wir in Zukunft gehen werden. Wir haben beschlossen, dass es mit der Ausbeutung Chinas ein Ende haben soll. Ich wünsche nicht, auf alte Verstimmungen zurückzugreifen, aber der Realismus gebietet mir, die unbarmherzige und zynische Ausbeutung unseres Landes durch den Westen in vergangenen Zeiten zu erwähnen und die unausrottbare Illusion, dass der beste Weg zu unserem Herzen ein Rippenstoss ist. Derartig haarsträubender Unsinn darf sich nie mehr wiederholen ...»

Aber es muss gesagt werden, dass Madame Tschiang, ebenso wie der Generalissimus, die Fehler in ihrem eigenen Lande ebenso streng verurteilten wie die der Verbündeten Chinas. In ihrem Buch hat Mayling das, was sie «die sieben Todsünden Chinas» nannte, angeführt: Egoismus, Sorge um die «Wirkung nach aussen», Cliqueswirtschaft, Defaitismus, Ungenauigkeit, mangelnde Selbstdisziplin und Flucht vor der Verantwortlichkeit. Und sie versuchte, sie durch die vier Leitsätze ihrer «Neues Leben»-Bewegung zu ersetzen: Genauigkeit, Treue, Anständigkeit und Ehre. Sie und ihr Mann sprachen ständig von «Tugend» und von «Pflicht». Sie zitierte gern die Worte Pan Chaos, einer chinesischen Geschichtsschreiberin, aus dem sechsten Jahrhundert vor Christi, welche sagte, bei einer Frau sei «Tugend wichtiger als Wissen». Aber sie fügte immerhin hinzu, dass «kein Grund vorliege, warum eine Frau nicht tugendhaft und gelehrt zugleich sein sollte».

Auch der Generalissimus hatte mehrere Leitsprüche. «Man lebt, um zu dienen»; «Mut ist der Entschluss, das Richtige

zu tun» und «Falsch handelt man, wenn man nicht handelt.» Zweifellos fühlte er sich nicht nur als oberster Kriegsherr und politischer Führer, sondern auch als Reformator, und zwar als sehr strenger Reformator. Wie John Wesley, der Begründer des Methodismus, dessen Glauben er angenommen hatte, wollte er das Leben der Menschen «von Ordnung und Methode» geleitet sehen. In seinen grauen Augen blitzte die Unbeugsamkeit eines unnachsichtigen, gewissenhaften Glaubenskämpfers. Tschiang Kai-schek wollte China neu erstehen sehen und er glaubte, dass der Krieg trotz seiner Grausamkeit dazu beitragen werde. Er hatte einmal geschrieben:

«Eine alte Nation kann ihre Kraft nur in einem Kampf auf Leben und Tod wieder gewinnen. Nationen geht es wie Menschen: Ohne Schmerz keine Freude, ohne Leid kein Glück.»

Und:

«Ein altes chinesisches Sprichwort sagt: ‚Eine Medizin, die den Kranken nicht aufwühlt, wird ihn auch nicht gesund machen.‘ Das ist eines meiner Lieblingszitate und ich wiederhole es meinen Soldaten und meinen Landsleuten immer, wenn ich sie ermutigen will.»

Ich stellte mir dieses seltsame Paar, den Generalissimus und Madame Tschiang, gerne vor, wie sie mit dem Schwert und mit der Bibel bewaffnet, ihren schweren Weg gingen, gefolgt von einer Legion, die nicht nur aus Soldaten in Waffen bestand, sondern auch aus Parteimännern, Gelehrten, Mitgliedern der YMCA., Anhängern der «Neues Leben»-Bewegung, christlichen Missionaren und Chinesen und Chinesinnen aller Klassen und Stände. Die Tschiang Kai-scheks versuchten nicht nur, China von seinen fremden Eindringlingen und Quislingen zu säubern, sondern auch seine tief verwurzelten Laster auszurotten. Sie verfolgten die Opiumraucher und verurteilten die unheilbaren sogar zum Tode. Sie brandmarkten die alte Sitte des Leuteschindens und die chinesische Einstellung des «Ich kann das nicht machen», oder auch, «es ist mir vollkommen gleichgültig». Sie versuchten, alle Chinesen unter der Flagge: «Eine einzige Regierung, eine einzige Partei, ein einziger Feind» zu vereinen, und ihnen eine gemeinsame Disziplin beizubringen. Häufig ermahnte der Generalissimus seine Landsleute zu noch größeren Opfern für die nationale Sache. Während meiner Anwesenheit in Tschungking schloss er eine Ansprache mit den

Worten: «Ihr seid erst an der Schwelle eures Soldatenlebens. *Bis jetzt habt ihr nur ein Vorspiel des Krieges gesehen.*» Nur ein Soldat mit blitzklarem Verstand, der seines Volkes vollkommen sicher war, konnte es wagen, einer Nation, die seit viereinhalb Jahren*sojmsagbar gelitten hatte wie China, derartiges zu sagen.

Wie reagierte China auf Tschiang Kai-scheks Appell? In einem Punkt, soweit es den Kampf um die Unabhängigkeit betraf, stand es hinter ihm wie ein Mann, mit Ausnahme der Verräter, die im Dienste Japans standen: der Krieg war populär. Man konnte behaupten, dass in diesem Lande, in dem es keine parlamentarische Demokratie gab, der Entschluss, Japan zu trotzen, aus einem spontanen Plebiszit der kleinen Leute – der schwitzenden Kulis, hervorgegangen war. Umgekehrt konnte man auch sagen, dass Japan Tschiang geholfen hatte, seine Landsleute unter einen Hut zu bringen: das chinesische Volk stand dem Angreifer geschlossen gegenüber. Und schliesslich hatten auch die kriegsnotwendigen Arbeiten, die Entwicklung der rückständigen westlichen Provinzen und die Wanderung von Millionen Menschen von der Küstenlinie ins Innere des Landes dazu beigetragen, China einheitlicher zu gestalten.

Was die Innenpolitik betraf, so war es für den europäischen Gast schwer, den Erfolg von Tschiang Kai-scheks Reformen und die Popularität der Vormundschaft der Kuomintang zu beurteilen. Immerhin war es klar, dass das sehr alte, sehr asketische und sehr geduldige China mehr als einen Weg kannte, um im Rahmen eines Regimes der Disziplin den alten Liberalismus beizubehalten, und sei es auch nur deshalb, weil die von der Regierung ausgeübte Kontrolle notwendigerweise nur sehr locker sein konnte. In einem Lande, in dem 450 Millionen Menschen lebten, von denen 80 Prozent weder lesen noch schreiben konnten, in einem Lande, in dem tausendjährige Traditionen die Familie über den Staat stellten, war es der Regierungspropaganda unmöglich, jede Zelle der ungeheuren Gemeinschaft zu erfassen und alle Bürger nach ein und derselben Form zu modeln.

Dazu kam die ausweichende Art der Chinesen, ihre – so durchaus weibische – Gewohnheit, niemals ganz präzise zu sein und die Fragen, die man an sie stellte, nie ganz genau zu beantworten. Das war auch eines ihrer instinktiven Mittel, ihre individuelle Freiheit zu verteidigen. Und schliesslich

machte sie ein tief sitzender Realismus gegen mystische Intoleranz ebenso misstrauisch wie gegen mystischen Enthusiasmus, um welche Lehre es sich auch immer handeln mochte. Sogar ihre Religion war rationell: der Konfuzianismus war weit weniger ein Glaube als ein Leitfaden für praktische Moral. In China lebten die Jünger des Konfuzius, Taoisten, Laotseisten, Buddhisten, Moslems und Christen nebeneinander, ohne dass es zu Reibereien gekommen wäre; woraus hervorgeht, dass die Religion ihnen ziemlich gleichgültig war. Sie gewöhnten sich ohne weiteres daran, von Führern regiert zu werden, die fromme Methodisten waren, was aber keineswegs besagen wollte, dass sie deswegen selbst an die Sünde und an ein Jenseits glaubten. Und auch die politischen Überzeugungen, ob rechts oder links und ob die Kuomintang sie entwickelten oder die Kommunisten, mussten gemässigt präsentiert werden, wenn sie bei den Chinesen Erfolg haben sollten.

Ich hatte in Tschungking mit chinesischen Konservativen gesprochen, aber auch mit Kommunisten und mit Liberalen. Auch einigen Halbfaschisten war ich begegnet, die mir erzählt hatten, dass China «Ernst und Gründlichkeit von den Deutschen lernen müsse und Weitblick und Stärke von den Russen». Und ein paar junge Leute, ein paar heimgekehrte Studenten wollten eine Zukunftsdemokratie nach amerikanischem Muster: Sun Yatsen revidiert durch Roosevelt. Ein Freiheitskämpfer, der ohne nach rechts oder links zu schauen, auf sein Ziel losstürmte, wäre bestimmt sehr enttäuscht gewesen, wenn er entdeckt hätte, wie es in China wirklich aussah: demokratisch von aussen, autoritär im Innern. Immerhin bewies die blossе Tatsache, dass ein Fremder innerhalb weniger Wochen so vielen Menschen mit grundverschiedener Einstellung begegnen konnte, die sie alle ganz offen aussprachen, dass das autoritäre Regime keineswegs ein Regime der Unterdrückung war. In Russland war ich nie in die Lage gekommen, mit einem Bürger der UdSSR, über die Sowjetregierung zu diskutieren. Dort war es einfach unmöglich, jemanden zu finden, der gewillt gewesen wäre oder es gewagt hätte, mit einem Fremden polemisch über das russische Regime zu sprechen.

Über die lebenswichtigen, den Krieg betreffenden Fragen waren sich in China alle Leute mehr oder weniger einig. Die Chinesen, die seit Jahrhunderten eine Philosophie der Kompromisse, allgemeinen Wohlwollens und de3 «laissez-faire» gepredigt hatten, schlugen mutig die Richtung ein, welche

Madame Tschiang «den Weg des leidenschaftlichen Patriotismus» nannte. Sie wurden sich jetzt darüber klar, dass sie mehr waren als ein ungeheures Aggregat von Familien und auch mehr als eine Rasse. Sie sind eine Nation geworden, ein Vaterland. Die harte Probe des Krieges hatte sie ihre ungeheure Durchschlagskraft entdecken lassen, aber auch – mit gemischten Gefühlen – die Schwäche der ihnen befreundeten Grossmächte, die sie bisher für unbesiegbar gehalten hatten. Im Grunde hielten alle Chinesen, denen ich begegnet war, Tschiang Kai-schek für den Mann, der China endgültig von den fremden Banden befreien würde. Links und rechts sah man in ihm den Mann, der China den Sieg und die Befreiung bringen musste. Die Meinungen gingen nur darin auseinander, ob Tschiang ein Element sozialen und politischen Fortschritts darstelle oder nicht.

Vor meiner Abreise nach Kalkutta hatte ich Gelegenheit, mit einem jungen Chinesen zu sprechen, der der Kuomintang angehörte. Wir unterhielten uns über chinesische Politik, und ich gestand ihm, wie schwer es für mich sei, herauszufinden, welcher Art von Regierung China sich eigentlich im Augenblick erfreue. Ich fragte ihn rein zum Scherz: «Können Sie mir Ihr Regime nicht mit wenigen Worten beschreiben, nur um einem armen, ahnungslosen Gast ein wenig zu helfen?» «Aber gewiss», sagte er, «und ich gebe Ihnen meine Definition sogar schriftlich.» Als ich meinen jungen Freund am nächsten Tag traf, drückte er mir ein sorgfältig gefaltetes Blatt Papier in die Hand, es war kaum grösser als eine Briefmarke – dann verschwand er. Und nachdem ich das Papier auf meinen Knien entfaltet und geglättet hatte, las ich folgendes:

«China besitzt eine republikanische Regierungsform unter der wohlwollenden Leitung der Kuomintang, der mächtigsten Partei, die über das Land eine Vormundschaft ausübt, welche es für eine konstitutionelle Demokratie vorzubereiten bestimmt ist. Seit Beginn des Krieges gegen Japan hat ein der tatkräftigen Leitung des Generalissimus unterstehender oberster nationaler Kriegsrat die Nation in höchster Anspannung zum Zwecke der Besiegung des Feindes beherrscht, was dem Lande als Militärdiktatur erschien.»

In dem Flugzeug, das ich in Tschungking bestieg, waren drei Generäle: ein holländischer, ein amerikanischer und ein chinesischer. Die andern Passagiere gehörten der britischen und der

amerikanischen Militärmission an, dazu kam noch ein Reporter der «Associated Press», Charles Fenn, einer meiner liebsten Kollegen in China, und zwei Piloten der amerikanischen Freiwilligengruppe. Bei meinem Abschiedsabend in der Hauptstadt hatte ich noch einen der «Fliegenden Tiger» kennengelernt: einen grossen blonden Jungen aus St. Louis, Missouri, James H. Howard. Er war der Sohn des Doktors Harvey Howard vom Peking Union Medical College und sprach fließend chinesisch. Ich hatte ihn gefragt: «Was hat Sie lange vor Pearl Harbour bewogen, herüber zu kommen, um für China zu kämpfen?» Statt wie andere «Tiger» auf die gleiche Frage mit falschem Zynismus zu antworten: «Das Geld» oder «Ich wollte etwas erleben», sagte Howard ernst und ruhig: «Ich bin hergekommen, weil China schon damals unseren Krieg führte, genau so wie heute.» Und mit schüchternem Lächeln fügte er hinzu: «Ich habe dieses Land gern – müssen Sie wissen – Ich liebe es sogar heiss.»

Es war bereits Mittag, als wir in Kunming niedergingen. Ich sprang aus dem Flugzeug und fragte nach dem Hauptquartier des Obersten Chennault. Wenn ich ein wenig Glück hatte, konnte ich mit dem Kommandanten der «Fliegenden Tiger» sprechen, während unsere Douglas tankte und die Piloten frühstückten. Plötzlich hörte ich einen meiner Reisegefährten, General John Magruder sagen: «Sie wollen mit Chennault sprechen? Da steht er!» Ich drehte mich um und Magruder stellte mich dem Kommandanten der freiwilligen Fliegergruppe vor, der unseres Flugzeugs wegen auf den Flugplatz gekommen war. Was hatte Chennault doch für ein ungewöhnliches, wunderbares Gesicht! Seine Züge waren scharf geschnitten, sein Haar und seine Augen tief schwarz. Die mageren ausgemergelten Wangen und die Stirne waren braungebrannt, voll Sommersprossen und sahen aus wie gegerbt. Sein Gesicht erinnerte an das eines Seeräubers, eines grossen Kondottiere vergangener Jahrhunderte oder an das eines Seemannes, der sein ganzes Leben auf hoher See zwischen Himmel und Wasser verbracht hatte. Aber nein! Dieses Gesicht, dieser starke, wuchtige Körper gehörten ganz einfach einem amerikanischen Flieger, der leidenschaftlich in sein Metier verliebt war und dessen Frau und acht Kinder zu Hause in seinem Städtchen Waterproof in Louisiana auf ihn warteten . . .

Chennault hatte bei der amerikanischen Luftwaffe gedient, dann war er wegen Schwerhörigkeit als Hauptmann in den

Ruhestand getreten. Eine Zeitlang war er als «Luftakrobat» durch Amerika gereist, mit einer Spezialnummer, die er «das Fliegende Trapez der Luftwaffe» nannte. Er hatte auch ein Buch geschrieben «Jagdflug», eine jener prophetischen Abhandlungen, welche die Fachleute nie zu lesen scheinen. Im Alter von siebenundvierzig Jahren hatte Chennault ein neues Leben begonnen: er hatte sich von Waterproof Louisiana nach Hangtschu in China begeben, wo er der Organisator oder besser gesagt der Reorganisator von Tchiang Kai-scheks so gut wie nicht existierender Luftflotte geworden war.

Das geschah im Jahre 1937. Im Jahre 1941 wurde dank der eigensinnigen Bemühungen Claire Chennaults, Tschiang Kai-scheks, T. V. Soongs und ihrer offiziellen und inoffiziellen Freunde in Washington die Amerikanische Freiwilligen-Gruppe geboren. Hundert Curtiss P-40 Jagdflieger waren in den Vereinigten Staaten von China gekauft worden, die aus einer Anleihe bezahlt werden sollten. Eine geheimnisvolle Privatgesellschaft, die CAMCO. (Central Aircraft Manufacturing Company), hatte heimlich amerikanische Piloten und Mechaniker angeworben, um «Luftlinien und regelmässigen Flugverkehr im Fernen Osten zu unterhalten». Der «Chinesische Zwischenfall» wurde in dem Kontrakt nicht erwähnt, aber die Freiwilligen, von denen die meisten in der amerikanischen Marine oder im amerikanischen Heer gedient hatten, wussten Bescheid. Sie sollten den Himmel über den gebombten chinesischen Städten und über der lebenswichtigen Verkehrsader der Burmastrasse verteidigen.

Die abenteuerlustigen Jungens konnten jedoch nicht voraussehen, dass sie bereits im Dezember 1941, kaum drei Monate nach ihrer Ankunft im Osten, über Rangun und Tungoo eine verzweifelte Luftschlacht zu liefern haben würden und dass ihre Gruppe während der darauffolgenden sechs Monate 286 zerstörte japanische Flugzeuge auf ihrem offiziellen Jagdtableau aufzuweisen haben würde, plus vieler anderer, die nicht hatten gezählt werden können, und dass die «Fliegenden Tiger» des Obersten Chennault für die ganze Welt zum Symbol amerikanischer Tapferkeit werden sollten.

Obzwar ich mich in Rangun und an der Salween-Front nur ganz kurz aufgehalten hatte, konnte ich Chennault bei unserer Begegnung in Kunming doch nichts anderes sagen als: «Danke für das, was Ihre Leute in Burma über unseren Köpfen geleistet haben – und was sie noch immer leisten.» Er antwortete

schlicht: «Ja, die Jungens tun was sie können.» Dann fügte er hinzu: «Wir haben eine halbe Stunde Zeit, bevor Ihr Flugzeug abgeht. Wollen Sie in mein Büro kommen?» Vom Flugplatz, auf dem ich einige P-Vierziger Chennaults zu sehen bekam, diese Flugzeuge, deren Nase wie eine rote, weit aufgerissene Haifischfresse mit gefährlichen weissen Zähnen bemalt ist, führte mich der Oberst in ein niedriges Gebäude und einen mit Landkarten und Diagrammen austapezierten Raum. Zwei junge «Tiger» in schäbigen Uniformen tippten und sortierten Rapporte. Sie blickten auf und waren sichtlich erstaunt und neugierig, wer «diese Frau» sein mochte, die nun Chennault gegenüber an seinem Schreibtisch Platz nahm.

Die Zeit war knapp: in wenigen Minuten musste man mich bereits wieder zu unserer Douglas zurückrufen. Das gab unserem Gespräch etwas sehr Hastiges und Gedrängtes. Aber wenn ich Chennault auch nur einen Augenblick gesehen hätte, so hätte es sich gelohnt, und ich hätte ihn nie mehr vergessen können. Sein glühender Eifer drückte sich nicht in Worten aus und auch nicht in dramatischen Gesten. Er sprach langsam, mit leiser ausdrucksvoller Stimme und hörte aufmerksam zu, wenn man mit ihm sprach: seine Schwerhörigkeit behinderte ihn sehr. Er machte kaum eine Bewegung, aber aus seinen schwarzen blitzenden Augen sprach genug Begeisterung und fanatischer Wille, um eine Welt aus den Angeln zu heben. Das anziehendste an ihm war seine vollkommene Konzentration auf seine Aufgabe, auf das was er erstrebte und plante. Seine Aufgabe war der Krieg. Und was er wollte, das waren Verstärkungen: Soldaten und Material. Und was er plante, war ein Angriff gegen Japan. Er war der angriffslustigste Feind Japans, dem ich je begegnet bin.

Stolz wie ein Sporttrainer von seiner geliebten Mannschaft sprechen würde, zählte er mir die grossen Schäden auf, welche die «Tiger» den Japanern in den letzten Wochen zugefügt hatten. Er sprach auch offen von den oft sehr schweren Verlusten, die seine Gruppe erlitten hatte und von den Schwierigkeiten, denen sie begegnet war. Dann sprang er von seinem Platz auf und führte mich zu einer Karte von Ostasien und dem Stillen Ozean, die an der Wand hing. Mit dem Finger bezeichnete er mir der Reihe nach die über ganz China verstreuten brauchbaren Flugplätze. Er sagte:

«Ohne Zeit zu verlieren und ohne uns durch die birmanische Katastrophe entmutigen zu lassen, müssen wir uns darauf vor-

bereiten, Japan von der Luft aus anzugreifen. Es gibt eine ganze Menge Stützpunkte – hier, da und auch hier – von denen aus wir Angriffe auf die langen Verproviantierungslinien des Feindes unternehmen müssen, die sich über ein grosses – für Japan sogar gefährlich grosses – Gebiet erstrecken. Sehen Sie sich zum Beispiel Formosa an: es ist augenblicklich ein lebenswichtiges strategisches Zentrum und eine Umladestation japanischen Kriegsmaterials, das für den Süden und den Westen bestimmt ist. Formosa ist verwundbar, aber nur von einer Stelle aus: vom Innern Chinas. Und meine Folgerungen gehen nun dahin: meine Leute und ich kennen die chinesische Küste und auch das Binnenland wie unsere Tasche. Wir haben kürzlich auch Indochina, Siam und Burma kennengelernt. Wenn wir Verstärkungen hätten – Piloten und Flugzeuge – und wenn eine genügend mit Benzin versorgte Bomberformation sich unseren Jagdfliegern anschliessen würde, könnten wir sofort sehr gute Angriffsarbeit leisten. Wir könnten der japanischen Kriegsmaschine Schläge versetzen, die sie völlig durcheinander bringen müssten, wir könnten die Flottenlinien des Feindes angreifen und versuchen, Japan von den Gebieten, die es kürzlich erobert hat, abzuschneiden. Das wäre die erste Phase eines Angriffs auf Japan selbst. Das japanische Imperium muss ins Herz getroffen werden. Nur so kann man es zerstören.»

«Wenn wir Verstärkungen hätten!» Wie oft hatte ich diese Worte hören müssen! Sehr oft, seit Frankreichs Niederlage. Aber noch nie hatte ich sie so leidenschaftlich äussern gehört. Plötzlich wurde ich mir bewusst, dass hier zum erstenmal seit ich in China war, ein Mann mir in klaren, deutlichen Worten nicht von Verteidigung, sondern von Angriff sprach. Von einem Angriff seitens der *Verbündeten*. Es war schön, diesen Kommandanten einer Freiwilligengruppe sagen zu hören: «*Ich* kann Japan von hier aus angreifen» oder «*ich* kann Burma noch von Norden her retten, indem ich von hier ausgehe», als hielte er sich wirklich für fähig, alles allein mit seiner Kraft durchzusetzen und mit seinem eisernen Willen, ganz als ginge er mit den blossen Fäusten auf Japan los.

Dieser Wille und auch die faszinierende Persönlichkeit Chennaults hatten gleich einem Magneten die absolute Ergebenheit von etwa 250 amerikanischen Jungens – Piloten und Bodenmannschaft – angezogen, die der stolzeste Korpsgeist miteinander verband. Die brennende Frage war nun die: Wie lange würden die «Tiger» noch eine unabhängige Gruppe

bleiben? Seit die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, war viel davon die Rede, die Geschwader der Freiwilligengruppe in die reguläre amerikanische Luftflotte einzubeziehen. Das bedeutete für die Freiwilligen einen Strich durch die Gehaltskontrakte, die sie der chinesischen Regierung unterstellten und eine eventuelle Rückkehr zu Onkel Sams militärischer Hierarchie und Disziplin.

Die Frage wurde nicht nur unter den handfesten Fliegern, sondern auch in Oberst Chennaults Büro viel besprochen. Chennault fürchtete, sein Team könnte sich auflösen und seine Leute könnten auf verschiedene Waffengattungen der U.S.-Armee aufgeteilt werden. Er war sich bewusst, dass der «Esprit de Corps» an den grossartigen Erfolgen der Gruppe einen bedeutenden Anteil hatte. Die Jungens andererseits fürchteten, ihren Kommandanten zu verlieren, den Glorienschein ihres jetzigen Lebens aufgeben zu müssen und last not least auch ihre hohe Bezahlung und ihre relative Unabhängigkeit. Bis zum Augenblick hatten diese schlanken, hochgewachsenen Männer, deren mannigfaltige Akzente ihre Herkunft aus allen Winkeln der Vereinigten Staaten verrieten, eigentlich keinen richtigen militärischen Rang. Um ihren Platz im amerikanischen Heer nicht zu verlieren, hatten sie keine Charge in der chinesischen Luftflotte angenommen. Alle nannten Chennault «Oberst», aber das geschah nur aus Gewohnheit. Die Flieger wurden «Piloten» genannt oder auch «Geschwaderkommandanten». Offiziell war die Gruppe der chinesischen Luftflotte zugeteilt, aber tatsächlich nahm sie eine recht unbestimmte Stellung zwischen der amerikanischen und chinesischen Luftflotte und in der Mitte zwischen ziviler und militärischer Zuteilung ein,

?•. Während der letzten aufregenden Monate hatten die «Fliegenden Tiger» mit grossen Schwierigkeiten und furchtbaren Gefahren zu kämpfen gehabt. Und auch böse Langweile und manchmal sogar Verzweiflung waren ihnen nicht fremd geblieben. Aber sie hatten auch sehr viel Spass gehabt. In Rangun und Touming hatte es tolle Nächte gegeben und viele Feste. Mädchen waren da und Geld genug, um sich Alkohol leisten zu können. Einmal hatte Madame Tschiang Kai-schek, der «Ehrenkommandant» der Gruppe, ihre «Engel» am 28. Februar in Kunming sogar anlässlich eines Bankettes der «Tiger» sanft zurechtweisen müssen: Sie hatte zu den Fliegern über «innere Disziplin» gesprochen und gesagt:

ft Ich will nicht versuchen, kleine Heilige aus euch zu machen. Aber ich will, dass ihr Flieger euch an eines erinnern sollt: Das ganze chinesische Volk hat euch ins Herz geschlossen und euer Benehmen soll der grossen Tradition würdig bleiben, die ihr selbst aufgebaut habt. Ihr sollt bei meinem Volk einen grossen Eindruck hinterlassen, einen Eindruck, der zeigt, was die Amerikaner wirklich sind. Ich hoffe und ich bin überzeugt, dass ihr euch würdig benehmen werdet, wo immer in China ihr auch sein möget. Verzeiht mir, wenn ich so zu euch spreche: aber ihr seid meine Kinder und darum darf ich euch alles sagen.»

Die «Tiger» beantworteten Madame Tschiangs Worte mit begeistertem Gebrüll. Sie fanden sie «grossartig» und sie wussten sehr gut, dass sie sie liebte. Nichtsdestoweniger änderte sich seit jenem denkwürdigen Abend ihr Benehmen keineswegs in einschneidender Weise. Im Grunde waren sie ja doch alle mehr oder weniger Hasardeure. Sie waren alle einfach deswegen zu einer Zeit nach China gekommen, wo Amerika noch «neutral» war, weil sie sorglos waren und ungeheuer mutig, und weil sie wissen wollten, wie so ein Krieg eigentlich aussieht. Niemand – nicht einmal ihr reizender Ehrenkommandant – konnte solche Männer daran hindern, mit ihrem Leben und mit ihrem Glück zu spielen – sei es oben am Himmel oder unten auf der Erde.

Das Flugzeug der CNAC. war startbereit. Eilig verabschiedete ich mich von Oberst Chennault, dem Mann der bis jetzt in diesem Kriege am meisten dazu beigetragen hatte, China und die Vereinigten Staaten einander näher zu bringen: während der qualvollen Zeit vor und unmittelbar nach Pearl Harbor hatte er den Chinesen treu zur Seite gestanden. Und dadurch, dass er mit und für sie kämpfte, stärkte er auch ihr Vertrauen zu Amerikas Mut.

Während wir bei schlechtem Wetter in einem Flugzeug, das uns furchtbar hin und her warf, nach Lashio in Burma unterwegs waren, blickte ich ein letztesmal auf die Reisfelder Chinas hinunter und auf seine braunen Hügel. In meinen Ohren tönte noch Chennaults ernste Stimme. Ich hörte ihn sagen:

«Ich brauche Jagdflieger. Ich brauche Bomber. Ich brauche Piloten. Weiss man das in Washington? Weiss man das in Amerika? Sagen Sie es ihnen ...»

Und immer wieder:

«Wir können uns nur retten, indem wir unseren Feind angreifen. Indem wir ununterbrochen angreifen, wieder und wieder. Wir müssen Vorgehen und nicht zurück. Von China aus müssen wir Japan ins Herz treffen: mit amerikanischen Maschinen und mit amerikanischer Mannschaft! . . .»

XXII. Kapitel

BENGALEN WARTET

Der riesige Ventilator, der beinahe so gross war wie ein Flugzeugpropeller, drehte sich ohne Unterlass an der Decke meines Zimmers im «Government-House» in Kalkutta, ohne mir die geringste Abkühlung zu bringen. Er setzte nur die dunstige Stickluft in Bewegung und jagte meine Papiere im Zimmer herum. Von meinem Fenster aus konnte ich einen andern Flügel des bis 1911 von den indischen Vizekönigen bewohnten Palastes in der Sonne brüten sehen und neben dem Palast ein Stück des sorgfältig gepflegten tropischen Blumen Gartens. Dicht unter meinem Fenster lag das Schwimmbassin, in dem man von halb sechs Uhr nachmittags bis zwei Uhr früh immer jemanden finden konnte, der in dem lauwarmen Wasser Abkühlung suchte.

Nach den langen Reisewochen durch Russland und China, nachdem ich immer nur Schuhe mit niedrigen Absätzen getragen, meine Wäsche selbst gewaschen und nur einmal in der Zeit eine Dusche hatte nehmen können, war ich vom Luxus in Kalkutta wie geblendet. Dank der Gastfreundschaft Sir John Herberts und seiner reizenden Frau Mary standen mir ein Schlafzimmer mit Bad und ein Salon zur Verfügung, und ich konnte sogar im Bett frühstücken. Auch zu einem guten Friseur konnte ich gehen, statt mir die Haare selbst in einer Blechwanne waschen zu müssen, die ich in Tschungking mit fünfzehn anderen Kriegskorrespondenten teilte. Brauchte ich ein Auto oder einen Chauffeur, dann musste ich mich nur an den hübschen Adjutanten Seiner Exzellenz wenden. Wenn ich rief oder klingelte, erschien sofort einer der barfüssigen indischen Diener in Turban und bunter Uniform, die lautlos durch das riesige Haus geisterten, und fragte nach meinen Wünschen.

Er putzte meine Schuhe, brachte mir Tee, bestellte innerhalb des Palastes Briefe für mich und brachte mir innerhalb einer halben Stunde bereits die Antwort. Er liess sogar mein Abendkleid ausbügeln. Das alles war wie ein Wunder.

Aber dieses herrliche Übermass an Komfort bedeutete letzten Endes für mich ein grösseres Problem als der bisherige Mangel an Komfort. Ich besass einfach nicht die richtigen Kleider für das «Government-House» in Kalkutta und ebenso wenig für die anderen englischen Häuser, die sich mir in Indien öffneten. Das Imprimö-Abendkleid, das ich aus New York mitgebracht hatte und das völlig zerknittert auf dem Grunde meines Handkoffers lag, stammte zwar noch aus Paris, aber es trug das Datum 1939. Es war mir klar, dass dieser alte Weggenosse für das rege gesellschaftliche Leben in Kalkutta nicht ausreichen konnte. Darum kaufte ich im besten Geschäft ein anderes Kleid, um weder Sir John den ewig gleichen Anblick zuzumuten, noch seinen Gästen, die ständig kamen und gingen: ein chinesischer General, ein türkischer Diplomat, General Archibald Wavell (der später zum Vizekönig von Indien ernannt werden sollte), der Luftmarschall Sir Richard Peirse und andere verbündete Offiziere, die sich auf der Durchreise nach Burma oder China in Bengalen aufhielten. Ich redete mir unerfindlicher Weise ein, dass das Kleid «gar nicht so schlecht sei» und trug es kühn ununterbrochen. Als ich nach New York zurückkam und wieder einmal sah, wie ein wirklich schönes Kleid aussieht, war ich über meine indische Akquisition entsetzt.

Es ist eine Schande, dass meine erste Sorge nach meiner Ankunft in Kalkutta in diesen schicksalsschweren Tagen die Erwerbung eines schrecklichen türkisblauen Abendkleides war. Aber so wurde man in Kalkutta, das machte diese Stadt aus einem. Die Apathie, die Faulheit dieser grossen Stadt wirkten rettungslos ansteckend. Aber unter dieser Stumpfheit konnte man ver Hundertfach die versteckte Spannung und Nervosität herausfühlen, die mich schon vor fünf Wochen, anlässlich meines ersten Besuches, so sehr erschreckt hatten.

Leider -war diese Nervosität nur allzu berechtigt. Die siegreichen japanischen Truppen drangen von Süd- und Ost-Burma gegen die bengalische Grenze vor. Gleichzeitig flog aus dem Westen, aus London, Sir Stafford Cripps nach Indien, um den indischen Nationalistenführern die Vorschläge des englischen Kriegsministeriums zu unterbreiten. Die Japaner hatten nur

Zerstörung und Sklaverei zu bieten, während der englische Gesandte Indien – vielleicht – die Unabhängigkeit brachte: nur so musste ein Ausländer aus dem Westen die Situation zu jener Zeit beurteilen. Es war wie ein tragisches Wettrennen zwischen Sir Stafford und den Japanern – bei dem sie ein Schwert schwingen und er ein Stück Papier – während 390 Millionen Inder starr und müde dazwischenstanden und warteten.

Kalkutta kam mir vor wie ein sattes, schwaches Tier, das, von der giftigen Krieggsschlange hypnotisiert, völlig kraftlos dalag. Viele seiner Bewohner waren geflohen –trotzdem machte die halbverlassene Stadt keinerlei kriegerischen Eindruck. Der Friseur sagte zu mir: «Meine Kunden scheinen heuer alle früher aufs Land gegangen zu sein als sonst.» Und die Geschäftsführer der Restaurants entschuldigten sich: «Uns laufen alle Kellner weg, es ist schrecklich.» Das war alles. Selbst die Alarmsirene, die einmal mitten am Nachmittag losheulte, vermochte die Nerven der indischen Volksmenge nicht aus der Ruhe zu bringen. Ich machte zufällig gerade auf der berühmten Chowringstrasse einige Einkäufe und war wie betäubt von der feuchten Hitze und dem unerträglichen Sonnenglast. Die Sirene heulte crescendo, immer höher und höher, dann sank sie einige Töne tiefer, um von neuem schriller zu werden und anzuschwellen . . . Ich kannte diese Melodie von Londons Blitzkrieg her, aber den Indern war sie immerhin neu. Diese braunen Menschen mit dem weissen Lendenschurz schritten ruhig weiter oder blieben stehen und starrten gedankenlos in die Luft. Es fiel ihnen gar nicht ein, einen Luftschutzkeller aufzusuchen, und ich weiss auch nicht, ob sie einen gefunden hätten, wenn es ihnen eingefallen wäre. Sie schienen den Alarm ebensowenig zu erfassen, wie dies die heiligen Kühe taten, die majestätisch auf den Gehsteigen lagen oder mitten im lebhaftesten Autoverkehr durch die Strassen irrten.

Das Leben schien stillzustehen. Während die unermüdlichen Ventilatoren in den Häusern schwirren, und der glühende Wind die Gartenwege sauber fegte, gingen die Strassenhändler umher und verkauften schmutzig aussehendes Obst und andere Lebensmittel. Indische Büroangestellte und Beamte arbeiteten wie gewöhnlich an ihren Arbeitsstätten, und die mageren Bettler bettelten weiter an allen Strassenecken. Zur gleichen Zeit gingen die in Indien ansässigen Engländer ihren Geschäften nach, arbeiteten nicht übertrieben fleissig, spielten Tennis, gingen

zum Rennen, drängten sich zu den Schwimmbassins und verbrachten die Abende in eleganten Nachtclubs, wo leise Jazzmusik und eisgekühlte Getränke sie erwarteten. In den Kinos lächelte Greta Garbo den englischen Soldaten und Offizieren zu, die eben über von Malaria und Cholera verpestete Dschungelpfade aus der Hölle von Burma nach Bengalen gekommen waren. Es wimmelte auf diesen Pfaden von Flüchtlingen, die der Hunger und die Angst dem Wahnsinn nahe brachten.

Auch die Kriegsberichterstatter kamen, einer nach dem andern, in Kalkutta an, nachdem sie den birmanischen Feldzug mitgemacht hatten. In der überfüllten Bar des Great Eastern-Hotels, wo alle Leute einander in der Dämmerstunde trafen, sah ich Raymond Clapper, Leland Stowe und Philip Jordan vom «News Chronicle», dem ich schon in Russland begegnet war. Die Gespräche waren düster, denn im Augenblick sah es in Burma gar nicht schön aus.

Was bedeutete den Alliierten Bengalen innerhalb des allgemeinen Kriegsplanes? Ich begann seine grosse Wichtigkeit zu ermessen, als ich in einem der Regierungsgebäude der Esplanade Row mit Sir Guthrie Rüssel sprach, der die Munitions- und Waffenerzeugung Indiens leitete, welche dem östlichen Gruppenrat unterstand. Indiens Produktion an Kleidern, Schuhen, kleinen Waffen, Munition und Schiffen war nicht nur für die indische Marine und das indische Heer bestimmt, sondern auch für die englischen Truppen im Mittelosten und im Fernen Osten. Bengalen besass ein richtiges Monopol für Jute, aus der Sandsäcke und noch vieles andere hergestellt wurden. Allein im Gebiet von Kalkutta arbeiteten 250 grosse Werke und Fabriken den Hooghly-River entlang, direkt oder indirekt für den Krieg. Hätten die Japaner Bengalen erobert, oder auch nur seine Industriezentren bombardiert, so würde sich dies, was die Versorgung betraf, bis nach Libyen und Australien ausgewirkt haben.

Sir Guthrie sagte mir gleich, dass ich alle kriegswichtigen Fabriken besichtigen könne, die mich interessierten. Einer der Offiziere seines Stabs führte mich durch die herrlichen, mit Tamarinden und Banyanbäumen bepflanzten Vorstadtparks zu der Gewehrfabrik von Ichpur (etwa siebzehn Meilen von der Stadt entfernt), welche 3'700 indische Arbeiter und 700 Engländer beschäftigte. Ich war beinahe taub von dem Lärm der Werkzeugmaschinen, während ich durch die Werkstätten ging, in denen es von Indern wimmelte, die entweder euro-

päische Shorts trugen oder ihren eigenen Dhoti – ein Stück Musselin, das sie um Lenden und Beine gewickelt trugen. Viele dieser Arbeiter kamen von sehr weit her. Die besten Stahlarbeiter fand man in Lahire im Pandschab, die besten Messingarbeiter kamen aus Benares. Die Geschicklichkeit der Bengalen wurde nicht sehr hoch gewertet. Trotzdem fanden viele in den Patronenfabriken Beschäftigung. Die Leute, die vor dem Krieg 44 Stunden in der Woche gearbeitet hatten, arbeiteten nun durchschnittlich 63 Stunden, auf sechs Tage verteilt. Der Minimallohn für ungeschulte Arbeiter betrug 30 Rupien monatlich (etwa 9 amerikanische Dollar), für Tag oder Nachtschicht. Die Stahlarbeiter verdienten 70 bis 110 Rupien, die Messingarbeiter 50 bis 90 Rupien. Für eine Rupie monatlich konnten die Arbeiter, die von weit hergekommen waren, in der Fabrik schlafen, und sie bekamen auch ihr Mittagessen im Werk selbst: eine Mischung aus Reis und Mehl . . . vier Schalen Reis kosteten eine Anna (eine Anna = ein Sechzehntel einer Rupie).

Besonders qualifizierte indische Arbeiter leisteten Präzisionsarbeit, für die sie drei bis vier Jahre geschult worden waren. Die feinste Maschine setzte sogar eine Schulung von 12 Jahren voraus. Man musste diese Leute nur sehen, wie sie sich des Mikrometers bedienten, der ein Zwanzigmillionstel eines Zentimeters misst oder wie sie Stahlteilchen zusammensetzten, die sich so tadellos ineinander fügten, dass die Oberfläche aussah wie zusammengeschweisst. Die meisten Werkzeugmaschinen waren einen weiten Weg von Leeds, Manchester, Coventry, Birmingham und Glasgow herübergekommen. Aber einzelne stammten auch aus Indien selbst und aus den Vereinigten Staaten. Das wichtigste Rohmaterial, wie Eisen und Kohle, kam aus etwa 150 Kilometer weit entfernten Bergwerken. Das Walnuss- und Ahornholz für die Gewehrkolben lieferte Kaschmir. Englisches und australisches Holz fanden ebenfalls Verwendung und auch Kupfer aus Kanada und Rhodesien. Die Fabrik illustrierte auf das deutlichste den ständigen Austausch zwischen Indien und dem übrigen britischen Imperium, ob es sich nun um Maschinen, Rohmaterial oder um Menschen handelte.

Die der Gewehrfabrik benachbarte Fabrik wurde von Gurkhasoldaten bewacht. An der Tür hing ein Schild: «Aus Gründen der Landesverteidigung Eintritt verboten». Hier wurde das Rohmaterial für die Kriegsproduktion vorbereitet:

jeden Tag trafen 800 Tonnen Eisen und andere Metalle in der Fabrik ein und jeden Tag gingen 600 Tonnen ab. Ein Teil des Metalles wurde an Ort und Stelle zu Kanonen und Schrapnellen verarbeitet, den Rest bekamen andere indische Produktionszentren. Die Fabrik vergrösserte sich derart schnell, dass ein verlassenes Hindutempelchen, das sich noch wenige Monate vorher ausserhalb des Fabrikgrundes befunden hatte, nun mutterseelenallein mitten unter funkelnelneuen Schuppen und Lagerhäusern stand. In einigen Werkstätten wurden die Dächer erst aufgesetzt, nachdem in den Sälen darunter bereits die Maschinen heulten und kreischten.

Der Stolz der Fabrik war ein ungeheurer, von Stewart in Glasgow hergestellter Eisenhammer mit einer Schlagkraft von 2'000 Tonnen. Er hämmerte die rotglühenden Kanonen zurecht und gab ihnen ihre Widerstandskraft. In dem nächsten Raum türmten sich Haufen gelben, in Streifen geschnittenen Kupfers. Englische Maschinen verwandelten die Kupferabfälle in Patronenhülsen. Ich bekam die Hülse eines grosskalibrigen Geschosses zu sehen, das in England aus kanadischem Kupfer hergestellt, per Schiff nach Ägypten gebracht und auf dem Schlachtfeld in Libyen abgeschossen worden war: nun sollte es in Indien frisch geladen werden. «Wer weiss», bemerkte der Engländer, «vielleicht wandert es noch einmal nach Libyen. Das ist es gerade, was die Japaner und die Deutschen zu verhindern suchen: sie kennen die Gefahr dieser Zusammenarbeit der verschiedenen Teile des Imperiums, die es uns ermöglicht, den Krieg fortzusetzen.»

Am nächsten Tag sah ich einige Werften am Ufer des Hooghly-Flusses. Diesmal in Begleitung eines Marineoffiziers. Der Hafen von Kalkutta war gepresst voll von Schiffen aller Grössen, die aus Hongkong, Malaya und Burma geflohen waren, um in Bengalen Zuflucht zu suchen. Unterwegs bekam ich einen Augenblick lang zwei Zerstörer zu sehen, einen griechischen und einen holländischen, die beide aus Singapore entkommen waren. Der Direktor der Werften, den wir besuchten, ein Schotte namens Henderson, erzählte mir, dass seine Arbeiterzahl sich seit Kriegsbeginn verdoppelt habe. Alle Werftarbeiter, die in Bengalen aufzutreiben waren, arbeiteten 60 bis 80 Stunden wöchentlich an der Herstellung von U-Bootjägem, Motorbooten, Minensuchern und für die Königlich Indische Marine bestimmten Patrouillenbooten. Das hatte für die Firmen in Kalkutta eine grosse technische Umstellung

bedeutet, da sie bisher nur kleine Flusschiffe gebaut hatten und nur sehr wenige für die hohe See.

Mr. Henderson sagte stolz: «Ausser den Motoren und Kesseln machen wir uns alles selbst, vom Anker bis zur Nadel.» Und er bestand darauf, mir die Werkstätte zu zeigen, wo die Anker hergestellt wurden, die von 25 Pfund bis zu 5 Tonnen wogen. Dann gab er mir eine der Nadeln, die zum Nähen der Segel verwendet wurden. Als ich ihn fragte wie vielerlei Dinge in der Fabrik hergestellt würden, antwortete er: «Ach, so hoch könnten wir gar nicht zählen.» Ich war mir bisher noch nie bewusst geworden, was so ein Schiff alles braucht, bevor es in See stechen kann – angefangen bei Schraube, Steuer und Rettungsbooten bis zu den Juteteppichen und dem Küchengeräth. Um in Kalkutta ein Schiff seefertig zu machen, bedurfte es aller möglichen Leute: schottischer Ingenieure, englischer und indischer Inspektoren, indischer Vorarbeiter, bengalischer Qualitätsarbeiter, chinesischer Lederspezialisten und Zimmerleute. Ich beobachtete wie ganz anders die Inder arbeiten als die Europäer. Der eingeborene Holzarbeiter, zum Beispiel, hockt mit Vorliebe auf dem Boden, statt auf einem Stuhl zu sitzen. Mit ungeheurer Geschicklichkeit bedient er sich seiner Füsse beinahe ebenso wie seiner Hände, wenn es sich darum handelt, das Stück Holz, das er gerade bearbeitet, festzuhalten.

Im Freien, zwischen den Gebäuden, nahmen, umgeben von Gerüsten und Kränen, drei Minensucher feste Formen an. Der Rumpf des einen stand bereits fertig da. Die beiden andern wurden eben erst geräuschvoll zusammengefügt. Ein vierter Minensucher schwamm auf dem Fluss, mit Hunderten von Arbeitern an Bord, die Maschinen einbauten und die letzte Hand anlegten. Der Seeoffizier, der mich begleitete, erzählte mir, dass augenblicklich im Gebiet von Kalkutta 44 Schiffe im Bau seien. Er erwähnte auch, dass im Laufe der letzten vier Monate sechsundneunzig verschieden grosse Schiffe auf den bengalischen Werften für den Dienst auf dem Chatt-el-Arab im Irak umgebaut worden waren. Basra brauchte diese Schiffe notwendig, um alles, was übers Meer aus England und Amerika kam, durch den Nahen Osten nach Russland zu transportieren. Wieder einmal das verzweigte System, das den Alliierten gestattete überall auf der ganzen Welt Krieg zu führen. Daraus ergab sich die Schlussfolgerung, dass die Kriegführung der Verbündeten der materiellen Hilfe Indiens nicht entraten konnte.

Bevor der «fremde Beobachter» sich auf Politik und das Studium der tiefen nationalistischen Strömungen in Indien einliess, drängten sich ihm sofort drei Fragen auf: 1. Füge sich der Ausbau der indischen Kriegsindustrie in ein Schema indischer Selbstverwaltung und *wie* fügte er sich in dieses Schema? 2. Wenn die Japaner in Bengalen einfallen sollten, würde man ihnen gegenüber eine Strategie systematischer Zerstörung aller Waffenfabriken und Werften anwenden? 3. Wie würden die indischen Arbeiter auf ein intensives Bombardement Kalkuttas durch die Japaner reagieren? Die Zerstörungsstrategie war in der indischen Presse schon ausführlich besprochen worden. Während die englischen Behörden und Fabrikanten sie als unumgänglich notwendige Kriegsmassnahme betrachteten, widersetzten sich ihr die indischen grossen Geschäftsleute auf das energischste. Die Inder wollten ihre Fabriken nicht zerstört sehen. Und umso weniger seit sie eine Änderung der politischen Situation in ihrem Lande für möglich hielten. Wenn Indien frei werden, wenn Indien ihnen gehören sollte, wollten sie es intakt übernehmen.

Die Leiter der Fabriken und Werften, die ich besuchte, sagten mir, dass das Vordringen der Japaner bisher keine weitgehenden Paniken unter ihren Leuten hervorgerufen hätte. Einzelne Arbeiter aus entfernteren Provinzen waren nach Hause geflüchtet, aber mehrere waren inzwischen nach kurzer Abwesenheit wieder gekommen, nachdem sie gesehen hatten, dass das gefürchtete Bombardement nicht erfolgt war. Die Fabrikdirektoren bauten hastig Unterstände und trainierten ihre Leute für einen eventuellen Luftangriff.

Ich bekam eine Idee von den Schwierigkeiten eines Luftschutzes in Indien, als ich einer Versammlung der Luftschutzsachverständigen des Industriegebietes beiwohnte, welche im Büro des Arbeitskommissärs von Bengalen stattfand. Die Probleme, die ich in London, Moskau oder Tschungking verhältnismässig leicht lösen gesehen hatte, erschienen hier in einem ganz anderen Licht. Die Verschiedenheit der Kasten bei den Hindus und die noch tiefere Kluft zwischen Hindus und Mohammedanern komplizierte alles. Die Ernährung der verschiedenen Flüchtlingsgruppen allein wurde zum Problem, denn für jede der religiösen Gruppen musste von bestimmten Köchen eigens gekocht werden. Die Unterbringung von Hindus verschiedener Kasten war möglich, aber keineswegs leicht. Die Luftschutzleiter berichteten von Reibungen, die kürzlich in

den Fabriken zwischen Hindus und Mohammedanern und zwischen allen Arbeitern und ihren Arbeitgebern stattgefunden hatten. Zum Beispiel: Eine Fabrik hatte an einem mohammedanischen Feiertag geschlossen, und die Hindus waren in Streik getreten, weil sie diesen Tag nicht bezahlt bekommen hatten. Oder: Die Pforten einer andern Fabrik waren während einer Luftschutzübung geschlossen worden. Worauf sich unter den Arbeitern wie ein Lauffeuer eine panische Angst verbreitete, da sie alle von plötzlicher Claustrophobie ergriffen worden waren. Und es hatte eine ganze Weile gebraucht, um ihnen klar zu machen, dass niemand daran dachte, sie einzusperren.

Hier muss ich den Mann vorstellen, der mich zu dieser Versammlung eingeladen hatte und der ihr Vorstand: den Arbeitskommissär Arthur Hughes. Ich hatte ihn während meines ersten Aufenthaltes in Kalkutta kennengelernt, und er war der erste, den ich nach meiner Rückkehr aus Tschungking besuchte. Er versuchte nicht, mir Indien mit den Vorurteilen eines Engländers zu «erklären», sondern wollte mir nur einiges von den Zuständen in Indien vor Augen führen. Hughes war ein kleiner, grauhaariger Mann mit einem angenehmen Gesicht und ungewöhnlich klugen, graublauen Augen. Als gewesener Verwaltungsbeamter eines zwei Millionen Menschen umfassenden bengalischen Distrikts, sprach er fließend bengalisch, hindustanisch und ich glaube noch zwei, drei andere indische Sprachen. Im Laufe seiner Dienstjahre hatte er einige einheimische Gewohnheiten angenommen. Wenn er zum Beispiel einem Inder begegnete, grösste er ihn immer auf indische Art, indem er seine beiden Handflächen nahe am Munde faltete und über das ganze Gesicht lächelte – eine Art, welche die Bengalen höflich fanden, die aber der britischen Steifheit diametral zuwiderlief. Dieser englische Liberale liebte Indien heiss – nicht des angenehmen Koloniallebens wegen, auch nicht wegen des raschen Avancements im indischen Verwaltungsdienst oder finanzieller Vorteile wegen. Und auch nicht, weil er Elefanten und Tiger jagen konnte . . . nein, einfach deswegen, weil er das indische Volk tief ins Herz geschlossen hatte und glaubte, ihm nützlich sein zu können.

Ich beobachtete ihn, wie er bei dieser banalen Luftschutzversammlung mit Indern verhandelte, ihnen enthusiastisch seine Mitarbeit anbot und freundlich um die ihre bat. Seine Autorität, so echt sie auch war, schien ausschliesslich darauf zu fussen, dass er genau wusste, wovon er sprach und vernünftige

Lösungen der diversen Probleme zum Vorschlag brachte. Seine Erfahrungen als Verwaltungsbeamter hatten ihn die ständig wechselnde Überempfindlichkeit der Bengalen kennengelehrt, die leicht in Angst und Groll umschlug. Jeder Inder, mit dem ich ihn sprechen sah, vom Bürodienstler bis zum Vorarbeiter und zu den Inspektoren der Fabriken, schien mit ihm ausgezeichnet auszukommen. Hätte England mehr Männer seines Schlages nach Indien geschickt, gäbe es vielleicht keine «indische Frage», und Indien und England wären heute die besten Freunde.

An diesem Nachmittag lernte ich eine der Mannigfaltigkeiten des indischen Lebens kennen: die Sprachenfrage. An dem kahlen Tisch in Hughes Büro sprachen einige der Delegierten sehr gut englisch. Andere beherrschten es nur ein wenig, und einige wenige verstanden kein Wort. Es war auch in irgend einer indischen Sprache kein allgemeines Gespräch möglich. Die Männer, deren Muttersprache entweder bengalisch war, hindostanisch oder urdu, verstanden einander nur sehr schlecht und die Männer, die aus dem Süden kamen und tamil sprachen, verstanden sie überhaupt nicht. In mehreren Fällen leistete Hughes ihnen Dolmetscherdienste.

Ein bärtiger Mohammedaner sass zur Rechten des Kommissars; er trug einen Fez auf dem Kopf. Links von ihm sass ein Hindu-Sekretär in europäischer Kleidung. An der anderen Tischseite waren einige Hindus in traditionellem Musselinge wand und zwei jüngere Mohammedaner. Diese Männer verschiedenen Glaubens waren von wirklich gutem Willen beseelt, wenn es sich um die Lösung dringender Probleme handelte. Die grossen Fragen, die sie hätten scheiden können, wurden nicht aufs Tapet gebracht. Es handelte sich hier einfach darum, ob genug Gräben da waren, um den Fabrikarbeitern im Falle eines Bombardements genügend Schutz zu bieten, ob die ärztlichen Vorkehrungen genügten (die Antwort lautete: nein) und vor allem, wie man die Arbeiter bei einem japanischen Luftangriff beruhigen konnte, damit sie nicht aus den Fabriken davonliefen, wie die Birmanen es nach dem ersten Bombardement von Rangun getan hatten. In diesen Fragen waren alle Inder, welcher Herkunft immer, stets zur Zusammenarbeit bereit.

Die gleiche Einstellung konstatierte ich, als ich die Kasernen besuchte, wo die Luftschutzleiter von Kalkutta trainierten. Gewissenhaft schleppten junge Inder Tragbahren in und aus Ambulanz wagen und lernten, wie sie aus hohen Gebäuden verlassene, verwundete Zivilisten retten mussten. Auf den

Tragbahren lagen andere, dunkelhäutige Männer, «freiwillige Verwundete», welche diese Schauspielprobe höchlichst zu amüsieren schien. Sie sagten grinsend: «Wir sind die Toten», und fanden den Scherz sehr komisch.

Diese Vorbereitungen unter der unbarmherzigen Sonne Bengalens hatten etwas seltsam Unwirkliches. Der Krieg stand vor der Tür – und man konnte es nicht glauben. Ich fragte die Führer der Ambulanzen, ob sie im Falle eines Bombardements an ihren Posten bleiben würden. Mit Stimmen, die sicher zu klingen bemüht waren, sagten sie: «ja». Auch die Luftschutzleiter sagten «ja» und auch die Studenten, denen die «erste Hilfe» anvertraut war. Aber als sie begannen, mich über den Krieg in Frankreich, England, Libyen, Russland, Burma und China auszufragen, war es, als sprächen sie ängstlich von irgendeiner geheimnisvollen Krankheit, gegen die ich bereits geimpft war, sie aber noch nicht. Seit über 200 Jahren hatte es auf indischem Boden keinen grösseren Krieg gegeben. Eine grosse Zahl von Indern, Berufssoldaten, war heldenhaft auf den verschiedenen Schlachtfeldern der Erde gefallen. Aber Indiens Bauern, Arbeiter, Kaufleute, Gutsbesitzer, Prinzen, Priester und halbnackte bronzebraune Bettler, deren Gejammer einen auf der Strasse überall verfolgte, sie alle hatten seit Generationen diese grausame, fremde Krankheit vergessen. Nun, wo die Invasion drohte, wussten sie nicht, was sie tun und wie sie sich verhalten sollten. Sie hatten keine Ahnung, wie so ein Krieg aussah und ob er ihnen sehr weh tun würde.

Einmal nach Tisch, um zwei Uhr nachmittags – gerade zur unerträglich heissesten Tageszeit – holte mich der Arbeitskommissär Hughes im «Government-House» ab und führte mich in die ärmsten Viertel von Kalkutta, mitten in die Slums, um mir die Stadt auch einmal von der anderen Seite zu zeigen. Er ging mit mir von einer Lehmhütte zur andern, und ich sprach mit diesen indischen Leuten aus dem Volke, die kaum wussten, was sie eigentlich dachten und woran sie glaubten, so erdrückt waren sie von ihrer eintönigen Arbeit. Ein Teil der Menschheit lebte hier verzweifelt in Schmutz und Schweiss: winzige, ausgehungerte Kinder mit glänzenden Augen, die wie gebrechliche Tiere aussahen, Greise und Greisinnen, die auf ihren Fersen im Staube kauerten und auch einige sehr schöne Mädchen, die im Dunkel einer furchtbaren Hütte einen kurzen Augenblick lang sichtbar wurden.

Hier sass das Übel, gegen das selbst eine in elfter Stunde überbrachte Proklamation Sir Stafford Cripps keine Abhilfe zu schaffen vermochte: Unterernährung, Analphabetentum, Krankheit und die unsagbare Armut des Volkes. Hier war auch der Hauptgrund für die Apathie der indischen Bevölkerung in Krieg und Frieden zu suchen. Ganze Kategorien von Männern und Frauen – die Ghandi einmal «die stummen, halb verhungerten Millionen» genannt hatte, waren nur mit Weitervegetieren beschäftigt; zu allem Übrigen fehlte ihnen die Kraft. Derartige Jammerwesen konnten nicht eher vom Krieg Notiz nehmen, als bis ihnen die Bomben auf die Köpfe fielen.

Wir wanderten zwischen diesen Elendsbaracken herum, blieben vor kleinen mohammedanischen Antiquitätenläden stehen oder vor einer primitiven Druckerei und blickten befangen auf ganze Familien, die auf wenige Quadratmeter zusammengepfercht im Staube hockten. Wir hatten nicht das Herz, an diese bejammernswerten Geschöpfe Fragen zu stellen, und wir wechselten auch unter uns kaum mehr ein Wort. Wir schwiegen – schuldbewusst. Wie konnte ich es wagen, eine alte Frau, die weder lesen noch schreiben, die in einer winzigen Lehmhütte wohnte und tagaus tagein Ledersandalen nähte, zu fragen, was sie über Indiens Unabhängigkeit denke oder über den Krieg gegen Japan? Das Problem ihres Lebens bestand darin, in drei Tagen zwölf Paar Sohlen zu nähen, um im Ganzen eine Rupie zu verdienen (30 amerikanische Cents), wovon sie ein Viertel für den Ankauf von Leder, Zwirn und Nadeln verwenden musste. Für den Rest kaufte sie ein wenig grauen, staubigen Reis. Sie ass nie etwas anderes. Das einzige, was sie über den Krieg gehört hatte war, dass sie sich nicht einmal mehr in ihrer elenden Lehmhütte sicher fühlen konnte, ohne jeden Augenblick eines neuen Unglücks vom Himmel her gewärtig zu sein.

An diese Frau und an Millionen ihrer Leidensgenossen – nicht nur in Indien oder in China oder in Afrika, sondern in allen Erdteilen, sogar in Amerika – dürfte der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Henry Wallace, gedacht haben, als er in einer vielbesprochenen Rede im Mai 1942 ausrief: «Das Ziel dieses Krieges ist darin zu sehen, dass jeder Mensch in der Lage sein muss, einen Liter Milch täglich zu trinken.» Man lachte über dieses Symbol und machte sich lustig über die Ideologie «Leuten mit Gewalt Milch einflößen zu wollen, die

sie gar nicht mochten.» Aber dieser Sarkasmus reichte nicht aus, um das schwerste aller Probleme aus der Welt zu schaffen: die Worte «Freiheit» und «Sieg» besagten gar nichts und waren für den «gemeinen Mann», der hoffnungslos in Elend und Unwissenheit versank, nichts als ein Betrug. Die alte Frau, die in den Slums von Kalkutta Ledersohlen nähte, interessierte sich nicht für Indiens Freiheitskampf. Sie wusste nicht einmal, dass Indien von England regiert wurde und die Worte «Deutschland» und «Japan» bedeuteten ihr nicht das Geringste. Ihr Problem bestand darin, dass sie zu viel arbeitete und nicht genug ass. Nicht dass Grossbritannien Indien beherrschte, war das Verbrechen. Seine Schuld lag darin, dass es während der letzten zwanzig Jahre viel zu wenig für Indien getan hatte; dass es an einer Politik billiger Regierung und «produktiver Investitionen» festhielt; dass es den bedürftigen Indern keine einschneidenden materiellen Verbesserungen bot; dass es der Arbeitslosigkeit nicht steuerte; dass es mit dem Analphabetentum nicht aufräumte und Ackerbau und Viehzucht nicht genügend entwickelte, um Indiens Lebensstandard zu heben und es zum Selbstversorger zu machen.

Gewiss hatte Grossbritannien in dem ungeheuren, von 360 Millionen Menschen bewohnten Land, das beinahe so gross war wie ein Weltteil, vieles geleistet. Da war vor allem das grossartige Eisenbahnnetz, das viertgrösste der Welt. Dann das Bewässerungssystem (im Laufe von 50 Jahren waren 21 Millionen Morgen bewässert worden) und die Kanäle, welche die Hungersnot wesentlich eingeschränkt hatten. Dann die Fabrikzentren, die Gründung grosser, moderner Städte, die Organisation eines zentralisierten Verwaltungsapparates, eines Regimes «Gleiches Recht für alle» – und die Aufrechterhaltung des Friedens auf indischem Boden . . . Das alles war wirklich sehr viel. Aber trotzdem blieben noch immer die düsteren Gespenster der Armut, der Unterernährung, der Krankheit und Unwissenheit . . . nicht zu reden vom Aberglauben und religiösen Fanatismus, die Indien nach wie vor belauerten und einem erträglichen Leben der breiten Masse den Weg verrammelten. Trotzdem war das älteste Volk der Welt, die Quelle aller Zivilisation, zehn Jahrhunderte hinter den modernen Nationen zurückgeblieben. Selbst in Kalkutta, der zweitgrössten Stadt des Britischen Imperiums mit eineinhalb Millionen Einwohnern, sah man auf den ersten Blick, dass Indien ein mittelalterliches Land war. Hier sass die unheil-

bare Krankheit, die das indische Problem augenblicklich unlösbar machte. Hier lag auch der Groll – ein mehr als berechtigter Groll – gegen England, den einer der westlichst eingestellten Inder, Jawaharlal Nehru, in einem einzigen Satze zum Ausdruck gebracht hatte: «Wenn ein Volk rückständig ist, so spricht das nur gegen die Regierung.» Die alte Frau, die ich in ihrer Lehmhöhle Ledersohlen nähen gesehen hatte, war nicht nur nicht reif, Bürgerin eines Freien Indien zu sein – im wahren Sinne der Worte «frei» und «Bürgerin» – sie hätte auch keiner anderen politischen Organisation angehören können. Niemand hatte sie oder ihre Kinder dazu vorbereitet, Bürger irgendeines Landes der Welt zu werden.

Auf dem Rückweg von den Slums hielt ich mich in einer Buchhandlung auf, um mir Ghandis und Nehrus Werke zu kaufen. Arthur Hughes traf dort zwei Bekannte, die auch Bücher kauften: einen jungen Mann, der in einem Staatsamt in Neu Dehli arbeitete, und eine Dame mit grauem Haar. Beide Inder, die sich für Politik interessierten und mit der Kongresspartei sympathisierten. Der Beamte, ein Hindu mit dunklem Teint und dem Gesicht eines Dichters, sprach mit mir über das Schicksal Frankreichs. Ich merkte, dass er mir etwas Liebes sagen wollte, um mir für mein versklavtes Land einige Hoffnung zu geben. Zu diesem Zweck fand er folgende Worte: «Indien hat die Unterdrückung überlebt; Frankreich wird sie auch überleben.» Er brachte damit zum Ausdruck, dass er zwischen der britischen Oberhoheit (die er nebenbei gesagt durch seine tägliche Arbeit unterstützte) und dem eisernen Regime Nazi-Deutschlands keinen Unterschied machte.

Obzwar nicht erwähnt zu werden braucht, dass der König von England mit Hitler nicht das Geringste gemein hat, muss ich doch die gedankliche Verwirrung beleuchten, die aus dem gleichen Wort «Unterdrückung» in seiner Anwendung durch Europäer, wie ich, und durch eine ganze Anzahl von Indern entstand, die ganz verschiedene Dinge darunter verstanden: imperialistische Verwaltung und totalitäre Eroberung. Wie oft musste ich Inder im Eifer der Diskussion sagen hören: «Im Grunde macht es für Indien keinen grossen Unterschied, ob es den Engländern, den Japanern oder den Deutschen untersteht. Sie sind verschiedene Arten von Herren, das ist alles.» Selbstverständlich liesse sich behaupten, dass es vom «moralischen» Standpunkt aus und wenn es sich um Freiheitsberaubung handelt, keine Grade und kein «besser» und

«schlechter» gibt. Aber jedesmal, wenn ich derartige unüberlegte Feststellungen hörte, stieg das Bild meiner gekreuzigten, gefolterten Heimat vor mir auf, und dieses Bild stand in krassestem Gegensatz zu dem, was ich in Indien mit eigenen Augen sah. Hier befanden wir uns zum Beispiel in der grössten Buchhandlung von Kalkutta und sprachen von Unterdrückung, in einer Buchhandlung, in der wir mit britischer Zustimmung alle Werke kaufen konnten, die den Indern Nationalismus predigten und den Sturz der bestehenden Verwaltung. Es stimmt, dass ich Nehrus und Ghandis Autobiographien nicht bekommen konnte, weil die Auflage erschöpft war, nicht aber weil sie nicht verkauft werden durften. Ich erstand bei einem englischen Verkäufer zwei, drei vitriolscharfe Bücher, welche die Sünden der «britischen Imperialisten» geisselten.

Ich kam in der Buchhandlung auch mit der grauhaarigen indischen Dame ins Gespräch, der Hughes mich vorgestellt hatte. Sie war so schön, dass ich den Blick nicht von ihr wenden konnte. Ein malvenfarbener Sari umrahmte zart ihr Haar und ihr nicht mehr junges Gesicht. Sie begrüßte mich sehr herzlich und sagte, dass sie mein Buch über meine Mutter «auswendig» wisse. Sie war wiederholt in Frankreich gewesen und liebte Paris über alles. Hier sah ich wieder einmal, was das Zauberwort «Frankreich» allen Menschen bedeutet, die für ihre Freiheit kämpfen. Trotz der Tatsache, dass Frankreich ebenso wie Grossbritannien eine Kolonialmacht war – was die antiimperialistischen Inder selbstverständlich verurteilten – versagten es sich einige von ihnen nicht, mir zu sagen: «Sie sind Französin. Ihr Land hat stets die Sache der Freiheit gegen alle Rassen- und Farbenvorurteile vertreten. Sie müssen an unsere Sache glauben. Sie müssen uns verstehen!»

Die grauhaarige Frau sagte ganz spontan: «Ich möchte Sie gerne wiedersehen. Und ich möchte auch, dass einige meiner Freunde Sie kennenlernen. Wir müssen ein kleines Diner arrangieren, bevor Sie Kalkutta verlassen. Wie kann ich Sie erreichen? Wo wohnen Sie?»

Ich antwortete: «Im Government-House» und fügte hinzu, dass ich glücklich sein würde, zu dem Diner kommen zu dürfen. Aber plötzlich wurde mir klar, dass diese Einladung nie erfolgen würde. Die beiden Worte: «Government-House» hatten innerhalb weniger Sekunden die Einstellung der Inderin mir gegenüber verschoben. Nach einigen höflichen Worten

wandte sie sich ab und verschwand. Ich sollte nichts mehr von ihr hören. Jemand, der beim Gouverneur von Bengalen wohnte, konnte ihrer Ansicht nach nur ein Freund der Engländer sein. Das bedeutete keine Kritik am Gouverneur, sondern war ein Prinzip: sie wünschte keinen Verkehr mit Gästen des Government-Hauses.

Ich traf aber andere Nationalisten, die trotzdem ich in einem englischen Hause wohnte, doch darauf brannten, mit mir über Indien zu sprechen. Ich versuchte, möglichst gut zuzuhören und selbst möglichst wenig zu sprechen – um nicht auch in den Fehler jener Ausländer zu verfallen die, obzwar sie buchstäblich nichts über Indien wussten, immer bereit waren, den Engländern und den Indern Ratschläge zu erteilen, wie ihre verzwickten Beziehungen sich bessern könnten. Trotzdem brachte ich eine persönliche Note in das Gespräch. In den letzten zweieinhalb Jahren hatte ich den Krieg mit all seinen Schrecken in Frankreich, England, Libyen, Russland und China gesehen und auch in Burma, an der Schwelle von Bengalen. Ich glaubte so fest daran, dass ein Sieg der Achse das Wort «Unabhängigkeit» ein für allemal aus dem internationalen Wörterbuch streichen würde, für die Inder ebenso wie für die Engländer und alle andern Alliierten, dass ich instinktiv, wenn ich mit Indern sprach, herauszufinden versuchte, unter welchen politischen Bedingungen ihre verschiedenen politischen Parteien und Gruppen gewillt waren, mit den verbündeten Nationen an der Verteidigung ihres bedrohten Landes mitzuarbeiten.

Ich konnte nur an den Krieg denken – die Nationalisten mit denen ich sprach aber nicht. Sie waren seit zwanzig Jahren von einem andern Kampf besessen: dem Kampf um die Befreiung von der britischen Oberhoheit. Ihre Begeisterung und ihre Leiden, ihre bitteren Erinnerungen und die kleinen Demütigungen ihres täglichen Lebens hingen mit diesem Kampf zusammen, der im Grossen Ganzen relativ friedlich vor sich gegangen war, aber darum nicht minder hartnäckig. Jetzt, in dieser Schicksalsstunde beschäftigte sie nach wie vor ausschliesslich die Unabhängigkeit Indiens, während der Krieg gegen die Achse nur ein sekundäres Problem darstellte, über das die Meinungen geteilt waren und über das man ihre Ansicht auch nie eingeholt hatte. Wenn man sie aufforderte, Japan und eventuell auch Deutschland an der Seite ihrer britischen Beherrscher Widerstand zu leisten, war immer die erste Antwort, die

man von Indern zu hören bekam: «Nur wenn die Engländer aufhören, uns zu beherrschen, können wir in unseren Herzen Verbündete Englands werden. Wir können nicht die Verbündeten unserer Herren sein.» «Freiheit» und «Unabhängigkeit» waren Worte, die ich immer und überall zu hören bekam.

Ich verbrachte einige Stunden in der «Bengal Assembly», die in einer runden, modernen, herrlich durchgekühlten Halle tagte. Die Sitzung an sich war ausgesprochen langweilig. Unter einem Baldachin mit dem Wappen Grossbritanniens und der Devise «Dieu et mon Droit» führten die Vertreter der 54 Millionen Einwohner Bengalens (eine um 14 Millionen grössere Einwohnerzahl als die Frankreichs) auf eigentlich demokratische Art eine für mich uninteressante Debatte über Geldverleiher und die Mangelhaftigkeit der städtischen Schulen. Über den Krieg in Burma fiel kein Wort. Unter den Teilnehmern an der Versammlung waren vier Frauen: zwei Hindu-Abegordnete, eine Mohammedanerin und eine Frau englischer Abstammung. Sie trugen Saris, ihre männlichen Kollegen hingegen meist europäische Röcke und statt Hosen einige Ellen Musselin um die nackten Beine gewickelt. Sie wirkten halb indisch, halb westlich und sprachen Englisch mit fremdem, schwer verständlichem Akzent.

So langweilig sie auch sein mochte, blieb die «Assembly» doch ein greifbarer Beweis dafür, dass eine gewählte Volksvertretung und bis zu einem gewissen Grad auch eine autonome Regierung, in den Britischindischen Provinzen durch das Gesetz der Regierung Indiens im Jahre 1935 geschaffen worden war – trotz des Hasses der Nationalisten gegen dieses Gesetz und alles was damit zusammenhing. Nichtsdestoweniger hatte die lokale Kongressregierung in sieben Provinzen von elf, in denen die Wahlen im Jahre 1937 eine Majorität der Kongresspartei gebracht hatten, im Herbst 1939 abgedankt, nachdem sie mit England über den Ausgang des Krieges nicht ins Reine kommen konnte, so dass die Gouverneure sich gezwungen sahen, Ausnahmemachtmittel zu ergreifen. Bengalen, wo 55 Prozent der Bevölkerung mohammedanisch waren, gehörte nicht zu diesen Provinzen. Aber entsprechend der Konstitution wurde der Vorsitz der Koalitionsregierung durch einen mohammedanischen Premier gesichert, Air. Fazul Huq, einen Dissidenten der Moslem-Liga. Merkwürdigerweise schien diese Lage der Dinge alle wütend zu machen. Mr. Jinnah, der Vorsitzende der Liga, sprach erregt von der «miserablen Konstitution»

von Bengalen, während Gandhi die Selbstregierung Bengalens als «Witz» bezeichnete.

Als die Versammlung zu Ende war, plauderte ich mit mehreren Teilnehmern in den Couloirs. Zwei links eingestellte Hindus, welche die Arbeitergruppen der Grenzdistrikte vertraten, versicherten mir aufgeregt, dass, falls Indien seine Unabhängigkeit erhalten sollte, die Bauern und Bergbewohner bereit sein würden, einen Guerillakampf gegen Japan zu führen. Aber – das unterstrichen sie immer wieder – nur die nationalen Hindu-Führer und nicht die Engländer könnten sie dazu bewegen. Andere, vorsichtigere Deputierte waren entschieden dagegen, die Nation zu bewaffnen – denn sie wussten vor allem, dass wenn Indien auch genügend Waffen für die eigene Armee produzierte, es trotzdem nicht über so viel Gewehre und Munition verfügte, wie sie ein «Volkskrieg» beanspruchen würde. Der einzige, aber bedeutende Erfolg einer Unabhängigkeitserklärung, so sagten sie, würde die Zustimmung des erbitterten Durchschnitts-Hindus zu den militärischen Anstrengungen der Alliierten auf indischem Boden sein.

Dieser Gedankengang leuchtete mir ein. Was mir von der fabelhaften pro-japanischen Fünften Kolonne in Burma im Gedächtnis geblieben war, liess mich annehmen, dass wenn eine politische Bewegung die indischen Bauern und Arbeiter an die Seite der Alliierten zu bringen vermochte (was erst abzuwarten war), schon dies allein die militärische Situation wesentlich verbessern musste. Die «Bewaffnung der indischen Nation», wie der Slogan lautete, schien mir für den Augenblick jeglichen praktischen Sinnes zu entraten. Selbst in Russland – dem superkriegsbegeisterten, superpatriotischen Russland – war die «Nation» als Ganzes nie bewaffnet worden. Und Indien war – weiss Gott – nicht die UdSSR. Besonders die Bengalen, die wegen der gefährdeten geographischen Lage ihrer Provinz im Brennpunkt der Ereignisse standen, waren zum Dienst in der Hindu-Armee nicht einmal zugelassen. Sie waren sehr empfindsame Leute, die entsprechend ihren Traditionen grundsätzlich gegen das Töten eines Mitmenschen eingestellt waren – und noch mehr gegen die Möglichkeit, selbst getötet zu werden. Aus ihnen Kämpfer zu machen, würde Jahre brauchen.

Die kommunistisch eingestellten Nationalisten waren die einzigen, die ich bereit fand, sofort und bedingungslos in den Krieg einzutreten. Der junge Führer einer linken Studentengruppe, die in Bengalen 70'000 Anhänger zählte, entwickelte

mir einen charakteristischen Gesichtspunkt. Die prokriegerische Einstellung dieser jungen Leute basierte ausschliesslich auf dem Glauben, dass die grosse Kollaterale der Sowjetunion im Kriege und ihr Einfluss bei den Friedensverhandlungen eine genügende Garantie für die endgültige Befreiung Indiens darstellten. Ihrer Ansicht nach vermochte keinerlei Imperialismus den Sieg «Russlands und seiner Verbündeten» – wie er die Alliierten zu titulieren pflegte – zu überleben. Der Vater des jungen Mannes, ebenfalls ein Hindunationalist, aber konservativer als sein Sohn, teilte diese Ansicht nicht. Während des ausgezeichneten Dinners, zu dem er mich in sein Haus eingeladen hatte, murmelte er unausgesetzt in Gegenwart seines Sohnes, dass er «ob Russland oder nicht», die Engländer und ihre Vertragsbrüche nur allzu genau kenne. Was er wollte, das war die «sofortige Unabhängigkeit».

Es gab ein Wort, das die politisch eingestellten Inder in jenem Monat März des Jahres 1942 beinahe so oft gebrauchten wie die Worte «Freiheit» und «Unabhängigkeit». Das war der Name Cripps. Jeder Mensch in jedem Haus sprach von Sir Stafford und – ein Detail das auf die Aktivseite der Engländer in Indien gebucht werden muss – alle, beinahe ausnahmslos, wussten von diesem Engländer nur Gutes zu künden. Die Inder erinnerten sich, dass der Lord-Geheimsiegelbewahrer bereits im Jahre 1935 offen für die indische Selbstverwaltung eingetreten war, lange bevor die Kriegsnot die Engländer gezwungen hatte, mit den nationalistischen Führern zu verhandeln. Die Anhänger der Kongresspartei brachten ihm volles Vertrauen entgegen und freuten sich über seine innige Freundschaft mit Jawaharlal Nehru. Was die Mohammedaner betraf, so hatten sie nur den einen Verdacht, er könnte der Kongresspartei zuneigen.

Die Inder wiederholten immer wieder: «Sir Stafford hätte es bestimmt nicht übernommen, mit Vorschlägen nach Indien zu kommen, die wir nicht annehmen können. Das Traurige war, dass unter ihnen selbst keine Einigkeit darüber herrschte, was sie für annehmbar erachteten oder nicht. Den Hindus der Kongresspartei bedeutete die Unabhängigkeit Indiens «*ein* Land, *ein* Indien», während die Mitglieder der Moslem-Liga unter «Unabhängigkeit» eine Teilung Indiens in zwei Nationen verstanden, von denen die eine mohammedanisch war. Dazu kam noch als weitere Komplikation, dass eine grosse Anzahl von Moslems der Liga nicht angehörten und dass

einzelne sogar Mitglieder der führenden Hindu-Kongresspartei waren.

Das war aber nicht alles. Es kamen noch die Sikhs dazu, die sehr viel Lärm machten. Dann die Unberührbaren – 50 Millionen – die als ständige Märtyrer des Hindu-Kastensystems allein ein ungeheures Problem darstellten. Dann die Mahasahba-Partei, die sich aus Hinduextremisten zusammensetzte und vier, fünf andere Parteien verschiedener Nuancen. Da war auch die englische Haute Finance und die indische Haute Finance. Und last not least waren auch noch 562 Fürsten da, die in Gebieten, welche zwei Drittel Indiens umfassten, über 80 Millionen Inder herrschten – Fürsten deren automatische Königreiche mit Grossbritannien durch Sonderverträge verbunden waren und ihre eigenen Gesetze und Soldaten hatten . . .

Konnte Sir Stafford erfolgreich sein, wo so viele andere versagt hatten? Konnte er diese gegeneinander eingestellten indischen Gruppen miteinander versöhnen? Unter Berücksichtigung aller Beschränkungen, die der Krieg England ebenso wie Indien auferlegte? Wer konnte das sagen? Die Engländer waren im Grossen Ganzen skeptisch, was den Zeitpunkt dieser Mission des Lordsiegelbewahrs betraf. Und selbst die Hindus schienen zeitweise kopfscheu.

Eines abends bei Tisch wandte sich ein hochstehender Hindu plötzlich an mich und sprach mit einem Gemisch aus Ängstlichkeit und Humor einige Worte, an die ich mich später erinnern sollte:

«Ich habe die Cripps-Mission in Indien betreffend meine eigene Ansicht. Glauben Sie nicht, dass Churchill – politisch ausgedrückt – Sir Stafford einfach erledigen will?»

Wenn ich der endlosen Diskussionen über das gleiche faszinierende Thema müde wurde, flüchtete ich zu den Frauen und Männern, die keine Lust hatten, mit einer Fremden ständig nur von Politik zu sprechen. Im «Government-House» überboten sich Sir John Herbert und Lady Mary in Liebenswürdigkeit. Sie machten mir das Leben ungeheuer angenehm. Und dann waren auch noch ein paar indische Häuser da, wo ich ganz zwanglos zum Tee oder zum Abendessen erscheinen durfte. Ich fühlte mich rettungslos unelegant in meinen streng englischen Kleidern, die ich aus dem Westen mitgebracht hatte, wenn ich mich in Gesellschaft von zehn, zwölf bengalischen Frauen befand, von denen alle schön waren oder doch in ihren

edel drapierten und fein getönten Saris schön wirkten. Indien war das einzige Land der Welt, in dem eine europäische Frau sich ihrer Kleidung schämen musste.

Eine stark gewürzte Speise nach der andern wurde aufgetragen. Während die in weisse Baumwollstoffe gekleideten Männer in bengalischer oder hindustanischer Sprache leise Gespräche führten, sprachen die Frauen Englisch mit mir: über meine Mutter. Und sie unterliessen es nie, darauf hinzuweisen, dass sie ihre Jugend in ihrem polnischen Vaterland unter fremder Oberhoheit verlebt hatte. Auf einem Harmonium oder einer Geige wurde Musik gemacht, und manchmal sang auch einer der Inder oder eine der Frauen eine verträumte, melancholische Melodie.

Das letztmal bevor ich Kalkutta verliess, hörte ich eine nicht mehr junge Frau mit besonders intelligentem Gesicht eine solche Volksweise singen. Über ihrem schlanken Körper trug sie einen weissen, wunderbar gestickten Sari. Der Text des Liedes war einem Gedicht des berühmtesten bengalischen Dichters, Rabindranath Tagore, entnommen:

« . . Sei uns willkommen,
Wenn du auch eine Fremde bist
Die übers Meer herüberkam ... »

Indiens Vergangenheit und Indiens heutige Ideale, Indiens Träume und sein verletzter Stolz, aber auch Indiens tiefe Liebe zu jedem Menschenwesen . . . das alles kam in der einen kurzen Zeile zum Ausdruck:

« . . wenn du auch eine Fremde bist ... »

XXIII. Kapitel

NEHRU UND CRIPPS

Als unser angenehm luftdurchkühlter Zug auf dem Wege von Kalkutta nach Delhi in Allahabad einfuhr, kam Jahawarlal Nehru mir auf dem Bahnsteig entgegen und begrüßte mich wie ein alter Bekannter. Während er dafür sorgte, dass mein Gepäck in seinen Wagen gebracht wurde, erkundigte er sich bereits nach meinem Aufenthalt in China, wo er viele Bewunderer hatte. Gleichzeitig brachte er es fertig, auch mit meinem Reisegefährten, dem Vize-Dekan der Universität Kal-

kutta, Dr. B. C. Roy, einer in Kongresskreisen sehr angesehenen Persönlichkeit, ein Gespräch zu führen. Dass Nehru mich für einige Tage in sein Haus einlud, hatte ich Dr. Roy zu verdanken. Er war einer seiner besten Freunde. Roy selbst stieg in Allahabad nicht aus, sondern fuhr sofort nach Delhi weiter. Ich war ganz erstaunt, Nehru – den berühmtesten Nationalistenführer neben Gandhi – auf diesem Bahnhof herumgehen zu sehen wie jeden andern. Er bewegte sich in dem Gedränge von indischen und englischen Passagieren, Trägern und Strassenhändlern, ohne die geringste Aufmerksamkeit zu erregen. Erkannte man ihn überhaupt? Man liess ihn jedenfalls in Ruhe. Aber Nehru selbst ergriff plötzlich die Initiative, als er vor einem Waggon dritter Klasse einen Haufen kreischender und schreiender Hindus geballt sah. Hier schien es einen Streit zu geben, und Nehru wollte wissen, worum es sich handelte. Diese instinktive Reaktion war für mich sehr aufschlussreich: ich bekam sofort eine Probe seiner Ursprünglichkeit und seiner kindlichen Neugierde zu sehen. Das Ganze erwies sich übrigens als eine völlig banale Angelegenheit. Jemand hatte den Sitz eines andern besetzt: darum das Geschrei. Offensichtlich hielt Nehru es für überflüssig, dieses Disputes wegen das Vollgewicht seiner politischen Macht einzusetzen. Und ich sah ihn, ohne dass er irgend eine Partei ergriffen hätte, wieder aus dem dicken Knäuel unzufriedener Volksgenossen auftauchen. Wir verliessen den Bahnhof und fuhren still nach Hause.

Wie sah Nehru aus? Wie ein hübscher Prinz aus einem Märchen. Wie der Aristokrat, der er war. Er trug ein kleidsames indisches Kostüm – eine durchgeknöpfte weisse Tunika mit der grün-roten Plakette der Kongresspartei, weisse, eng anliegende Hosen und auf dem Kopf die weisse Mütze der Gandhi-Anhänger. Er war schlank und eher klein. Die Gandhimütze, die sein graues Haar und seine kleine Glatze verdeckte, liess ihn erstaunlich jung erscheinen. Erst als er die Mütze abnahm, kam mir zum Bewusstsein, dass er zweiundfünfzig Jahre alt war. Aber nicht nur seine dunklen herrlichen Augen und seine regelmässigen Züge allein machten ihn so unvergesslich. Es lag weit mehr an seinem ungeheuer lebendigen blassen Gesicht, das auf jede kleinste Erregung reagierte. Man konnte in ihm beinahe jeden seiner Gedanken lesen und auch den leisesten Stimmungswechsel. Dieses Gesicht war nicht nur romantisch, es war auch geistvoll. Sein Ausdruck änderte sich so plötzlich wie der Himmel, wenn ein Wind sich erhebt.

Nehrus Haus hiess Anand Bhawan. Er hatte es von seinem Vater, dem Anwalt Motilal Nehru geerbt, einem der vornehmsten Hindus seiner Generation. Es war eine ungeheure weisse Villa mit unzähligen Säulen in jedem Stockwerk, die offene Galerien trugen und mit einem von einer runden Kuppel gekrönten Turm. Über dem grossen Garten voll bunter Blüten und verträumter Bäume lag eine erdrückende Schwüle. Auf den Terrassen zu ebener Erde herrschte durch das ewige Kommen und Gehen kleiner Kinder, erwachsener Gäste, Familienmitglieder und der Dienerschaft ein reges Leben. Alle Fenster und Türen standen weit offen. Als wir aus dem Auto stiegen, traten einige Studenten, die stundenlang gewartet hatten, um ihr Idol eine Minute lang zu sehen, an Nehru heran und baten um Autogramme. Es war leicht an Jawaharlal Nehru heranzukommen, weil er ungeheuer einfach und natürlich war und die Menschen liebte. Natürlich gab es auch Zeiten, wo er seine eigene Berühmtheit satt bekam, dann brach er los: «Alle die Besucher soll der Teufel holen . . . Warum kommen so viele Leute her, wo es doch so viel anderes zu tun gibt?» Aber im grossen ganzen war er freundlich. Er wusste genau, dass man ihn auf den ersten Blick lieb gewinnen musste, und die warme Atmosphäre von Ergebenheit, die ihn umgab, tat ihm sehr wohl. Vielleicht war auch sein langes Alleinsein in den Gefängnissen von Dehra Dun und von Lucknow ein Grund, warum er das Haus so gerne voll Menschen sah. Nehru hatte acht Jahre seines Lebens im Gefängnis verbracht. In einem Brief an seine Tochter fasste er seinen Werdegang folgendermassen zusammen: «Ich habe es mit manchem versucht. Im Gymnasium begann ich mit Naturwissenschaft, dann entschloss ich mich zum Rechtsstudium und nachdem ich verschiedene Berufe ausgeübt hatte, schlug ich eine der weitverbreitetsten indischen Karrieren ein: ich wurde ständiger Gefängnisbewohner. Im Gefängnis», so schrieb er «führt man das Leben einer angewurzelten Pflanze, die still und reglos weiterwächst. Was einem dabei am meisten fehlt, sind Frauenstimmen und das Lachen von Kindern.» Nehru sprach von diesen Jahren der Haft sehr ruhig und nebenbei. Das Fehlen jeglicher Bitterkeit und die Abwehr allen Mitleids gehörten mit zu den bezauberndsten Zügen seines Charakters. Kurz nach unserer Ankunft erzählte er mir, dass er für den nächsten Tag anlässlich der Hochzeit seiner Tochter Indira siebzig Gäste erwarte. Entsprechend den Vorschriften der Kongresspartei bestand das Brautkleid

aus im Hause gesponnenem Gewebe. Nehru erwähnte mit Stolz, dass er selbst im Gefängnis einen Teil des Garnes gesponnen habe, aus dem der rosenrote, mit gestickten Silberblumen eingefasste Sari gewebt worden war. Lächelnd fügte er hinzu: «Sie würden es nicht glauben, aber nach all den Jahren im Gefängnis spinne ich schon recht gut.»

Ich packte in einem Zimmer im ersten Stock mein Kofferchen aus, nahm ein kühles Bad, zog ein sauberes Kleid an und ging hinunter, um die Familie und die andern Gäste kennen zu lernen, die im Hause wohnten. Ein Aussenstehender durfte mit Sicherheit annehmen, dass alle, die besonders schön waren, zu Nehrus Verwandtschaft gehörten. Nehrus Schwester Mrs. Pandit war wunderschön. Diese anmutige Frau mit dem straff zurückgekämmten graumelierten Haar hatte einer Provinzregierung als Kongressminister vorgestanden und bekleidete nun die Präsidentinnenstelle der weiblichen Sektion der Kongresspartei. Auch Nehrus Tochter Indira war schön – nur zarter. Sie war schlank und blass und hatte ein versonnenes klassisches Gesicht. Sie hätte ebensogut in Griechenland geboren sein können.

Nehru hatte uns nur sehr hastig bekannt gemacht: er schien anzunehmen, dass ich schon erraten würde, wer jeder sei. Aber ich hatte keine Ahnung. Mit einiger Mühe fand ich Mrs. Pandits Gatten heraus und Indiras Verlobten, Feroze Gandhi, einen jungen Parsen, der mit dem grossen Gandhi aber nicht verwandt war. Ich versuchte gar nicht herauszufinden, wem alle die kleinen Kinder mit den blitzenden schwarzen Augen gehörten, die um das Haus herum im Garten spielten. Und es dauerte ziemlich lange, ehe ich entdeckte, dass eine ungeheuer kluge und witzige ältere Frau mit breitem Gesicht niemand anderer war, als Madame Sarojini Naidu, die grösste indische Dichterin nach Rabindranath Tagore, gewesene Kongresspräsidentin und eine der führenden Gestalten des indischen Nationallebens.

Dann waren noch einige würdige Männer in weissem Musselin da, die plötzlich aus einem der Räume auftauchten, in dem sie eine Konferenz abgehalten hatten, dann wieder verschwanden, wiederkamen und Nehru in eine Ecke zogen, um ihm noch einen letzten Rat zu geben, wie er sich zu benehmen und zu handeln habe: Eifrige Hindupolitiker, die gekommen waren, um die Einstellung des Kongresses zu den zu erwartenden Vorschlägen Sir Stafford Cripps zu besprechen. Sir Stafford hätte

sich wirklich einen andern Zeitpunkt für seinen Besuch aus-suchen können: nicht gerade den Tag vor Indiras Hochzeit! Nehru war zwischen den Hochzeitsvorbereitungen und den end-losen Besprechungen mit den Parteimitgliedern so hin und her gerissen, dass er nicht mehr wusste, wo ihm der Kopf stand.

Mittags waren wir etwa zwölf bei Tisch. Wir bekamen schwere indische Speisen vorgesetzt, die wir mit den Fingern assen, oder besser gesagt mit trockenem, dünnen doppelt gefalteten Weizenkuchen, mit denen wir die Fleisch- und Gemüsestück-chen anfassten. Ich war weit weniger an dem farblosen Essen interessiert als an der Lösung der Widersprüche, die in dem Namen «Nehru» enthalten waren. Hier sass ein Brahmane aus Kaschmir und ass mit seinen Fingern Curry in einem reichen indischen Haus – ein indischer Aristokrat – der «als einziger Sohn wohlhabender Eltern» von englischen Gouvernanten und einem irischen Hofmeister erzogen worden war, um schliess-lich, wie jeder englische Junge aus gutem Hause, seine Studien im Harrow- und Trinity-College zu vollenden, ein moderner Denker rein westlicher Art, ein marxistischer Sozialist, ein Atheist, der, so unglaublich es klingt, Führer der ungeheuren Volksmassen dieses mittelalterlichen, tief religiösen Landes Indien geworden war; genau wie Madame Tschiang Kai-schek, diese von Amerika geformte chinesische Nationalistin, war Nehru ein von England gemodelter indischer Nationalist – ein Feind Englands «Made in Britain».

Wir kamen auf Vortragstourneen zu sprechen, und ich be-merkte zum Spass, obzwar ich vom genauen Gegenteil über-zeugt war: «Sie hätten in Amerika als Redner bestimmt kein Glück.» Er sah mich etwas betroffen an: «Warum nicht?» «Ihres Akzents wegen. Die Amerikaner könnten einen derart britischen Hindu wie Sie einfach nicht ertragen.» Und wir alle lachten. Es war wirklich ganz sonderbar, Nehru in seinem ver-feinerten, beinahe affektierten Englisch die Jahre schildern zu hören, die er in englischen Gefängnissen verbracht hatte. Und dann wieder, zum Abschluss einer streng begründeten Attacke auf den britischen Imperialismus, bemerkte er jedesmal in sei-nem schönsten Cambridge-Englisch: «Ich persönlich habe die Engländer ja eher gern.» Er nützte die paradoxe Situation die aus ihm, der noch im Dezember im Gefängnis gesessen hatte, heute den Mann machte, den zu sprechen der Gesandte des Kriegsministeriums gar nicht erwarten konnte, keineswegs in plumper Weise aus. Im Gegenteil: er sprach von Sir Stafford

Cripps als seinem persönlichen Freunde, den er ausserordentlich hoch schätzte.

Dieses Gemisch aus Bitterkeit und Nachsicht gegenüber den Beherrschern Indiens, hing mit Nehrus weitgehender Kenntnis alles Britischen zusammen, und brachte ihn etwa in die Situation einer Frau, die sich «wegen Grausamkeit» von einem Manne scheiden lassen will, den sie unter Zwang geheiratet hat – aber mit dem sie gern befreundet bleiben möchte. Er hatte einmal in seiner Selbstbiographie geschrieben:

«Ich persönlich verdanke England in geistiger Hinsicht zu viel, um diesem Lande ganz fremd gegenüberstehen zu können. Und ich mag tun was ich will: ich kann mich einfach nicht ganz von der Denkweise und den Standpunkten und Beurteilungsarten anderer Länder und des Lebens überhaupt freimachen, die ich in englischen Schulen und Universitäten in mich aufgenommen habe. Meine ganze Geschmacksrichtung, insoweit es sich nicht um Politik handelt, neigt England und dem englischen Volke zu, und wenn ich jetzt ein unnachgiebiger Gegner der britischen Oberhoheit in Indien geworden bin, so ist dies gewissermassen gegen meinen Willen geschehen.»

Allerdings wenn er nicht auf seine eigenen, sondern auf die Beziehungen Indiens zu England zu sprechen kam, sah das Bild bedeutend düsterer aus:

«Sie (die Engländer) bemächtigten sich ihres (,Indias') Leibes, um sie zu besitzen, aber sie besaßen sie nicht, sie vergewaltigten sie nur. Sie kannten sie nicht und versuchten nicht, sie kennen zu lernen. Sie blickten ihr nie in die Augen, denn sie wandten die eigenen ab, und sie hielt die ihren vor Scham und Demütigung gesenkt. Nach Jahrhunderten enger Berührung stehen sie einander als Fremde gegenüber und lieben einander nicht.»

Nach Tisch verschwand Nehru sehr bald. Zwei Parteimitglieder entführten ihn und schleppten ihn in sein Büro. Ich hätte mir am Nachmittag gerne Allahabad angesehen, aber ich hatte Angst vor Sonne und Hitze und blieb lieber müssig zu Hause. Der Begriff «zu Hause» war für mich auf dieser Reise etwas sehr Seltenes geworden – und auch sonst während der letzten Jahre. Seit die Deutschen in Paris eingezogen waren, hatte es für mich kein Zuhause mehr gegeben – und seit

dem Tode meiner Mutter im Jahre 1934 kannte ich kein Familienleben mehr. Es war für mich süß und schmerzlich zugleich, plötzlich wieder daran erinnert zu werden, was ein Heim war – den kleinen Kindern zuzusehen oder mit Sarojini Naidu zu plaudern, während sie auf einem Sofa liegend ihr langes, schwarzes Haar kämmte. Es war ein Vergnügen mit ihr zusammen zu sein, so geistvoll und boshaft war sie und absolut ehrlich in allem, was sie sagte. Über uns im Wohnzimmer hingen gerahmte Photographien von Nehrus Angehörigen und Freunden. Das zarte Gesicht seiner Frau Kamala war darunter, die 1936 in der Schweiz an einem Lungenleiden gestorben war – das heitere Gesicht Tagores und – natürlich – auch das Gesicht Gandhis, den Nehru zärtlich «Bapu» nannte.

Gegen Abend wagte ich mich dann doch hinaus und sass eine Weile mit Mrs. Pandit und Nehrus Tochter in der glühenden Hitze auf einer Veranda hinter dem Haus. Ein Händler hatte der Braut einen Korb voll durchsichtiger Glasarmbänder in allen Farben des Regenbogens gebracht, und Indira traf mit sichtlichem Vergnügen ihre Wahl. Sie suchte sorgfältig die Armbänder aus, die am besten zu ihrem Sari passten. «Sie werden selbstverständlich ständig zerbrechen – sie sind ja aus Glas», sagte sie, «aber sie sind so billig, dass man sie gleich wieder ersetzen kann. Es ist lustig, sie ‚en masse‘ zu tragen, zehn, zwölf an jedem Arm.»

Dieser seiner Tochter Indira hatte Nehru seinerzeit aus dem Gefängnis in Briefen eine blendend gute Weltgeschichte geschrieben. Als sie später unter dem Titel «Ausblicke auf die Weltgeschichte» erschien, war ein Band von 970 Seiten daraus geworden. Diesem elfjährigen Mädchen, von dem er so lange getrennt war, hatte er auf bezaubernde Weise von Jesus Christus erzählt und von Karl Marx, von Alexander dem Grossen und von Dschinghis Khan, von Marco Polo und von Karl dem Grossen. Er hatte ihr von Frankreich und der grossen Revolution erzählt, der Zeit, wo es – im Jahre 1789 «in Lumpen dagestanden hatte, aber mit der Krone der Freiheit auf dem Haupte», von Napoleon und auch von Josephine – «einer schönen, aber recht oberflächlichen Dame». Selbstverständlich hatte er Indira vor allem über ihr eigenes Vaterland belehrt, über ihre Mutter India. Und er hatte eine indische Nationalistin aus ihr gemacht.

Nach dem Tee geschah etwas ganz Unglaubliches in Anand Bhawan. Alle im Hause, Nehru inbegriffen, alle Kinder und

ein Dutzend Politiker in weissem Musselin versammelten sich im Kreise im grossen Wohngemach. Ich dachte, dass ich einem intimen Familienrat beiwohnen durfte, bei welchem die ernstesten Tagesfragen besprochen würden. Keineswegs. Nehru wandte sich zu mir und sagte ganz nebenbei: «Wir werden jetzt einen Mann aus dem Pandschab hören, er soll der beste Vogelstimmenimitator der Welt sein.»

Ich dürfte angesichts des Eindringens eines Künstlers dieser Art in das Hauptquartier der Kongresspartei, und noch dazu zu dieser ernstesten Stunde, etwas verblüfft dreingeschaut haben. Nehru erklärte mir, dass er diesen Mann aus dem Pandschab vor einer Woche für diesen Sonntag, den 22. März eingeladen habe, damit er seine Talente vor seiner ganzen Familie entfalte, und im Drange der Geschäfte habe er den Imitator vollkommen vergessen. Der Imitator aber nicht ihn. Und er war von weit her, aus einer fernen Provinz, eigens nach Anand Bhawan gekommen. Und nun war er da.

Die Vorstellung wurde durch Verhandlungen zwischen dem Mann aus dem Pandschab (der ganz wie ein Hindu-Politiker aussah) und unserem Gastgeber eingeleitet. Als Nehru hörte, dass die Sache über vierzig Minuten dauern würde, verfärbte er sich. Er war sichtlich nicht in der Stimmung, sich dreiviertelstundenlang Vogelgezwitscher anzuhören. Trotzdem hatte er nicht das Herz, den Mann wegzuschicken oder selbst der Vorstellung fern zu bleiben und sich in sein Büro zurückzuziehen. Aber er protestierte wenigstens insoweit, dass er die Vorstellung gekürzt wünschte. Das aber lehnte der Pandschabmann hochmütig ab. Es war eine Vierzigminuten Vorstellung und jede Kürzung würde sie völlig verderben. Nehru musste klein beigeben, ob er wollte oder nicht. Mit einer komischen Grimasse die etwa besagte: «Was soll ich tun? . . . Ich ergebe mich; hören wir uns also die Vögel an», nahm er Platz, und ich liebte ihn für dieses Zartgefühl. Wir andern setzten uns auch alle nieder, es wurde still, und die Vorstellung begann.

Der dunkle Mann aus dem Pandschab piff durch seine geschickten Finger und zauberte so die Stimmen sämtlicher Vögel Indiens hervor. Er imitierte die ganz grossen Vögel und die ganz kleinen, die Sperber und jene Vögel, die statt zu pfeifen, zwei Schreie ausstossen, dann innehalten und von neuem beginnen, und die ich des nachts in Allahabad und später in Delhi noch sehr oft hören sollte. Der Imitator war ein Meister seines Faches, und wir alle klatschten Beifall. Aber das war ein arger

Fehler. Wir stachelten damit seinen Ehrgeiz an, und der Mann begann zu unserem Entsetzen Hühner und Hähne nachzuahmen und schliesslich alle Tiere unter der Sonne, vom Pferd bis zur Mücke: erst kam die männliche Mücke dran, dann die weibliche. Er war ein richtiger Zoo-Imitator und ein unermüdlicher obendrein. Über das mit Tierstimmen erfüllte Zimmer hinweg machte der ungeduldig gewordene Nehru verzweifelte SOS-Zeichen zu uns herüber, aber das schien den Pandschabmann nicht im Geringsten zu stören. Die Vorstellung war nach 40 Minuten zu Ende, keine Minute früher. Nehru erhob sich aufatmend, dann versammelte er seine Parteifreunde um sich, die einen etwas bedrückten Eindruck machten und kehrte zu seiner Arbeit zurück. Ich konnte nicht umhin, mir zu sagen, dass der Vogelstimmenimitator Sir Stafford Cripps sehr behilflich hätte sein können. Hier war ein Mann, der imstande war, zwölf hervorragende Mitglieder der Kongresspartei beinahe eine Stunde lang auf ihren Sitzen festzuhalten und sie dazu zu bringen, *zuzuhören*, statt selbst zu sprechen.

Am selben Abend nach dem Essen setzten Nehru und ich uns zusammen, um «ernsthaft» über Indien zu sprechen. Das Gespräch nahm uns derart gefangen, dass wir darüber völlig die Zeit vergassen – zumindest ich. Wir hatten gar nicht bemerkt, dass nach und nach alle Gäste und die ganze Familie, von unserer Beredsamkeit ermüdet, aus dem Zimmer geschlichen und zu Bett gegangen waren. Und erst, als es viel zu spät war, begannen wir Massnahmen gegen die Mücken zu ergreifen, die uns wütend bissen. Um zwei Uhr früh sassen wir noch immer beisammen und sprachen und sprachen und kratzten uns an Armen und Beinen.

Nehru erzählte so leidenschaftlich gern interessante Geschichten, dass er manchmal ganz vergass, wovon er ausgegangen war. Dann brach er in schallendes Gelächter aus und sagte: «Nun, tut nichts ...» und fing wieder von vorne an. Er ist häufig eine «romantische Figur» genannt worden, und ich konnte sehr gut begreifen, dass er als Idealist galt, der, wenn er harten praktischen Problemen gegenüberstand, sie nicht zu lösen vermochte. Er erinnerte mich in gewisser Hinsicht sehr an einen andern Politiker, der ein Sozialist war, wie er, und zwar an den gewesenen französischen Premier Leon Blum (über den Nehru sich wegen seiner Nichteinmischung in Spanien im Jahre 1937 sehr missbilligend äusserte). Er hatte einen ebenso blendenden Verstand wie Blum und war auch so

aufrichtig und grossherzig wie er. Und auch so mutig. Als Führer jener ungeheuren Oppositionspartei gegen die Briten, die sich Kongresspartei nannte, hatte Nehru sich ungeheuer tatkräftig erwiesen. Auch Blum war jahrelang der tüchtige Führer der französischen Oppositionspartei gewesen. Aber als er sein Amt als Premier in einem von Nazi-Deutschland am Leben bedrohten Frankreich angetreten hatte, waren seine Erfolge lange nicht mehr so gross. Es wäre abzuwarten, ob Nehru, dem augenblicklich von der japanischen Armee bedrohten Indien ein wirklicher Führer sein könnte.

Das Charakteristische an Nehrus Ideen, das ihn sehr von vielen seiner nationalistischen Kollegen unterschied, vor allem von Gandhi, war, dass er die Frage der indischen Unabhängigkeit in engen Zusammenhang mit dem allgemeinen Fortschritt der Welt und ihrer politischen Evolution brachte. Das, worauf die Engländer in ihren Beziehungen zu Indien am meisten stolz waren, nämlich die Tatsache, dass sie sich nur wenig in die Sitten und Religionsfragen des Landes eingemischt hatten, ohne deswegen ihr Regime von «Recht und Gesetz» zu unterbrechen, brachte Nehru am meisten auf. Er konnte es England nicht verzeihen, dass es die Uhr im Osten zum Stehen gebracht hatte, zu einer Zeit, wo einst so rückständige Länder wie die Türkei und Russland ungeheure Schritte nach vorwärts getan hatten. Und er hatte keinerlei hohe Meinung vom Frieden unter britischem Regime, den er den «Frieden des Grabes» nannte. Sein Kampf gegen die Engländer war im Grunde nichts anderes als ein Kampf gegen die von England geduldete Alittelalterlichkeit Indiens.

Der Patriot Nehru kämpfte für die Befreiung seines Landes. Der Sozialist Nehru kämpfte für seine Modernisierung. Er verfocht nicht nur eine Sache sondern eine ganze Reihe von Dingen, die er als eng zusammenhängend betrachtete. Das eine war die Emanzipation Indiens, das zweite der Anti-Imperialismus und das dritte der Anti-Faschismus. Last not least kam noch der Antikapitalismus hinzu und der Aufbau einer Weltwirtschaft auf marxistischer Basis. Überflüssig zu erwähnen, dass die meisten von Nehrus Jüngern, in Indien selbst und ausserhalb Indiens, ihm ergeben auf dem Pfade des Nationalismus und Antiimperialismus folgten, sich aber in voller Verwirrung zurückzogen, wenn es sich um Sozialismus handelte. Zum Entsetzen einiger seiner Bewunderer hatte er einmal geschrieben: «Imperialismus und Kapitalismus können

nicht verbessert werden. Die einzige Verbesserung wäre die, ihnen insgesamt den Garaus zu machen.» Als einen Haupterfolg des Krieges sah er das «Ende des Kapitalismus» von heute voraus und die Einführung einer weit grösseren Kontrolle des Wirtschaftssystems der ganzen Welt. Damit würde auch die kapitalistische Demokratie sich verändern, denn sie j. war eine Art Luxussystem für wohlhabende Nationen und kann die schweren Zeiten, die kommen, nicht überleben.»

Imperialismus und Commonwealth-Einstellung sollten/: seiner Meinung nach, durch eine Weltföderation ersetzt werden. Wenn er «Imperialismus» sagte, dachte er dabei nicht nur an britischen Imperialismus, In einem der berühmten *Briefe*. an seine Tochter im Jahre 1933 hatte er genau beschrieben, was er mit «amerikanischer Imperialismus» bezeichnet:

«Glaube ja nicht, dass das Imperium der Vereinigten Staaten sich auf die Philippinen allein beschränkt. Sie sind nur scheinbar das einzige Gebiet, das die Amerikaner besitzen; sie hatten von den Fehlern der andern imperialistischen Mächte soviel gelernt, dass sie die alten Methoden entsprechend verbessert zur Anwendung brachten. Sie nehmen sich nicht erst die Mühe, ein Land zu annektieren, so wie Grossbritannien Indien annektiert hat. Sie sind ausschliesslich am Profit interessiert und tun alles Nötige, um den Reichtum eines Landes unter ihre Kontrolle zu bringen. Und wenn man einmal den Reichtum eines Landes kontrolliert, dann ist es nicht schwer, auch das Volk dieses Landes und das Land selbst unter Kontrolle zu bringen. Auf diese Weise kontrollieren sie das Land ohne Unannehmlichkeiten und Reibungen und Zusammenstösse mit einem aggressiven Nationalismus, und haben trotzdem Anteil an seinem Reichtum. Diese sinnreiche Methode hat einen Namen: sie nennt sich , wirtschaftlicher Imperialismus Auf der Landkarte natürlich kommt er nicht zum Ausdruck. Ein Land kann frei und unabhängig aussehen, wenn man das Geographiebuch oder den Atlas befragt. Aber wenn man hinter die Kulissen schaut, dann entdeckt man, dass es sich in den Klauen eines anderen Landes befindet oder besser gesagt in den Klauen seiner Bank- und Geschäftsleute. Und dieses unsichtbare Imperium ist es, das die Vereinigten Staaten besitzen. Und um dieses unsichtbare aber trotzdem existente Imperium handelt es sich auch im Falle Englands und Indiens. Dieses Imperium versucht Grossbritannien für sich zu behalten, wenn es auch

scheinbar die Handhabung des politischen Apparates der Bevölkerung des Landes überlässt.»

Nichtsdestoweniger liebte und bewunderte Nehru Amerika trotz seiner kapitalistischen Einstellung und trotz der Situation der zwölf Millionen Neger, die er als die «unterworfenen Rasse» der Vereinigten Staaten bezeichnete. Er glaubte an Roosevelts «New-Deal»-Amerika. Zurzeit von München im Jahre 1938 hatte er geschrieben:

«Zwei grosse Länder stehen abseits: die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten. Die mächtigsten Nationen der modernen Welt, beide nahezu unabhängig von der Aussenwelt in ihren ungeheuren, beinahe unbesiegbaren Gebieten. Aus ganz verschiedenen Gründen stehen sie beide dem Faschismus und Nazismus feindlich gegenüber.»

Das war der ideologische Hintergrund, der Nehru stets beeinflusste, wenn er entweder von Indien sprach oder vom Krieg. Wenn er und ich vom «Krieg» sprachen, dann meinten wir nicht dasselbe. Als Bürgerin Frankreichs, das innerhalb der letzten 75 Jahre dreimal von den Deutschen überfallen worden war, sprach ich von einem Krieg der Verbündeten gegen aggressive, ehrgeizige Länder wie Deutschland, Japan und ihre Anhänger – während es sich bei Nehru um einen Krieg gegen Ideen handelte: gegen Faschismus und Imperialismus. Darum antwortete er jedesmal, wenn England – oder auch ich – von ihm eine praktische Teilnahme am Kriege verlangten ziemlich scharf, dass er bereits lange vor England und Frankreich den Faschismus bekämpft habe. Er erinnerte mich daran, dass er, während das England Mr. Chamberlains sich durch Besänftigungspolitik hatte einschläfern lassen, vor den Gefahren der totalitären Stürme, die über die Welt hinwegfegten, gewarnt hatte, so laut er konnte. Er war auf Seite Abessinians, des republikanischen Spaniens und Chinas gewiesen und hatte sich München wild widersetzt. Zweifellos fühlte er, dass der Kampf um Indiens Freiheit auch eine Art war, diesen Ideenkrieg weiterzuführen. Bei irgendeiner Gelegenheit sprach er die verblüffenden Worte: «Dieser Krieg *ist* unser Krieg. Aber Sie verstehen das nicht: In diesem Krieg *steht England auf der andern Seite.*»

Der endgültige Bruch zwischen Nehru und England fiel in das Jahr 1939, als die Feindseligkeiten begannen. Die Kongresspartei hatte England vergebens ihre Mithilfe angeboten,

unter der Voraussetzung einer Klarstellung der Kriegsziele und der Anerkennung von Indiens Unabhängigkeit. Nehru hatte die Einstellung seiner Partei am 15. Januar 1942 in Worten festgelegt, denen er, so drückte er sich aus, auch noch am Vorabend vor seiner Zusammenkunft Sir Stafford Cripps nichts hinzuzufügen habe.

«Die Sympathien des Kongresses müssen unweigerlich auf Seite jener Völker stehen, die als Opfer von Angriffen für ihre Freiheit kämpfen. Aber nur ein freies und unabhängiges Indien ist in der Lage, die Verteidigung des Landes auf nationaler Basis zu unternehmen und bei der Förderung jener grossen Dinge von Nutzen zu sein, die aus dem Kriegsturm hervorgehen werden. In ganz Indien schlummern im Hintergrund Feindseligkeit und Misstrauen gegen die englische Regierung und weder die weitgehendsten Versprechungen können dieses Misstrauen aus der Welt schaffen, noch kann ein unterdrücktes Indien freiwillig oder willig einem arroganten Imperialismus helfend zur Seite stehen, der sich durch nichts vom faschistischen Autoritarismus unterscheidet.»

An dieses Glaubensbekenntnis gebunden, musste Nehru nun einer grausamen Tatsache ins Auge sehen: dem raschen Vormarsch der Japaner gegen die indischen Grenzen. Was gedachte er zu tun? Ich hatte den Eindruck, dass er es im Augenblick selbst noch nicht genau wusste, dass er sich von ungeheuren Ereignissen überholt fühlte, über die er keine Kontrolle mehr besass. Nehru war alles eher als ein Besänftiger und Kompromissmensch, aber auch er war gegen Verzweiflung und Defaitismus nicht völlig gefeit. Als ich ihn fragte, ob die Nationalistenführer, *selbst* wenn es dazu kam, imstande sein würden die tiefe Apathie der Hindus dem Kriege gegenüber abzuschütteln, antwortete er traurig: «Ich weiss es nicht. Wir werden es versuchen.» Bei dem Ton, mit dem er das sagte, überlief es mich kalt. Später am Abend bemerkte er plötzlich: «Augenblicklich führt alles ins Unglück.»

Seiner Meinung nach war Englands Ansehen zu tief gesunken, und die praktische Gefahr eines Angriffs auf Indien hatte zu feste Formen angenommen. Er wiederholte ständig: «Die Einstellung der Hindus gegen England ist viel stärker als die gegen Japan. Solange sich das nicht durch eine Unabhängigkeitserklärung ändert, werden wir nicht imstande sein, das

Volk gegen die Angreifer aufzuwiegeln.» Immerhin wies er darauf hin – und das war wichtig – dass eine Machtverschiebung von den Engländern auf die Inder gewisser «Berichtigungen» bedürfen würde. Obzwar er es nicht ausdrücklich erwähnte, fühlte ich, dass er nicht grundsätzlich gegen eine Übergangsperiode eingestellt war, vorausgesetzt dass «volle Unabhängigkeit» sofort Tatsache wurde. Wenn ich fragte: «Wie verhalten Sie sich zu der Bezeichnung ‚Dominion-Status‘»? dann lächelte er sein bezauberndstes Lächeln und sagte: «Er macht mich ein wenig seekrank.»

Seine Angst aber war nicht einzig auf Indiens gespannte Beziehungen zu Grossbritannien zurückzuführen. Ihn bedrückten noch andere sehr wichtige Dinge. Vor allem die Möglichkeit, die Japaner könnten eine pseudonationale Armee zur Befreiung Indiens aufstellen. Diese Armee würde unter dem Befehl eines Mannes wie Subhas Chandra Bose stehen, eines einst sehr mächtigen Mannes der Kongresspartei, der sich der Achse angeschlossen hatte. Das zweite war die Notwendigkeit, die Einigkeit des Kongresses soweit sie den Ausgang des Krieges betraf, aufrechtzuerhalten. Wenn Nehru, der fanatische Antifaschist, dem Plan einer «Bewaffnung der indischen Nation» zurückhaltender gegenüber stand als gewisse linke Führer, die der Partei nicht angehörten, lag der Grund vor allem darin, dass er davor zurückschreckte, Schritte zu unternehmen, die seine Kollegen vielleicht nicht billigen würden. Jeder wusste, dass im Kongress eine starke Friedenspartei bestand. Dann war noch Gandhi da, der kein Besänftiger war, aber etwas noch weit Komplizierteres: er war ein «mystischer Pazifist» und Anhänger einer «Politik ohne Gewalt». Wie immer Nehrus persönliche Gefühle einem bewaffneten Widerstand feindlichen Überfällen gegenüber sein mochten, so schreckte er doch vor einem Bruch mit Gandhi zurück. Er konnte sich das nicht leisten.

Immerhin gab es ein Gebiet, auf dem Nehru den Tatsachen ins Auge sah und zu konstruktiven Massnahmen riet; das war der Schutz des indischen Volkes im Falle eines japanischen Überfalles. Er sprach der Entwicklung von Hausindustrien das Wort, um im Falle von Verkehrsstörungen jede Region, was Nahrung, Kleidung und alle lebenswichtigen Gegenstände betraf, unabhängig zu machen. Er sah die Verwirrungen voraus, die im Falle von Paniken durch Luftangriffe entstehen konnten und nahm an, dass Gruppen von je 300 Häusern

organisiert werden könnten und innerhalb dieser Zonen die Bewohner selbst die Ordnung aufrechtzuerhalten vermöchten. Seine Hauptsorge galt den Dorfbewohnern, die er vor Angst und Hungersnot schützen wollte. Er, der den Kongress in diesem Kriege für «ausserhalb des Kampfes stehend» erklärt hatte, war sich der geistigen und praktischen Bedingungen bewusst, die dazu gehörten, einen nationalen Verteidigungsgeist zu wecken. Aber auch hier wieder fand er Gelegenheit, die Engländer und ihre Indienpolitik zu verwünschen. Nur Grossbritannien war schuld daran, sagte er, dass Indien, nur um des englischen gesicherten Absatzgebietes willen, kein industrieller Selbstversorger geworden war und nun, in Kriegzeiten, schwach und abhängig dastand. Und auch daran war England schuld, dass die kleinen Städte und Dörfer, wo man Hausindustrien hätte entwickeln können, keine Elektrizität und keine Kraftstationen besaßen. Und so weiter und so weiter. Wie fast alle, mit denen ich bis dahin gesprochen hatte, war auch Nehru ausserstande, einen genauen politischen Plan zu entwerfen, der die Differenzen zwischen den Mohammedanern, der Hindukaste, den Parias, den Sikhs und den Fürsten aus der Welt zu schaffen vermöchte. In diesem Punkte war Nehru erschreckend ungenau. Er begnügte sich damit, ständig zu wiederholen, dass das Kommunalproblem (Kommunalismus war die in Indien übliche Bezeichnung für den Moslem-Hindu-Antagonismus) nicht gelöst werden könne, solange Grossbritannien nach dem Prinzip «divide et impera» regiere. Er versicherte, dass die Kongresspartei der einzig mögliche Vermittler bei der Einigung Indiens sei, ihrer Einstellung zu jeglicher rassischen und religiösen Unterscheidung wegen, weil sie neben ihrer Hindu-Majorität Zehntausende mohammedanischer Anhänger zähle und ein demokratisches Regime «innerhalb einer konstituierenden Versammlung» pre-dige. Er bemerkte ganz nebenbei:

«In der Geschichte werden komplizierte Fragen nur gelöst, wenn ihre Lösung unvermeidlich wird. Solange Grossbritannien als dritter Machtfaktor auftritt, werden die Hindus und Moslems nur schwer den Weg zueinander finden. Alleingelassen aber werden sie zu einem Kompromiss gezwungen sein, aus dem einfachen Grunde, weil Indien weiterleben muss. Jede historische Umwälzung erfordert ein gewisses Risiko. Ich leugne die ungeheuren Hindernisse nicht, die wir noch zu nehmen haben.

Immerhin müssten die Erfahrungen der letzten zehn Jahre die alliierten Mächte gelehrt haben, dass in der Innen- wie in der Aussenpolitik die gefährlichste, kostspieligste Lösung darin besteht, einem akuten Problem untätig gegenüberzustehen.»

Es lohnte sich, herauszufinden, was mein Gastgeber unter einem «gewissen Risiko» verstand. Zweifellos nur, dass die Inder erst untereinander einen Bürgerkrieg auszukärapfen haben würden, so wie die Chinesen es getan hatten, bevor sie ihre Einigung erreichen konnten.

Gefühlsmässig stand Nehru China sehr nahe. Er sah die Ähnlichkeit der materiellen Vorbedingungen in China und in seinem eigenen Lande und glaubte, dass in der augenblicklichen Gefahr Indien eine ganze Menge von den Methoden lernen konnte, mittels derer Hunderte Millionen von Chinesen – dieses ebenfalls unbewaffneten und friedhebenden Volkes – ihren Feinden erfolgreich getrotzt und ihre westlichen Provinzen während der letzten vier Jahre reorganisiert hatten. Im ersten Stock von Anand Bhawan, in seinem mit englischen Büchern und Portraits seiner anmutigen Tochter angefüllten Zimmer, standen auch gerahmte Photographien seiner berühmten Freunde, des Generalissimus und der Gattinnen Tschiang Kai-scheks und Sun Yatsens. Während eines langen Gespräches, das ich am folgenden Nachmittag mit ihm hatte, fragte er mich, wie ich Madame Sun Yatsen anlässlich meines Besuches in Tschungking gefunden hätte. «Sehr nervös und unglücklich», sagte ich. Sofort veränderte sich sein ausdrucksvolles Gesicht in der für ihn so charakteristischen, einnehmenden Art, und er wiederholte ganz leise, als spräche er mit sich selbst: «Ja . . . sie *ist* sehr nervös – und unglücklich.» Und ich fühlte, wie sehr er sie liebte.

Ich verliess Allahabad und Nehrus Haus mit Geschenken beladen: Nehru gab mir ein Exemplar von jedem seiner Bücher. Und ebenso sein Schwager R. S. Pandit. Sarojini Naidu hatte mir im letzten Augenblick eine reizende kleine lautenspielende Elfenbeingöttin mit einem elfenbeinernen Pfau zu ihren Füßen in die Hand gedrückt. In dem zum Ersticken heissen Zug nach Delhi, während sich eine Staubschicht um die andere über meine Kleider legte, konnte ich nicht aufhören an Nehru zu denken, an diese grosse Persönlichkeit, die dabei so anmutsvoll ein schlichter, liebenswerter Mensch blieb. Ich sah ihn noch immer vor mir, wie er in seinen blütenweissen indischen Ge-

wandern hastig durch sein Haus ging. Oft barfuss: man konnte ihn nicht gehen hören. Plötzlich erblickte ich seinen Schatten, der ihm auf einer der sonnigen Veranden vorangeeilt war und hörte sein jugendliches, ansteckendes Lachen. Wie konnte man einen so ungeheuer wertvollen Menschen wie Nehru ins Gefängnis stecken und acht lange Jahre dort behalten? Wo waren diese Kerkermeister, die das Herz hatten, hinter ihm einen Schlüssel umzudrehen? Man konnte Menschen wie Jaha-warlal nicht einsperren: sie waren frei geboren.

Nun hatte ich ein Stück Indien gesehen und hatte Nehru gesehen – einen der Männer, in die Indien verliebt war. Welch ein Kontrast klaffte zwischen ihm und seinem unglücklichen Land. Indien lebte – bestenfalls – im zehnten Jahrhundert. Indien lag im Herzen Asiens und er versuchte Indiens Probleme mit einem westlichen Geist auf westliche Art zu lösen. Manchmal erschienen seine Bemühungen völlig unwirklich und seine Theorien hoffnungslos. Zwischen ihm und dem gigantischen Berg von Elend und Mystizismus, aus dem Indien bestand, erschien der Abgrund gar zu tief. Aber vielleicht konnten, wenn überhaupt, nur so kühne Menschen wie Nehru Indien ändern. Von den Ufern des Mittelmeeres bis in den Fernen Osten gab es nur wenige Führer für die das Wort «Unabhängigkeit» mit «Demokratie» gleichbedeutend war. Die meisten jener Patrioten, die nach «Freiheit» schrien und versuchten, ihr Land von der westlichen Oberhoheit zu befreien, ersehnten die Freiheit im Grunde nur, um noch autokratischer mit ihrem Volke umzugehen, als der weisse Mann es je getan hatte. Bei Nehru war das anders. Er war genügend Demokrat, um seine reaktionären Parteigenossen erzittern und die englischen und amerikanischen Grosskapitalisten erbleichen zu machen. Wenn man ihm die Gelegenheit dazu gäbe, würde er sein Land mit aller Macht vorwärtsbringen. Er -würde versuchen, Indien das zwanzigste Jahrhundert einholen zu lassen, und vielleicht könnte es ihm gelingen, dem schweren Berg einen Ruck zu geben, sei es auch nur ein klein wenig.

Nehru war vor allem Nationalist. Und aus diesem Grunde hatte er sich bisher der aktiven Teilnahme der Kongresspartei am Kriege blind widersetzt. Er hatte einmal humorvoll bemerkt: «Wir würden sehr gern für die Freiheit kämpfen, aber solange wir im Gefängnis sitzen, geht das nicht.» Er habe keine Lust, in der britischen Firma Partner zu sein, erklärte er.

Das war höchst verständlich, aber, von einem höheren Gesichtspunkt aus, war es auch falsch und dumm. Nachdem ich Nehru viele Stunden lang über England herziehen gehört hatte, stand es bei mir fest, dass Nehru der gleichen Welt angehörte wie die Engländer, die auf den Britischen Inseln und in allen Weltteilen kämpften. Dieser Individualist, dieser fanatische Verehrer der westlichen Zivilisation, dieser unabhängige Denker konnte unmöglich in einer anderen Welt leben als in der, welche England mit all seinen Fehlern und nach seinem schwer errungenen Sieg aufbauen würde. Die Frage war die: Würde Nehru helfen, diesen Sieg zu erringen, diese Welt aufzubauen? Seine Anwesenheit im Lager der Alliierten vermöchte Millionen zu begeistern und hinzureissen – und nicht nur Inder.

Das Lager der «Vier Freiheiten» brauchte Nehru. Aber man konnte es auch anders formulieren: Nehru brauchte unbedingt das Lager der Vier Freiheiten. Andere Inder konnten vielleicht mühelos in einer totalitären Welt ein Plätzchen für sich finden. Er nicht. Wenn sein alter Feind England, gemeinsam mit Amerika, Russland und China den Faschismus schliesslich besiegte, dann musste dieser leidenschaftliche Antifaschist – ob er wollte oder nicht – dazu «Bravo!» sagen.

Drei Tage nachdem ich Nehru in Allahabad verlassen hatte, sprach ich in Neu Delhi mit einem andern Sozialisten: Sir Stafford Cripps. An jenem Donnerstag, dem 26. März, hielt der Lordsiegelbewahrer seine erste Pressekonferenz im Sekretariatsgebäude ab. Er hatte seine Mission folgendermassen definiert: «Ich bin als Mitglied des Kriegsministeriums gekommen, um den indischen Führern den Entwurf vorzulegen, auf den die britische Regierung sich geeinigt hat.» Er entwarf sein Arbeitsprogramm und nannte die wichtigsten Personen, die er demnächst zu sprechen gedachte: den Präsidenten der Kongresspartei, Maulana Abul Kama Azad, den Präsidenten der Moslem-Liga, Mohammed Ali Jinnah, die Vertreter der Fürsten-Kammer und Gandhi.

Sir Stafford war gerade aus dem Palast des Vizekönigs in ein weisses Landhaus mit Säulenveranden übersiedelt, das aufs Haar Dutzenden anderer weisser Landhäuser glich, die von Mitgliedern der indischen Zivilverwaltung in Delhi bewohnt wurden. Seine Sekretäre, A. D. Owen und Graham Spry und sein Mitarbeiter, Professor R. Coupland, siebten die Besucher,

während Pressephotographen ständig in der Nähe des Haupteinganges auf der Lauer lagen, um von den hohen Persönlichkeiten, die einander ablösten, Aufnahmen zu machen. Der Lordsiegelbewahrer gab seine privaten Interviews in der Hall zu ebener Erde. Sobald einer der dunkelhäutigen indischen Führer das Haus verliess und versuchte möglichst undurchdringlich und geheimnisvoll zu erscheinen, wurde sofort ein anderer eingelassen. Ich lernte dieses gastliche Haus bald sehr gut kennen. Nach kurzer Zeit glich es immer mehr der Ordination eines sehr beschäftigten Arztes oder Zahnarztes – mit dem einen Unterschied, dass der britische Gesandte, während er sich mühte, ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, zweifellos mit seinen indischen Patienten die Schmerzen teilte, die seine Behandlung hervorrief.

Das Gespräch, das ich an jenem ersten Donnerstagnachmittag mit Sir Stafford hatte, war ausserordentlich aufschlussreich. Es beantwortete einige Fragen, die mich während der letzten Monate ständig beschäftigt hatten. Auf meiner Reise hatte ich weite Gebiete des Britischen Imperiums durchquert: in Burma, in Indien und in unabhängigen Ländern wie im Irak, Iran und Ägypten, wo die Engländer grosse Interessen hatten, war mir aufgefallen, dass einige der Schwächen der alliierten Front – die in der letzten Zeit durch grosse Niederlagen zum Ausdruck gekommen waren – ebensoviele politische und soziale Gründe gehabt hatten wie militärische. Ich hatte aufgeregte, unzufriedene Völker gesehen. Und unter den britischen Zivilbeamten, die seit Jahren im Osten gelebt und sich den Britischen Inseln im Krieg völlig entfremdet hatten, war ich nicht immer dem unbeugsamen Geist Londons im Blitzkrieg begegnet. Es waren stagnierende Elemente in diesem Imperium vorhanden, nicht nur was die Institutionen, sondern auch was die Menschen betraf.

Aber nun kam hier geradewegs aus London ein Engländer von einer Art, welcher die Inder nur selten zu begegnen Gelegenheit hatten: ein liberaler, politischer Führer, der es wagte, Meinungen – ja sogar Illusionen zu haben. Um mit dem indischen Nehru zusammenzukommen, war der Nehru Englands herübergereist, ein Nehru, den Englands Lebenskampf gestählt und realistischer gemacht hatte. Sir Stafford war nicht nur Zeuge des Krieges in England gewesen, sondern auch in Russland, wo er den Gesandtenposten bekleidet hatte. Beide, England wie Russland, hatten ihn gelehrt, dass militärische

Siege nicht nur auf Schlachtfeldern erfochten werden, sondern auch im Innern des kriegführenden Landes und in den Seelen des Volkes. Er wusste, dass die ungeheure Kraft und Ausdauer, die eine Nation braucht, um einen Krieg zu gewinnen, nicht nur von körperlichem Mut abhing, von guter Rüstung und jener mehr oder weniger künstlich hervorgerufenen Euphorie, die man «gute Stimmung» nennt. Sie hing auch mit der innern Vitalität und dem ständigen Aufschwung der Nation zusammen, mit ihrem Marsch nach vorwärts und ihrem Glauben an die Zukunft.

Gewiss war Sir Staffords augenblickliche Mission zum Teil von praktischen Überlegungen bestimmt. Die erdrückenden Erfolge der Japaner im Osten und die unmittelbare Bedrohung der indischen Grenzen zwangen England ganz plötzlich zu einer Beilegung des britisch-indischen Streites. Aber der Lordsiegelbewahrer sah seine Reise keineswegs in diesem Licht. Unter den ersten Dingen, die er mir mit seiner klaren überzeugenden Stimme sagte, waren folgende zu bemerken:

«Vor allem will ich, dass alle Menschen in allen Ländern sich darüber klar sein sollen, dass meine Mission keineswegs einen Versuch darstellt, in letzter Minute eine strategische Position zu retten. Ich bin nicht hier um *momentan*, in der Stunde der Gefahr, die Spannung zwischen den indischen Nationalisten und der britischen Regierung zu lockern. Die Bestrebungen des Kriegsministeriums reichen viel weiter. Meine Aufgabe besteht darin – soweit es überhaupt möglich ist – das ständige Problem in Indien für Kriegs- und Friedenszeiten ein für allemal zu lösen.»

Wenn Sir Stafford solche Worte aussprach, wusste er, dass er das Recht hatte, Glauben zu finden. Lange vor dem Krieg war seine Einstellung die Freiheit Indiens betreffend schon eine, sehr klare gewesen. Inzwischen war seine Verantwortlichkeit gewachsen, und die Umstände umgaben seine Mission mit vielerlei Gefahren. Aber im Grunde war er der gleiche kompromisslose Liberale geblieben, der seit Jahren der Champion der indischen «Selbstverwaltung» gewesen war. Er erzählte mir, mit bewundernswerter Begeisterung, dass selbst in dem unausdenkbaren Falle, dass Indien vollständig von den Japanern überrannt werden sollte, er nach wie vor mit gleichem Eifer an einer Versöhnung der Hindus und der Moslems arbeiten werde, so stark sei sein Glaube, dass sofort nach dem Siege der Verbündeten die erste Pflicht der englischen Regierung

darin bestehe, Indien bei der Erlangung und Erhaltung seiner Unabhängigkeit zu helfen.

Ich war nicht gewohnt, mich bei jeder Gelegenheit wahllos des Wortes «Demokratie» zu bedienen. Aber diesmal am 26. März 1942 musste ich in mein Tagebuch schreiben: «Ich bin einem wirklich demokratischen Engländer begegnet.» Sir Staffords diesmalige Reise nach Indien hatte zweifellos den Zweck, nicht nur Indien, sondern auch England den richtigen Weg finden zu helfen. Er wollte nicht nur Indien, sondern die ganze Welt davon überzeugen, dass Grossbritannien wirklich für die Freiheit kämpfe. Er war der Abgesandte eines tapferen, neuen Englands.

Anfangs waren die Inder davon sehr beeindruckt – die misstrauischsten und englandfeindlichsten inbegriffen. Beinahe in allen Kreisen New Delhis kam versteckte Hoffnung zum Ausdruck. Zum erstenmal seit Jahren hatte ein Mitglied des englischen Kabinetts etwas Herrliches auf der Aktivseite: die spontane Sympathie politisch gesinnter Inder. Vielleicht zum erstenmal in der Geschichte setzten Indien und England ihr Vertrauen in den gleichen Mann. Infolge des seltsamsten Paradoxons wiederholten die Inder, die England so lange bekämpft hatten und eigensinnig seine Herrschaft abzuschütteln bemüht waren, das Wort «Cripps» wie eine Zauberformel – Cripps, den Namen eines Engländers!

Ihr Vertrauen war rührend – aber es war auch gefährlich. Die britischen Vorschläge waren noch nicht bekannt. Wenn sie die Nationalisten nicht befriedigten, dann musste deren Enttäuschung und Wut sehr ernste Folgen haben. Sir Stafford hatte bei der Pressekonferenz mitgeteilt, dass kleine «Abänderungen» an dem ursprünglichen Entwurf möglich seien, dass er aber unter keinen Umständen daran denke, die Ausarbeitung eines Projektes in Erwägung zu ziehen, das von dem aus London mitgebrachten Vorschlag vollkommen verschieden sei. Waren die Mitglieder des Kriegskabinetts zur Zeit wo sie in Downingstreet ihre Pläne ausarbeiteten auch wirklich über die Atmosphäre in Indien informiert? Das wusste niemand. Tatsache war, und zwar eine sehr düstere Tatsache, dass ausser Nehru und einigen wenigen andern, die politisch interessierten Inder für die Sache der Verbündeten nur geringes Interesse zeigten, nur geringen Glauben an einen Sieg der Alliierten und beinahe gar kein Verständnis für die praktischen Erfordernisse eines Krieges. Viele von ihnen brachten ganz offen

ihre Freude über Englands zeitweise Schwäche zum Ausdruck, weil sie Indien eine Chance für Erpressungen bot. Sie waren einzig von zwei Worten besessen, sonst existierte nichts für sie. Und diese Worte lauteten: «Sofortige Unabhängigkeit.»

XXIV. Kapitel

ENGLAND IN INDIEN UND GENERAL WAVELL

New Delhi war über Nacht eines der wichtigsten Nachrichtenzentren geworden. Aus allen Winkeln Indiens und der ganzen Welt strömten die Menschen dort zusammen. Im «Imperial» oder «Savoy»-Hotel eine Unterkunft zu finden, erwies sich als nahezu unmöglich. Und auch die Transportfrage wurde zu einem grossen Problem. Taxis waren rar, und um per Tonga von einem der öffentlichen roten Sandsteingebäude zum andern zu gelangen, nahm ungeheuer viel Zeit in Anspruch. Tongas sind kleine Pferdekarren; der Passagier sitzt mit dem Rücken zum Kutscher auf einem hohen, schmalen Sitz, an dem er sich festhalten muss, um nicht hinunter zu fallen. Ich wusste das Privileg wohl zu schätzen, dass ich in einem grossen, komfortablen Zimmer im Hause des kommandierenden Generals wohnen durfte. Als General Sir Archibald Wavell mich in Kalkutta gefragt hatte: «Wollen Sie nicht bei uns wohnen, wenn Sie nach Delhi kommen?» hatte ich seine Einladung wie eine Gabe des Himmels begrüsst.

Die indische Hauptstadt war ein ganz merkwürdiger Ort. Nicht hässlich, wie viele Leute behaupteten. Sie strahlt einen unbestreitbaren Glanz aus und wirkt ungeheuer majestätisch. Das verdankt sie den breiten, kerzengeraden Strassen, die zu riesenhaften, bräunlich rosa getönten Palästen führen und auch der Tatsache, dass alles ungeheuer gross ist und dabei symmetrisch und nichts dem Zufall überlassen blieb. Nichtsdestoweniger war Delhi merkwürdig unwirklich. Es war der in Stein gehauene Begriff «Imperium». Die steife, künstliche Stadt machte einen tragisch einsamen Eindruck. Sie wirkte merkwürdig fremd, mitten in dem uralten, von Farben überströmenden Indien, das sie umgab.

Welch ein Kontrast gegen die alte Hauptstadt der Moguln, die nur einige Meilen entfernt war! Das alte Delhi mit seiner herrlichen roten Festung, seinen Moscheen und seinem weissen, edelsteinbesetzten Marmorpalast war klein und von seltsamen Gerüchen erfüllt. Inder aller Rassen und aller Religionen schlenderten an den trägen heiligen Kühen vorbei, durch die Strassen, die im Jahre 1857 der Schauplatz der «Grossen Meuterei» gewesen waren. Sie blieben vor den kleinen Läden stehen, wo es Baumwollstoffe, Betelnüsse und im Fett schwimmende Speisen zu kaufen gab. In Alt-Delhi glitzerte die berühmte Chandni Chauk (die Silberstrasse) von Juwelierläden, die alles Erdenkliche ausstellten, es musste nur glitzern und den Blick der Fremden anziehen. Hier konnte man Halsketten und Armbänder kaufen, Perlen und Steine – alle minderwertigen Juwelen, die man nicht haben wollte und auch die schönsten und kostbarsten, die man sich nicht leisten konnte. Alt-Delhi war wunderschön und ordinär zugleich. Es war voll Leben. In Neu-Delhi hingegen gab es keine Menschenansammlungen, kein Gelächter, keinen Gesang, keine Balgereien auf den Strassen, keine Gerüche und kein Gedränge. Die Bewohner von Neu-Delhi glitten in lautlosen Autos oder in Tongas – oder schlimmstenfalls auf Fahrrädern aneinander vorbei. Selten sah man jemanden in den stillen, wohlgepflegten Alleen zu Fuss gehen.

Die Engländer hatten eine Regierungsstadt aufgebaut, zu dem Zwecke – das waren ihre eigenen Worte – «im Rahmen des Möglichen die Tatsache und das Ideal der britischen Herrschaft in Indien zum Ausdruck zu bringen, deren Denkmal Neu-Delhi für alle Zeiten zu bleiben bestimmt sei». Sie hatten das älteste Land der Welt mit der modernsten Stadt der Welt gekrönt, die erst im Jahre 1931 «dem Verkehr übergeben» worden war. Im Stil war sie halb orientalisch, halb westlich, mit ungeheuren Elefanten hier und dort, die «indisch» zu wirken versuchten, einem Kriegerdenkmal, einem Standbild König Georg V., christlichen Kirchen, modernen Banken und Läden, Administrationsgebäuden mit acht Meilen von Korridoren und einem Palast mit einer roten Kupferkuppel. Das Regierungsgebäude trug folgende, eingemeisselte Inschrift: «Die Freiheit steigt nicht zum Volke hinab; das Volk muss sich zu ihr erheben.» Das Volk Indiens – zumindest jener Teil, der nicht gewillt war, zu schweigen, hätte diesen Satz zweifellos abgeändert gewünscht. Die Inder hatten nichts dagegen, «sich zu erheben», aber sie waren der Ansicht, dass

die Freiheit auch etwas dazu tun und ihnen ruhig einige Stufen entgegenkommen durfte.

Als ich zum erstenmal vom Vizekönig und Lady Linlithgow zum Lunch geladen war, konnte ich mich der respektlosen Gedanken nicht ganz erwehren, welche die letzten Tagesnachrichten mir unbarmherzig eingegeben hatten. Es war reichlich paradox, diesen imposanten Palast mit seinen vierundfünfzig Zimmern – von den Büros, Hallen, Ballsälen, Speisesälen und Bibliotheken gar nicht zu reden – gerade in dem Augenblick zu sehen zu bekommen, wo das Kriegskabinet einen Abgesandten nach Indien geschickt hatte, streng genommen mit der Aufgabe, die Engländer aus eben diesem Palast zu vertreiben. Wenn Sir Staffords Unterhandlungen erfolgreich waren – das heisst, wenn es England gelang, sich selbst zu entthronen – was würde dann wohl mit dem feierlichen Palast geschehen? Würde ich, falls ich je wiederkommen sollte, in diesem Hause einen halb nackten Gandhi antreffen, der gerade seine Tagesration Ziegenmilch schlürft? Würde Nehru, dieses bezaubernde Produkt von Cambridge, in dem Schwimmbassin baden oder seinem wütenden Gegner Jinnah von der Moslem-Liga eine Audienz erteilen?

Nein. Solche Visionen konnten vielleicht in einem Walt-Disney-Film Platz finden, nicht aber in dem grandiosen Rahmen dieses vizeköniglichen Palastes, der ein durchaus englisches Haus war: von Engländern für Engländer erbaut.

Ein moderner Franzose oder ein Amerikaner, so fähig und vornehm sie auch sein mochten, hätten mitten in diesem Pomp fast lächerlich gewirkt. Sie wären befangen gewesen und gelangweilt und hätten nicht gewusst, was sie mit sich anfangen sollten. Bei einem Engländer war das anders. Lord Linlithgow (Victor, Alexander John Hope, the Most Honorable The Marquess of Linlithgow, K.T., P.C., G.M.S.I., G.M.I.E., G.C.S.I., G.C.I.E., O.B.E.) – ein grosser Mann mit langen Armen, langen Beinen und einem auffallend langen Schädel – war alles eher als eitel: er war still, scheu, schweigsam und sehr sympathisch. Es machte nicht den Eindruck, als sei ihm der Pomp, in dem er leben und arbeiten musste, besonders angenehm. Trotzdem folgte er mühelos den Vorschriften und Sitten, zu denen seine hohe Stellung ihn verurteilte und litt nicht darunter. Der würdige Palast, der von hübschen Sikhsoldaten bewacht wurde und den barfüssige Diener in dekorativen, rot-weissen Uniformen pflegten, passte ausgezeichnet zu ihm.

Ich hatte oft in den Sekretariatsbüros zu tun, um an den Pressekonferenzen Sir Stafford Cripps teilzunehmen, um meine Depeschen zensurieren zu lassen oder um hohe Funktionäre zu besuchen, die dort arbeiteten. Dabei bekam ich einen flüchtigen Einblick in die Art, wie Indien regiert wurde. Was mich am meisten überraschte, waren die vielen schokoladebraunen Männer, denen ich in den Gängen begegnete und die vielen indischen Namen, die ich an den Bürotüren las. Ich erfasste erst das Ausmass meiner Unwissenheit, als ich erfuhr, dass Grossbritannien Indien mit nur 1'185 Zivilbeamten regierte, von denen 597 Inder waren und nur 588 Engländer. Das war alles: 588 Engländer herrschten über ein Land mit Hunderten von Millionen Einwohnern. Dreimal soviel Leute sind nötig, um das Waldorf-Astoria-Hotel in New York in Betrieb zu erhalten. . . . Dazu kam selbstverständlich noch die Armee: im Frieden ein Maximum von 60'000 englischen Soldaten plus 150'000 Indern, die von englischen Offizieren befehligt wurden. In den verschiedenen Fürstentümern war die Sache noch einfacher: ein Stück Papier, ein Vertrag zwischen dem jeweiligen Maharadschah und «His Majestys Government» anerkannten im gegenseitigen Einverständnis «die Oberhoheit» Grossbritanniens. Die Verwaltung blieb mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten vollkommen den Fürsten überlassen und einige «fortschrittliche» Fürstentümer, wie Mysor zum Beispiel, sorgten für eine verständnisvolle und relativ aufgeklärte Regierungsweise. Britische Truppen durften die Fürstentümer nicht betreten.

Diese komplizierte, dehnbare Struktur der Regierung Indiens führte unmittelbar zu einem unbestreitbaren Schluss: hätten die 390 Millionen Inder sich in den 200 Jahren – zu welchem Zeitpunkt immer – der Engländer mit Gewalt entledigen wollen, dann hätten sie keine vierzehn Tage dazu gebraucht: 588 Beamte, 60'000 Soldaten und 65'000 englische Zivilisten, die in Indien angestellt waren oder Geschäfte betrieben, hätten den aufständischen Massen vollkommen hilflos gegenüber gestanden. Aber zu so einem allgemeinen Aufstand war es nie gekommen, aus dem einfachen Grunde, weil die grosse Mehrheit der ausgehungerten Bauern, die nicht lesen und schreiben konnten und 700'000 indische Dörfer bewohnten, dem indisch-britischen Konflikt nicht das geringste Interesse entgegenbrachten. Das traf ganz besonders auf jene Fürstentümer zu, wo die indirekte Herrschaft Englands von der Bevölkerung

kaum oder gar nicht empfunden werden konnte. Herbert Matthews, ein amerikanischer Berichterstatter, hatte nach einem Besuch des winzigen Fürstentums Cooch Behar im Nordosten von Indien an die «New York Times» telegraphiert:

«Ich fand niemanden, der mir die Begriffe «Herrschaft ohne Gewalt» und «Unabhängigkeit» zu erklären vermocht und niemanden, der den Abzug der Engländer aus Indien verlangt hätte. Die meisten Bewohner Cooch Behars hatten im Leben keinen Engländer zu Gesicht bekommen; man konnte von ihnen daher unmöglich eine Stellungnahme für oder gegen die Anwesenheit der Engländer in Indien erwarten. Kein einziger der Bauern, mit denen ich im Laufe von zwei Tagen sprach, hatte eine Ahnung, wo Madras liegt oder ob Afghanistan zu Indien gehört oder nicht. Und kaum zwei, drei Leute wussten, dass der Sitz der Zentralregierung sich in New Delhi befindet. Vom Krieg hatten sie nur gerade etwas läuten gehört und stellten sich darunter Kämpfe zwischen Engländern und Japanern vor, die mit ihnen selbst nicht das geringste zu tun hatten.»

Gewiss hatten Gandhi, Nehru und Jinnah Millionen und Abermillionen von Anhängern in den Dörfern wie in den Städten. Das ging zum Beispiel klar aus dem Sieg hervor, den die Kongresspartei bei den letzten Provinzialwahlen in Britisch-Indien errungen hatte – aus den von Gandhis «zivilem Ungehorsam» hervorgerufenen Ursachen und aus der grossen Zahl von Indern, welche die Engländer «zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung» einsperren lassen mussten: von 1930 bis 1935 sollen es angeblich 250'000 gewesen sein. Dabei zählte die grösste politische Partei Indiens, die Kongresspartei, nur viereinhalb Millionen zahlende Mitglieder – von 390 Millionen Indern. Darum war vernünftigerweise anzunehmen, wenn man die nichtregistrierten Anhänger der Partei berücksichtigte und einige Millionen, die anderen Parteien angehörten, dass diejenigen, die sich aktiv für die Unabhängigkeitsbewegung interessierten höchstens ein Dreissigstel der ständig wachsenden Bevölkerung Indiens darstellten.

Tatsächlich gab es nicht nur *ein* Indien, sondern *zwei*: ein grosses, von seinen mystischen Träumen besessenes und völlig weltfremdes Indien – und ein kleineres, das sich gegen seine

Beherrscher auf lehnte. Und dann gab es noch eine Kategorie Inder, von denen niemand sprach: das waren jene, die bereitwillig mit den Engländern an der Verwaltung und Verteidigung des Landes zusammenarbeiteten: die Zivilbeamten, die zahllosen über die Provinzen verstreuten Angestellten und Schreibkräfte, die durch ihre Arbeit das Regime des Kaisers und Königs befestigten – und schliesslich die Soldaten. Die Soldaten darf man ja nicht vergessen! Die indische Armee war von einem Anfangsstand von 150'000 indischen Soldaten seit Kriegsbeginn auf einen viertel Milion Mann gestiegen. Eben jetzt kämpften indische Regimenter im Mittel-Osten und in Burma. Und sie kämpften gut. Ausserdem meldeten sich jeden Monat 50'000 «Freiwillige». Die Nationalisten zuckten die Achseln, wenn von diesen Freiwilligen die Rede war:»Wenn ein Mensch Hunger hat, kann man ihm leicht eine Uniform anziehen.« Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass die indische Armee verlässlich, stark und von Politik keineswegs zersetzt war. Einzelne der Soldaten – die Pathans und die Sikhs – waren seit Generationen Krieger und wünschten sich nichts anderes. Die britische Ordnung in Indien wurde von Hindus aufrechterhalten.

Während der wenigen Wochen, die ich in Indien verbrachte, – eine viel zu kurze Zeit um sich von der Situation ein Bild zu machen – wurde ich von den entgegengesetztesten Strömungen hin und her gerissen. Jedesmal wenn ich mich in indischen «politischen» Kreisen befand, ging ich mit dem Eindruck von dort weg, dass Indien die britische Oberhoheit auch nicht einen Tag länger ertragen konnte. Diesem «politischen» Indien stand jetzt Sir Stafford Cripps gegenüber; er war nur zu diesem Zweck nach Indien gekommen. Aber wenn ich zufällig einem «unpolitischen» Inder begegnete, konnte ich plötzlich nicht fassen, worum der ganze Streit eigentlich ging. Ein Grundelement allerdings stand fest: das war das Elend und die Rückständigkeit des Landes.

Ich hatte das Glück, Sir Stafford Cripps Verhandlungen von einem Hause aus verfolgen zu dürfen, wo die Politik nicht an erster Stelle stand, sondern an letzter: und zwar vom Hause des Generals (später Feldmarschalls) Sir Archibald Wavell. Dieser Umstand brachte es mir ständig zum Bewusstsein, dass wie die Dinge lagen, vor allem der Krieg gewonnen werden musste. Politik ging Wavell nichts an: weder in Indien noch in England, und er sprach nur selten ein Wort darüber. Während die

Temperatur in Neu-Delhi in jedem Sinne des Wortes ständig stieg, während halb hysterische Inder schrien und wetterten, verschloss der Oberstkommandierende seine Ohren und war bemüht, sich von dem allgemeinen Wirbel fernzuhalten, um sich ausschliesslich auf seine Aufgabe konzentrieren zu können: einen Krieg zu führen, der augenblicklich äusserst schlecht stand.

Zu einer Zeit, wo jeder Nationalist in der Stadt nur den politischen Rückzug der Engländer aus Indien im Kopfe hatte, war Wavell sich über eines völlig klar: nämlich dass die Alliierten – zumindest militärisch – um jeden Preis in Indien bleiben mussten. Zu einem Zeitpunkt, wo die Japaner von Osten her vorgingen und die Deutschen im Westen eine Frühjahrsoffensive gegen Russland vorbereiteten, war Indien ein lebenswichtiger Stützpunkt. Fiel Indien, dann konnten die Japaner und die Deutschen einander die Hände reichen und gegen die Alliierten eine einzige Front bilden, die von Frankreich bis zu den Inseln des südlichen Stillen Ozeans reichte. Ob sich nun 390 Millionen Inder für oder gegen England entschieden: im Falle eines japanischen Überfalles war und blieb es Wavells Pflicht als Oberstkommandierender Indien gegen einen Angriff seitens der Achse zu schützen.

Eben jetzt erwoگ er trotz zu schwacher Streitkräfte und ungenügender Ausrüstung ein hinhaltendes Manöver in Burma, während er hastig Indiens Verteidigungslinien und die schnell anwachsende indische Armee ausbaute. Er arbeitete fieberhaft und war ständig zwischen Neu-Delhi, Kalkutta, Nord-Burma und Assam unterwegs. Er war kein General am grünen Tisch, sondern sah sich selbst immer alles aus der Nähe an, ohne Rücksicht auf Gefahr und mangelnden Komfort. Sein Werdegang war voll von Flugzeugabstürzen, feindlichen Bombardements aller Art und Rettungen im letzten Augenblick. In seinem grossen, stillen Haus war die Atmosphäre eine ganz andere als in allen übrigen öffentlichen Gebäuden von Neu-Delhi – einfach deshalb, weil ein Mann es bewohnte, der von früh bis abends zäh und verbissen daran arbeitete, den Krieg zu gewinnen.

Er blieb den ganzen Tag unsichtbar – vorausgesetzt, dass er sich überhaupt in Delhi aufhielt – und erschien nur zu den Mahlzeiten im Salon, wo Lady Wavell, seine beiden Töchter, der Generalstabschef Sir Alan Hartey und Lady Hartey, seine Adjutanten und einige Zufallsgäste ihn erwarteten. Beim

Lunch trug er khakifarbene Shorts und ein offenes Hemd. Aber zum Diner kleidete er sich als guter Engländer um und erschien in einer eleganten dunkelblauen Uniform, in der er plötzlich ganz jung aussah. Er hat einen sehr feinen Kopf, silbergraues Haar, entschlossene männliche Züge und das gesunde Aussehen eines Menschen, der sein Leben im Freien verbringt. Seines halb geschlossenen, ausdruckslosen linken Auges wegen (er hatte es im 1914er-Krieg verloren) konnte man anfangs in seinem Gesicht nur wenig lesen. Aber es lag Kraft darin, Überlegtheit, Güte – und Verschlossenheit; die Verschlossenheit eines Menschen, der sich körperlich und geistig stark genug fühlt, die Last seiner Verantwortung allein zu tragen und seine Sorgen mit niemandem zu teilen.

Der General zog sich gewöhnlich sehr bald wieder in sein Arbeitszimmer zurück und überliess die gesellschaftlichen Pflichten seiner Frau und seinen Töchtern. Es gehörte einfach zu ihm, dass er nie anders als in Begleitung von «zwei, drei Wavells» durch die Welt reiste. Als er von Kairo nach Indien versetzt worden war, hatte er allerdings seine Tochter Pamela zurücklassen müssen, die eben erst in Ägypten geheiratet hatte. Die beiden andern Töchter Felicity und Joan waren als Sekretärinnen im Hauptquartier beschäftigt. Sie arbeiteten gut und sahen mit ihren schlanken Gestalten, lieben Augen, sommersprossigen Nasen und ihrem lustigen Lächeln sehr hübsch aus. Eine von ihnen hatte ihren Vater nach Java begleitet, als dort der Krieg wütete und konnte Niederländisch-Indien nur unter grossen Schwierigkeiten verlassen.

Wavell galt für schweigsam: im Heer nannte man ihn «eine Guinee-für-jedes-Wort-Archie». Er versuchte nie «Eindruck zu machen». Ohne die geringste Befangenheit war er imstande, stundenlang den Mund nicht aufzumachen, wenn seine Gäste ihn langweilten. Aber wenn man eine Frage an ihn stellte, antwortete er einfach und geradeheraus und konnte sogar besonders liebenswürdig sein. Er sprach ebenso selbstverständlich von seinen Niederlagen wie von seinen Siegen – zweifellos in dem Bewusstsein, immer sein Bestes getan zu haben, soweit die ihm zur Verfügung stehenden Truppen und deren Ausrüstung es zuliessen. Einmal sprach er sich über die Ereignisse im Fernen Osten folgendermassen aus:

«Die Sache verhält sich so, dass wir tatsächlich für einen Krieg gegen Japan nicht vorbereitet waren. Während des

ganzen Jahres 1941 mussten wir im Fernen Osten alles aufs Spiel setzen, um den Nahen Osten und Russland zu versorgen. Aber was konnten wir anderes tun? Das Kriegsmaterial wurde an den Orten, an die wir es schickten, dringend gebraucht. Nach Pearl Harbor, nach dem Verlust der Kriegsschiffe «Prince of Wales» und «Repulse» waren wir im Stillen Ozean zur See ebenso schwach wie in der Luft. Unsere Truppen haben sich zwei Monate lang ohne Unterstützung durch die Luftflotte geschlagen und ohne genügend für die klimatischen und sonstigen Verhältnisse in Malaya trainiert worden zu sein. In den letzten Tagen der Verteidigung von Singapore fanden täglich durchschnittlich sechs schwere Luftangriffe auf unsere Truppen statt.»

Die hervorragende Rolle, welche in diesem Kriege Bombern und Jagdflugzeugen zufiel war für Wavell nichts Überraschendes. Er war einer der wenigen Generäle der Armee, die immer auf die Notwendigkeit enger Zusammenarbeit zwischen Landheer und Luftflotte hingearbeitet hatten. In einem seiner klaren, gut abgefassten Vorträge, die er jungen Offizieren viele Monate vor Ausbruch der Feindseligkeiten gehalten hatte, sagte er:

«Heutzutage muss ein Heerführer sich der Luftflotte, der Panzertruppen und der Flak-Artillerie gleichermassen zu bedienen wissen. Überflüssig zu erwähnen, dass er mit der Luftflotte ebenso gut umzugehen wissen muss wie mit den Streitkräften zu Lande. Es erscheint mir völlig unwichtig, ob er ein Soldat ist, der das Flugwesen von Grund aus studiert hat oder ein Flieger, der über das Landheer Bescheid weiss. Nur eine Kombination beider Kräfte und niemals die Kampfhandlung einer allein wird in einem Zukunftskrieg erfolgreich sein können.»

Und nun war er – Ironie des Schicksals – in Indien, und mit einer Front betraut, an der die Alliierten zeitweise die Luft-, See- und Landüberlegenheit eingebüsst hatten. Er wusste genau, dass es lange dauern würde, diese Überlegenheit auf allen Gebieten wieder zu erringen. «Obzwar es ganz klar ist, dass unser Kriegsziel im Osten auf lange Sicht in der Wiedererlangung der Herrschaft über die Meere besteht», erklärte er mir, «ist unser augenblickliches Ziel auf die Beherrschung

der Luft gerichtet. In engen Gewässern beherrscht der, der den Himmel kontrolliert, automatisch auch das Meer. Zu Beginn des Krieges im Stillen Ozean haben wir zeitweise die Kontrolle über Himmel und Meer verloren. Aber wir müssen nicht *beide* zurückgewinnen, um einen erfolgreichen Gegenangriff gegen die Japaner wagen zu können. Die Überlegenheit der Luftstreitkräfte wird uns gestatten, den Vormarsch des Feindes zu stoppen und zu Lande wieder die Initiative zu ergreifen.»

Überlegenheit der Luftstreitkräfte war der ständige Gegenstand der Konferenzen Wavells mit dem neuernannten Kommandanten der Royal Air Force in Indien, Luftmarschall Sir Richard Peirse, der ein häufiger Gast seines Hauses war. Ich hatte Peirse bereits in England kennengelernt, anlässlich eines Frühstücks mit Premierminister Churchill in Chequers. Als einer der besten Führer der Luftflotte war er damals Kommandant der britischen Bomber über dem von Deutschland besetzten Europa. Sein hübsches, energisches Gesicht war seit seiner Mitwirkung bei dem RAF.-Film «Target for Tonight» populär geworden.

Beide, Wavell und Peirse, waren erfüllt von der sonnenklaren, aber noch nicht allgemein anerkannten Idee, dass man um Schlachten zu schlagen, Soldaten, Maschinen und Waffen haben muss. Beide zählten die Tage in Erwartung von Kriegsmaterial und Flugzeugen aus dem Westen – Kriegsmaterial und Flugzeugen, die nur ganz langsam und in winzigen Quantitäten hereintröpfelten. Beide arbeiteten wie besessen und sprachen nur wenig: Ich fühlte, dass der Mangel an entsprechendem Kriegsmaterial, der Peirse nur ehrlich ungeduldig machte, Wavell richtig verbitterte. In diesem Krieg hatte man ihm unmögliche Aufgaben gestellt. Einzelne hatte er brillant durchgeführt und dadurch den Augenblick zu retten vermocht. Bei andern musste er unfehlbare Rückschläge erleiden. Es kam vor, dass er mit erstarrtem Lächeln murmelte: «Ich scheine immer am verkehrten Ende der Verpflegungslinie zu stehen.» Wavell war ein Soldat par excellence, der Sohn eines Generals, der Enkel eines Generals und der Nachkomme eines Waffenträgers Wilhelms des Eroberers. (Sein Familienname war ursprünglich «de Vauville» gewesen; seine Vorfahren stammten aus der Normandie.) Ich hatte den Eindruck, dass er, was die Einstellung friedliebender Länder zum Militär betraf, sehr erbittert war. Die Dinge spielten sich immer auf die gleiche Weise ab: in normalen Zeiten wurde das Militär einfach igno-

riert, und jeder wehrte sich energisch gegen Rüstungsausgaben. Wenn aber dann der Krieg ausbrach, erwartete die Nation Wunder von den Heerführern, die über nichts von dem verfügten, was sie für den Kampf brauchten.

Es hatte im Jahre 1940 eine Zeit gegeben, wo Wavell Ägypten mit 15'000 Mann und wenig mehr als 80 Flugzeugen halten musste und eine andere Zeit, wo er nach seinem Siegeszug gegen Bengasi auf Wunsch von London seine besten Truppen hatte nach Griechenland schicken müssen. Diese Massnahme war unvermeidlich gewesen, hatte ihn aber den Gegenangriffen Rommels in der Wüste ausgesetzt und endete mit einer zweifachen Niederlage. Das Oberkommando über die Streitkräfte der Vereinigten Staaten im Fernen Osten war auch eine jener hoffnungslosen Aufgaben, um die keiner von Wavells Kollegen ihn beneiden konnte. Er hatte die Dinge zu einem Zeitpunkt in die Hand genommen, wo er für Katastrophen verantwortlich gemacht werden konnte, die länger hinauszuschieben ihm unmöglich war, und Unstimmigkeiten zwischen den Verbündeten hatten seinen Aufenthalt in Java zu einem Alptraum gemacht. Dann war der Burma-Krieg gekommen: der war jetzt an der Reihe. Und er bedeutete nichts als Schläge seitens Japans, Vorwürfe von England, Amerika und China, und Wavell hatte nichts zu tun, als die Fehler wieder gut zu machen, die vor seiner Ankunft begangen worden waren.

Einmal in Kalkutta hatte ich ein kurzes Interview mit Wavell im «Government House», wo wir beide wohnten. Ich hatte ihm auf seinen Wunsch den Bericht vorgelegt, den ich nach London und New York zu kabeln gedachte. Mein maschinengeschriebenes Manuskript kam mit ein paar freundlichen Worten der Zustimmung von der Hand des Generals zurück. Er hatte nur fünf Worte durchgestrichen: «mit den zu erwartenden Verstärkungen». Wavell erwartete keine Verstärkungen, er wusste nur zu gut, dass er sich ohne sie behelfen musste, und er gestattete einem uninformierten Berichterstatter nicht, von Verstärkungen welcher Art immer zu schreiben, wenn es sich um den Feldzug in Burma handelte! Als ich bei einer andern Gelegenheit Wavell gegenüber den allgemeinen Schrei nach einer Offensive und einer «zweiten Front» erwähnte, den ich überall in China und in Russland hatte hören müssen, blitzte in dem «guten» Auge des Generals etwas wie Ärger auf. Halb amüsiert fuhr er los:

«Einer Sache können Sie sicher sein: Soldaten, und besonders Generäle ziehen immer Offensiven vor, weil die materiellen und psychischen Vorbedingungen einer Offensivoperation immer günstiger sind. Unglücklicherweise aber bedeutet das Wort «Offensive» militärisch ausgedrückt: «grosse Waffenkonzentration». Daran aber mangelt es uns leider seit Ausbruch der Feindseligkeiten. Noch nie, bis zum heutigen Tage, haben wir eine Offensive oder eine Defensive mit hinreichenden Schiffen, Waffen, Flugzeugen und Truppen führen können. Seit dem letzten Krieg waren unsere Länder ausschliesslich auf Defensivstrategie und Defensivmassnahmen eingestellt. Das Wort Offensive durfte man in Frankreich und England nicht aussprechen, von Amerika gar nicht zu reden. Glücklicherweise beginnen sich unsere Ansichten über diesen Punkt etwas zu ändern.»

Gewiss, wenn es von Wavell allein abhinge, würden die Alliierten im Osten sofort die Offensive ergreifen, sobald es menschenmöglich war – nicht früher. Wenn er nicht gezwungen war, setzte Wavell niemals das Leben seiner Leute aufs Spiel, bloss weil die Presse es verlangte oder das Unterhaus unruhig wurde. Wenn er etwas wagte, musste er dafür einstehen können und das Spiel den Einsatz wert sein.

Er war auch ein Feind von Konvention und Routine und hatte nichts für die «splendid isolation» einzelner kurzsichtiger englischer Generäle übrig. Dadurch dass ich Tag für Tag beim Frühstück und Abendessen neben ihm sass, erfuhr ich die überraschendsten Einzelheiten seines Werdeganges – zum Beispiel, dass er sich der Mühe unterzogen hatte, russisch zu lernen und es fliessend sprach: er war wiederholt in Russland gewesen, zum letztenmal im Jahre 1936. Er hatte dort Manöver der Sowjetstreitkräfte beigewohnt und war ein grosser Bewunderer der Roten Armee.

Die schönste Anekdote die von ihm erzählt wird, betrifft eine Ausrüstungsvorschrift für die Infanterie, eine Vorschrift, welche knapp vor Eintritt Grossbritanniens in den Krieg abgeändert worden war. In seiner Ohnmacht, das War-Office von der Sinnlosigkeit dieser Vorschrift zu überzeugen, verzichtete er auf jede weitere Diskussion. Er befahl den Leuten seiner Division alle von der Vorschrift vorgesehenen Ausrüstungsgegenstände wirklich zu tragen. Dann ging er mit ihnen ins Manöver. Nach einigen Kilometern waren die Leute derart erschöpft, dass sie keinen Schritt weiter gehen konnten. Die

Division blieb stehen, verstopfte stundenlang die Verkehrsstrasse – und die Vorschrift wurde abgeändert.

Wavell schrieb gut und war ein guter Historiker, der ganz unerwartet La Rochefoucauld zitierte, um den Charakter eines hohen Militärs zu beleuchten – oder Napoleon oder Shakespeare. Seine besondere Liebe galt Sokrates' Beschreibung eines grossen Generals: «Er muss ein guter Beobachter sein, unermüdlich, gewitzigt, menschlich und grausam, schlicht und listig, ein Wächter und ein Räuber, grosszügig und kleinlich, vorsichtig und kühn.»

In seiner Biographie des Feldmarschalls Allenby, unter dem er in Palästina gedient hatte, entwarf er in wenigen Zügen ein Portrait Allenbys, das meiner Meinung nach Wort für Wort auch auf Wavell selbst gepasst hätte:

«Die britische Armee hat wenige geistig und körperlich besser für ihr hartes kriegerisches Amt ausgerüstete Führer besessen, wenige Führer, die selbst in den schwärzesten Stunden den Kopf derart oben behalten und besser verstanden hätten, eine Situation auszunützen. Bestimmt aber keinen einzigen, der ein grösseres Pflicht- und Ehrgefühl besass und mehr von jener Offenheit und Wahrheitsliebe, die grosse und vornehme Menschlichkeit charakterisieren.»

Indien war auch eines jener seltsamen militärischen Gebiete, mit denen Wavell sich in elfter Stunde betraut sah. Um es zu bewachen, verfügte er über ein Heer, gewiss – über eine Armee, die tatkräftigst von seinem Vorgänger General Sir Claude Auchinleck reorganisiert worden war: aber die Schwäche der Luftflotte war die gleiche geblieben. Und die politische Situation in Indien war mit Dynamit geladen. Sehr gegen seinen Willen wurde Wavell zum Star des «Cripps-Dramas»: er bekleidete die doppelte Stellung eines obersten Befehlshabers in Indien und eines Vertreters der Verteidigung im Rate des Vizekönigs. So kam es, dass im Laufe der Verhandlungen eine erbitterte Fehde zwischen den britischen und den nationalistischen Führern wegen dieses Verteidigungspostens losbrach, den die Inder für einen ihrer Landsleute beanspruchten. Wavell erwähnte diesen Punkt in meiner Gegenwart nie – auch nicht mit einem einzigen Wort. Und trotzdem wussten wir im Hause alle, dass während die Japaner auf die Grenzen von Bengalen losmarschierten, der General, dem die ganze

Verteidigung Indiens anvertraut war, in Neu-Delhi um jene Autorität kämpfte, die er zur Stunde noch besass und ohne die er nicht arbeiten konnte.

Manchmal erschien diese Last wirklich allzu gross. Es konnte Vorkommen, dass Wavell bei Tisch plötzlich ganz unvermittelt zu mir sagte: «Heute nachmittag soll ich einen Rapport über die militärische Situation in Indien erstatten. Die Fürstenkammer verlangt ihn ...» Und dann verschwand er, um seine Rede auszuarbeiten. In seinem Blicke konnte ich lesen, dass seine Gedanken Hunderte von Meilen von der Fürstenkammer entfernt waren, und auch von der Kongresspartei, der Moslem-Liga und ganz Delhi. Er dachte an das Dörfchen im birmanischen Dschungel, das die Japaner gestern genommen hatten. Und er berechnete gewiss, wieviele Tage oder Wochen es noch dauern konnte, bevor der Feind sich den Weg bis zur nächsten wichtigen Position gebahnt haben würde, um von dort Kalkutta zu bedrohen. Er dachte an das körperliche und seelische Wohl seiner Truppen: an die Armee in Burma und die Truppen, die in Indien warteten. Wie die Dinge jetzt standen, konnte kein Mensch in Delhi ihm helfen, den Krieg zu gewinnen. Und der Krieg – nur der Krieg – war dem General wichtig.

XXV. Kapitel

GANDHI UND DIE CRIPPS-VORSCHLÄGE

Freitag, den 27. März dinierten wir wie immer im Freien auf der Terrasse vor General Wavells Haus. Es war gerade um jene Stunde, wo nach einem glühend heissen Tag eine leichte Brise etwas Abkühlung zu bringen pflegte. Luftmarschall Peirse war auch anwesend und noch ein zweiter breitschultriger Mann in der Uniform der Royal Air Force, mit vielen Auszeichnungen auf der Brust und einem herrlichen Turban auf dem Kopf: dieser Offizier war der Maharadschah von Bikaner, der einzige Fürst, dem ich in Indien begegnen sollte. Vor dem Krieg hatten die Maharadschahs ihr Hauptquartier im Hotel «Ritz» in Paris, wo man sie en masse treffen konnte. Bikaner erinnerte an ein grosses Dschungel-Raubtier, das in der Gefangenschaft ein wenig fett geworden ist. Die unheimlich dichten Augen-

brauen über seinen leuchtenden Augen waren faszinierend. Er entsprach genau dem, was man sich unter einem indischen Fürsten vorzustellen pflegt: er war sehr reich, er beherrschte sein Land als unbeschränkter Autokrat, aber trotzdem «ganz gut», wie ich hörte, er besass herrliche Paläste und in ihnen alle möglichen unsichtbaren Frauen. Obzwar er nur ein «Siebzehn-Kanonen -Fürst» war (was ihn hierarchisch den Beherrschern von Staaten wie Baroda oder Hyderabad unterstellte, die auf einundzwanzig Salutschüsse Anspruch hatten), war er doch ein sehr grosser Herr in Indien – und ein guter Freund Englands.

Bikaner hatte seit seinem siebenten Jahr stolz auf seinem Thron gesessen und machte kein Hehl aus seinem Wunsche, auch weiterhin auf diesem Thron sitzenzubleiben. In der Fürstenkammer, am 22. Januar 1936, sprach er über die Hinduföderation und umriss die Einstellung der indischen Souveräne folgendermassen:

«Wir, die Beherrscher der indischen Fürstentümer, sind keine Glücksritter. Und ich gestatte mir, festzustellen, dass wir, dank einer hundertjährigen Überlieferung, behaupten dürfen, die Instinkte der Macht und ich glaube auch ein gewisses Mass an staatsmännischer Erfahrung ererbt zu haben, darum müssen wir uns davor hüten, übereilte und unüberlegte Entschlüsse zu fassen. Ich darf wohl in aller Bescheidenheit bemerken, dass die Fürsten nicht die Absicht haben, ihre Macht antasten zu lassen, sei es von wem immer. Falls die Krone einmal unglücklicherweise nicht in der Lage sein sollte, den Hindustaaten den nötigen und vertraglich festgelegten Schutz angedeihen zu lassen, dann würden die Fürsten und ihre Staaten bis zum Äussersten kämpfen und – wenn es sein muss – kämpfend zugrunde gehen.»

SH

Während ich über den Tisch hinweg den imposanten Mahadschah in seiner RAF.-Uniform anstarrte, fragte ich mich, was wohl passieren würde, wenn man ihn in einen Raum mit dem Marxisten Nehru, dem Moslem Jinnah, dem Dr. Ambedkar, Führer der Unberührbaren, ein, zwei Hindu-Kommunisten, dem heiligen Gandhi und ein paar andern führenden Hindus sperren würde, und sie alle zusammen ohne Wasser und Nahrung solange gefangen hielte, bis sie sich über einen endgültigen Entwurf für ein unabhängiges Indien geeinigt und ihn – von allen unterschrieben – schwarz auf weiss zu Papier

gebracht hätten. Solche Konferenzen rivalisierender indischer Führer schienen ebensowenig je stattzufinden wie zwischen Engländern und Indern. Und kam es doch einmal zu solchen Meetings, dann fielen sie nicht immer zum besten aus. In seiner «Selbstbiographie» schilderte Nehru wunderbar eine Zeremonie an der Universität von Benares im Jahre 1916, an der zugleich mit Gandhi auch einige Fürsten teilgenommen hatten. «Mit der Inbrunst eines Propheten» gebot der Mahatma den verblüfften Maharadschahs: «Geht hin und verkaufet eure Kleinodien.» «Ihre Kleinodien dürften sie zwar nicht verkauft haben . . . aber sie gingen dahin», fügte Nehru hinzu. «Aufs höchste bestürzt verliessen sie nacheinander in kleinen Gruppen den Saal, und sogar der Präsident entfernte sich und überliess den Redner sich selbst.» Gandhi, der schlaue Politiker versöhnte sich aber in späteren Jahren wieder mit einigen der Fürsten, sie mochten noch so sehr mit Juwelen überladen sein. Ich empfand es in Delhi im Interesse meiner Arbeit als wahren Segen, dass ich weder eine Engländerin war, noch eine Inderin – sondern Französin. Das gab mir völlige Bewegungsfreiheit und ermöglichte es mir, in englischen und in indischen Kreisen mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen zu werden. Und an diesem Abend – Freitag, den 27. März tat ich etwas noch nicht dagewesenes: ich ging ans Telephon und rief vom Hause des Generals das «Birla-House» an, das Hauptquartier Mr. Gandhis. Man könnte glauben, dass das etwas ganz Natürliches war, wenn man bei General Wavell wohnte und Mr. Gandhi zu besuchen wünschte. Trotzdem erschütterte diese kleine Geste die strengen Regeln des Protokolls von Delhi bis in seine Grundfesten. Der besonders sympathische, lustige Adjutant des kommandierenden Generals, Hauptmann Peter Coats, erklärte feierlich: «Das ist ein historischer Telephonanruf!»

Historisch oder nicht: ich war sehr aufgeregt und furchtbar eingeschüchtert, als ich den 72jährigen Mahatma anrief, den mächtigsten Inder Indiens, den Mann, den jeder Zeitungsschreiber in Neu-Delhi für sein Leben gern gesprochen hätte, ohne diesen glühenden Wunsch je erfüllt zu sehen. Mit etwas zitternder Stimme nannte ich dem Sekretär, der ans Telephon kam, meinen Namen. Ich sagte ihm, dass ich einen Empfehlungsbrief von Nehru an den Mahatma besäße und ob ich, an welchem Tag immer und zu welcher Zeit immer, zu Mr. Gandhi kommen dürfte. Der Sekretär am andern Ende des

Drahtes sagte: «Wollen Sie bitte einen Augenblick warten?» Ich wartete eine Weile, die mir wie eine Ewigkeit erschien. Endlich kam der Sekretär zurück und fragte:

«Können Sie gehen?»

Das schien mir keineswegs hierher zu gehören. Trotzdem bejahte ich die Frage. Selbstverständlich konnte ich gehen. Wenigstens war ich bis jetzt jahrelang gegangen.

«Nun», sagte der Sekretär, «dann wird Mr. Gandhi morgen früh um sieben Uhr mit Ihnen seinen Morgenspaziergang machen.»

Ich muss vor Freude feuerrot geworden sein. Also es war wahr: ich hatte ein Rendez-vous mit Gandhi! Von dem Büro, von dem aus ich telephonierte, kehrte ich auf die Terrasse zu den andern Gästen zurück. Es war nicht meine Gewohnheit, General Wavell mit meinen Angelegenheiten zu behelligen, indem ich ihm von meiner Berichterstattung erzählte. Und mit dem angeborenen Respekt jedes Engländers vor der Freiheit seines Nächsten hatte er sich nie nach meinen Interviews mit den Nationalisten erkundigt, den Männern, die so verbissen daran arbeiteten, die britische Herrschaft, die er symbolisierte, abzuschütteln. Als Lady Wavell und er selbst mir freundschaftlichst ihr Haus geöffnet hatten, sahen sie in mir einen beschäftigten Arbeitsmenschen, und der General ging nicht einmal so weit, sich je nach meiner Einstellung zur Unabhängigkeitsfrage Indiens zu erkundigen. An diesem Abend aber war ich zu aufgeregt, um mein Geheimnis für mich behalten zu können. Ich hielt es vor Stolz einfach nicht aus. Hüstelnd sagte ich zu General Wavell:

«Morgen früh um sieben bin ich bei Gandhi.»

Aus Wavells einzigem Auge sprach ungeheures Interesse, Befriedigung und ein leiser Schimmer von Neid, als er murmelte:

«Auch *ich* ginge gerne zu ihm.»

Er hatte es im Spass gesagt, aber es war klar, dass es ihm ernst war. Und an dem Punkte, wo die britisch-indischen Verhandlungen gerade standen, konnte es tatsächlich nichts geben, das wichtiger gewesen wäre als eine Zusammenkunft des Oberstkommandierenden der indischen Streitkräfte und des pazifistischen Führers der indischen, gegen jegliche Gewalt eingestellten Volksmassen. Vielleicht hätte der General Gandhi die Gefahr klar gemacht, in der Indien sich befand. Aber so waren die Beziehungen zwischen den Engländern und den poli-

tisch bewussten Hindus nun einmal nicht, dass ein britischer General einfach in sein Auto steigen und zum «Birla House» fahren konnte, um sich dort bei einer Tasse Tee quasi privatim mit Gandhi auszusprechen. Das «tat man einfach nicht», und es hätte endlose Kommentare von allen Seiten zur Folge gehabt. Mit Ausnahme des Vizekönigs und Sir Stafford Cripps hatte keiner der Engländer, denen ich in der Hauptstadt begegnet war (und die zum Unterschied von Wavell seit Jahren dort lebten) je mit Gandhi oder Nehru gesprochen. Einzelne wenige hatten Jinnah kennengelernt. Die meisten Fürsten waren nie mit Nationalisten in Berührung gekommen und hatten auch kein Bedürfnis danach. Was die Kongressführer betraf, so kamen sie während der ganzen Crippsverhandlungen kein einziges Mal mit den Führern der Moslem-Liga zusammen. Ganz Indien spielte «blinde Kuh».

Samstag früh (am 28. März) stand ich um halb sechs auf, um mich für mein Gandhi-Interview fertig zu machen. Hauptmann Coats hatte mir für drei Viertel sieben einen Wagen bestellt. Als ich das blitzende Auto und die Uniform des beturbanten Chauffeurs erblickte, fing ich an, selbst zu entscheiden, «was sich schickte». Keineswegs, so sagte ich mir, war es richtig, im Hauptquartier des Arbeitskomitees der Kongresspartei in einem britischen Regierungsauto vorzufahren. Das musste verstimmen – und konnte noch alles verderben. Auch die Nationalisten hatten ihre Vorschriften und ihre Tabus. Darum fuhr ich nur bis auf einige wenige hundert Schritte an Gandhis Haus heran und ging bis zu dem weithin sichtbaren Gitter zu Fuss, vor dem bereits zu dieser frühen Stunde eine respektvolle Volksmenge demütig und geduldig beisammenstand wie vor einem Altar.

Einer von Air. Gandhis Sekretären, Mr. Pyarelal, der aussah wie ein geschäftiger Anwalt, begrüßte mich in der Halle dieser prunkvollen Residenz, welche Mr. Birlal gehörte, dem reichsten Mann der Kongresspartei. Fast augenblicklich wurde ich in ein helles Gartenzimmer geführt, in dem als einziges Möbelstück eine dicke, mit einem weissen Tuch bedeckte Matratze auf dem Boden lag. Und auf ihr hockte mit gekreuzten dünnen Beinen einer der zartesten und mächtigsten Männer der Welt. Gandhi war noch kleiner und noch dünner als ich ihn mir vorgestellt hatte. Wie er so halb nackt auf dieser blütenweissen Matratze sass, wirkte er beinahe wie ein sehr kostbares dunk-

les kleines Tier – wie ein an ein Kissen genadeltes Insekt. Er hatte einen kleinen, dreieckigen, beinahe kahlen Kopf mit grossen, abstehenden Ohren, einer grossen Nase und einem kurzen grauen Schnurrbart über einer ganz schmalen Oberlippe. Die Unterlippe hingegen war besonders dick und schwer. Sein ausdrucksvoller beweglicher Mund formte deutlich die englischen Worte, die er klar und langsam mit jener weltberühmten Stimme artikulierte die, wie Nehru sich ausdrückte, «weich und freundlich war, und trotzdem wie aus Stahl». Auf welchen geheimnisvollen Grund der ungeheure Eindruck, den Gandhi machte zurückzuführen war, wurde mir nicht klar: jedenfalls konnte man sich ihm nicht entziehen. Er schüchterte mich sofort entsetzlich ein, und ich hatte das Gefühl von ihm durchschaut zu werden wie Glas. Dabei war er alles eher als feierlich. Hinter seiner altmodischen, metallgefassten Brille blickten seine Augen freundlich und klug hervor. Auch in seinem Lächeln lag Güte und ein wunderbarer Sinn für Humor.

Wir traten den geplanten Spaziergang nicht sofort an. Gandhi musste erst sein Frühstück beenden, das aus zerschnittenen Orangen und Mangos bestand. Eine Frau in indischem Gewand, deren Namen ich nicht recht verstand, die aber seine Jüngerin Miss Kurschied Naoroji gewesen sein dürfte, sass zu seinen Füssen auf dem Boden. Auf der andern Seite von Gandhi hatte mit einer Füllfeder und einem Notizblock Mr. Pyarelal Platz genommen. Er machte sich bereit, nicht nur all das niederzuschreiben, was Gandhi während unserer zweistündigen Unterhaltung sagen würde, sondern auch alles, was ich sagte. Das erwies sich später für mich als sehr nützlich. Ich wagte es nicht, mir während des Interviews Notizen zu machen, aber ich sollte gegen Mittag in das «Birla-House» zurückkehren und Gandhis wichtigste Bemerkungen Wort für Wort kopieren, um sicher zu sein, ihn richtig zu zitieren.

Während ich neben der weissen Matratze auf dem Boden hockte, erinnerte ich mich an die Bewunderung, die meine Mutter Marie Curie für Gandhi gehabt hatte und wie sie instinktiv seinen Glauben an die Wiederkehr einer einfacheren Art zu leben, glaubte, den sie mit dem Fortschritt der modernen Wissenschaften für durchaus vereinbar hielt. Wie er war auch sie «für die Dörfer, gegen die Städte». Ich selbst war schon seit jeher von der Beharrlichkeit und Grösse hingerissen gewesen, mit der Gandhi seinen langen Kampf für die Unabhängigkeit Indiens geführt und sich jeglicher Ungerechtigkeit wi-

dersetzt hatte, erst in Südafrika, dann in seinem eigenen Lande. Er hatte zum geistigen Fortschritt der Welt viel beigetragen, ich hatte vor ihm die grösste Achtung. Aber heute – das wusste ich genau – würde ich in einem Punkt – dem Krieg – mit Gandhi nicht einer Meinung sein. Ich setzte diesem eigensinnigen Pazifisten die Einstellung des Durchschnittsbürgers der eroberten Länder Europas entgegen: dass ein Sieg der Achse Indien das gleiche Schicksal bringen musste wie Polen und Frankreich es zu erdulden hatten. Ich war tatsächlich – obzwar es Wahnsinn war – entschlossen, Gandhi zu sagen: «Treten Sie mit Ihrem Volk in den Krieg ein – um Indiens willen.» Aber er setzte meinen Argumenten sein unverrückbares Motto entgegen:

«Ich bin gegen jeden Krieg und gegen jede Gewaltanwendung. Ich glaube fest daran und es ist mir ein teurer Gedanke, dass Indien, weil es keine Gewalt anwendet, zum Friedensboten der Welt werden wird.»

Nach so vielen Jahren des Kampfes für Indiens Unabhängigkeit, nach so vielen Kämpfen «passiven Ungehorsams» stand Gandhi nun tatsächlich dem dramatischsten Entschluss seines Lebens gegenüber. Erst tags zuvor, am Freitagnachmittag, hatte er ein Gespräch mit Sir Stafford Cripps gehabt, der ihm die britischen Vorschläge mitgeteilt hatte. Die lang erträumte indische Unabhängigkeit, die während der letzten dreissig Jahre jede einzelne von Gandhis Handlungen bestimmt hatte, war vielleicht in greifbare Nähe gerückt. Aber die militärische Situation, und vor allem die jüngsten Niederlagen, welche die Alliierten im Osten erlitten hatten, verfilzten das Problem der Emanzipation Indiens unentwirrbar mit dem Problem seiner Verteidigung. Konnten die Nationalisten ihre Erbitterung gegen Grossbritannien vergessen und entweder durch Eintritt in den Kampf oder durch kampflose Mitarbeit bei der Besiegung der Achse mittun? Einige wenige Hindu- und Moslem-Führer waren bereit, «ja» zu sagen, vorausgesetzt, dass die vom Kriegskabinetten ausgearbeiteten Vorschläge ihnen annehmbar erschienen (was erst abgewartet werden musste). Gandhi aber antwortete: «Nein». In einer seiner Reden an die Mitglieder des Aktionskomitees der Kongresspartei hatte er erst vor einigen Wochen erklärt: «Das Ausschalten jeglicher Gewalt hat uns völliger Unabhängigkeit näher gebracht denn je. Wir dürfen unsere Einstellung selbst *um den Preis der Unabhängigkeit* nicht ändern.»

Das gleiche sagte er auch mir mit anderen Worten: «Indien kann seine Lorbeeren nur ohne Gewalt erringen. Was wir in den letzten zwanzig Jahren erreicht haben, beweist, dass Ungeheures erreicht werden könnte, wenn das Prinzip, keine Gewalt anzuwenden, von unserem ganzen Volk aufgegriffen würde.»

In gewisser Hinsicht war es vollkommen falsch, Gandhi einen «Pazifisten» zu nennen. Der kleine Mann, der mir gegenüber auf seiner weissen Matratze sass, war in Wirklichkeit ein Kämpfer, der nur weil er eine neue Waffe gefunden hatte, alle bisherigen Waffen als unbrauchbar verwarf. Er erinnerte an jene enthusiastischen Anhänger der Luftwaffe, für die Infanteriekämpfe überhaupt nicht mehr existieren. In einem im Jahre 1920 geschriebenen Artikel definierte Gandhi die «Nicht-Gewalt» folgendermassen:

«Das Dynamische an der «Nicht-Gewalt» ist das freiwillig auf sich genommene Leiden. Diese Einstellung bedeutet keineswegs Unterwerfung unter den Willen des Übeltäters, sondern die Einsetzung der ganzen Seele gegen den Willen des Tyrannen. Wer dieses Gesetz anerkennt, der vermag der ganzen Macht eines ungerechten Imperiums zu trotzen, er kann seine Ehre, seine Religion und seine Seele retten und die Vorbedingungen zum Sturze oder zu einer Regeneration dieses Imperiums schaffen.»

Unleugbar hatte Gandhi bisher mit seiner «Herausforderung der ganzen Macht des Britischen Imperiums ohne Waffen», sozusagen «mit blossen Händen», unglaubliche Erfolge errungen. Aber diesmal kam die unmittelbare Bedrohung Indiens nicht von England: sie kam von Japan. Ich bemerkte:

«Es dürfte Ihnen wahrscheinlich schwerer fallen, den deutschen und japanischen Divisionen ‚ohne Gewalt‘ zu begegnen, als mit der gleichen Waffe die britische Oberhoheit zu unterminieren.»

Er nickte und antwortete sofort:

«Und doch ist es derselbe Kampf.» Und er fügte hinzu: «Es wird nicht leicht sein. Aber jetzt ist die Stunde gekommen, für unseren Glauben einzustehen. Wir arbeiten für die Nachwelt. Selbst wenn die Japaner in Indien einfallen sollten, würde ich mein Volk nicht zu den Waffen rufen. Aber ich würde auch einem Abkommen mit den Angreifern nicht das Wort reden.

Ich würde dem Volke sagen: Kämpft nicht, aber ergebt euch nicht in eurer Seele. Sollten die Japaner die Engländer in Indien ablösen, dann würden wir eben die Japaner mit Gewaltlosigkeit bekämpfen.»

Ich liess nicht locker: «Der Kampf wäre bedeutend härter.»

Der Mahatma hob stolz sein Kinn und sagte ruhig:

«Er wird das Beste in uns zur Entfaltung bringen.»

«Aber wie können Sie hoffen, derart grausame Feinde durch ‚Nicht-Gewalt‘ allein zu *besiegen*?» fuhr ich fort. «Sehen Sie denn nicht, dass Sie es England gegenüber gewissermassen leicht hatten, weil auch die Engländer gegen Sie keine Gewalt an wandten? Nach dreissig Kampffjahren sitzen Sie – gesund und ungeheuer mächtig – noch immer hier. Sie geben Ihre eigene Zeitung heraus, und Ihre Bücher werden in ganz Indien verkauft. Sie sitzen hier *lebend* auf von England kontrolliertem indischem Boden. Glauben Sie wirklich, dass Japan Patrioten *leben* lassen würde?»

Gandhi antwortete: «In einem Kampfe ohne Gewalt gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder der Feind verständigt sich mit uns – dann haben wir ohne Blutvergiessen gesiegt – oder der Feind vernichtet uns. Und das wäre auch nicht ärger als jeder Krieg.»

Ich erwähnte die Greuelthaten der Japaner in den von ihnen eroberten Gebieten in Nanking und Honkong. Darauf antwortete Gandhi ganz ruhig: «Unsere Überzeugungen können nicht physisch, sondern nur geistig gemessen werden.»

Ich sagte: «Sie sind also einverstanden damit, dass Indien es nicht nur ablehnt zu kämpfen, sondern auch, sich von andern verteidigen zu lassen?»

«Wir haben keine Wahl», erklärte Gandhi, «jedenfalls ist es unmöglich aus Indien plötzlich eine Nation in Waffen zu machen. Entweder man gibt unserem Volk Waffen oder man lehrt es, jeder Gewalt zu entsagen. Beides erfordert Zeit. Ich halte meine Methode für sicherer, exakter und auf lange Sicht auch für erfolgreicher. Nationen, die ohne Gewalt kämpfen, sind unbesiegbar, denn ihre Kraft hängt nicht von der Anzahl von Maschinengewehren und Flinten ab, über die sie verfügen können. Ausserdem können an diesem Kampf auch Frauen und Kinder teilnehmen, was bei militärischen Operationen unmöglich ist. Auf diese Art wirkt diese Einstellung auch bei der Emanzipation der Frauen und Kinder mit und fördert dadurch den allgemeinen Fortschritt des Landes. Wenn eine Methode

gut ist, dann braucht man sich nicht um unmittelbare Resultate zu kümmern, denn schliesslich muss sich der Erfolg unweigerlich einstellen.»

Nie und nirgends setzte sich Gandhi in Widerspruch mit seinem starren Glauben. Er fand sich tapfer mit den tragischen Folgen ab, welche die Einstellung, die er predigte, zeitigen musste. Und er glaubte auch fest daran, dass jeder bisherige Versuch, bewaffneten Überfällen zu trotzen, «ohne Gewalt» hätte durchgeführt werden müssen. Er hatte seine ganz persönliche Einstellung was Kriegsschuld betrifft. Er sagte ausdrücklich zu mir, dass es im 1914er Krieg keinerlei Verantwortlichkeit gegeben habe, auf keiner Seite, denn dreiviertel der Welt hätten ja den Alliierten gehört, und was den jetzigen Krieg betreffe, so sei Hitler «ein Produkt Englands». Als England im Jahre 1940 Deutschland allein gegenübergestanden hatte, habe Gandhi den Engländern geraten, die Nazis in die Britischen Inseln einzulassen, und sie einfach «ohne Gewalt» zu bekämpfen. Von den Vereinigten Staaten sagte er, er bedaure, dass Amerika auch in den Krieg eingetreten sei und dadurch «auf seine Rolle als Friedensstifter verzichtet habe».

Ich erwähnte meine Halb-Landsleute, die Polen, die durch ihren Heldenmut auf unzähligen Schlachtfeldern ihr überanntes Vaterland am Leben erhalten hatten – die Polen, die sich sogar damit abgefunden hatten, an der Seite der Russen, ihrer einstigen Unterdrücker, zu kämpfen, nur um ihr Vaterland zu befreien. Gandhi fand es sichtlich nicht ganz fair, dass ich gerade dieses Beispiel gewählt hatte. Er schob die Polen etwas verächtlich beiseite, er sagte: «Die Polen sind eine kriegerische Rasse, die von einer Philosophie, wie dem Kampf ohne Gewalt, keine Ahnung hat. Ihre einzige Ausdrucksmöglichkeit ist – der Kampf.»

«Schön», sagte ich, «dann nehmen wir die Chinesen, die Sie lieben. Auch sie schlagen sich gut.»

«Ich habe dem Generalissimus gesagt, dass sein Volk Unrecht daran tue, Japan anders zu bekämpfen als ‚ohne Gewalt‘», antwortete Gandhi ungerührt. (Tschiang Kai-schek muss entzückt gewesen sein!)

Dann sprach ich mit Gandhi eingehend über die Franzosen. Einzelne von ihnen hatten es im Jahre 1940 aufgegeben, Deutschland mit den Waffen zu bekämpfen. Sie konnten einfach nicht weiter und schlossen einen Waffenstillstand mit dem Sieger. Und nun lasteten die furchtbaren praktischen und see-

lischen Folgen der Kapitulation von Compiögne schwer auf der ganzen französischen Nation – und der Welt. Ich sagte:

«Verstehen Sie nicht, dass für uns der Unterschied zwischen einer ‚gewaltlosen Einstellung‘ und gewissen Formen des Defaitismus und des Verrates allzu fein und verschwommen ist? Nach der Katastrophe, die unser Land zerschmettert hat, nach all dem Elend und der Schande, die wir erdulden mussten, haben die französischen Patrioten heute einen tiefen Abscheu vor allem, was auch nur entfernt einer Weigerung gleicht, den Feind zu bekämpfen.»

Gandhi sagte sanft:

«Ich verstehe, ja, ich verstehe. Aber nun will ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Es war einmal im Westen von Indien ein Pathan, der wegen seiner Tapferkeit berühmt war. Ich habe ihn zum ‚Kampf ohne Gewalt‘ bekehrt. Und nun sagt er: ‚Zurzeit als ich noch kämpfte, war ich ein Feigling. Als ich nichts hatte als ein Gewehr, fürchtete ich mich vor dem Mann mit dem Maschinengewehr. Und wenn ich nur ein Maschinengewehr hatte, dann fürchtete ich mich vor dem Mann mit der Kanone. Aber seit ich verstehen gelernt habe wie sinnlos all das Schlachten ist, kenne ich keine Angst mehr.‘ Dieser Krieger ist auf das Geheimnis wahren Mutes gekommen.»

«Ihr Pathan», widersprach ich, «lebt unter britischer Herrschaft und nicht unter der der Nazis – nicht unter Hitler. Aber kommen wir auf die Franzosen zurück. Wir, die ausserhalb Frankreichs in einem freien Lande leben, können sie nicht in Gefangenschaft schmachten lassen. Wenn sie allzu lange warten, werden sie sterben. Sie werden Hungers sterben. Alle unsere Familien werden Hungers sterben. Und unsere Kriegsgefangenen in Deutschland auch.»

Eigensinnig antwortete der Mahatma:

«Sie werden nicht sterben. Wenn sie sich den Deutschen alle ohne Gewalt entgegensetzen würden, dann müssten die Deutschen sich mit ihnen einigen, *bevor* sie sterben. Ich nehme es Ihnen nicht übel, dass Sie Frankreich befreien wollen, ebenso wie ich Indien befreien will. Aber es ist nur ein Beweis grosser Ungeduld, wenn man glaubt, dass irgend ein Land wirklich durch den Gebrauch von Waffen befreit werden kann. Um die Deutschen – oder die Japaner – zu schlagen, muss man stärker werden als sie – das heisst *ärger* als sie. Was haben Sie dabei gewonnen? . . . Nichts.»

Ich unterbrach ihn mit einer Frage:

«Sieg ist also etwas ganz Unwichtiges?»

«So ist es», antwortete Gandhi mit Nachdruck. «So wie Sie ihn verstehen ist er unwichtig.»

Ich brachte das Gespräch wieder auf Indien – und wagte mich an einen brennend gefährlichen Gegenstand heran: die indische Armee. Ich suchte festzustellen, ob diese indische Armee, im Falle Gandhi mit seinen Ideen durchdringen sollte, unter freier indischer Herrschaft aufgelöst werden würde. Er bestätigte dies:

«Ich würde den Männern in Uniform das gleiche raten wie den Zivilisten. Es wäre zu arg, wenn die indischen Soldaten auf einen *Kompromiss* eingehen, das heisst, wenn sie kämpfen würden. Mit Leuten, die Kompromisse schliessen, mag ich nichts zu tun haben.»

Ich bäumte mich wieder auf:

«Aber ein freies, schwaches Indien hat doch gar keinen Sinn. Wenn es schwach ist, dann kann es nicht frei bleiben. Selbst wenn Sie jetzt eine Autonomie durchsetzen sollten, müssten sie, was die Verteidigung des Landes betrifft, von Grossbritannien abhängig bleiben. Andernfalls würden die Japaner Indien überfallen.»

«In diesem Falle», sagte Gandhi, der langsam seine letzte Mangoschnitte kaute, «würden die Massen auch nichts Ärgeres durchmachen als das, was sie jetzt bereits kennen. Die Inder mögen Unrecht haben, aber sie hassen den Teufel, den sie kennen mehr als den Teufel, den sie nicht kennen. In Indien gibt es keinen wirklichen Hass gegen Japan und mit einem Volksaufstand der Inder gegen Japan ist nicht zu rechnen. Wirklich stark ist nur die Einstellung gegen England.»

Ich fragte den Mahatma, wie er sich verhalten würde, wenn ein Mann wie Subhas Sandra Bose es sich einfallen liesse, an der Spitze einer pro-japanischen «Befreiungsarmee» nach Indien zu kommen, um das Land im Namen der Unabhängigkeit Indiens gegen die Alliierten aufzuwiegeln.

Gandhi antwortete völlig teilnahmslos:

«Das einzige, was solche Leute mir antun können ist, mich zu töten. Ich werde sterben. Und wenn sie mich nicht töten, dann werde ich mich ihnen ohne Gewalt bis zum letzten Atemzug widersetzen.» (Was Gandhi nicht hinderte Bose einige Monate später als «einen Mann von grossen Qualitäten» zu schildern, «der in der indischen Verwaltung hätte Karriere machen können, aber im Exil lebte, weil er die verzweifelte

Situation nicht ertragen konnte und fühlte, dass er Deutschlands und Japans Hilfe suchen musste».)

Ich hatte meinen ganzen westlichen Realismus zu Hilfe gerufen, um mit Gandhi über den bewaffneten Widerstand gegen einen feindlichen Überfall zu sprechen – aber alles versagte. Ich hatte das Gefühl als befänden wir – er und ich – uns in verschiedenen Stockwerken des gleichen Hauses, er im obersten, ich zu ebener Erde: wir kamen nie zusammen. Ich fand kein Treppenhaus, das mich hätte zu ihm führen können. Und ich hatte nie das Glück, ihm an einem schmalen Durchgang zu begegnen, um ihm sagen zu können: «Also habe ich dich endlich!» Man konnte Gandhi nicht «fangen»; er entschlüpfte einem immer.

Wenn sie meiner Einstellung auch nicht entsprachen, fand ich einzelne seiner Antworten trotzdem wundervoll. Sie drückten auf herrliche Weise eine tiefe Überzeugung aus. Der zarte Führer Indiens, der mich durch seine Brille so durchdringend ansah, hatte für sich selbst und für seine Parteigenossen eine Philosophie entdeckt, die ihn befriedigte. Oder besser gesagt, er hatte sie *neu* entdeckt. Das eben machte Gandhi in Indien so stark, dass er gewisse uralte «pazifistische» Strömungen des Hinduglaubens dem Geschmack des Tages angepasst hatte. Die AAisraa-Lehre oder die Lehre gegen die Gewalt gehörte seit urdenklichen Zeiten zur indischen Philosophie. Bis auf den heutigen Tag trieben gewisse Sekten wie die Jains ihren Widerstand gegen jegliches Blut vergiessen so weit, dass sie keine Mücken und keine Läuse töteten und ihre Felder nicht ackerten, aus Angst es könnte einen Wurm das Leben kosten. Auch die positive kriegerische Art der «Nicht-Gewalt» und ihre Verwendung als Waffe, war den Hindus nichts Neues. Schon vor Tausenden von Jahren war es in Indien Sitte «Dharna zu sitzen». Ein Mann, der das Opfer einer Ungerechtigkeit geworden war, setzte sich auf die Schwelle dessen, der ihm das Unrecht zugefügt hatte und ass keinen Bissen, solange bis der Schuldige es nicht mehr aushalten konnte und klein beigab. So hatte auch Gandhi sich an der Schwelle des britischen Imperiums oft schon beinahe zu Tode gefastet und würde es bestimmt wieder tun.

Gandhis Lehre von der «Nicht-Gewalt» drückte nicht nur einen tiefen Glauben aus, sondern sie war auch eine Form der Staatskunst: Er wusste, was seinen Landsleuten gemäss war, und er war sich auch der tiefgründigen Passivität, die zum

Hinduismus gehörte, genau bewusst. Gewiss gab es auch kriegेरische Rassen in Indien. Aber im Grossen Ganzen neigte das Volk, das an eine ewige Seelen Wanderung glaubte und jegliche Station in irgend einem Leben nur als flüchtigen Traum ansah, nicht zu grossen Taten. Für viele von ihnen war vielleicht ein Krieg «ohne Gewalt» der einzige, den sie überhaupt führen würden.

Wie konnte ich hoffen, in einer Debatte über Gandhi zu siegen? Er war ein Heiliger – und ich war keine Heilige. Ausserdem war er ein Politiker – und ich war keine Politikerin. Seine mystische Überzeugung und seine advokatische Schlaueheit mussten mich schlagen. Und last not least war Gandhi mir noch in einer anderen Hinsicht ungeheuer überlegen: er kannte an diesem Samstagmorgen, an diesem 28. März, bereits die britischen Vorschläge an Indien – und ich kannte sie nicht. Und sie waren ja doch der wirkliche und tatsächliche Hintergrund unseres Gespräches. Während Gandhi der Heilige mit grossartiger und überzeugender Beredsamkeit den Antikriegsglauben, den er seit vielen Jahren vertrat, neu befestigte, hatte der Politiker Gandhi wahrscheinlich bereits den Cripps-Plan betreffend seine Entschlüsse gefasst: der Plan passte ihm nicht. Er war entschlossen, ihn durch das Arbeitskomitee der Kongresspartei ablehnen zu lassen. Tatsächlich, und obzwar die einleitenden Konferenzen begonnen hatten, waren die britisch-indischen Verhandlungen bereits gescheitert – weil der 72jährige Mahatma es so wollte.

Ich fühlte das geradezu, als unser Gespräch die Cripps-Mission streifte. Ich sagte, dass ich die Ehrlichkeit bewunderte, mit der der britische Gesandte bemüht war, ohne die Sache der Verbündeten zu schwächen, für Indien die Selbstverwaltung durchzusetzen, die er seit jeher erstrebt hatte. Gandhi bemerkte hierzu:

«Sir Stafford Cripps ist ein sehr braver Mensch. Aber er hat sich einem schlechten System verschrieben: dem Apparat des Britischen Imperiums. Er hofft diese Maschinerie verbessern zu können. Aber zum Schluss wird die Maschinerie es sein, die mit ihm fertig wird.»

Dann lächelte er wieder einmal unwiderstehlich amüsiert:

«Sir Stafford meint es gut. Aber der Teufel bedient sich meist anständiger Leute für seine Zwecke. Ohne Falschheit und Gefahr geht es niemals ab, wenn man sich dem Teufel verschreibt. Allerdings darf man sich nicht einbilden, dass man den Teufel *bessern* kann.»

Ich zitierte die Worte einiger indischer Freunde des britischen Vermittlers, die mir immer wieder gesagt hatten, dass Sir Stafford ohne «annehmbare Vorschläge» nicht nach Indien gekommen wäre. Nun verriet sich der Mahatma eine Sekunde lang. Er sagte rasch und mit unterdrücktem Ärger:

«Ich habe nicht das Recht mit Ihnen über den Cripps-Plan zu sprechen. Ich habe mein Wort gegeben, nichts zu sagen. Aber ich kann Ihnen verraten, dass die Vorschläge nichts Aufregendes enthalten. Sie sind ganz im Gegenteil recht enttäuschend.»

Aber er zog sich sofort wieder zurück, in dem er auf komische Weise murmelte, als machte er sich über sich selbst lustig: «Aber, aber, da gerate ich ja auf ein viel zu gefährliches Gebiet ...» und er sagte kein Wort weiter über den Tabu-Gegenstand. In der Hoffnung, mehr über die Vorschläge zu erfahren sprach ich weiter von Sir Stafford. Ich bemerkte, dass wenn der Lordsiegelbewahrer sich auch der schlechten Maschinerie des britischen Kriegskabinetts verschrieben habe, seine Entscheidung sich ja doch nicht allzu sehr von der der Mitglieder der All-India-Kongresspartei im Jahre 1937 unterscheide, als sie sich damit einverstanden erklärt hatte, in den Provinzregierungen von Indien zu amtieren.

In ihrer Einstellung gegen die Regierung des Indian Act, der den Provinzen eine ziemliche Autonomie zusicherte, hatten die Nationalisten sich in die «Maschinerie» des Acts eingefügt, um Macht zu gewinnen, und schliesslich, um die indische Situation zu verbessern. Gandhi wehrte sich lebhaft gegen diesen Vergleich. Er sagte:

«Ja, das ist es gerade: wir hatten *unrecht*, dieses Experiment zu wagen, und ich habe es immer gewusst. Ich wusste, dass es nicht funktionieren würde. Übrigens hat ein Individuum wie Sir Stafford in einer Organisation von der Grösse des Britischen Imperiums noch weniger Aussicht etwas zu erreichen als eine Organisation wie die Kongresspartei, die Millionen von Menschen umfasst und mit einer anderen grösseren Organisation zusammenzuarbeiten versucht.»

Ich sprach von den inneren Spaltungen Indiens – von den Moslems und von den Fürsten. Gandhi begnügte sich mit der Andeutung, die Anwesenheit der Engländer habe die Schwierigkeiten nur vergrössert. Ich kam auf die Politik der Kongresspartei – seiner Partei – zurück und bemerkte, dass doch unmöglich anzunehmen sei, dass alle Kongressführer und

alle Hindus sich im Falle eines japanischen Überfalles Gandhis persönlicher Einstellung «gegen jede Gewalt» anschliessen würden. Die Partei könne um eine Spaltung in der nationalen Verteidigungsfrage nicht herumkommen. Und es sei denkbar, dass der Mahatma dann in der Opposition allein stehe. Er antwortete:

«Wahrheit ist wichtiger als Einigkeit. Auf Kosten der Wahrheit würde ich eine Einigkeit der Kongresspartei nicht aufrecht erhalten. Sollte es wegen der Kriegsteilnahme zwischen den Mitgliedern des Arbeitskomitees der Partei und mir zu einer Spaltung kommen, so wäre das eine Spaltung «ohne Gewalt» und wir würden alle gute Freunde bleiben.»

So eine Spaltung hatte tatsächlich schon einmal stattgefunden: beim Zusammentritt des Arbeitskomitees im Dezember 1941. Die Majorität hatte es abgelehnt, sich im Falle eines japanischen Überfalles der «Nicht-Gewalt» anzuschliessen. Es wäre damals anzunehmen gewesen, dass der alte Mahatma seinen Einfluss auf die Kongresspartei eingebüsst hätte und dass die Partei von nun an von Männern wie Nehru und Rajagopalachari geführt werden würde, die beide alles eher als Pazifisten waren. Die Cripps-Verhandlungen aber sollten zeigen, dass Gandhi, der so tat, als hätte er sich schon halb zurückgezogen, noch immer ungeheuer mächtig geblieben war und seinen Willen den Hindu-Nationalisten aufzuzwingen vermochte. Er sagte zu mir: «Ich kenne die öffentliche Meinung in Indien genau, ich fühle jeden Pulsschlag meines Landes. Ich mag manchmal in meiner Einstellung gegen die Gewalt allein stehen. Aber schliesslich werden meine Freunde meine Methode doch als die richtige anerkennen, die einzige, die sich gegen jegliche Fremdherrschaft anwenden lässt. Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen: Sie sehen das nicht, weil sie von Ihrem eigenen Kampf und von den Schlachten ganz besessen sind, die überall so geräuschvoll mit Waffen geschlagen werden. Aber hinter all dieser Gewalt wird die Strömung die zu gewaltlosen Kämpfen führt immer deutlicher. Und sie lähmt auf geheimnisvolle Weise sogar den Krieg. Die Anwendung der Gewalt stösst bei allen Völkern, ja in allen Armeen der Welt auf tiefes Misstrauen.»

Es war inzwischen ein Viertel vor neun geworden: Zeit für Mahatmas Spaziergang. Er erhob sich von seiner Matratze, glättete die Falten des losen Musselin, der seinen hageren Körper halb bedeckte und begab sich in den Garten. Während

er methodisch die langen wohlgepflegten Alleen in Air. Birlals Garten auf und ab schritt, stützte er sich ständig auf die Schulter seiner Jüngerin. Aber tatsächlich brauchte er keine Hilfe. Er war ein gesunder alter Mann.

Es war eine seltsame Prozession: Gandhi und Miss Naoroji an der Spitze, er halb nackt, sie in einem Baumwollsari; ich trippelte in meinem weissen Schantungkleid neben ihnen her und Mr. Pyarelal und zwei weissgekleidete braune Hindus, die plötzlich weiss Gott woher aufgetaucht waren, beschlossen den Zug. Trotz der Morgensonne und der steigenden Temperatur diskutierten wir heftig über den Krieg. Dem Philosophen, der im Laufe eines langen Lebens seine eigene Wahrheit gefunden hatte, dem Kämpfer und politischen Führer, der seit Jahren gewaltlose Methoden angewendet hatte, um Indien die Unabhängigkeit zu erstreiten, reichte ich naiv ein Schwert und versuchte, ihn zu bewegen, totalitären Angriffen mit Gewalt zu begegnen.

Die hoheitsvolle Antwort des unbezwinglichen Mahatma lautete:

«Ich bedarf keines Schwertes. Ich werde ohne Waffen siegen.»

Was mir den grössten Eindruck machte, war, dass es Gandhi – dessen Philosophie eine so merkwürdige Synthese von Hinduismus und der Bibel, von der Lehre der Hindu-Mythologie und Jesus Christus darstellte – wichtiger zu sein schien, «*recht*» zu haben als die augenblickliche Lage zu verbessern. Wahrheit war für ihn eine Verbesserung und ein Segen an sich, was immer ihre unmittelbaren unheilvollen Folgen sein mochten. Was zum Beispiel den Frieden betraf, schrieb der Mahatma wiederholt in seiner Zeitung «*Harijan*», dass seine Pläne für ein unabhängiges Indien, abgesehen von der Auflösung der Armee, dahin gingen, Hindu-Gesandte an die Achsenmächte zu schicken, nicht um Frieden zu erbitten, sondern um eine ehrenvolle Lösung zu erreichen, indem er sie von der Sinnlosigkeit des Krieges überzeugte («*Harijan*» 5. Juli 1942).

Er war der Ansicht, «dass England ebenso wie Amerika die moralische Basis für diesen Krieg fehle, wenn sie nicht damit begannen, bei sich zu Hause Ordnung zu schaffen, indem sie beschlossen, sich aus Afrika und Asien zurückzuziehen und ihre Rassenvorurteile aufzugeben («*Harijan*», 24. Mai 1942). Das Bild, das er von Indien nach Abzug der Engländer entwarf, war alles eher als verlockend:

Ich habe von den Engländern nicht verlangt, Indien der Kongresspartei oder den Hindus zurückzugeben. Mögen sie Indien ruhig Gott überlassen, oder, wie es jetzt heisst, der Anarchie. Die Parteien werden miteinander raufen wie Hunde oder werden, wenn sie wirklichen Verantwortungen gegenüberstehen, zu einer vernünftigen Einigung gelangen. Und ich hoffe, dass aus diesem Chaos die «Nicht-Gewalt» siegreich hervorgehen wird («Harijan» Juni 1942).

Als ich fragte, *wem* England sagen solle: «Indien ist frei», antwortete Gandhi:

«Der Welt. Von dem Augenblick an ist die indische Armee automatisch aufgelöst, und die Engländer packen ihre Koffer. Sollten sie aber erklären, dass sie erst zu gehen gedächten, wenn der Krieg vorbei sein werde, dann dürfen sie von den Indern keine Hilfe erwarten, keine Steuern erheben und keine Soldaten anwerben ausser denen, die Indien ihnen freiwillig stellt. Von dem Moment an ist es mit Englands Herrschaft zu Ende, was immer aus Indien werden wird. Wie es heute steht, ist alles nichts als Falschheit und Lüge. Das muss ein Ende nehmen» («Harijan» 14. Juni 1942). So sehr man Gandhi auch bewundern mochte – und das tat ich – und so sehr man seinem Zauber auch erliegen musste – ich war ihm erlegen – gab es doch nur eine einzige Schlussfolgerung nach einem Gespräch mit dem Mahatma: «Aus Sicherheitsgründen darf Gandhi in Kriegszeiten an der Regierung Indiens nicht teilnehmen. Die Alliierten können den Krieg nicht durch Pazifismus gewinnen – aber sie könnten den Krieg durch Pazifismus verlieren.» Das augenblickliche Problem in Neu-Delhi war daher folgendes: Konnte die Kongresspartei sich während der Verhandlungen mit Sir Stafford Cripps von der geistigen Führung Gandhis freimachen? Wir sollten bald erfahren, dass sie das nicht konnte.

Während ich neben Mr. Gandhi von dem grossen weissen Haus bis ans Ende einer Allee ging und dann wieder zurück, rief ich das Andenken eines der friedliebendsten Menschen zu Hilfe, den ich je gekannt hatte: das Andenken meiner Mutter. Auch ihr graute vor jeglicher Gewalt, und doch war sie im politischen Sinne des Wortes nie eine Pazifistin gewesen. Als im Jahre 1914 der Weltkrieg ausgebrochen war, zwang sie ein Gefühl der Solidarität mit Frankreich, ihrer Adoptivheimat, mit den andern zu kämpfen, zu arbeiten und zu leiden. Während des Krieges zog sie die bescheidensten Aufgaben vor; in der

Stunde der Gefahr diskutierte sie nicht; sie wollte nichts als dienen. Das sagte ich Gandhi und dann fragte ich ihn plötzlich leise:

«Sind Sie nicht sehr stolz und selbstzufrieden?»

Der 72 jährige Mahatma wurde nicht böse. Er sah mich durch seine Brille an, wie ein Kind, das man beim Zuckerstehlen ertappt hat und sagte:

«Ja, manchmal glaube ich wirklich, dass ich stolzer bin als die, denen ich ihren Stolz zum Vorwurf mache.» Mit einem koketten Lächeln, das ihm das Aussehen eines witzigen Affen gab, bemerkte er:

«Der Fall ist nur deshalb nicht so hoffnungslos, weil ich mir meines Stolzes bewusst bin. So kann ich wenigstens versuchen, mich zu bessern. Aber man wird erst an meinem letzten Lebenstag wissen, ob es mir gelungen ist.»

Er fuhr fort und sah mich dabei wohlwollend an:

«Warum kommen Sie nicht für ein paar Tage mit mir nach Wardha? Ich reise morgen – Sonntag. Wir würden selbstverständlich dritter Klasse fahren ...»

Gandhi, der Asket, konnte nicht umhin, eine Frau, die an ein relativ bequemes Leben gewöhnt war, auf seine Weise zu necken. Ich dankte ihm sehr – ich hätte ihn *wirklich* gern nach Wardha begleitet – wenn ich nicht so rasch wie möglich nach Amerika hätte zurückkehren müssen. Ich sagte:

«Mit Reisen dritter Klasse machen Sie gar keinen Eindruck auf mich. Früher einmal hat es in Deutschland sogar eine vierte Klasse gegeben, und so ist meine Mutter gereist, als sie als Gouvernante von Warschau nach Paris fuhr. So rettungslos bürgerlich ist meine Familie denn doch nicht.» Wir lachten beide.

Mr. Pyarelal fragte mich, wo ich wohne. Als ich antwortete: «Beim kommandierenden General» schien Gandhi etwas überrascht. In etwas strengem Tone fragte er:

«Wieso wohnen Sie bei General Wavell?»

Ich erklärte ihm «wieso». Der Mahatma schien nicht einverstanden zu sein, aber seine Liebenswürdigkeit blieb trotzdem unverändert. Ich bat ihn um die Erlaubnis unser Interview veröffentlichen zu dürfen. Und da war auch schon wieder sein kokettes Lächeln:

«Aber, aber ... Sie werden doch hoffentlich nicht schreiben, dass Sie hergekommen sind, um mit einem alten Narren zu sprechen?»

Ich sagte, dass ich tun würde, was er wünschte: Wenn er augenblicklich keinen Artikel haben wolle, würde ich nichts schreiben und mich trotzdem sehr glücklich schätzen, ihn kennengelernt zu haben. Ich könne auch ein Interview skizzieren und es ihm zur Begutachtung vorlegen. Wäre er nicht einverstanden, könnte ich es ja zerreißen. Und dabei blieb es. Als wir uns trennten, sagte er:

«Überlegen Sie es sich noch, ob Sie nach Wharda fahren wollen und kommen Sie her, so oft Sie Lust haben, nur nicht während der Gebete.»

Ich musste am Mittag wiederkommen und auch am nächsten Morgen, um ihm meinen Artikel vorzulegen. Er änderte kein einziges Wort an diesem Interview, das, ich glaube es wenigstens, das einzige war, das er während dieser Krisentage zur Veröffentlichung freigab. Ich sah den Mahatma nicht wieder, aber ich verbrachte noch einige Stunden ganz ungezwungen im «Birla-House» im Gespräch mit einigen Führern der Kongresspartei. Das Wichtigste, das ich dabei in Erfahrung brachte, war, dass Gandhi weder am Sonntag – noch am Montag oder Dienstag nach Wharda fahren würde. Er verlängerte seinen Aufenthalt in Neu-Delhi – um sicher zu gehen, dass die Beratungen des Arbeitskomitees, die von ihm gewünschte Wendung nahmen.

Die Atmosphäre im «Birla-House» widerspiegelte deutlich Gandhis Doppelleben: das Leben des Politikers und das des Heiligen. Es war das Hauptquartier der Kongresspartei und die Zuflucht eines Apostels. Tagsüber konnte man hochstehende Hindus in den Hallen hin und her eilen sehen, während ein Rudel Journalisten und Photographen vor dem Hauseingang versuchte, Jahawarlal Nehru oder den Präsidenten des Arbeitskomitees Maulana Azad aufzunehmen, im Augenblick wo sie aus ihren Wagen stiegen. Eine Gandhi ergebene Menge Bewunderer drängte sich ausserhalb des Gartentores auf der breiten Strasse.

Wiederholt zog ich meine Schuhe aus, bevor ich den Speisesaal betrat, wo Gandhis Mitarbeiter barfuss auf niedrigen Stühlen hockten und ihre Mittagsmahlzeit einnahmen. Sie assen mit den Fingern Speisen, die sich zu dieser vereinfachten Technik umso weniger eigneten, als sie meist aus Gemüse bestanden, die in dünnen Saucen versanken. Ununterbrochen klingelte das Telephon, während in allen Winkeln des prunkvollen Hauses politisch bewusste Hindus in weissen Musse-

lingewändern erregt diskutierten. Das war die treibende Maschine hinter der Kongresspartei – jene Maschine, die hinter jedem grossen Führer der Welt keucht und dampft, also auch hinter Gandhi.

Einzelne Details der Innenausstattung dieses Hauses wirkten ein wenig seltsam als Hintergrund dieser Wiege des indischen Nationalismus. Die Bibliothek war voll englischer Bücher, und neben den gerahmten Photographien der bedeutendsten Kongressführer standen zwei Bilder weithin sichtbar auf einem der Tische: das eine war Lord Halifax zurzeit, da er als Lord Irwin Vizekönig von Indien gewesen war, und – daneben – ein Bild Mr. Churchills.

Gegen Abend sank das politische Fieber und wurde von religiöser Inbrunst abgelöst. Die Journalisten gingen nach Hause. Ein blitzendes Auto nach dem andern fuhr davon. Das war der Augenblick, wo die schlichten Menschen, die vor dem Gitter gewartet hatten, leise in den Garten strömten. Punkt sieben Uhr, ob Krise oder nicht, ob Cripps oder nicht, begann der Mahatma mit seinen Gebeten angesichts der Andächtigen, die auf Teppichen auf dem Boden kauerten. Und langsam sank die Nacht auf den Hirten und seine Herde.

Ich hatte es längst aufgegeben, General Wavells Wagen in einer gewissen Entfernung von dem Haus warten zu lassen – ich hatte es aufgegeben, weil ich gleich nach meinem ersten Besuche den Hindu-Chauffeur in seiner prächtigen Uniform in angeregtestem Gespräch mit einigen von Gandhis Jüngern angetroffen hatte. Zweifellos billigte dieser Mann ausserordentlich meine Besuche im Hauptquartier der Kongresspartei, denn immer wenn ich ins «Birla-House» fuhr, grinste er übers ganze Gesicht. Ich konnte nicht viel mit ihm reden, denn er sprach nur ganz wenig englisch, aber ich bemerkte sein konsterniertes Gesicht, als ich ihn Sonntag, den 29. März ersuchte, mich zum Hause von Gandhis Gegner zu bringen: dem Präsidenten der Moslem-Liga, Mr. Jinnah. Von seinem Führersitz sah er mich höchst vorwurfsvoll an, als wir vor der eleganten weissen Villa hielten und ein europäisch gekleideter mohammedanischer Diener mir öffnete.

Ich wurde in eine moderne Bibliothek geführt, wo Jinnahs Schwester mich erwartete – eine grosse, blasse Frau mit grauem Haar, die in einem erlesenen weissen, silberbestickten Kleid ungewöhnlich schlank wirkte. Sehr bald erschien auch

Jinnah, der noch grösser und noch schlanker war als sie: eine ganz ungewöhnliche Erscheinung in seinen weissen engen Hosen über denen ein weisser Kittel bis zu seinen Knien reichte. Sein Asketengesicht mit den schwarzen, brennenden Augen und dem dichten Haar, in dem einige Nuancen Grau sich vermengten, hatte etwas merkwürdig Schauspielerhaftes. Aber als er zu sprechen begann, erinnerte er weit mehr an einen gewitzten Anwalt. Es war kein richtiges Gespräch, das ich mit Jinnah hatte: er hielt mir einen Vortrag und vertrat seine Sache ganz ausgezeichnet.

Seine Einstellung fusste auf folgendem Postulat: Obzwar Hindus und Moslems überall in den gleichen Dörfern lebten und mehr oder weniger die gleiche Sprache redeten, hatten sie doch nie das geringste gemein gehabt und würden es auch niemals haben. Hatte man sich mit dieser wenig ermutigenden Tatsache einmal abgefunden, dann erschien Jinnahs Beweisführung unwiderleglich. Nur eines, so sagte er, könne die Interessen der 90 Millionen indischer Moslems wahren: Unabhängigkeit – gewiss – aber eine Unabhängigkeit die England nicht nur *einem* Indien gab, sondern *zweien*: einem muselmanischen und einem Hinduindien. (In einem Interview mit H. W. Mathews im Februar 1943 hatte Jinnah sogar für ein drittes Indien plaidiert: eines, das aus den indischen Fürstentümern bestand, welche die Fürstenherrschaft beizubehalten wünschten.)

Als Komplikation kam noch hinzu, dass die hauptsächlich von Moslems bewohnten Provinzen (Nordwestgrenze, Sind, Belutschistan, Pandschab und Bengalen) geographisch in zwei voneinander weit entfernte Gruppen gespalten waren. Das bedeutete, dass ein freies Moslem-Indien oder Pakistan selbst in zwei – möglichst durch einen Korridor verbundene – Gebiete geteilt werden musste, mit einem «Hindustanblock» in der Mitte. Dann könnte es freilich passieren, dass eines Tages sechs Millionen Sikhs mit Messern und Gewehren aufmarschierten. Sie lebten zufällig gerade in von Moslems bevölkerten Gebieten (hauptsächlich im Pandschab), aber fürchteten eine Moslemherrschaft wie die Pest.

Während Mr. Jinnah in seiner Bibliothek auf und ab schritt, sagte er mir:

«Wie können Sie an eine Einigkeit zwischen Moslems und Hindus überhaupt nur denken? Alles trennt uns: Wir heiraten nie untereinander; wir haben nicht den gleichen Kalender;

die Moslems glauben an einen einzigen Gott, und die Hindus sind Götzendiener. Die Moslems glauben genau so wie die Christen, dass alle Menschen gleich sind, während die Hindus das ungerechte Kastensystem beibehalten und fünfzig Millionen Parias an der untersten Stufe der sozialen Leiter grausam ihrem Schicksal überlassen. Ausserdem beten die Hindus Tiere an. Sie betrachten Kühe als heilig. Wir Moslems halten das für Unsinn. Wir wollen die Kühe schlachten und essen. Und noch etwas: kein Hindu würde Nahrung von einem Moslem anrühren. Ja, ein orthodoxer Hindu würde sie nicht einmal berühren, wenn nur der Schatten eines Moslems oder eines Hindus einer niedrigeren Kaste sie gestreift und dadurch verunreinigt hätte. Wenn Sie das Problem genau betrachten, so verbindet Moslems und Hindus nur ein einziges Band: Die britische Oberhoheit und der Wunsch, sie los zu werden.»

«Bis jetzt», fuhr Mr. Jinnah fort, «haben zwei verschiedene Nationen in den von britischen Truppen besetzten und von britischen Beamten verwalteten Gebieten gelebt. Ihre Einigkeit war und bleibt künstlich. Sobald die Engländer den Völkern Indiens die Macht übergeben – wie sie es tun müssen – ergibt sich die Frage: *wem* sollen sie diese Macht übergeben? Sie müssen sich klar darüber sein, dass das «demokratische Programm» der Kongresspartei nichts anderes ist als eine Tarnung. In Indien leben neunzig Millionen Moslems (Mr. Jinnah sagte immer «Muselmänner»). Sie stellen etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung dar, und in einzelnen Provinzen überwiegen sie. Ein vereinigtes Indien unter «demokratischer» Majorität würde automatisch von Hindus regiert werden. Und wir Moslems hätten keine Möglichkeit mehr, unsere eigenen Angelegenheiten selber zu regeln. Darum wollen wir nicht *ein* Indien, sondern *zwei*: ein Viertel von Indien für uns; die restlichen drei Viertel mögen die Hindus haben. Zum Schutze der übrigen Minoritäten müssten gegenseitige Abmachungen getroffen werden. Nur so können wir Moslems es zu einer wirklichen Freiheit bringen. Was ein Hindu-Regime bedeutet, wissen wir allzu gut, wir vergessen nicht, wie unser Volk in den Provinzen verfolgt worden ist, in denen im Jahre 1937 die Kongressregierungen die Verwaltung übernahmen.» (Mr. Jinnah hatte im Namen der Moslem-Liga alle Moslems aufgefordert, an dem Tage, an dem die Kongressminister abgedankt und aufgehört hatten, am Ruder zu sein, alljährlich einen «Befreiungstag» zu feiern.)

Auch Jinnah kannte bereits den Inhalt der britischen Vorschläge, aber er vermied es sorgfältig sich zu ihnen zu äussern. Es war anzunehmen, dass sie ihm nicht ganz unangenehm waren und er es nicht erwarten konnte zu erfahren, wie die Kongressmitglieder sich zu ihnen verhielten. Mit der Politik in Indien war es so bestellt, dass Jinnah mit den Engländern nicht eine Sekunde eher zu einer Verständigung gelangen konnte als Nehru und Gandhi: er durfte auch von England nicht weniger fordern als sie. Die Moslem-Liga musste sich bei dem Wettrennen um die Unabhängigkeit mit dem Kongress an Patriotismus überbieten. An diesem Punkte der Verhandlungen konnte Jinnah nichts anderes tun als ab warten, und er schloss unser Interview mit den Worten:

«Wenn es uns gelingt, ein Moslem-Indien – Pakistan – und ein Hindu-Indien – Hindustan – durchzusetzen, dann haben die Alliierten zwei neue Bundesgenossen in ihrem Kampfe gegen Japan gewonnen. Und die Kampflust beider Indien wird sich in der gewünschten Richtung austoben. Aber wenn ein von der Kongresspartei regiertes Indien das Ergebnis sein sollte, dann würde dies bedeuten, dass die Moslems, die der Indienarmee zufällig die meisten Freiwilligen stellen, für ein von Hindus regiertes Land kämpfen müssten. Das wollen sie nicht. Da gehen sie lieber gegen die Hindus los.»

Das liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Mein Besuch bei Jinnah bewies mir, wie sinnlos es war zu behaupten, dass das Moslemproblem ausschliesslich in der Phantasie der Engländer existiere. Es existierte *wirklich*. Und groteskerweise hatte es sich nicht durch die sogenannte englische «divide-et-impera»-Politik so zugespitzt, sondern erst seit die Engländer versucht hatten, Indien ein gewisses Mass von «Demokratie» zu geben. Im Augenblick, wo England eine repräsentative Regierung eingeführt hatte, war seitens der Moslems das Geschrei nach getrennten Wahlen losgegangen, und sie hatten ihren Willen auch durchgesetzt (1909). Und so war der Kampf überall innerhalb der Provinzen losgebrochen und immer erbitterter geworden, nachdem 36 Millionen Inder im Jahre 1935 das Wahlrecht erhalten hatten. Die Spannung war augenblicklich, im Hinblick auf die Unabhängigkeitserklärung Indiens und das Beharren der Moslems auf dem Pakistan, noch grösser geworden. Die Aussichten für die Zukunft waren düster: Je mehr «Demokratie» man einem geeinigten Indien schenkte,

desto mehr Schwierigkeiten würde die Moslem-Liga machen. Jegliche Demokratie setzte voraus, dass die Minorität sich den Beschlüssen der Mehrheit unterordnen musste. Aber davon wollte die Moslem-Liga nichts wissen. Die Moslems fassten sich als eigene *Nation* auf, die mit den Hindus nichts gemein habe.

Man konnte darüber streiten, ob die Religion und die mit ihr verbundenen Sitten und Gebräuche als Basis für eine Nationalität angesehen werden konnten: eine grosse Zahl von Moslems stammte von Hindus ab, die zurzeit der Moguln zum Islam bekehrt worden waren und sich von den Hindus von heute in keiner Weise rassistisch unterschieden. Aber Tatsache blieb, dass Sir Stafford Cripps der Hindu-Moslem-Fehde gerade in ihrer erbittertesten Phase gegenüberstand. Um dies durch ein kleines Detail zu illustrieren: der englische Gesandte musste sich, wenn er zu der indischen Bevölkerung sprach, in seinen Pressekonferenzen und Radioreden davor hüten, sich des Wortes «Volk» zu bedienen. Wenn er «Volk» sagte (in der Einzahl), dann sahen die Moslem-Korrespondenten darin sofort eine düstere Absicht, Indien mit Gewalt unter Hindu-Herrschaft zu vereinigen. Sagte er aber «Völker» (in der Mehrzahl), dann fragte bestimmt sofort ein beturbanter Hindu-Journalist in erregtem Ton: «Sir Stafford, haben Sie soeben «Völker» gesagt? (Was für ihn gleichbedeutend damit war, dass der britische Vermittler den verhassten Pakistan-Plan begünstigte.) Dann musste Sir Cripps lang und breit auseinandersetzen, dass die Anwesenheit von Schotten, Iren und Walisern usw. auf den Britischen Inseln es ihm wohl gestatte von den «Völkern» Grossbritanniens zu sprechen, ohne deswegen einer Trennung dieser Völker im Geringsten das Wort zu reden.

Würde die Welt ohne Rücksicht auf den Erfolg seiner Mission dem Mut und der Geduld Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit denen Sir Stafford Cripps die Unversöhnlichen zu versöhnen bemüht gewesen war? Ich bezweifle es. Die Krise erreichte ihren Höhepunkt am 29. März, um 6 Uhr nachmittags, als der britische Gesandte den Wortlaut der Vorschläge veröffentlichte. Eine grosse Menge versammelte sich aus diesem Anlass in einer der heissen runden Hallen des Sekretariatsamtes. Alle indischen Journalisten waren anwesend, einige englische Verwaltungsbeamte und Offiziere und etwa ein Dutzend Ausländskorrespondenten. Links von mir stand ein Hindu-Reporter, rechts von mir Philip Jordan vom «News Chronicle», Leland Stowe, von den «Chicago Daily News» und

Betty Graham vom «International News Service». Ich sah mehrere vertraute Gesichter wieder: da war der hitzköpfige Hindu-Journalist mit seinem merkwürdigen weissen Turban, der die aufrührerischsten Fragen an Sir Stafford Cripps stellte. Dann waren auch einige seiner Moslem-Kollegen anwesend, mit dem Fez auf dem Kopf, andere Hindus mit der weissen Kappe der Gandhi-Anhänger, und in einem Fauteuil ganz in der Mitte sass der stille ältere Herr, der es sich nie entgehen liess im Interesse der indischen Haute Finance spitze Pfeile abzuschiessen. Alle politischen Gruppen Indiens waren vertreten.

Nach einigen einleitenden Worten begann der Lordsiegelbewahrer langsam das historische Dokument vorzulesen, das er aus London mitgebracht hatte:

«In Erwägung der Unruhe, die in diesem Lande und in Indien bezüglich der Versprechungen zum Ausdruck gekommen ist, welche Indiens Zukunft zum Gegenstände haben, hat die Regierung Seiner Britischen Majestät beschlossen, die Massnahmen klar und deutlich zu umreissen, die sie zum Zwecke baldmöglichster Verwirklichung der Selbstverwaltung Indiens in Vorschlag bringt.»

Es war ein feierlicher Augenblick. Vielleicht waren wir in jener runden Halle an jenem Sonntagnachmittag Zeugen der Gründung eines neuen gigantischen Landes, das aus dem ältesten Lande der Welt hervorgegangen war und 390 Millionen Einwohner zählte.

Aber die Inder aller Religionen und aller politischen Schattierungen sahen die Dinge nicht in diesem Licht. Als der britische Gesandte mit seiner klaren, ausdrucksvollen Stimme laut weiterlas, reagierten seine überreizten Zuhörer auf einige Klauseln des britischen Vorschlages wie auf ebenso viele Peitschenhiebe. Bei dem Namen «Indian Union» bäumten sich die Moslems auf, noch ehe sie wussten, was er bedeutete. Das Wort «Dominion» (von dem Nehru mir in Allahabad gesagt hatte, dass es ihn seekrank mache) entmutigte fast alle anwesenden Hindus. Von dem Satze: «Gleich nach Abschluss der Feindseligkeiten werden die nötigen Schritte unternommen werden, in Indien in nachfolgend spezifizierter Art einen Wahlkörper einzusetzen, der für Indien eine neue Konstitution auszuarbeiten haben wird» hörten die Nationalisten nur das eine, dass

sie das Ende des Krieges abwarten mussten, um frei zu werden und dass für den Augenblick mit keinen grundlegenden Änderungen zu rechnen sei. Als Sir Stafford jeder Provinz Britishindiens das Recht zusprach der neuen Union beizutreten (was dem Moslem-Projekt des Pakistan die Türen offen liess), bemächtigte sich der mit Gandhikappen bekleideten Kongressmitglieder eine wahnsinnige Aufregung. Mein Hindunachbar brüllte: «Da haben wirs! . . . Das ist die Vivisektion Indiens!»

Und er begann wie toll kleine Bleistiftnotizen auf Zettel zu schreiben, die er seinen Kollegen jenseits des Tisches hinüberreichte.

Innerhalb ganz kurzer Zeit hatten alle anwesenden Hindus bereits einen Grund gefunden, ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen. Sie fragten sich aufs höchste erregt, welche Vorteile die Gegenpartei aus dem britischen Vorschlag zu ziehen vermochte und suchten nach den Fallen, die hinter dem Text des Dokumentes verborgen sein mochten. Sie waren damit so intensiv beschäftigt, dass sie der Klausel, die den Vertrag näher umriss, welcher nach dem Krieg «zwischen der Regierung Seiner Majestät und der mit der Abfassung der Konstitution betrauten Organisation geschlossen werden sollte», zu dem Zwecke «allen nötigen Fragen zu begegnen, die sich aus der vollkommenen Übergabe der Verantwortlichkeit aus englischen in indische Hände ergeben würden», nur sehr wenig Beachtung schenkten. Sie erfassten kaum was folgender wichtige Satz tatsächlich bedeutete: «Der Vertrag wird der Macht der Hindu-Union, in Zukunft über die Art ihrer Beziehungen zu den übrigen Mitgliedern des britischen Commonwealth zu bestimmen, keinerlei Beschränkungen auferlegen.»

Dieser Satz bedeutete, und das muss die Welt sich wohl merken, dass die zukünftige «Indian-Union» sich mit einem Federstrich vom Commonwealth trennen und auf ihre Zugehörigkeit zur Krone verzichten kann. Er bedeutete, dass Indien, sobald es imstande sein würde, seine eigene Konstitution abzufassen, England für immer verlassen konnte. Wenn man den Sieg der Alliierten für das Jahr 1944 annahm und zwölf Monate für die Wahlen und die Abfassung der Konstitution vorgesehen wurden, konnte das indische Volk oder konnten die indischen Völker im Jahre 1945 bereits vollkommen von der britischen Herrschaft befreit sein – ein Jahr vor der ursprünglich von Amerika für die Anerkennung der Unabhängigkeit der Philippinen festgesetzten Frist.

Während der Verlesung dieses wichtigen Paragraphen sah ich auf den braunen Gesichtern um mich herum auch nicht das leiseste Lächeln der Befriedigung. Hingegen runzelten sich viele Brauen der Zuhörer bei folgendem Satze: «Die Fürstentümer werden eingeladen werden, für die verfassungsgebende Körperschaft Vertreter zu bezeichnen, im gleichen Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl wie die Vertreter von Britisch-Indien als Ganzes genommen. Ihre Delegierten werden die gleichen Rechte haben wie die Britisch-Indiens.» In meiner Unkenntnis indischer Belange machte mich dieser Satz, ehrlich gesagt, etwas stutzig. Die Wahl der Abgeordneten durch die Fürsten, ohne vorhergehende Fühlungnahme mit ihren 90 Millionen Untertanen bereitete eine schlechte Verbindung zwischen der mittelalterlichen Organisation der Fürstentümer und jeglicher in Britisch-Indien einzuführender «Demokratie» vor.

Sir Stafford kam nun zu der letzten Klausel:

«Während der kritischen Zeit, in der Indien augenblicklich lebt, und solange bis die neue Konstitution ausgearbeitet sein wird, muss die Regierung Seiner Majestät unweigerlich die Verantwortung für die Verteidigung Indiens tragen und die Kontrolle und Leitung dieser Verteidigung, welche einen Teil von Englands Aufgaben in diesem Kriege darstellt, in ihrer Hand behalten. Die Organisation der militärischen, materiellen und geistigen Kräfte Indiens aber bleibt der Regierung Indiens und den Völkern Indiens vorbehalten. Die Regierung Seiner Majestät wünscht und ersucht um die sofortige tatkräftige Teilnahme der Führer aller wichtigen Sektionen des indischen Volkes an den Beratungen in ihrem Lande, des Commonwealth und der Verbündeten. So werden sie ihre aktive und konstruktive Hilfe einer Aufgabe angedeihen lassen können, die für die zukünftige Freiheit Indiens von vitalster Wichtigkeit ist.»

Das war der Schluss. Der britische Gesandte schwieg. In der Stille, die nun folgte, erhob nicht ein einziger Inder seine Stimme, um zu sagen: «Einverstanden!» Wir wussten noch nicht, ob die Verhandlungen mit den Parteiführern Erfolg haben oder scheitern würden, aber das eine war uns klar, dass diese Presseversammlung – die von ungeheurer Wichtigkeit war – eine vollkommene Niederlage bedeutete. Hinter mir murmelte eine englische Stimme: «Jetzt haben die Inder bekommen, wonach sie sich so sehr geseht haben. Schauen Sie

sie an! Sie waren noch nie unzufriedener!» Die amerikanischen Korrespondenten äusserten auseinandergelassene Ansichten. So einstimmig sie Sir Stafford Cripps' Aufrichtigkeit priesen, waren einige von ihnen, die ein sensationelleres Dokument erwartet hatten, der Ansicht, dass Grossbritannien «mehr hätte bieten können».

Es war klar, dass die Nationalisten enttäuscht sein mussten. Sie hatten trotz allem gehofft, die Unabhängigkeit sofort zu bekommen, obzwar sie völlig ausserstande gewesen wären, zu beschreiben, wie sie sich sie vorstellten. Die Engländer sprachen klar und deutlich aus, dass der Krieg eine augenblickliche Machtübertragung nicht gestatte. Und was die Zukunft betraf, war es seltsamerweise gerade die unparteiische Abfassung der Vorschläge, welche alle Teile aufbrachte. In dem Bestreben, allen Gruppen gerecht zu werden, hatte das Kriegskabinet ein Programm aufgestellt, das einen Kompromiss zwischen den widersprechenden Maximalforderungen der indischen Parteien darstellte. England hatte versucht, allen Parteien gerecht zu werden, indem es den Kuchen in gleiche Teile schnitt, und nun waren alle wütend. Vor allem schienen die «politisch bewussten» Inder ausserstande, englischen Versprechungen Glauben zu schenken. Sie hatten Vertrauen zu Lord Stafford, aber selbst er hatte sie enttäuscht, als sie entdeckten, dass er nicht nur ein treuer Freund Indiens war, sondern auch ein englischer Patriot, der seinem Vaterland im Kriege treu diente. Daher die unzähligen nervösen Fragen, mit denen die Journalisten sofort nach der Verlesung auf Sir Stafford einströmten. Ich führe einige an, um die Klarheit und Offenheit zu beleuchten, mit denen Cripps sie beantwortete.

Frage: Wird die «Indian Union» das Recht haben, auf ihre Zugehörigkeit zur Krone zu verzichten?

Antwort: Es wird dem Dominion vollkommen freistehen, im Commonwealth der Nationen zu verbleiben oder darauf zu verzichten.

Frage: Kann die Union sich einem angrenzenden fremden Lande anschliessen?

Antwort: Nichts kann sie daran hindern. Kanada kann sich den Vereinigten Staaten morgen anschliessen, wenn es Lust hat.

Frage: Wenn eine Provinz sich nicht selbst erhalten kann und doch ein abgetrenntes Gebiet zu werden wünscht, wird England ihm dann helfen?

Antwort: Nein. Sie können uns nicht gleichzeitig *haben* und *nicht* haben. Die Provinz wird es sich erst überlegen müssen, ob sie sich selbst erhalten kann.

Frage: Werden die britischen Truppen hier im Lande verbleiben?

Antwort: Nein, es werden keine britischen Truppen hier bleiben, ausser auf ausdrücklichen Wunsch der neuen «Indian-Union oder -Unions».

An einer Stelle erhob sich die gehässige Stimme eines Hindu-Journalisten besonders laut:

«Sir Stafford, die englische Geschichte setzt sich aus nicht gehaltenen Versprechungen zusammen. Was haben *wir* für Garantien? Warum sollten *wir* Ihren Versprechungen trauen? Wäre es nicht möglich, den Präsidenten Roosevelt dazu zu bewegen, die Verträge mit zu unterzeichnen?»

Schlag auf Schlag kam die ruhige Antwort:

«Sie müssen sich schon mit unseren Erklärungen zufrieden geben. Wenn Sie dem Wort der Regierung Seiner Majestät nicht trauen, sind alle unsere Vorschläge wertlos.»

Die Tatsache, dass England sich den obersten Verteidigungs-posten im Vizeköniglichen Rat vorbehielt, in dem sonst ausschliesslich Inder sassen, entfesselte einen Sturm der Ent-rüstung. Aber der Lordsiegelbewahrer begegnete ihm gefasst und ruhig: «Es wäre eine Untreue gegen unsere Absichten und gegen unsere Pflicht, wenn wir einer Selbstverteidigung Indiens zustimmen und damit alle Aussichten auf eine Selbstverwaltung Indiens für immer unmöglich machen würden . . . Eine Desorga-nisation der Verteidigung Indiens wäre das ärgste, was wir dem Lande augenblicklich zufügen könnten.»

Tatsächlich, wenn ich sah, wie weit entfernt die unmittelbaren Anforderungen des Krieges von der geistigen Einstellung der meisten im Saale anwesenden Inder waren, dann hätte ich Sir Staffords Rekrutierungsprogramm am liebsten mit folgen-dem grossgeschriebenen Paragraphen eingeleitet gesehen:

«Der Leser, ob Hindu, Mohammedaner oder Engländer wird darauf aufmerksam gemacht, dass es weder für Indien noch für England eine Unabhängigkeit geben kann, wenn innere Spaltungen im Lager der Alliierten der Achse gestatten, den Krieg zu gewinnen.»

Ich war namenlos traurig, als ich von der «historischen Ver-sammlung» in das Haus des Oberstkommandierenden zurück-kehrte. Das Ereignis erinnerte mich irgendwie an jenen Juni-

tag im Jahre 1940, als England Frankreich in elfter Stunde eine politische Union angeboten hatte. Der kühne, Churchills grossem Geist entsprungene Vorschlag, der bestimmt gewesen war, einer der schrecklichsten Krisen dieses Krieges zu begegnen, war in Bordeaux verlautbart worden, als unsere Niederlage bereits vollkommen war. Er hatte die demoralisierte französische Regierung, die bereits geneigt war zu kapitulieren – die bereits «auf die andere Seite» übergegangen war – nur verschnupft, das war alles.

«Zu spät», waren Worte, welche die Alliierten in den letzten zwanzig Jahren oft hatten aussprechen müssen. Wie viel leichter wäre im Jahre 1939 oder selbst noch im Jahre 1940 eine Verständigung mit den indischen Führern, vielleicht selbst unter gleichen Voraussetzungen gewesen! Sir Stafford Cripps brachte seine Vorschläge nach Neu-Delhi nachdem Hongkong, Singapur und Rangun gefallen waren und die Japaner die Andaman-Inseln besetzt hatten. Gerade im Augenblick erzählten Tausende aufgeregter Flüchtlinge, die von Nord-Burma nach Bengalen strömten den Indern grauenhafte Geschichten über die Situation im Fernen Osten. Wenn eine so gefährliche Mission wie die Lord Staffords erfolgreich sein sollte, dann hätte Singapur nicht verloren werden dürfen. Bezeichnenderweise nützten die Nationalisten, die sich immer gegen die englische Armee in Indien aufgelehnt hatten, die traurige Kriegslage dazu aus, von neuem gegen England loszuziehen: «Sie sind *nicht einmal imstande*, uns zu verteidigen. Sie können Indien *nicht einmal* beschützen.» Plötzlich sahen die indischen Führer sich von den Engländern gezwungen, sich wenigstens mit zwei Hauptproblemen auseinanderzusetzen: der sofortigen Teilnahme ihrer Parteien am Krieg und dem Studium der neuen Verfassung. Diese doppelte Verantwortung war für ihre Schultern anscheinend zu schwer.

Als ich in General Wavells Haus zurückkam, suchte ich ihn sofort in seinem Arbeitszimmer auf, um ihm über Sir Staffords Pressekonferenz zu berichten. Der General hörte aufmerksam zu und bemerkte nur wenig zu dem, was ich sagte. Als ich bereits gehen wollte, verabschiedete er sich von mir: «Ich werde Sie jetzt einige Tage nicht sehen, ich fahre morgen früh an die birmanische Front.»

Am 11. April, beinahe vierzehn Tage nach der Pressekonferenz des englischen Abgesandten, lehnte das Arbeitskomitee

der Kongresspartei die britischen Vorschläge endgültig ab und zwang dadurch die Moslem-Liga das gleiche zu tun. Während dieser beiden Wochen stieg und sank die Stimmung in Neu-Delhi ununterbrochen wie das Fieber eines Malariakranken. Diese Temperaturkurven wurden durch die widersprechenden Gerüchte hervorgerufen, die jeden Augenblick wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilten, Hoffnungen anfachten und ebenso schnell wieder vernichteten. Die Diskussionen des Lordsiegelbewahrers mit den indischen Fürsten beschränkten sich anscheinend ausschliesslich auf die Frage der Kontrolle der Landesverteidigung während des Krieges, was nicht besagen will, dass der wunde Punkt nur in dieser Frage zu suchen gewesen wäre. Tatsächlich waren die ursprünglichen Vorschläge abgeändert und ein Kompromiss angeboten worden, welcher vorsah, dass ein indisches Ratsmitglied an der Landesverteidigungsorganisation in Indien teilnehmen sollte, ohne dadurch die Autorität Wavells und seine Eigenschaft als Oberstkommandierender anzutasten. Als diese Schwierigkeit mehr oder weniger aus der Welt geschafft war, tauchte ein neuer Reibungspunkt betreffend das Vetorecht des Vizekönigs auf, und die Verhandlungen zerschlugen sich endgültig.

Warum? Ein Aussenstehender, der an den Verhandlungen nicht teilgenommen hatte, konnte nur Vermutungen anstellen. Ich war von allem Anfang an davon überzeugt gewesen, dass die politische Form der zukünftigen Union den Kongress nicht befriedigen werde. Dazu kam Mr. Gandhi, der keine, wie immer geartete Teilnahme am Kriege duldete und seinen Kollegen wieder einmal «Anti-Gewalt»-Predigten hielt. Es hiess, dass Gandhi den britischen Entwurf «einen nachdatierten Scheck auf eine notorisch verkrachte Bank» genannt habe. Wenn er das wirklich gesagt hatte, dann erklärte das so manches. Die Führer der Kongresspartei, so sehr sie nach Unabhängigkeit schreien mochten, hatten zweifellos mit viel politischem Verstand erwogen, ob es für sie vorteilhaft sein konnte, in einer Übergangsperiode die Macht zu ergreifen und zu einem Zeitpunkt, wo die Nachrichten von der Front so besonders schlecht waren.

Es war nicht nur ein zufälliges Zusammentreffen, dass der gewesene Premierminister von Madras, Rajagopalachari, der das einzige Kongressmitglied war, das alles aufbot, um die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, auch der einzige war, der an einen Sieg der Alliierten glaubte. Ich

besuchte ihn am Mittwoch, den 1. April um acht Uhr früh. Er wohnte im obersten Stockwerk des «Hindustan Times»-Hauses mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Devadas, Gandhis jüngstem Sohn. S. R. Rajagopalachari, ein kahlköpfiger, sechzigjähriger Brahmane, war ein ganz seltsames Menschenexemplar: ein äusserst tüchtiger, praktischer indischer Anwalt. . . ein Inder mit Verstand. Das erste, was er mir sagte, war:

«Die viele Propaganda von allen Seiten hat unser Volk viel zu sehr verängstigt. Zur Panik liegt gar kein Grund vor. Es kann sein und es kann auch nicht sein, dass die Japaner versuchen werden, Indien zu erobern. Aber unser Land ist ein grosser und schwerer Brocken. Er lässt sich nicht leicht schlucken. Die Engländer beherrschen es mit einem Verwaltungsapparat, aber wenn die Japaner in Indien eindringen würden, könnten sie es nur militärisch besetzen. Und das ist nahezu unmöglich.»

Rajagopalachari (den die Inder nur «Rajaji» oder «C. R.» zu nennen pflegten) brannte genau so wie Nehru und Gandhi darauf, Indien unabhängig zu sehen. Er kritisierte in unserem Gespräch ganz offen die britischen Vorschläge (besonders die Klauseln, welche die Fürstentümer und die Verteidigungsfrage zum Gegenstände hatten) und schlug verschiedene Abänderungen des ursprünglichen Entwurfes vor. Aber der Wunsch, Indien unabhängig zu wissen, liess ihn nicht übersehen, dass der Krieg gewonnen werden müsse. Und eben weil er mit Indiens Hilfe gewonnen werden sollte, versuchte er, mit Sir Stafford eine Einigung zu erzielen. (In einem Interview, das er H. L. Methews von der «New York Times» zu einem späteren Zeitpunkt gewährte, sprach er sich darüber aus: «Wir haben grosse politische Fehler gemacht. Cripps' Vorschlag war eine nicht wiederkehrende Gelegenheit.») Nach dem Scheitern der Verhandlungen sollte C. R. seinen alten Freund Gandhi öffentlich desavouieren und – allerdings erfolglos – auf der Basis eines neuen konstitutionellen Entwurfes an einer Verständigung zwischen dem Kongress und der Moslem-Liga arbeiten. Er blieb als Schiedsrichter in den verfahrenen indischen Angelegenheiten in Reserve.

Auch Nehru sollte, ebenso wie Rajagopalachari, im April 1942 seine Landsleute zum Widerstand gegen einen möglichen japanischen Überfall aufrufen. Aber soviel bekannt wurde, blieb er, was die «sofortige Unabhängigkeitserklärung» betraf,

unbeugsam. In einem am 19. Juli 1942 im «New York Times Magazine» veröffentlichten Artikel (einige Wochen bevor Gandhi wieder einmal im Gefängnis sass) schrieb er:

«Von jeglichem Gesichtspunkte aus ist es eine dringende und unmittelbare Notwendigkeit geworden, dass Grossbritannien Indien freigibt und die indische Unabhängigkeit anerkennt. Die Inder können nicht länger im eigenen Lande Sklaven und Untergebene sein, sie können es nicht dulden, von einer fremden Macht wie Vieh behandelt zu werden. Eine Hinnahme dieser Sachlage würde die ärgste geistige Erniedrigung bedeuten.»

Sir Stafford Cripps hatte Nehru im Vorhinein in einer Radiorede am 30. März geantwortet, in der er das indische Volk bat, «unter die Vergangenheit einen Strich zu machen und Grossbritannien zu gestatten, sich ihm im Augenblick anzuschliessen, um an der völligen Befreiung und Selbstverwaltung Indiens mitzuarbeiten». Er hatte gesagt:

«Ich bin überzeugt, dass im Sinne der sofortigen Erfüllung der gerechten Forderungen des indischen Volkes gar nichts Besseres getan werden könnte. Unsere Vorschläge sind klar und deutlich. Falls die indischen Führer sie ablehnen sollten, dann wäre es mangels Zeit und Gelegenheit nicht mehr möglich, sie vor Kriegsende zu revidieren. Das wäre ein harter Schlag für die Freunde Indiens auf der ganzen Welt.»

SECHSTER TEIL

ZURÜCK NACH AMERIKA

XXVI. Kapitel

«DIE AMERIKANER SIND DA!»

Kurz bevor ich Delhi verliess, sollte ich einige der Hauptakteure des indischen Dramas Wiedersehen – so wie man berühmte «Stars» nach Aktschluss auf der Bühne versammelt findet, nachdem der Vorhang bereits gefallen ist. Ich verbrachte die letzten drei Tage meines Aufenthaltes im Hause des Vizekönigs. Das gestattete mir – unvorhergesehener weise – ein paar ruhige Gespräche mit Lord Linlithgow über die gegenwärtige Situation. Am Abend gegen zehn Uhr pflegte Sir Stafford Cripps aus seiner weissen Villa im Palais zu erscheinen, um mit dem Herrn des Hauses die letzten Verhandlungen mit den indischen Führern zu besprechen. Lord Linlithgows Gäste konnten vom Garten aus, wo man im Freien diniert hatte, die beiden Männer im Arbeitszimmer des Vizekönigs unter einer breiten Lampe arbeiten sehen, aber nicht hören.

Es wurde mir mitgeteilt, dass für mich ein Platz in einem Flugzeug bereit sei, das von Gwalior nach Westen abging. Ich besuchte General Wavell, um mich von ihm zu verabschieden. Er war in sichtlich gehobener Stimmung aus Burma zurückgekehrt. Die Dschungelfahrt hatte ihm sehr gut getan: er sah wieder ausgezeichnet aus. Auch hatte ihn die Reise von der politischen Wirrnis abgelenkt, der er nicht abzuhelpen vermochte, und er konnte sich wieder ausschliesslich mit militärischen Dingen befassen. Als ich ihm sagte, dass ich im Begriffe sei, abzureisen, fragte er ganz elektrisiert: «Würden Sie einen Brief für meine Tochter Pamela nach Kairo mitnehmen?» Und schon war er verschwunden, um ihn zu schreiben. Luftmarschall Sir Richard Peirse, dessen Vokabular hauptsächlich aus vier Worten bestanden hatte: «Ich brauche mehr Flugzeuge», begann nun langsam seinen Text zu ändern und zu sagen: «Ich *habe* mehr Flugzeuge.» Seine letzte ermutigende Bemerkung in meiner Gegenwart klang sehr erfreulich: «Gebt mir nur sechs Wochen Zeit – dann können die Japaner sich auf einen schönen Empfang gefasst machen, falls sie es wirk-

lich wagen sollten, Indien anzugreifen.» Nach den Monaten der Hilflosigkeit, die auf den Verlust des «Prince of Wales» und des «Repulse» und auf den Fall von Hongkong und Singapur gefolgt waren, erholte sich Grossbritannien langsam von diesen harten Schlägen und machte sich bereit, sie zu parieren. Falls Mr. Gandhi die Vorschläge des britischen Kriegskabinetts tatsächlich «einen ungedeckten Scheck auf eine verkrachte Bank» genannt hatte, dann war er, «gelinde gesagt», im Irrtum: die britische Bank krachte *nicht*.

Es war am 4. April 1942. Vor fünf Monaten hatte ich die Vereinigten Staaten mitten im Frieden verlassen. Nun flog ich die gleiche Strecke über den Nahen Osten und Afrika, nur eben in entgegengesetzter Richtung nach New York zurück. In diesen fünf Monaten hatte Amerika sich weit rascher bewegt als ich, und geographisch hatte es mich eingeholt. Als das Wasserflugzeug der «British Airways» zum erstenmal «irgendwo in Indien» niederging, um über Nacht zu rasten, fragte mich der dortige englische Konsul sofort: «Wollen Sie sich heute abend die Vorstellung ansehen? Wir gehen alle hin. Die englischen und amerikanischen Soldaten veranstalten sie gemeinsam.» Und er fügte hinzu: «Ja, Sie wussten das noch gar nicht! Die Stadt ist voll von amerikanischen Soldaten. Augenblicklich sind ihrer einige Tausend da, aber es werden noch viele erwartet.»

Wir gingen in die Vorstellung. Auf der Bühne erzählten englische Tommies Cockney-Witze, während junge Amerikaner sangen, Ukulele spielten und ausgelassene Harlemer Tänze aufführten. Sie waren wie kecke, von Leben überschäumende Kinder, die man plötzlich auf die ganze Welt losgelassen hatte. Als ich sie ansah, hatte ich mit einemmal die Augen voll Tränen. Sie erinnerten mich mit ihren hinreissenden Liedern und amerikanischen Uniformen an die «Yankees» meiner Jugend im Frankreich von 1917, das um sein Leben gekämpft und drei lange Jahre geblutet hatte, bis plötzlich eine gewaltige Woge neuer Hoffnung das ganze zerwühlte Land, vom kleinsten Dörfchen bis in die Schützengräben an der Front, hochgewirbelt hatte: «Les Americains sont arrives!» Was für sie gleichbedeutend war wie: «Der Krieg ist gewonnen!»

Das alles stand so lebendig und so ganz nahe vor mir: das gemeinsame Leiden und der gemeinsame Sieg, Pershing und Foch, die flatternden französischen, amerikanischen und engli-

sehen Fahnen im Wind, die Lieder... «Tipperary» ... «tili its over, over there» ... und dann die Enttäuschung. 1918 war es noch lange nicht «over, over there», und 1942 auch nicht. Der Freudenruf jedoch war der gleiche: «Die Amerikaner sind da!» Obwohl ich das alles «irgendwo in Indien» erfuhr, Tausende von Kilometern von Paris entfernt, und obzwar Frankreich zusammengesunken war, bedeuteten die gleichen Worte doch noch immer das gleiche: Deutschland wird wieder geschlagen werden und Frankreich wird nicht untergehen!

Noch eine Etappe weiter in unserem fliegenden Schiff! Diesmal war es Basra im Irak. Hier wurde ich von meinen treuen Freunden erwartet: den Mac Phersons und einem jungen Techniker namens Bothworth Monck, der hart daran arbeitete, Flugzeuge und Lastautos über den Persischen Golf nach Russland zu schaffen. Um drei Uhr früh (mein Flugzeug ging um vier Uhr ab) schilderte mir Monck noch immer die Fortschritte, die das Transportsystem der Kriegslieferungen seit meiner ersten Anwesenheit im Irak gemacht hatte. Wieder waren die zwei Worte, die ich am häufigsten von ihm hörte . . . «die Amerikaner». Weil amerikanische Fabriken in Kalifornien, Kansas und Michigan Überzeit arbeiteten, weil amerikanische Frachtdampfer unermüdlich zwischen Brooklyn und dem Nahen Osten unterwegs waren, bekam Russland endlich von seinen Verbündeten bedeutende Mengen Kriegsmaterial. Der Kommentar zu den Lieferungen lautete nicht mehr: «Zu wenig und zu spät», sondern «Nicht genug, aber zur rechten Zeit». Es wurde von allen Seiten darauf hingearbeitet, dass es bald heißen konnte: «Genug und zur rechten Zeit.»

Noch ein Flugtag, dann eine achttägige Atempause in Kairo. Ägypten unter der neuen wafdistischen Regierung Nahas Paschas. Ägypten und die jungen sonngebräunten englischen Urlauber, die viele Monate in der westlichen Wüste Sand gekaut hatten. Ägypten mit seinen Australiern, Schotten, Indern, Südafrikanern, Griechen, Freien Franzosen . . . mit allen den Männern, die seit 1939, obwohl sie ständig an Flugzeugen, Kanonen, Tanks, Uniformen, Schuhen, Gewehren und Munition knapp gewesen waren, den Krieg doch durchgehalten hatten. Ägypten ohne die Flugzeuge, die an die RAF. in den Nahen Osten abkommandiert worden waren, um die Lücken im Fernen Osten aufzufüllen.

Der Kommandant der Freien Franzosen, Corniglion Molinier (jetzt Oberstleutnant), sagte zu mir: «Meine ‚Lorraine‘ -

Gruppe hat ihre Blenheim-Bomber verloren. Sie sind nach Indien gegangen. Weiss Gott, wann ich wieder Flugzeuge bekommen werde!» Ich besuchte mit Molinier ein anderes Geschwader, die «Alsace», das auf einem sandigen Flugplatz 80 Kilometer von Kairo entfernt untergebracht war. Die Piloten und die Bodenmannschaft sollten am nächsten Morgen früh mit sieben uralten Hurricanes nach Libyen abgehen. Ein Hauptmann aus dem Eisass, der gerade seine Feldflasche füllte, bemerkte leichthin: «Wir finden nichts dabei getötet zu werden. Aber in solchen alten Scherben umzukommen, erscheint mir sinnlos.»

Wie lange sollten wir noch überall – von England bis China und Neuguinea junge Leute mit gespanntem, verständnisvollem Lächeln und zum Tode bereit in diese veralteten Flugzeuge steigen sehen, die längst zum alten Eisen gehörten? Vielleicht nur noch kurze Zeit, jetzt wo Detroit und Birmingham, Seattle und Glasgow einander in die Hände arbeiteten. Der Sieg war nicht in Sicht und der kommende Frühling voll drohender Gefahren. Trotzdem hatte der Kampf einen ganz anderen Charakter bekommen. Er sollte nicht mehr ausschliesslich ein Abwehrkampf sein. Von nun an durften die Alliierten sich schon etwas Besseres leisten als blosses Halten der Fronten in allen Weltteilen. Die jungen Kämpfer der Verbündeten Nationen sollten endlich die Waffen erhalten, die sie unbesiegbar machen mussten.

Meine Freunde auf der britischen Gesandtschaft in Kairo berichteten mir: «Wir haben mit den Amerikanern gesprochen. Sie bekommen einen Platz in einem Douglas.» Wieder die Amerikaner. Die «Pan American Airways» spannten nun ihr Netz über ganz Afrika. Als wir in Khartum landeten, hätte ich den Flugplatz beinahe nicht wiedererkannt. In der glühenden Wüste war hier ein Mittelding zwischen dem La Guardia-Flugfeld in New York und einem amerikanischen Sommer-Camp entstanden. Die Passagiere die nach Indien, Abessinien oder der atlantischen Küste unterwegs waren, konnten hier übernachten und eine richtige in Chicago und Kalifornien in Dosen gefüllte Mahlzeit einnehmen. Wir stellten uns der Reihe nach an, um unsere Flugkarten von flotten uniformierten Beamten der «Pan-American» durchlochen zu lassen: «Hier herein bitte . . . hier herein» . . . sagten sie, ganz als wären wir Touristen aus der Provinz, die Radio-City oder irgend ein anderes New Yorker Wunder besichtigen wollten.

Seit meiner letzten Anwesenheit im Winter hatte sich alles geändert. Weil Amerika in den Krieg eingetreten war, konnte ich jetzt im Sudan Bier aus Milwaukee bekommen und in Nigeria jenes Hackfleisch essen, j[^]das die Amerikaner «Hamburgers» zu nennen pflegen. Die «Pan American Airways» und die U. S. Army ignorierten prinzipiell die tropische Küche und die afrikanischen Sitten. Nur keine exotischen Speisen . . . Die Yanks wollten alles genau so haben, wie zu Hause in Nebraska, Iowa, Louisiana, in Brooklyn oder in San Francisco.

Amerikanische Dynamik! Seit Jahrzehnten hatten die geduldigen Engländer Afrika still und bescheiden kolonisiert und zivilisiert. Seit die Amerikaner da waren, befand sich der Schwarze Erdteil in einem ständigen Wirbel. Afrika hatte sich einen Yankeegurt umgeschnallt: die ganze Strecke von der Goldküste nach Ägypten entlang bauten Amerikaner Flugplätze, stellten baufertige Häuser zusammen, bohrten Brunnen, räumten mit dem dichtesten Buschwerk auf, installierten Radiostationen und Flak-Kanonen, fluchten dabei über die Mücken und sangen Broadwayschlager dazu. Die faulen Neger verkauften Schlangenhäute und hängten sie den amerikanischen Passagieren an, die aus den Transportflugzeugen ausstiegen, um auf dem staubigen Flugplatz ein wenig Bewegung zu machen, während Douglas und Kampfflugzeuge über ihnen am Himmel knatterten und grollten. Welch ein Verkehr! Einer unserer Mitreisenden, L. C. Reynolds (Juan Trippes rechte Hand), bemerkte plötzlich, dass sein Gepäck irrtümlich in Khartum zurückgeblieben war. Als wir in Nigeria ankamen, hatte der Handkoffer uns bereits eingeholt: der nächste Douglas hatte ihn mitgebracht – nicht anders als zwischen Miami und Atlanta.

Auch die amerikanischen Flugzeuge hatten sich sehr geändert. Im November – damals war noch Frieden in den Vereinigten Staaten – waren die Transportflugzeuge der PAA. in Afrika erschreckend bequem und schwer gewesen: voll von Polsterfauteuils, Teppichen, Vorhängen, Aschenbechern, Nahrungsmitteln, Getränken und Papiersäcken für seekranke Leute. Und jetzt – kaum fünf Monate später – war das alles verschwunden, genau so wie bei den englischen und russischen Flugzeugen – um sie rascher und leichter zu machen und um Benzin zu sparen. Ich sass auf einer Metallbank mit dem Rücken zum Fenster, einen Riemen umgeschnallt, der mich vor dem Abrutschen von dem glatten Sitz bewahrte. Keine Kissen,

keine Vorhänge, kein Plätzchen mehr, um den Kopf anzulehnen – und keine Papiersäcke. Vielleicht ging man von dem Gedanken aus, dass solange der Krieg nicht gewonnen sei, niemand das Recht habe, müde oder krank zu sein. So stolz ich darauf war, diese Route bereits geflogen und ein richtiger Habitué zu sein, konnte ich doch auf niemanden damit Eindruck machen. Die meisten Passagiere waren Transport-Piloten, die diesen Weg schon ein Dutzendmal hin und her zurückgelegt hatten. Die Piloten hatten für meine Geschichten nicht das geringste Interesse, sie schauten nicht einmal aus dem Fenster, sondern lasen ruhig ihre Detektivromane. Ausser ihnen flog noch Mr. Reynolds mit, dann eine couragierte junge Amerikanerin, Cynthia Toulmin, die in der Wüste Ambulanzen der Freien Franzosen chauffiert hatte, und drei junge Engländer, die nach einem Jahr schwerer Luftkämpfe über Malta zum erstenmal nach Hause fuhren.

Was ging vor? Warum wurde es plötzlich so finster? Nichts, nur eine Wolke. Ich hatte seit China keine Wolke gesehen. Ich hatte gar nicht mehr gewusst wie eine Wolke aussieht. Nun kreisten wir über Lagos. Hier sollte ich drei Tage auf einen Clipper warten – und meinen Freund, den inspizierenden General der englischen Truppen in Westafrika, W. H. A. Bishop, Wiedersehen. Was hatte er nach all diesen Monaten zu sagen? Folgendes:

«Wir bereiten eine gute Armee auf den Tropenkrieg vor. Ich war ein wenig knapp an Offizieren, aber ich habe mir einige von den Polen ausgeborgt. Sie machen sich recht gut. Stellen Sie sich nur vor: polnische Offiziere, die aus Schottland kommen, um Negertruppen zu befehligen . . . Wir arbeiten auch mit den Freien Franzosen in Äquatorialafrika und im Tschad zusammen. Ihr General Ledere und Ihr General Sic6 sind hervorragend. Wir haben sie sehr gern. Das ganz grosse Ereignis aber ist selbstverständlich die Arbeit, welche die Amerikaner auf diesem Stück Erde leisten. Was sie zustande bringen, ist wirklich grossartig und das Tempo einfach unglaublich. Unserem Standard nach ist ihre «Technik» natürlich etwas «kostspielig». Wenn sie eine bestimmte Arbeit durchzuführen haben, verwenden sie hundert geübte weisse Arbeiter, die sie eigens aus den Staaten kommen lassen und hundert eingeborene Neger, statt der zehn Engländer und 200 Neger, die wir verwenden würden. Ausserdem bringen die Amerikaner alles von drüben

mit: sie bauen zum Beispiel nur halbfertige Häuser und Baracken auf, die ungeheuer viel Schiffsraum beanspruchen, während wir unsere Häuser hier langsam aus dem im Lande vorhandenen Material errichten müssen. Unsere Möglichkeiten sind verschieden, unsere Art, eine Sache anzupacken, ist ganz anders – aber die Arbeit wird gemacht, und zwar gut.»

Der Clipper, gegen den wir unseren Douglas eingetauscht hatten, setzte uns «irgendwo in Liberia» ab. In einer grossen Lichtung, mitten unter Mango und Manyanbäumen und zwischen Baumwolisträuchern bauten die Amerikaner einen Flugplatz. Den Brunnen hatten sie bereits gebohrt. Auch ein lärmender Zementmischbottich war in Betrieb und liberische Neger hatten sich mit dem Gedanken an geregelte Arbeit zu geregelten Stunden ab finden gelernt. Fünf Schiffsladungen mit Material aus den Vereinigten Staaten nahmen die Formen von Lagerschuppen, Häusern, Küchen und einer Radiostation an. Elektrizität gab es noch keine, aber ein Generator wurde bereits installiert. Dreizehn leere Kühlschränke warteten auf den nötigen Strom, Dutzende Kisten mit Bier auf die Kühlschränke und alle Amerikaner auf Bier. Einer der Ingenieure zeigte mir die ganze Anlage, während unser Clipper tankte. Unterwegs machte er mich auf ein kleines gelbes Reptil aufmerksam, einen Iguan, den ein Neger im Dschungel gefangen hatte. Und bevor wir abflogen, übergab er mir ein ganz unverhofftes Geschenk: eine Nummer der «New York Herald Tribune», die nur fünf Tage alt war. Eine amerikanische Zeitung – meine Zeitung – nachdem ich wochenlang nichts anderes gelesen hatte als hie und da die «Nigeria-Daily Times» oder den «Progres Egyptien». Herrlich! «Das ist eine gute Seite von Liberia», sagte einer der PAA.-Jungens, «wir sind nur drei Flugtage von den Staaten entfernt, und es kommen ständig Clipper durch.» Worauf einer meiner Reisegeossen bemerkte: «Ja, die Welt ist sehr klein geworden.»

Klein? . . . Wer hat «klein» gesagt? Wozu dieses lächerliche ewige Klischee? Die Welt w*ar ungeheuer gross und ungeheuer abwechslungsreich. Gewiss ein paar Tausend Leute konnten in einer Woche von Miami nach Indien fliegen. Gewiss, einige Millionen Soldaten wurden gerade jetzt an entfernte Fronten verschifft – und sehr bald sollten schwere Bomber von Stützpunkten in Europa Zerstörung und Elend auf jedes Dorf und jede Stadt der Welt schleudern können. Aber auch

das bedeutet noch lange nicht, dass die Welt klein ist. Die Millionen und Abermillionen von Durchschnittsmenschen, ob ihre Haut nun weiss ist oder gelb oder schwarz, reisen nicht per Clipper. Die Nationen rühren sich nicht von der Stelle. Ein indischer Bauer, der nicht lesen und schreiben kann, weiss noch immer nicht wie ein Bauernhaus in Iowa aussieht. Er weiss nicht einmal, dass Amerika existiert.

Ich hatte unterwegs barfüssige Männer kennengelernt, die noch nie Schnee oder einen Berg gesehen hatten und andere, die noch nie am Meer gewesen waren. Auf der einen Seite der Erdkugel hatte ich die ehrwürdigen Worte «Christentum» und «Demokratie» gehört. Und auf der andern hatte ich von weitem goldene Götzen in Tempeln gesehen, die ich nie betreten durfte. Selbst das geläufige Wort «Freiheit», das unter allen Breitegraden geschrien oder geflüstert wurde, hatte nicht überall die gleiche Bedeutung. Die Freiheit der Chinesen, die Freiheit der Russen war in keiner Weise mit der Freiheit der Engländer oder der Amerikaner zu vergleichen. Nein, die Welt war nicht klein – selbst nicht für jene, die in rasendem Tempo reisten. Ein amerikanischer Pilot aus Illinois, den ich in Burma getroffen hatte, ein Junge, der gewohnt war 300 Meilen in der Stunde zurückzulegen, fragte mich einen Abend lang über das Leben in der UdSSR, aus. Für ihn war Russland ein geheimnisvolles, unbekanntes Land.

Wir kehrten vom Ufer zu unserem reglos verankerten Wasserflugzeug zurück. Bei Sonnenuntergang sollten wir Liberia verlassen: Richtung Brasilien. Nun flog ein Holländer mit, ein Pilot der «Fliegenden Tiger» und vier Franzosen (darunter der Generalmajor Sice, der Oberste Kommissar von Äquatorialafrika). Wir hatten die Engländer in Lagos zurückgelassen und noch mehr Amerikaner mitgenommen. Während alle diese Leute in Zeitschriften blätterten oder Karten spielten, las ich meine «Herald Tribune» von der ersten bis zur letzten Zeile, das Frauenblatt und die Kinoprogramme inbegriffen.

Ich musste mich wieder über amerikanische Dinge auf dem laufenden halten. Und ich musste das Wort «Alliierte», das in jedem Artikel und im Kabel jedes Berichterstatters vorkam, mit dem groben, unretuschierten Bilde vergleichen, das ich nach dieser 70'000-Kilometer-Reise im Gedächtnis behalten hatte. Ich mochte mich noch so sehr bemühen, ich konnte beim besten Willen – wenigstens augenblicklich – das Wort «Alliierte» noch nicht als den Tatsachen entsprechend hinneh-

men. Was ich gesehen hatte, war eine Verbindung grundverschiedener Völker – verschieden was Rasse, Farbe, Religion, politisches Regime, Lebensstandard, Reichtum, Zivilisation betraf – die im gleichen Weltkrieg gegen die gleichen Feinde Seite an Seite kämpften, aber nicht «zusammen». Das Britische Imperium, die amerikanische Demokratie, die chinesische Regierung, das kommunistische Russland und ihre Verbündeten hatten noch einen weiten Weg vor sich, bevor sie es zu einer wirklichen Zusammenarbeit brachten, einem echten Verständnis ohne Neid und gegenseitiges Misstrauen.

Wir alle wollten den Krieg gewinnen – aber wir fanden den Sieg manchmal noch zu kostspielig – und überlegten, ob nicht vielleicht der Nachbar die Kosten tragen könnte. Wir alle wollten den Krieg gewinnen – aber wir kämpften noch nicht Schulter an Schulter wie echte Kriegskameraden. Wir hatten einander noch nicht Treue geschworen: in Sieg und Niederlage, im Frieden und im Krieg. Wir alle gingen den gleichen Weg – aber nicht im gleichen Schritt und Tritt, und jeder von uns sang sein eigenes Marschlied.

Wie hätte es auch anders sein können? Seit vielen, vielen Jahren hatte nichts – nicht einmal die fürchterliche Gefahr, welche die sogenannten «verbündeten» Nationen bedrohte, sie dazu zu bringen vermocht, zu gegebener Zeit vernünftige Beschlüsse über gemeinsame Abwehrmassnahmen zu fassen. Nur ihrem Egoismus und ihrer Uneinigkeit in der Vergangenheit hatten die «Verbündeten» es zu verdanken, dass sie nun einen Kampf auf Leben und Tod führen und dass ihre Soldaten auf allen Schlachtfeldern sterben mussten. Die Verbündeten zahlten jetzt nur den gerechten Preis für diesen Egoismus und diese Uneinigkeit. Aber der Preis war so hoch, das Leiden so schwer und die Zerstörung so fürchterlich, dass diesmal – vielleicht – doch alle gelernt haben werden, sich zu vertragen. Die Menschen wurden nicht etwa besser dadurch, aber sie bekamen Angst und schämten sich ihrer Fehler. Voneinander so weit getrennt, ahnten die Verbündeten Völker, dass ein Zusammenbruch ihres Bundes ihre Götterdämmerung bedeuten würde – und neue Kriege.

Die Männer in der Kampflinie wussten das auch. Genau wie ihre Landsleute im Zivilleben hatten auch sie ihre Eifersüchteleien und ihre Streitigkeiten. Auch sie liessen sich hie und da gehen und zogen verärgert über ihre Verbündeten los. (In dem Flugzeug in dem ich gerade sass, hatte sich eben ein

Amerikaner abfällig über die Engländer «diese schäbigen Vettern der Amerikaner» geäußert.) Und doch war ich noch keinem einzigen Manne begegnet, der an unserer Seite kämpfte – ob in Libyen, Burma, China, ja selbst in Russland – der es gewagt hätte, an eine Zukunft auch nur zu denken, in der seine eigene Nation wieder so schwach und hilflos allein stehen könnte wie vor dem Krieg.

Ich konnte nun auf meine Reise «durch den Krieg» zurückblicken – eine Reise, die lange vor dieser Berichterstattung begonnen hatte und nach ihr nicht zu Ende war. Ich hatte sie bereits im Jahre 1940 angetreten, in jener Montagnacht am 11. Juni, als ich mein Haus in Paris verließ, bevor die Nazis einmarschierten. Und seither hatte das ganze Drama des Krieges sich vor mir und um mich herum abgespielt. Ich war einer der Millionen von Flüchtlingen gewesen, die der Feind auf den Strassen Frankreichs vor sich her gejagt hatte – eines Frankreich, das ob seiner eigenen Niederlage völlig kopflos geworden und bereits von dem Manne missbraucht worden war, der es verraten sollte. Damals in London, während die explodierenden deutschen Bomben die ehrwürdigen alten Häuser erschütterten, während helle Flammen und Gebirge von Rauch zum Himmel stiegen, hatte ich England über sich hinauswachsen und über Nacht den höchsten Gipfel kollektiven Heldenmutes erklimmen sehen. Hier und damals verdichtete sich der Kern der Verbündeten Nationen in den Personen Churchills und Sikorskis, der Königin Wilhelmine, De Gaulles, Beneschs und der Männer der Dominions – in all diesen tollkühnen, waffenlosen Helden, die dem triumphierenden Hitler zu trotzen gewagt hatten.

Auf meiner Reise hatte ich dieses Bündnis ungeheuer vertieft und erweitert gefunden und hatte gesehen, wie es auf allen Fronten quäl- und mühevoll vordrang und jenem Siege immer näher kam, an dem viele von uns nie gezweifelt hatten. In Libyen, Russland, Burma und China war ich Soldaten aller Nationalitäten begegnet, die vielleicht gestern noch ausschliesslich an ihre kleinlichen Sonderinteressen gedacht hatten und die nun alle bereit waren, ihr Fleisch von Schrapnells zerreißen oder in brennenden Tanks verkohlen zu lassen, nur um dem Feind 50 Meter Sumpf oder Wüste zu entreissen. Ich hatte sogar Männer kennengelernt, die einander bisher gehasst hatten, wie die Russen und die Polen, und die nun den alten Groll zurückdrängten, um den gemeinsamen Feind zu schlagen. In

dem gigantischen Ringen gegen die Tyrannei der Achse schien der Vorrat an Kühnheit und Standhaftigkeit auf unserer Seite unerschöpflich zu sein.

Warum wurde dann in diesem Clipper, der mich von den Schlachtfeldern heimwärts trug mein Herz plötzlich so schwer? Warum? Ich glaube nur deshalb, weil ich mir angstvoll bewusst wurde, dieser Soldaten niemals würdig werden zu können. Ich begann die Grösse der Aufgabe zu erfassen, die uns Vorbehalten geblieben ist – uns, die wir nicht an der Front waren und die wir unser Leben nicht einzusetzen vermochten – uns, den Millionen und Abermillionen Zivilisten der Verbündeten Nationen. Führten wir unseren eigenen Krieg mit dem Mute des Soldaten, der uns mit seinen Waffen und mit seinem Leibe beschützte? Der Kampf im Hinterland bestand nicht nur in der grossen Aufgabe, in den Fabriken Waffen zu schmieden, auf den Feldern Korn zu bauen, Kriegsanleihen zu zeichnen, sich mit rationierten Lebensmitteln zu begnügen, Halstücher und Wolljacken zu stricken und Mullbinden zu wickeln.

Die öffentliche Meinung führt den Krieg. Die Staatsmänner, die Diplomaten und die Regierungen führen ihn. Um die Achse zu besiegen, genügt es nicht, Schlachten zu gewinnen und Millionen von Menschen zu töten. Wir mussten auch Ideen ersticken, die keine Landesgrenzen kannten und ansteckend waren wie Seuchen. Wurde der Nationalsozialismus und die ungeahnten Ungeheuerlichkeiten die ihn begleiteten überall auf verbündetem Gebiet mit der gleichen Entschlossenheit bekämpft, mit der unsere Soldaten auf die Nazibataillone losstürmten? Waren unsere eigenen demokratischen Überzeugungen leidenschaftlich ehrlich, selbstlos und draufgängerisch genug, um schliesslich selbst unsere besiegten Feinde davon zu überzeugen, dass wir wohl imstande seien, die totalitären Systeme durch bessere zu ersetzen, durch etwas, was sich behauptet und Früchte trägt – nicht einfach durch ein Vakuum in einer politischen Welt des Laisser-faire? *Hatten wir Ideale – oder waren wir nur phantasielose Urenkel von Männern, die Ideale gehabt hatten?* Befestigten wir augenblicklich unser materiell so starkes und politisch so schwaches Bündnis, jetzt wo es noch Zeit war und während die Alliierten – zynisch gesprochen – durch die zwingende Notwendigkeit gemeinsamen Kampfes zusammengehalten wurden? Waren wir im Begriff, einen brauchbaren, stichhaltigen Plan für eine neue Welt auszuarbeiten, der wenigstens zum Teil den Hunger

von 1'500 Millionen Menschen nach Freiheit, Sicherheit und Brot zu stillen vermochte?

Das alles wusste ich nicht. Und dann, wer war ich denn, um «wir» sagen zu dürfen, wenn von den Alliierten die Rede war? Wir die *Franzosen* waren noch lange nicht so weit. Wir mussten unseren eigenen Kampf von ganz unten beginnen. Wir mussten bei der Niederlage und bei der Invasion, bei Streit und Verrat und tiefster Demütigung anfangen. Um uns einen Platz im Lager der Alliierten zu sichern, mussten wir erst unter uns «alliiert» sein und *eine* verbündete Nation werden.

Eben weil diese innere Spaltung und äussere Isoliertheit mein Land beinahe zerstört hatten, konnte ich auf der Rückfahrt von unseren Kriegsgebieten den Gedanken nicht los werden, dass wir den Krieg wohl gewinnen würden, aber ausserhalb der Schlachtfelder unseren grossen Bund nicht in die Tat umzusetzen vermochten. Wie gerne hätte ich einige meiner chinesischen Freunde in das verjüngte England mitgenommen oder einige Amerikaner, die mir gerade einfielen, in den russischen Schnee (und umgekehrt einige Russen nach USA.), damit sie sich eines schönen Tages sagen mussten: «Das ist ein grosses Volk!» Der grösste Nutzen, den ich aus meiner Reise gezogen hatte, war, dass sie mich die grundlegenden Verschiedenheiten verstehen gelehrt hatte, die zwischen den mächtigen Verbündeten Amerika, Grossbritannien, China und Russland bestehen. Ich hatte gelernt, dass nur ein tiefes Verständnis dieser Verschiedenheiten schliesslich zu einer engen und ehrlichen Verbindung zwischen Nationen führen konnte, deren nationale Eigenheiten nicht aus der Welt zu schaffen waren. Selbst ihre Art zu kämpfen war nicht die gleiche – denn Völker in Gefahr rufen alles zu Hilfe, was tief in ihnen verborgen liegt: ihren Charakter, ihren Reichtum, ihre Philosophie und auch ihre Laster und Vorurteile. Um die Achse zu schlagen griff jede der verbündeten Nationen ausser zu ihren Waffen zu allem, was sie im Augenblick stark zu machen vermochte. England rief seinen Imperialismus zu Hilfe, Russland den Kommunismus, China die Arbeit unzähliger Kulis, während Amerika seinen Soldaten – ebenso wie seiner Zivilbevölkerung – einen Lebens- und Rüstungsstandard sicherte, wie keiner seiner Verbündeten ihn kannte.

Obzwar man nicht in die Zukunft schauen konnte, so vermochte man doch jetzt schon zu sehen, dass der Friede, wenn er einmal da war, ein Kompromiss zwischen mächtigen Kräften

werden musste, die niemals gleichartig sein konnten. Der Krieg lehrte uns wieder einmal, dass der Patriotismus eine der stärksten Antriebskräfte ist. Wenn man auch nur auf die winzigste Erfolgsmöglichkeit Anspruch machen wollte, dann musste eine weltumspannende Organisation, die aus dem jetzigen Bündnis hervorging, diesen vielköpfigen und höchstgesteigerten Patriotismus zum Nutzen aller Länder sich auswirken lassen . . . statt zu versuchen, die Nationalismen zu entmutigen und auszumerzen, was ein unmögliches Beginnen bedeuten würde. Die Demokratien mussten lernen, den Patriotismus in den Dienst von Unternehmungen – wie zum Beispiel einer internationalen Polizei – zu stellen oder einer Verwaltung, welche die Volkswirtschaft aller Länder unter einen Hut brachte. Es war Zeit, dass die Demokratien sich darüber klar wurden, dass der Patriotismus, dieses einzige Gefühl, das stark genug war, Menschen bis zur Hingabe ihres Lebens zu begeistern, in Kriegszeiten nicht bis zum äussersten angefacht werden durfte, wenn man ihn im Frieden sofort wieder einzukämpfen oder gar heuchlerisch zu verschmähen gedachte. Ein Pole, der heute für Polen zu sterben bereit war, wollte auch, wenn der Tod ihn nicht ereilte, für Polen *leben* – und nicht für irgend ein namenloses Etwas. Immerhin bewies ihm dieser Krieg zur Genüge, dass sein Land isoliert nicht zu bestehen vermochte. Von einem Zurückgreifen auf ein zersplittertes, blindes, faules und von Schreck gelähmtes Europa 1930-40 konnte keine Rede sein.

Keiner, *keiner* der Männer, denen ich auf den Schlachtfeldern begegnet war, wollte das Alte wiederhaben. Der Krieg ist etwas Furchtbares, aber er hat unleugbar auch gute Seiten. In dem Kampf auf Leben und Tod wurde eine neue Menschengeneration geschmiedet. Diese aus der schweren Prüfung besser und stärker hervorgegangenen Menschen fanden jenseits des Pulverdampfes die Hoffnung wieder. Sie hatten gelernt, dass eine Nation sich ihren Friedensverpflichtungen ebenso wenig entziehen kann, wie sie im Krieg aus der Schlacht desertieren darf, und dass Reichtum nur wenig bedeutete, aber Hunger sehr viel, und dass die Freiheit der grössten Opfer wert ist. Ja, die Vergangenheit ist endgültig tot für jene Menschen, die mit ihrem Blute die Fehler ihrer Staatsmänner bezahlten, für die sie selbst einst gestimmt hatten. Die Engländer wollten gewiss nicht Chamberlains England wiederhaben und die Franzosen nicht jenes verrottete Frankreich, das vor den deutschen Männern aus Stahl zusammengebrochen war. So stolz die Russen

und die Chinesen auch auf einige ihrer Vorkriegserrungenschaften sein mochten, mussten sie zugeben, dass sie kaum erst begonnen hatten, ihre ungeheuren Länder aufzubauen – und die Inder fühlten, dass sie damit noch gar nicht begonnen hatten. Seltsamerweise waren die amerikanischen Soldaten die einzigen, die gesagt hatten: «Ich will das wieder haben, was ich hatte.» Das kam vielleicht daher, dass ihr Vorkriegsleben im Vergleich zu dem ihrer Bundesgenossen ein wirklich gutes Leben *war*. (Allerdings hatten auch sie die Überzeugung gewonnen, dass Amerika sich eine politische Isolation nie wieder leisten konnte.)

Es wäre gut, uns klar zu machen, dass nach beendetem Krieg, wenn die Kanonen schon längst schweigen werden, der Kampf um die Weltkooperation weiter gehen und noch andauern wird, wenn wir längst selbst nicht mehr da sein werden. In diesem Krieg dürfte es kaum einen vollkommenen Sieg geben und wir müssen nur darauf achten, dass er mit keiner allzu zerschmetternden Niederlage endet. Und dann werden wir schön bescheiden gleich zu Beginn bei dem anfangen, was alle Alliierten mit gleicher Intensität ersehnen – so verschieden sie auch sonst sein mögen: bei der *Sicherheit*. Sie ist ein gemeinsamer Nenner und ein solider Unterbau. Von diesem Punkte ausgehend, werden die Alliierten sich nach und nach einen Weg zu anderen Kooperationen bahnen können, erst unter sich, dann mit ihren gewesenen, inzwischen mehr oder weniger gewandelten Feinden. Aber welcher Ausdauer wird es bedürfen, um diese ungeheure Aufgabe zu bewältigen und welcher Strenge gegen sich selbst!

Die Amerikaner, die abwechselnd von Wogen des Idealismus und von grausam realistischen Wellen hin- und hergerissen wurden, hatten im Jahre 1918 versucht, in die Angelegenheiten der Welt Ordnung zu bringen. Sie verloren jegliches Interesse an dieser Aufgabe, als sie nach einigen *Monaten* merkten, dass das nicht eins, zwei, drei zu machen war. «Lassen wir das Ganze sein», sagten sie, «was geht es uns schliesslich an?» Und durch ihren Austritt aus dem Völkerbund sterilisierten sie sämtliche Bemühungen um eine Organisation der Welt und trugen indirekt die Schuld am Tode von Millionen Menschen, die im jetzigen Krieg gefallen und gestorben sind. Amerika muss jetzt auf bittere Art erfahren, dass es erstens nicht unfehlbar ist und zweitens, dass es die Welt genau so braucht wie die Welt Amerika.

Unser Clipper flog jetzt über das Meer der sinkenden Sonne nach. Unter uns breitete sich der von feindlichen U-Booten verpestete Atlantische Ozean. Auch ein Schlachtfeld, von dem der Ausgang aller augenblicklichen Kämpfe abhing: in Libyen, ebenso wie in Russland und China. Und diese ungeheure Wasserfläche bezeichnete auch eine der wichtigsten Grenzen der Welt: die Grenze, die das unberührte Amerika von allen andern Ländern trennte, die auf ihrem Boden und in ihrem Fleische alle Greuel des Krieges kennengelernt hatten. An der Ostküste des Atlantischen Ozeans lagen Europa, Afrika und Asien, jene Gebiete, auf denen das Nicht-wieder-Gutzumachende wahr geworden war: die Beschiessung Londons, Alexandriens, Warschaws, Moskaus und Tschungkings, die Hinrichtung von Geissein in Frankreich, die Massenmorde in Polen und in der Tschechoslowakei, die Plünderungen und Vergewaltigungen von Hongkong und Nanking und die Hungersnot in Norwegen und Griechenland. An diesen Ufern des Atlantischen Ozeans stehen die Ruinen Tausender von Häusern, hängen in russischen Dörfern Leichen an Nazi-Galgen und patrouillieren in Deutschland Wachtposten vor dem Stacheldraht der Konzentrationslager, in denen die Juden zusammengepfercht sind, viel ärger als Vieh. An dieser Küste des Atlantischen Ozeans warteten meine Landsleute hinter Gefängnisgittern, und die Kinder Frankreichs lernten, was Hunger heisst.

Drangen diese gellenden Schreie der Empörung und des Aufruhrs über den Ozean? Konnte Amerika die Stimme all der halb verhungerten Unglücklichen vernehmen, die sich infolge der geographischen Lage ihrer Länder an der Frontlinie der deutschen Überfälle befunden hatten und dadurch die ersten Opfer geworden waren? Alle, wie sie da sind, wussten, auf welche Art totalitäre Mächte ihre Siege erfechten: nicht durch den grausamen Willen eines einzelnen Tyrannen – wie Hitler, Mussolini und Tojo – sondern durch die fanatische Zusammenarbeit von Millionen Soldaten, Tausende unbarmherziger Offiziere, die für den Krieg und nur für den Krieg gedrillt worden waren, und die ihre Überfälle einen nach dem andern kalten Blutes planten und durchführten. Die gefangenen Europäer – die vom Faschismus nicht eingesteckt waren – merkten, dass die einzige Niederlage, die solche Eroberer zur Kenntnis nehmen würden, nur auf ihrem eigenen Boden statt finden konnte und dass der einzige Friede, den sie respektieren würden, einer war, den nicht nur Verträge festlegten, sondern die Gewiss-

heit einer sofortigen, endgültigen Bestrafung der Friedensbrecher. Wir wollen uns der Worte des amerikanischen Stabchefs, des Generals C. Marshall, bedienen, der, als er von der Flagge der Vereinigten Staaten sprach, sagte, dass die Männer, Frauen und Kinder, die diesen Krieg erlebt haben, beteten, die Fahnen der Verbündeten «möchten für immer ein Symbol der Freiheit sein, aber auch ein Symbol erdrückender Stärke».

Wir landeten etwas heftig in Natal. Dann noch zweimal auf den Antillen. In wenigen Stunden konnten wir die Küste von Florida erblicken. Und noch ein paar Tage später sollte ich einiges über das neue Amerika erfahren, das nun, zu Hause, seine industrielle Macht auf ein einziges Ziel richtete: es wollte den Krieg gewinnen. Welch bewundernswerte Arbeit wurde hier geleistet! Ich erinnerte mich an Coventry und an Birmingham im Bombenregen, an die Frauen in Lumpen, die in den Dynamo-Werken in Moskau arbeiteten, an die Metallarbeiter von Tschungking, die in Dschonken aus Schanghai evakuiert worden waren. – In Detroit, in San Diego konnten nun die amerikanischen Arbeiter ihre Schicht antreten: in gut geheizten, gut beleuchteten Gebäuden mit ganzen Fensterscheiben. Die besten Werkzeuge, die es je gegeben hat, standen ihnen zur Verfügung. Am Abend konnten sie in ein Haus oder in ein Zimmer zurückkehren, das ebenfalls geheizt und beleuchtet war, wo niemand Hunger litt und die Kinder ruhig schlafen konnten. Und wenn am nächsten Morgen die amerikanischen Arbeiter in ihre Fabrik zurückkehrten, stand diese Fabrik noch an ihrem Platz und war nicht durch Luftangriffe dem Erdboden gleich gemacht.

Wahrhaftig, die Worte, die heutzutage dieses aussergewöhnliche Privileg der Sicherheit auszudrücken vermögen, sind sehr einfache Worte. Weil seine Verbündeten und seine eigenen Soldaten an fernen Küsten kämpften, war Amerika – bis jetzt – in Sicherheit. Nach dem was ich anderwärts gesehen hatte, erschien dies als unfassbares Wunder. Hier liegt der gewaltige Unterschied zwischen den Ländern der westlichen Hemisphäre und den Vereinigten Staaten. Sie mochten sich noch so sehr bemühen, sie konnten den Krieg niemals auf gleiche Weise sehen; und ebenso wie die Vereinigten Staaten tolerant und sogar bescheiden sein mussten, wenn sie mit den verwundeten Völkern Europas und Asiens zu tun hatten, mussten andererseits diese Völker wieder begreifen, dass die

Amerikaner nicht immer ihren Gesichtspunkt zu teilen vermochten, weil sie ja nicht das gleiche durchgemacht hatten.

In der Sicherheit, die Amerika sich bis jetzt bewahrt hatte, lag für alle Völker ein Grund zur Freude und zur Hoffnung: trotz seiner grossen, grossen Opfer an Menschenleben, Arbeit und Geld war doch anzunehmen, dass die Vereinigten Staaten nach Kriegsende weit besser dastehen würden als ihre Verbündeten. Während manches erschöpfte siegreiche Land eine Zeitlang zu nichts anderem fähig sein würde als zur Heilung seiner Wunden, zum Wiederaufbau seiner Häuser, zur langsamen Erholung von Hunger und Krankheiten, würde Amerika noch immer stark und gesund dastehen und in der Lage sein, sofort an dem grossen Wiederaufbau der Welt teilzunehmen. Waren die Amerikaner sich klar darüber, wie sehr wir sie brauchten? Wir alle, von London bis Australien, von Kapstadt bis Archangelsk? Ich wusste, dass viele von ihnen nicht ohne Bitterkeit glaubten, dass wir uns einfach darauf einstellten, in den Vereinigten Staaten den ewigen Weihnachtsmann zu sehen und neidisch nach seinem Reichtum schielten. Gewiss, es war eine grosse und beängstigende Verantwortung für Amerika reicher und glücklicher zu sein als alle andern. Trotzdem konnten wir Europäer und vor allem wir Franzosen in Amerika nie ausschliesslich ein Land sehen, das über unzählige Maschinen verfügt, über grosse Lebensmittelreserven, über Billionen von Dollars – und heute – auch über Millionen Soldaten. Weder vergassen, noch unterschätzten wir die Hilfe, welche Amerika unserem Volke in Form von Rüstungsmaterial und Lebensmitteln geleistet hatte und leistete. Und wir vergassen auch nicht, dass es viele von uns gastlich aufgenommen hatte. Wir wussten, dass der Mut seiner Männer in Uniform und der Weitblick seiner Heeresleitung an der Befreiung des gekreuzigten Frankreich teilnehmen würden, und aus diesem Grunde allein war es unsere Pflicht, ihm zu helfen, wo wir konnten. Trotzdem mussten wir aus vollem Halse hinausschreien, dass unsere erschütterte Welt der amerikanischen Ideale genau so bedurfte wie seiner materiellen Überlegenheit.

In den Beziehungen zwischen Völkern wie in allen menschlichen Beziehungen musste es manche Enttäuschungen geben. Die Franzosen hatten die Berechtigung gehabt, an den Vereinigten Staaten zu verzweifeln, ebenso wie allerdings auch die Vereinigten Staaten erst kürzlich reichlich Grund gehabt hatten, an Frankreich zu verzweifeln. Aber keine Enttäuschung,

wenn auch noch so bitter, konnte je so gross und anhaltend sein, uns dazu zu bringen, das Bild jenes Amerika zu verkleinern, das unsere ganze Hochachtung besass: das Bild einer auf Prinzipien aufgebauten Republik, die nach über eineinhalb Jahrhunderten nichts von ihrem Werte eingebüsst hatte. Wir brauchten heute auch nicht ein einziges Wort in dem Briefe zu ändern, den Turgot im Jahre 1778 geschrieben hatte, im Augenblick, wo das erste französische Expeditionskorps an der Westküste des Atlantischen Ozeans gelandet war, um am Befreiungskriege teilzunehmen: «Das amerikanische Volk ist die Hoffnung der menschlichen Rasse. Es kann zu ihrem Vorbild werden. Es sollte der Welt zeigen, dass die Menschen frei sein können und trotzdem friedliebend, und dass sie die Ketten nicht brauchen, mit denen Tyrannen und Narren aller Farben sie unter dem Vorwand des öffentlichen Wohles zu binden versucht haben. Diese Amerikaner können ein Vorbild politischer und religiöser Freiheit und der Freiheit des Handels und der Industrie werden. Das Asyl, das sie den Unterdrückten aller Nationen gewähren, die Wege des Heils, die sie öffnen, werden die Regierungen zwingen, sich gerecht und klarsehend zu zeigen. Die übrige Welt wird in entsprechender Zeit die leeren Illusionen durchschauen lernen, aus denen die Politik geboren ist.»

Unser Flugzeug kreiste nun über den Häusern von Miami auf denen die Sonne brütete. Das war meine fünfte Rückkehr in die Vereinigten Staaten – meine erste Reise nach New York lag weit zurück – 1921 – Jedesmal war ich tief ergriffen, wenn ich nach Amerika zurückkam und auch diesmal war es nicht anders. Für mich summt Amerika immer und ewig die Worte Walt Whitmans: «Freiheit – lass andere an dir verzweifeln – ich verzweifle nicht an dir.»

Auf die Gefahr hin, naiv zu erscheinen, musste sich jeder, der unsere Soldaten auf der ganzen Welt kämpfen gesehen hatte, fragen: «Welche Wahrheiten wollen wir um den Preis dieser Ströme von Blut beweisen? Welcher Glaube ist mir gebheben?» Die klaren, einfachen Antworten finden wir in unseren Schulbüchern. Sie stehen schwarz auf weiss in der französischen Erklärung der Menschenrechte und in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, die ihrerseits wieder von den alten englischen Freiheitsideen abgeleitet sind. Die Antworten sind durch Worte ausgedrückt, welche jedes amerikanische Kind heute auswendig lernt und welche kein Kind in

unseren versklavten europäischen Ländern zu lernen das Recht hat.

Ja, wir waren fest entschlossen, dass unsere Kämpfer nicht vergebens gestorben sein durften und dass die Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk von dieser Erde nicht mehr verschwinden darf. Wir alle glaubten in diesem Augenblick an Lincolns Worte: «Es war an uns, den Lebenden, uns hinzugeben dem unvollendeten Werk, das von den Vorkämpfern so grossherzig vorbereitet worden war.»

ENDE

INHALT

ERSTER TEIL

Afrika	9
--------------	---

ZWEITER TEIL

Der Nahe Osten	99
----------------------	----

DRITTER TEIL

Russland	151
----------------	-----

VIERTER UND FÜNFTER TEIL

Asien	341
-------------	-----

SECHSTER TEIL

Zurück nach Amerika	585
---------------------------	-----